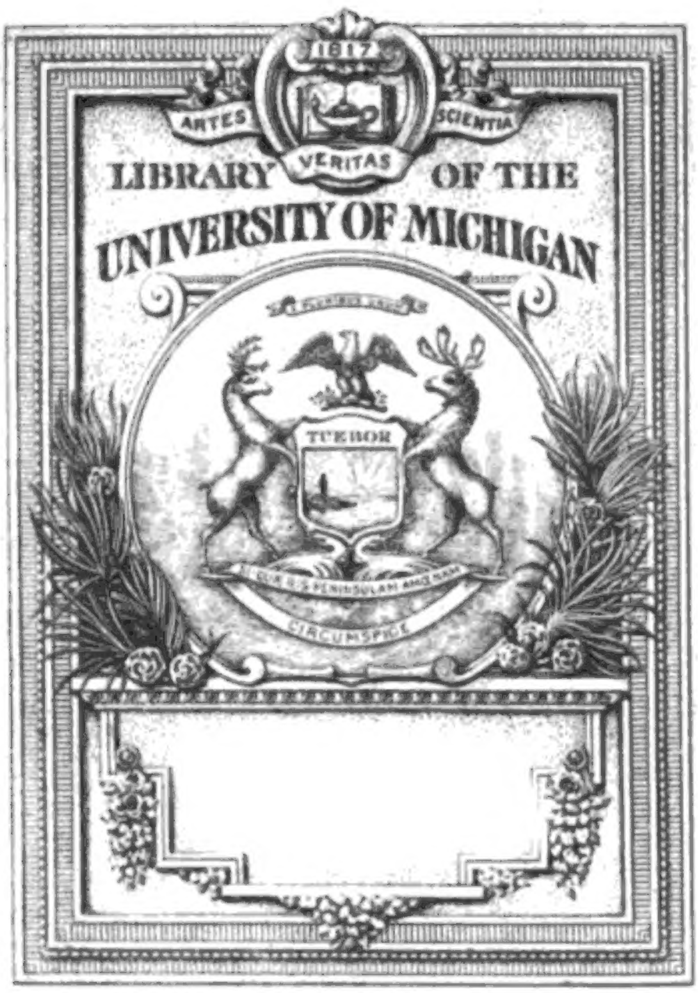
Die Zukunft


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Fünfundvierzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1903.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 3. Oktober 1903.

Bebel und Genossen.

II.*)

πλανῶντες καὶ πλανώμενοι.

Genosse Heine. Das ist der Kopf des Wurmes. So schrieb ich vor acht Tagen; und vergaß, daß in der frühesten deutschen Tragoedie des Politikers als Kopf des Wurmes nicht der Held bezeichnet wird, sondern der graue Theaterrömer Verrina. Dem ähnelt Herr Heine in keinem Zug. Eher schon dem Fiesko von Lavagna, dem sich „staatsklug" dünkelnden Weltmann mit dem schwindligen Gewissen, der sich auf selbst gebauten Luftschlössern nicht handelnd behaupten kann. „Ein schlanker, schöner Mann, stolz mit Anstand, freundlich mit Majestät": die Worte, mit denen der junge Schiller uns seinen Helden malt, würden recht gut auf den Vertreter des dritten berliner Reichstagswahlkreises passen; leider auch der Nachsatz: „höfisch-geschmeidig und eben so tückisch". Doch Fiesko oder Verrina: der blonde Mann mit dem blauen, Treue lächelnden Blick ist mir der Kopf des Wurmes, bis bewiesen wird, daß er auch in diesem Fall nur der Vollstrecker eines stärkeren Willens war. Auf dem dresdener Parteitag kam er am Morgen nach Bebels Schimpfrede zum Wort; was hat er über mich und meine Wochenschrift gesagt? „Ich habe nie in der ‚Zukunft' eine Zeile veröffentlicht und ich werde es auch nie thun, weil ich der Ansicht bin, daß man in einer Sache, die zum großen Theil Gefühlssache ist, das Gefühl der Parteigenossen respektiren muß. Ich bin allerdings auch durch Das, was ich hier gehört habe, zu dieser Ansicht gekommen; denn die Angriffe, die in der ‚Zukunft' gegen die Partei gerichtet sind, sind denn doch

*) S. „Zukunft" vom 26. September 1903.

ärger, als es mir früher gegenwärtig war. Würde der Beschluß blos lauten: Es ist verboten, an der ‚Zukunft‘ mitzuarbeiten, dann würde ich nicht dagegen stimmen.“ Genosse Heine bläst nun die Bäckchen auf und erklärt, er halte sich für verpflichtet, „einem Verfolgten, der sich hier nicht selbst vertheidigen kann, als Vertheidiger zur Seite zu stehen“; schon diese Ankündung erregt unter den dreihundertsechsunddreißig Vertretern höchster Sittlichkeit und Wahrhaftigkeit „Unruhe“ und „Widerspruch“. Doch die Genossenschaft allgerechter Völkerbefreier hatte sich ohne Grund echauffirt; denn was jetzt kam, war sicher die wundersamste „Vertheidigung“, die jemals vernommen ward. „Ich mißbillige Hardens Politik auf das Schärfste, weil ich den persönlich-gehässigen Ton mißbillige, mit dem Harden seine Politik betreibt. Das habe ich auch Harden gegenüber ausgesprochen. Es ist hier nicht der Ort, über die Persönlichkeit Hardens zu sprechen. Er geht uns nichts an. Ich kenne ihn kaum, denn ich bin mit ihm drei-, viermal zusammengekommen. Unsere Gespräche galten wesentlich literarischen Dingen. Ueber Hardens Charakter kann ich nicht viel sagen. Von mir hat er kein Parteigeheimniß erfahren; eher kommt das Umgekehrte vor. Die ‚Zukunft‘ war an sich ein guter Gedanke. Andere Nationen haben längst Blätter, in denen Politiker der verschiedensten Parteirichtung schreiben. Das mag Harden ursprünglich gewollt haben; aber seine eigenen Artikel mit ihrem prononcirt persönlichen Charakter haben diese Absicht vereitelt. Das ist es, was ich zur Vertheidigung Hardens zu sagen habe. Sie sehen, daß ich mich nicht mit ihm identifizire.“ Also: keine Silbe, die irgendwie als Vertheidigung aufgefaßt werden könnte; und in einem Zwischensätzchen ein Vergleich mit der „komplizirten Psychologie“ des Genossen Mehring, von dem Heine mir vor Zeugen gesagt hatte, er halte ihn, nach allerlei Indizien, für einen agent provocateur, jedenfalls aber für einen verächtlichen Menschen, der, was er auch schreibe, keiner Antwort würdig sei. Das war die „Vertheidigung“. Ich habe nach dem Bericht des „Vorwärts“ citirt. Am Tage nach seiner Rede schickte Herr Heine mir aus Dresden einen von ihm mit Strichen, Korrekturen und Zusätzen versehenen Bericht; denn, sagte er in dem beiliegenden Brief, „der Sie betreffende Satz ist im ‚Vorwärts‘ nicht so wiedergegeben, wie ich gewünscht hätte.“ Ich habe erhebliche Gründe, zu glauben, daß die Berichterstatter des „Vorwärts“, in ihrer Arbeit als tüchtig bewährte Männer, besonders scharf hingehört haben, als Heine über mich sprach; daß sie falsch berichtet haben, behauptet er auch nicht: er hätte den Bericht nur anders „gewünscht“. Dieser Wunsch war begreiflich, wie der Leser bald merken wird. Uebrigens sind Heines Aenderungen

unwesentlich; der Erwähnung werth ist nur der eingeschobene Satz, weder Mehring noch Harden sei durch die gestern gebrauchten Worte gerecht charakterisirt. Mit und ohne Retouche bietet die Rede das selbe Bild. Genosse Heine hat erst auf dem Parteitag erfahren, wie arg ich die Sozialdemokratie angegriffen habe. Er mißbilligt aufs Schärfste meinen „persönlich-gehässigen Ton" und hat mir diese Mißbilligung ausgesprochen. Er kennt mich kaum, hat mich drei-, viermal gesehen, fast nur über literarische Dinge mit mir gesprochen, mir nie ein Geheimniß enthüllt, und findet, daß die gute Absicht, die mich zur Gründung der „Zukunft" getrieben haben mag, durch meine eigenen Artikel vereitelt worden ist. Das ist das Plaidoyer meines Vertheidigers.

Ich kann den Beweis erbringen, daß diese Behauptungen, die der Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordnete Wolfgang Heine der höchsten Rechtsinstanz seiner Partei vortrug, sämmtlich, ohne eine einzige Ausnahme, wider besseres Wissen aufgestellt, objektiv und subjektiv unwahr sind. Bei der Erfüllung dieser leidigen Pflicht werde ich mich, wie in den anderen Fällen, zunächst auf das von der Nothwehr Gebotene beschränken.

Herr Heine hat auf dem Parteitag über die Art und Argheit meiner gegen die Sozialdemokratie gerichteten Angriffe nichts Neues erfahren. Die drei vom dresdener Ketzergericht inkriminirten Artikel — „Die rothen Primadonnen", „Obstruktion", „Die Kaiserpartei" — kannte er genau: nicht nur als „einer der ältesten Abonnenten der ‚Zukunft'", sondern, weil ich ihm, auf seine Bitte, kurz vor der Parteitagszeit die drei Hefte geschickt habe. Als er sie wieder gelesen hatte, sagte er mir: „Unsere Partei sollte, trotz gelegentlichen Angriffen, glücklich sein, daß es einen Mann giebt, der sich, wie Sie, ohne auf unser Programm zu schwören, mit seiner ganzen Persönlichkeit für die heute wichtigsten Forderungen konstitutionellen Lebens einsetzt. Das werde ich auch in Dresden aussprechen". Herr Heine hat mir nie gesagt, daß er meinen Ton gehässig finde und „aufs Schärfste mißbillige", sondern mir oft die wärmste Anerkennung meines Charakters und Wirkens ausgedrückt und durch lebhafte Bekundung der Freude am Verkehr mit mir bewiesen, wie fern schärfste Mißbilligung meines politischen und literarischen Bemühens ihm lag. Er war nicht drei- bis viermal mit mir zusammen, sondern mindestens fünfzehnmal; zweimal währte dieses Zusammensein, das stets durch seinen Wunsch herbeigeführt war, unter vier Augen viele Stunden lang. Er hat mit mir, ich habe mit ihm fast ausschließlich über politische Vorgänge gesprochen, insbesondere über Taktik, Haltung, Entwickelung und Personalien seiner Partei, über Schutzzoll, Obstruktion, Wahlpolitik, Bewerbung ums Vizeprä-

sidium des Reichstages; ganz selten, eigentlich nur zum Dessert, über uns gemeinsam interessirende Fragen der Literatur. Diese Gespräche hatten den intimsten Ton. Keiner von uns Beiden scheute sich, dem Anderen zu enthüllen, was er dem Fremderen sorgsam verschleiert hätte; und wir haben einander manches „Geheimniß" anvertraut, — wenn das feierliche Wort auf Mittheilungen aus den Untergründen der Politik und des internen Parteilebens überhaupt paßt. Was bleibt noch? Die Frage, ob die „Zukunft" ihr Ziel, Politiker der verschiedensten Richtung zum Wort kommen zu lassen, erreicht habe und warum sie es bisher nicht erreichen konnte. Darüber sagte Herr Heine am sechzehnten September 1903 in Dresden: „Hardens eigene Artikel mit ihrem prononcirt persönlichen Charakter haben die Absicht, die gut gewesen sein mag, vereitelt." Am achten April 1903 in einem — später noch zu betrachtenden — Brief an mich: „Wenn die ‚Zukunft' nicht ganz so allgemeine Tribüne für alles Sagenswerthe geworden ist, so sehe ich darin eine Folge der politischen Rückständigkeit Deutschlands". Und die Monate April bis September 1903 waren die Zeit unseres intimsten Verkehrs.

Ja, denkt nun Mancher, hier steht Behauptung gegen Behauptung und wir haben nicht den mindesten Grund, dem Schriftsteller mehr zu glauben als dem Abgeordneten. Ein Bischen Geduld, bitte. Herr Heine kann keine einzige meiner Angaben als unwahr erweisen; will ers: er hat das Landgericht nah. Ich aber kann und werde beweisen, daß er mit mir so verkehrt, über mich und meine Lebensarbeit so geurtheilt hat, wie ichs hier dargestellt habe; daß er in Dresden also wider besseres Wissen die Unwahrheit gesagt hat.

Ich lernte den Rechtsanwalt Heine vor zwölf oder dreizehn Jahren kennen. Der uns Beiden befreundete liebenswürdige Stilkünstler Hermann Bahr stellte uns einander vor; aber es blieb, auf der Straße, beim Austausch konventioneller Höflichkeit und neun Jahre vergingen, bis wir wieder von einander hörten. Im August 1900 war ich zum dritten Mal der Majestätbeleidigung angeklagt und einzelne meiner Bekannten wünschten, ich solle Heine zum Vertheidiger wählen. Auf eine Anfrage, die nicht von mir ausging, antwortete er, der damals schon sozialdemokratischer Abgeordneter war, in einem vom fünfzehnten August datirten Brief: „Irgend welche grundsätzlichen Bedenken, Herrn Harden zu vertreten, habe ich natürlich nicht; ich würde Dies sogar recht gern thun." Ich hielt und halte Herrn Heine für einen unserer besten Kriminalanwälte, wandte mich schließlich aber nicht an ihn, weil ich von ängstlicher Liebe beschworen wurde, auch den Schein einer Verwandtschaft mit sozialdemokratischen Tendenzen zu meiden. Ich

wurde von der Strafkammer abermals zu einer Freiheitstrafe verurtheilt und das Urtheil wurde rechtskräftig. Während ich in der Festung saß, erschien in einem Provinzblatte der Sozialdemokratie ein Artikel, der mich verleumdete. Ein Herr, der zu wissen glaubte, daß Heine mir sehr freundlich gesinnt sei, bat ihn, der gegen einen Gefangenen, Wehrlosen verübten Niedertracht im Centralorgan der Partei entgegenzutreten. Am fünfzehnten April 1901 antwortete Heine brieflich: „Obgleich ich Herrn Harden persönlich fern stehe, würde ich stets meine Hilfe bieten, um ihn gegen einen so albernen und nichtswürdigen Angriff zu vertheidigen. Ich glaube aber nicht, daß sich im vorliegenden Fall irgend eine Zeitungaktion empfiehlt. Eine Vertheidigung Hardens ist nicht nur diesem Gegner, sondern auch diesen Vorwürfen gegenüber wirklich überflüssig. Wer Harden einigermaßen kennt, auch wenn er sein politischer Gegner ist, weiß, daß er für solche Anzapfung nie den geringsten Grund gegeben hat. Wünschen Sie trotzdem, den ‚Vorwärts‘ dafür zu interessiren, so bin ich gern bereit, mit . . . zu sprechen.“ April 1901. Heine kennt mich kaum, weiß aber, daß ich zu nichtswürdigen Angriffen nie den geringsten Grund gegeben habe, und erklärt sich bereit, mich gegen solche Angriffe „stets“ zu vertheidigen. September 1903. Heine hat eben erst lange Stunden intimster Zwiesprache mit mir verbracht und, ohne von mir aufgefordert zu sein, den festen Entschluß angekündet, in Dresden meine Sache gegen die Schmäher zu führen. Er sitzt in dem Saal, wo ich von seinen berühmtesten Parteigenossen ein verächtliches Subjekt genannt werde, mit dem nur moralisch Verkommene Gemeinschaft haben können, ein von Geldgier getriebener Lump, ein Prostituirter: und er hat nichts Anderes zu sagen als die Sätze, die ich vorhin wörtlich angeführt habe.

Er hat schon einmal öffentlich über mich gesprochen: in der Reichstagssitzung vom siebenten Februar 1901. Er hatte mir kurz vorher geschrieben, meine Verurtheilung sei die objektiv ungerechteste, die ihm in seiner „auf diesem Gebiet nicht ganz kleinen Praxis vorgekommen“ sei, und gebeten, ihm die Urtheile des Landgerichtes und des Reichsgerichtes zu schicken. In seiner Rede, die das mit meinen Kriminalerlebnissen eng verknüpfte Amtsschicksal der Landgerichtsdirektoren Schmidt und Felisch behandelte und die im letzten Februarheft der „Zukunft“ vom Jahr 1901 abgedruckt worden ist, nannte er mich „einen Mann, der meine Partei oft in der heftigsten Weise und in einer Weise, die uns durchaus nicht immer gefallen hat, angegriffen hat.“ Vielleicht dachte er an diesen Satz, als er in Dresden von seiner Mißbilligung meines Tones sprach. Ich sah in dem Satz nur eine empfindlichen Parteigenossen gemachte Konzession und die Absicht, die Wucht seines Angriffes

auf die Gerichtspraxis zu steigern. Heines Briefe mußten mich in dieser Ansicht bestärken; mehr noch die Thatsache, daß er als Politiker und Jurist so energisch für mich und mein Mühen eintrat. Persönliche Gehässigkeit des Tones wäre, wenn die Neigung dazu vorhanden war, gewiß auch in meiner Kritik der kaiserlichen Politik zum Ausdruck gekommen; und Heine nannte diese Kritik „wohlwollend, mit bester Absicht, von einem höchst monarchischen Standpunkt aus gefällt" und bekämpfte das Landgerichtserkenntniß, das Gehässigkeit darin gefunden hatte. Der Abgeordnete wollte nicht mir, sondern der Sache politischer Redefreiheit dienen; da ich an dem — leider recht fernen — Sieg dieser Sache aber das persönlichste Interesse habe, schien es mir Pflicht, dem politischen Gegner für sein tapferes Wort zu danken.

Das konnte ich bald auch mündlich thun. Seit acht Jahren verkehre ich in einem Kreis, der sich, wenn Herr von Vollmar in Berlin ist, um ihn und seine geistig grazile Frau jeden Donnerstag abends zu bilden pflegt. Ich war auf Wunsch des Ehepaares Vollmar in diesen Kreis geladen worden, ließ mich, als politisch anders als die Mehrheit der Tafelrunde Gesinnten, in jedem Jahr ausdrücklich wieder einladen und hatte die Freude, vermißt zu werden, wenn ich ausblieb. Theilnehmer an diesen ungemein bescheidenen Symposien waren, außer dem Riesen von Soiensaß, die sozialdemokratischen Abgeordneten Grillenberger, Schoenlank, Blos, Heine, Südekum; fast immer war auch ein der Politik fern stehender Literat, manchmal eine Dichterin anwesend; und wir länger am Donnerstagstisch Vereinten hatten das Recht, Freunde mitzubringen, die uns in diesen Kreis zu passen schienen. Anregende, behagliche Abende, auf die Jeder sich freute und deren Wiederkehr Jeder herbeisehnte, wenn die Bayern gar zu lange das Borussenland mieden. Getrunken wurde nicht viel; doch gute Rede würzte das Schöppchen und nie wurde vor Mitternacht an den Aufbruch gedacht. Natürlich sprach man zwar de omnibus rebus et quibusdam aliis, mehr aber als über jeden anderen Gegenstand über Politik, alte und neue. Jede Ueberzeugung wurde respektirt, in Ernst und Scherz suchte man einander näher und nah zu kommen und niemals entstand die Gefahr eines noch so winzigen Konfliktes. Im Kleinen das Bild des Zustandes, der in Ländern älterer Kultur Alltagsereigniß geworden ist. Nach erfüllter Pflicht, nach dem Kampf um die Wirkung persönlichen oder parteilichen Wollens kommen Menschen zusammen, deren Europäerpuls, trotz allen Verschiedenheiten des Glaubens, ungefähr in gleichem Takt schlägt, und sprechen sich offen über Gemeinsames und Trennendes aus. Wir hatten gute Erzähler, starke Humoristen und anmuthige Frauen an unserem Tisch;

Temperamente und Persönlichkeiten. Nun hat das blinde Wüthen des Sekteneifers auch diese zarten Bande freier Menschlichkeit zerrissen. . . In diesem Kreis traf ich Heine erst spät. Wer seine dresdener Rede liest, muß glauben, ich hätte ihn drei= oder viermal aufgesucht, um Parteigeheimnisse zu erfahren, mein Ziel aber nicht erreicht; der Abgeordnete habe mir die Würmer aus der Nase gezogen, das Gespräch auf literarische Fragen abgelenkt und mir deutlich gesagt, wie widrig ihm meine Politik und Ausdrucksart sei; über meinen Charakter, über die Reinheit oder Unsauberkeit meiner Motive wisse er nichts; denn er kenne mich kaum. Ein paar Briefproben aus diesem Jahr:

6. 2. 1903.

Heute im Theater war es mir nicht möglich, Sie einen Augenblick zu sprechen, um Ihnen die Grüße auszurichten, die Herr und Frau von Vollmar mir noch für Sie aufgetragen haben . . . Die Donnerstagszusammenkünfte werden nun wohl eine Störung erleiden . . . Ich würde aber gern eine Gelegenheit finden, die so angenehmen und anregenden Plaudereien mit Ihnen wieder einmal fortzuspinnen. Bitte, schreiben Sie mir, was aus den Donnerstagen wird oder wo man Sie sonst mal trifft, falls Sie eben so denken.

Dieser Brief enthielt auch eine freundliche Anspielung auf die von dem „Schaffenden" Sudermann mir aufgezwungene Fehde. Mein kleines Buch über den großen „Kampfgenossen" war eben erschienen. Ich schickte Herrn Heine ein Exemplar und schrieb auf die erste Seite ein Wort, das Mirabeau einst von Robespierre gesagt und das Hans Bülow in einer mein Wirken gütig überschätzenden Buchwidmung wiederholt hatte, die er mir selbst in die Wohnung brachte, — das Nachsicht werbende, zur Rechtfertigung irrenden Glaubens oft von mir angewandte Wort: Il croit tout ce qu'il dit. Persönlich=gehässigen Ton hatte mir, neben schlimmeren Lastern, Herr Sudermann vorgeworfen; wenn Heine diesem Urtheil zustimmte, hatte er jetzt die beste Gelegenheit zu rückhaltloser Aussprache. Und was antwortete er?

10. 2. 1903.

Vielen Dank für Ihren Brief und die freundliche Sendung Ihrer Brochure. Obgleich ich Ihrem Urtheil über Sudermanns Kampfesweise völlig zustimme und vollkommen einsehe, daß Sie zu Ihrer Antwort gezwungen worden sind wie nur je Einer, wird Sudermann doch beim lieben Publikum seinen Zweck erreichen, sich wieder ins Gedächtniß gerufen zu haben. Die Rechnung auf Sentimentalitäten ist selten verfehlt; und die Stellung, die Sie seit dreizehn Jahren außerhalb der Parteien einnehmen, ist nicht geeignet, Freunde zu schaffen . . . Mit dem mirabeauschen Wort, das Sie ihrer Widmung beifügen, werden Sie sich aber selber nicht gerecht; ich bitte, mir diese Anmerkung zu gestatten. Den wohlfeilen Ruhm des croire tout ce que l'on dit würde man mit jedem subalternen Schwärmer theilen. Das Wesen der politischen Wahrhaftigkeit steckt tiefer, in dem Muth, Nothwendiges

zu erkennen und zu vertreten, auch wenn es Einem zuwider ist. Es ist wohl nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß Sie sich diesen Ruhm vindiziren können; vielleicht hören Sie es aber gern auch von Jemand, der in sehr wesentlichen Punkten, vielleicht den wichtigsten der heutigen Tagespolitik, anderer Meinung als Sie über das Nothwendige ist ... Beste Grüße und gute Besserung. Ihr ergebenster Wolfgang Heine.

Aus einem Brief vom fünfzehnten April 1903:

Ich würde mich freuen, wenn Sie in der Osterwoche oder der darauf folgenden einen Abend frei hätten... Gestatten Sie mir, Ihnen das Januarheft der Sozialistischen Monatshefte zu überreichen, worin sich ein Aufsatz von mir befindet, der weniger fachjuristisch ist, als sein Titel besagt, und der Ihnen die mir persönliche Art, solche Stoffe zu beurtheilen, zeigt. Ich bitte Sie, mir eine Nachricht wegen einer Zusammenkunft zu geben. Mit besten Empfehlungen Ihr sehr ergebener Wolfgang Heine.

Gedanken und Form seiner von so artiger Rede geleiteten Arbeit gefielen mir; und ich schrieb ihm — wie wohl jeder höfliche Herausgeber einer Zeitschrift gethan hätte —, daß ich mich freuen würde, wenn ich solche Artikel von ihm auch in der „Zukunft" veröffentlichen könnte; leider sei wahrscheinlich seine Parteistellung ein Hinderniß. Die Antwort kam schnell; hier ist sie:

8. 4. 1903.

Es freut mich, daß mein Versuch, dem verwüstenden Einfluß einseitiger Theorien auch im Strafrecht entgegenzutreten, Ihnen gefällt. Ihre Aufforderung, solche Arbeiten gelegentlich auch in der „Zukunft" zu veröffentlichen, habe ich keinen Grund abzulehnen. Ich bedaure oft, daß das öffentliche Interesse für Fragen des Strafrechtes, Staatsrechtes, Prozeßverfahrens u. s. w. in Deutschland so gering ist, und ich sehe in der Erneuerung dieses Interesses ein Mittel politischer Fortentwickelung. Dazu scheint mir die „Zukunft", die von Angehörigen aller Parteien gelesen wird, die geeignetste Tribüne; sie hat auch schon eine Menge anregender Beiträge geliefert und es läge durchaus im Interesse meiner Richtung, dort auch zum Wort zu kommen. Die Angriffe Mehrings würden für mich höchstens ein Antrieb mehr sein, Ihrer Aufforderung zu folgen. Ich werde stets das Recht unbeschränkten freien Wortes für mich beanspruchen, aber es auch Anderen gönnen. Ich kann deshalb auch Ihnen so wenig übelnehmen, daß Sie sich persönlich gegen die Bezeichnung Brotwucherpolitik zu verwahren gesucht haben, wie ich auf den Gebrauch dieser sachlich bezeichnenden polemischen Wendung verzichten werde. Angriffe auf meine Partei, auch wo ich sie für persönlich ungerecht halte, würden mich nicht abschrecken. Ich halte Empfindlichkeit in der Politik für eine der größten Schwächen. Ich würde nicht befürchten, Ihre abweichenden politischen Anschauungen zu fördern, wenn ich meine in der „Zukunft" auseinandersetzte; noch weniger natürlich durch Erörterungen über mehr neutrale Stoffe. Ich habe es für eine sehr glückliche Idee gehalten, daß die „Zukunft" ein Diskussion-Organ werden sollte, das allen Richtungen offen stände und woraus Jeder aus der Feder bedeutender Mitglieder gegnerischer Parteien auch deren Auffassungen kennen lernen könnte. Solch besseres gegenseitiges Verständniß der gegnerischen Parteien würde die politischen

Kämpfe nicht abschwächen, sondern würde sie klarer machen und mehr auf das Wesentliche richten. Die eigentlichen Parteiblätter sind — überladen mit nothwendiger täglicher Polemik — weniger geeignet, dies Verständniß zu vermitteln. Wenn die „Zukunft" nicht ganz so allgemeine Tribüne für alles Sagenswerthe geworden ist, so sehe ich darin eine Folge der politischen Rückständigkeit Deutschlands. . .

Ich empfehle mich Ihnen mit bestem Gruß
Wolfgang Heine.

Ein paar Tage danach verplauderten wir fast vier Stunden; wir waren allein und sprachen beinahe ausschließlich über den parlamentarischen Zollhader und über die Aussichten des Wahlkampfes, die Heine — und mit ihm wohl die Mehrheit seiner Fraktiongenossen — seiner Partei nicht so günstig fand wie ich. Gut verbrachte Stunden, dachte ich auf dem Heimweg. Und schon am ersten Mai empfing ich einen Brief, der mit dem Satz schloß:

Ich hoffe, bald wieder einmal Gelegenheit zu haben, ein paar Stunden in so angenehmer Weise wie neulich mit Ihnen zu verbringen... Mit ergebensten Grüßen Wolfgang Heine.

Immerhin: von Mai bis September kann Vieles sich ändern. Also noch eine Stelle aus dem Brief vom zwanzigsten August 1903:

Seit Monaten wäre ich gern wieder einmal mit Ihnen zusammengetroffen . . . Ich möchte Sie bitten, wenn es Ihnen möglich ist, mir in der nächsten Woche einen Abend zu schenken. Ich verreise am Neunundzwanzigsten und komme vor dem Parteitag nicht wieder hierher . . . Mit besten Grüßen Ihr ergebenster Heine.

Dieser freundlichen Aufforderung folgte in der letzten Augustwoche ein langes Gespräch. Das Thema — wir waren wieder allein — bot sich von selbst. Der alles fraktionelles Erwarten weit übertreffende Wahlsieg der Sozialdemokratie, die Unterströmungen des Parteilebens, die Frage, ob ein Genosse um den Preis höfischer Repräsentation ins Reichstagspräsidium eintreten solle — eine Frage, die, darin stimmten wir völlig überein, beantwortet und abgethan war, seit Bernsteins Unklugheit die bürgerlichen Fraktionen zum Widerstand gereizt hatte —, und der voraussichtliche Verlauf des Parteitages: diese und ihnen verwandte Gegenstände wurden besprochen. Da mir in einzelnen sozialdemokratischen Blättern nachgesagt wird, ich hätte die mir bekannten Genossen angefleht, mich in Dresden zu vertheidigen oder gar zu verherrlichen, und sei nun wüthend, weil dieser Wunsch unerfüllt blieb, stelle ich hier, als erweisliche Thatsache, fest, daß ich keinen Menschen gebeten habe, mich zu vertheidigen, keinen einzigen. Die Sippe kennt mich eben nicht. Zwei Genossen beschworen, bestürmten mich, an Vollmar zu schreiben oder, wiederholter Einladung folgend, zu ihm an den Walchensee zu fahren;

sie bekamen die Antwort: Ich bettle nicht um Hilfe und denke nicht im Traum an die Taktlosigkeit, jetzt, mitten in der gegen mich tobenden Hetze, Herrn und Frau von Vollmar ins Haus zu fallen. Auch Heine habe ich nie ersucht, für mich zu sprechen. Als er mich fragte, ob ich ihm gestatte, einen Vorgang zu erwähnen, der allein schon beweise, daß ich kein Feind der sozialdemokratischen Sache sei, habe ich erwidert: Persönlich habe ich nichts dagegen, bitte Sie aber, zu bedenken, daß solche Erwähnung dem Prestige Ihrer Partei schaden würde. Er selbst nannte es seine „Ehrenpflicht", für mich einzutreten; und dabei ahnten wir Beide nicht, daß ich in Dresden nicht als angeblich blinder Gegner der Proletarierpartei angegriffen, sondern als Mensch für ehrlos verschrien werden sollte. Wir schieden, nicht etwa als Freunde noch auch nur als Gleichgesinnte, aber intimer denn je vorher, als Männer, die einander achten und vertrauen und deren Jeder gern sein Fühlen und Wollen am Urtheil des Anderen mißt. Heine reiste ab; und sprach in Dresden die Sätze, die ich hier wiederholt habe. Und als er sie gesprochen, jede nähere Beziehung zu mir, jede Kenntniß meines Charakters verleugnet, kein Wort gegen Bebels Schimpfrede gefunden und nur seinen Abscheu vor meiner ihm widrigen Schreibart betont hat, setzt er sich, in von Arbeit überlasteten Tagen, hin, macht sich die Mühe, den Bericht des „Vorwärts" auszuschneiden, die einzelnen Stückchen säuberlich auf weißes Papier zu kleben, zu korrigiren, zu interpoliren, und schickt mir das Ganze, — „mit besten Grüßen".

...In dieser eklen, sinnlosen Fehde sind so rohe Worte gefallen, von allen Seiten so schrille Töne des Hasses und der Verachtung angeschlagen worden, daß ich jeden heftigen Ausdruck meiden möchte. Die Thatsachen sprechen ja auch für sich selbst. Hat irgend ein Genosse im Trianonsaal die Art meiner Beziehungen zu den Bernhard, Braun, Göhre, Heine geahnt, konnte er sie nach ihren Reden ahnen? Keiner. Die Vier, hier steht es noch einmal, haben sich zu Unwahrhaftigkeit und feigem Verrath erniedert. Warum? „Weil sie vor der Wuth der aufgestachelten Masse zitterten. Weil der alte Meisterdemagoge Jedem, der für mich auch nur ein armes Wörtchen rede, grause Rache schwor und die Macht hatte, jeden Widerspruch niederheulen und mit der Exkommunikation strafen zu lassen." Solches Handeln hätte ich gerade Heine nicht zugetraut. Ich habe ihn nicht: er hat mich gesucht; sein, nicht mein war Verdienst oder Schuld daran, daß wir einander schnell nah kamen, auf dem weiten Felde politischen Lebens bald kaum ein Geheimniß vor einander hatten. Noch sehe ich ihn, wie er, beim Abschied, mit einem Lächeln stolzer Geringschätzung auf dem hellen Gesicht, sagte: „Dresden wird

mich in die selbe Situation bringen, in der ich schon oft auf Parteitagen war: man wird mich als Angeklagten behandeln und ich werde Ankläger sein." Und wie kläglich stand er dann vor der heulenden Schaar Betrogener! Er wollte sich retten und brachte sich selbst um den Preis mühvoller Lebensarbeit. Und in puncto „Zukunft" wenigstens war der Ausweg doch leicht zu finden. Ich hatte nichts von ihm verlangt. Er brauchte mir nur zu schreiben: „Bebel ist bis zur Tobsucht aufgehetzt und sein Verdienst um die Partei so groß, daß im Augenblick nichts zu machen ist. Ich werde schweigen, weil ich durch Reden wichtige Interessen unserer Gruppe gefährden würde, die sich, Sie wissens, nach schöpferischer Arbeit sehnt. Vertrauen Sie mir. Vertrauen Sie Vollmar. Bebel wird selbst über ein Kleines erkennen und bekennen, daß er getäuscht worden ist." Ich hätte ihm keinen Vorwurf gemacht, hätte sein Verhalten sogar gebilligt. Denn eine Partei von der jungen Kraft, dem weltgeschichtlichen und kulturellen Werthe der Sozialdemokratie darf sich den Luxus erlauben, einmal ungerecht zu sein. Anständiger freilich, klüger und — die jetzige Anarchie, der Schimpfkrieg im rothen Lager lehrt es — mit besserem Nutzen für die Parteikohäsion hätte Heine gehandelt, wenn er tapfer genug gewesen wäre, um zu sprechen: „Harden hat große Fehler und ein höchst mangelhaftes Verständniß für Ziel und Taktik unserer Partei. Doch er ist kein Feind, sondern hat in allen entscheidenden Stunden bewiesen, daß er den sittlichen und nationalen Werth unserer Sache erkennt und allgemein anerkannt wissen will. Sollen wir, die vor Staatsanwalt und Gericht täglich das Recht zu schroffster, persönlich verletzender Kritik fordern, uns lange bei der Frage aufhalten, ob er mal seine satirische Laune nicht früh genug gezügelt, ein unser Gefühl kränkendes Wort gewählt hat? Statt uns zu freuen, daß er viel höheren Gewalten, viel mächtigeren Personen unendlich viel härtere Wahrheit zu sagen gewagt hat, — die härtesten da, wo er für unser Lebensrecht focht? Bebel kennt ihn nicht; ich und ein paar meiner Freunde hier im Saal kennen ihn und wissen seit Jahren, daß er stets, auch wo er uns auf falschem Weg scheint, nur dem Drang reinen Wollens folgt. Lest, was er über die Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuches, der Umsturzvorlage, des Zuchthausgesetzes, über den löbtauer Prozeß, Liebknechts letzte Verurtheilung und Tod, die bielefelder, berliner, breslauer, essener Reden des Kaisers, was er eben erst über unseren Wahlsieg und die Vicepräsidentenfrage geschrieben hat; oder lests auch nicht, wenn Ihr Besseres zu thun habt. Dann aber richtet auch nicht, kümmert Euch nicht um den Mann, der von uns nichts begehrt hat, nie Etwas begehren wird, und laßt uns endlich zu ernster Arbeit für das Volk der Armen und Aermsten über-

gehen, das uns hierher geschickt hat." In einem Saal, wo Segitz und Elm, Legien, Huë, Bömelburg und andere tüchtige Männer saßen, hätte solche Rede sicher gewirkt; und der Partei Beschämung, Zerrüttung erspart, eine Schlammfluth, deren Schmutzspur nicht leicht abzuspülen sein wird. Hastig aber drängte Heine sich in den Lichtglanz der Majorität; nicht mehr Ankläger wollte er nun: nur noch Entsühnter, Begnadigter sein. Er hat so Vieles gelesen, mehr wahrscheinlich als, außer Sello, irgend ein berliner Anwalt; gewiß auch einmal die Gedanken Wolfgangs des Größten über „Naturwissenschaft im Allgemeinen". Schade, daß er die nie veraltende Stelle nicht angestrichen, seinem politischen Wandel nicht als Motto gesetzt hat: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkomodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne im Mindesten zu wissen, was sie will." Doppelt schade, für ihn und für mich, daß er durch sein Handeln mich zwang, eines heftiger fühlenden deutschen Dichters zu denken und unter das mir lieb gewordene Bild des Politikers Wolfgang Heine vor meines Geistes Auge Kleists Worte zu schreiben: „So kann man blondes Haar und blaue Augen haben und doch so falsch sein wie ein Punier!"

Kleists blonder Held trog zu hohem Zweck: er wollte sein Volk befreien und durfte dem fremden Bedrücker den Treuschwur brechen. Auch der Cherusker des dritten berliner Reichstagswahlkreises wollte ein allzu schwer gewordenes Joch abschütteln; auch er brach die Treue nicht ohne geheimen Grund und meinte wahrscheinlich, er stehe, als Staatsmann, unter anderem Moralgesetz als ein winziger Wochenmonomachos, der die Masse nicht hinter sich hat und, nach alter Entscheidung des höchsten Gerichtshofes, zur Wahrnehmung öffentlicher Interessen nicht berufen ist. Nach Allem, was ich aus seinem Munde gehört habe, muß ich annehmen, daß Herr Heine auf dem weiten Erdenrund keinen Politiker so inbrüstig haßt wie seinen Parteigenossen Franz Mehring; heute haßt, morgen verachtet, immer als eine Last und Pön, einen unerträglichen Alben empfindet. Solches Gefühl ist leicht zu begreifen. Daß jeder Versuch scheitert, von unfruchtbarem Marxistengroll, von thatloser und unwirksamer Negation des historisch gewordenen Staatswesens die Partei zu schöpferischer, den sozialen Aufstieg, den Machterwerb der Massen beschleunigender Arbeit im Sinn der Gewerkschaften zu führen, ist Mehrings Schuld. Marx konnte lächelnd sprechen: Moi, je ne suis pas Marxiste; er hätte, mit seiner Gabe genialer Intuition und rascher Synthese, als Erster in einer gewandelten Welt die Modernisirung der Taktik empfohlen. Mehring war

Sozialdemokrat, wurde Sozialistentöter, dann wieder Sozialdemokrat; in so heikler Lage muß man orthodox sein, darf man nicht um Fingers Breite vom Dogmenweg weichen. Mehring hat viel auf dem Kerbholz. Niemand hat die Führer der erwachsenden Partei wüster als er beschimpft, Niemand härtere, grausamere Maßregeln gegen sie gefordert. Unerbittlicher Eifer soll die Erinnerung daran aus der Gedächtnißfurche roden. Konvertiten sind fast stets Fanatiker; und gar Einer, der zweimal, unter Manchem verdächtigen Umständen, den Glauben gewechselt hat! Wenn Mehring nicht nur Marxens Haar und Bart, sondern auch Marxens Hirn hätte, wäre er vielleicht der Paulus des demokratischen Sozialismus geworden, der providentielle, der sacht faulenden Partei nachgerade unentbehrliche Mann, der das enge, lichtlose, keiner gesunden Entwickelung fähige Sektenbekenntniß zur Weltreligion erweitert, zu einem Menschliches menschlich sehenden Evangelium, mit dem sich auch ohne Engelsflügelchen leben läßt. Aber der vorzügliche Journalist war nie ein Finder neuer Wahrheit; selbst seine Bewunderer können keinen starken, vorwärts weisenden Gedanken nennen, der ihrem Götzen als Eigen gehört. So muß der einst Verfehmte sich meist mit geringerer Arbeit begnügen, Tempeldiener und Straßenkehrer, Bravo und Schinder sein. Wehe Jedem, den er auf Nebenpfaden ertappt, fern von dem rechten Weg, der — endlos, unabsehbar endlos — zur Expropriation der Expropriateure, zur Diktatur des Proletariates führen soll! Er ist ein verlorener Mann und wird in einem an Marxens kleinen, auch als Leistung kleinen und als Muster nicht zu empfehlenden Schriften geschulten Stil so unbarmherzig zerbläut, daß er sich in der Sonne nicht mehr sehen lassen kann. Allen ists so ergangen, die von einer zeitgemäßen Revision des veraltenden Marxistenprogrammes träumten und schüchtern anzudeuten wagten, das Kommunistische Manifest habe heute, nach fünfundfünfzig Jahren, nach Darwin und Wallace, nach völliger Umgestaltung aller Lebensbedingungen, des Verkehrs, Waarentransportes, Geldwesens, der Fabrikation und politischen Expansion, nach der zweiten, für die Weltwirthschaft wichtigeren Entdeckung Amerikas, nach dem Schwinden europäocentrischen Wahnes, habe jetzt nur noch historischen Werth. Ein hübsches Schauspiel, daß ein Einzelner, ein so sündiger, oft gestrauchelter Mensch, der nicht reden, nicht kandidiren darf und immer, ein Holstein der rothen Diplomatie, im dunkelsten Hintergrund bleiben muß, Leute wie Auer, den stärksten Kopf, und Vollmar, die lichteste, lockendste Mannesgestalt der Partei, Jahre lang in Schach halten, verärgern, von aller Initiative wegekeln kann. Daß die Führer der Gewerkschaften, der Nährer und Blutbildner des käm-

pfenden Sozialismus, keine Aussicht haben, sich vor dem endgiltigen Bankerott der Nichtsalspolitiker zur Geltung zu bringen, weil ein von der Partei bußfertig in Gnaden aufgenommener, von der Partei bezahlter Scharfschreiber solche Geltung nicht will. Daß drei Millionen mündiger Männer an die Urne getrieben wurden, damit die Stahlfedertyrannis des Genossen Mehring fortan noch fester begründet sei. Ist in Alledem nicht die selbe feige, bequeme Kraftlosigkeit spürbar, die selbe Sucht, um jeden Preis schnell die Massengunst zu erschmeicheln, die selbe Korruption, die in Dresden zu Tage trat? Den Helden des Kneipenkonventes konnte ich das Wort des Sieyès zurufen: Ils veulent être libres et ne savent pas être justes! Die von Mehrings Feder Geschreckten darf der Monarchist fragen: Fluchtet Ihr den Fürsten, um Euch von der Hand Eurer Dienstboten fuchteln zu lassen?

Genosse Mehring ist auch mitschuldig daran, daß Genosse Heine in der Partei nicht die Rolle spielen kann, die seiner Bildung, der Flinkheit seines Geistes gebührt. Hinc illae lacrimae. Ein Weiser aus Morgenland hat einst gewarnt, sich mit Mehring zu verfehden; denn „so gemein wie Der könne doch kein Anderer werden." Und Heine empfindet seine konservativ-antisemitische Studentenvergangenheit, so wenig sie ihn bemakelt, wie eine wunde Stelle auf seiner Haut und weiß: gerade in diesen Fleck würde das böse Fränzchen sein Gift spritzen. Denn Mehring, der sündenlos Reine, verzeiht Anderen niemals einen Gesinnungwechsel, auch politisch Halbwüchsigen nicht, und ist, wenn nicht alle Zeichen trügen, augenblicklich mit dem für Zeit und Ewigkeit und besonders offenbar für seine Partei ungeheuer werthvollen Nachweis beschäftigt, daß ich Verruchtester aller Verruchten anno 1892 „angehender Sozialdemokrat" war, — gleich nach der Ausgabe der Apostata-Bände, in denen die Artikel „Nicaea und Erfurt", „Genosse Schmalfeld", „Bei Bismarck a. D." stehen, in den Sommer- und Herbsttagen, wo der selbe Mehring, der Bewunderer meines Charakters, Muthes, Talentes, mich täglich fast, seine Handschrift bezeugt es dem Blick noch heute, vergebens drängte, von „Nietzsche und Bismarck" zu Marx und Bebel zu schwenken. Habeat. Zwischen Heine und Mehring kams also nie zu offenem Kampf. Jetzt aber — und hier bitte ich, auch ein grobes Wort nicht allzu dick anzukreiden —, jetzt hat Heine gegen Mehring aus dem Hinterhalt einen Streich geführt, zu dem er die Waffe mir abgelistet hatte. Das war erbärmlich gegen Mehring, war niederträchtig gegen mich gehandelt. Deshalb nannte ich den Genossen Heine den Kopf des Wurmes. Und deshalb bin ich, leider, noch nicht mit ihm fertig.

Rasch für heute nur ein paar Worte über mein Verhältniß zu Meh-

ring. Ich habe dem Mann nie das Geringste zu Leid gethan, nie ihn auch nur mit bewußtem Willen gekränkt. Er selbst hat in seiner Brochure „Kapital und Presse" erzählt, daß ich, damals ein darbender Anfänger, ein ganz ungewöhnlich artiges Anerbieten des Verlegers der Volkszeitung mit der ausdrücklichen Motivirung abgelehnt habe, mit einem Blatte, das durch die Mißhandlung Mehrings „diskreditirt" sei, wolle ich nichts zu schaffen haben. Das ist für Einen, der nicht für sich allein Brot brauchte, immerhin eine anständige Leistung und sollte ihm von Dem mindestens nie vergessen werden, dem dieses — nicht ungeheure, aber fühlbare — Opfer gebracht ward. Mein früherer Freund, der mir so oft die Unwandelbarkeit seiner Gefühle betheuert hatte, ist anderer Meinung. Er hat mir in Brochuren, im „Vorwärts", in der „Neuen Zeit", trotzdem ich damals dem Sozialismus noch um Meilen ferner stand als heute, Hymnen gesungen und Jeden, der mich zu verdächtigen wagte, in seiner zierlichen Sprache einen Schuft genannt. Längst aber bin ich ihm zum Schuft geworden; zum größten im ganzen Land. Streber, Lügner, Fälscher, Betrüger, Reptil, Spion, Strolch: es giebt keinen Schimpf, keine Schande, die er mir nicht angeschrieben, angedruckt hat; und ich halte, seit er in einem Artikel über den Pommernprozeß durch stete Wiederholung meines, nur meines Namens den Glauben zu wecken versucht hat, ich, der Ankläger fleckiger Journalisten, sei der Angeklagte, Bestochene, Korrumpirte, — ich halte seitdem die Wette, daß er sich auch in seiner jetzt angekündeten Schrift nicht mehr zu überbieten vermag. Ich habe gegen dieses kindisch perverse Treiben nie Etwas gethan; mich nur manchmal gefragt, ob der Mann nicht am Ende ganz einfach wahnsinnig sei, und öfter, ob er denn wirklich vom Gelde deutscher Arbeiter bezahlt werde, um immer und immer wieder den für diese Volksschicht gänzlich gleichgiltigen Herrn Harden zu schimpfen. Es muß wohl so sein; und wenns die Sozialdemokratie nicht blamirt, daß in der selben Leipziger Volkszeitung, in der Bruno Schoenlank so gern meine Artikel mit lobenden Glossen nachgedruckt und mein Wirken hitzig vertheidigt hat, ich nun alle paar Wochen als dernier des derniers vorgeführt werde: ich habe es sehr gut überstanden und, wie gesagt, nur darüber gestaunt, daß der Preßapparat einer Millionenpartei der läppischen Privatrachsucht eines armen Irrsinnigen ausgeliefert ist, den krankhafter Hang treibt, zu bespeien, was er gestern geküßt hat, und zu küssen, was er bespie. Vor vier Jahren schien eine Auseinandersetzung mir unvermeidlich. Mehring hatte ein wahres Lügengebirge mit einzelnen Stellen aus meinen an ihn gerichteten Briefen aufgeputzt — er ist der größte Virtuose journalistischen Truges und hat

für Den, der nur ihn liest, immer Recht —, ich mußte ihn mit Stellen aus seinen Briefen schlagen, thats so schonend wie möglich und konnte beweisen, daß sein ganzes Gethürm zusammengeschwindelt war. Wer sich dafür interessirt, mag das Heft vom vierten März 1899 nachlesen. Natürlich wuchs nun die Wuth. Ich antwortete nie und freute mich, in meiner Zeitschrift anerkennende Kritiken der besseren Arbeiten Mehrings (von Jentsch und Ernst) veröffentlichen zu können. Aus meinem Abwehrartikel wissen die Genossen und Todfeinde Mehrings, daß ich gute Waffen gegen den ihnen so Fürchterlichen habe; wie gute, wissen auch sie nicht, die nur einzelne Briefe Mehrings und keinen Brief Schoenlanks kennen. In den ersten Tagen dieses Jahres 1903 bat mich Herr Heine, ihn Mehrings Briefe lesen zu lassen; ich lieh ihm einige und er gab sie nach etlichen Wochen zurück. Ungefähr um die selbe Zeit kam ein neuer Anfall. Die hochnothpeinliche Frage, ob Herr Göhre, Frau Braun, Herr Bernhard für die „Zukunft" schreiben dürften, diese für mich, für das Wohlergehen meiner Wochenschrift recht unbeträchtliche Frage wurde vom Polizisten Mehring aufgeworfen, vom Erzengel Mehring natürlich schroff verneint; und abermals das ganze Register meiner Ruchlosigkeiten aufgerollt. Ein Gerede, an dem ich schuldlos war, muß in der mißtrauischen Lakaienseele wohl die Wahnvorstellung geschaffen haben, ich strebe nach Einfluß auf die Sozialdemokratie, wolle am Ende gar in die Partei treten. Daß ich nie an Aehnliches gedacht habe, nie daran denken werde, brauche ich hier nicht zu sagen; und die Genossen Vollmar, Blos, Heine, Südekum, Bernhard, Braun wissen es sehr genau. Einerlei. Mehring raste, als stehe Hannibal vor dem Thor. Und nicht minder laut raste im anderen Lager das ethische Pumpgenie Heinrichs Braun und seiner Gehilfin, Gefährtin. „Unerhört!" „Ein Mann wie Sie, der sich um die Partei so große Verdienste erworben hat!" „Schmach und Gram!" Am einundzwanzigsten März baten sie mich zum Kriegsrath und legten mir ihr „Material" gegen den Erbfeind vor; die alten Geschichten: Mehrings gräuliche Verleumdungen der vom Sozialistengesetz geknebelten Partei, Gartenlaubenartikel, Hasenclevers Rede, — Alles, was Heinrich der Alchemist im September jetzt dem Parteitag aufgetischt hat. Le geste était beau; und der Endreim war: ich müsse die Sache in Fluß bringen. Am Besten durch eine Privatklage c/a Mehring. Ich war kühl geblieben und mußte nun lachen. Jetzt plötzlich klagen? Zwei Schöffen um die Feststellung bitten, daß ich nicht bestochen bin, das Deutsche Reich nicht für Rubelsold verrathen und sogar Taschendiebstähle und Lustmorde nur selten verübt habe? Die Klage hätte doch nur einen Sinn, wenn ich die Genossen als Zeuge lüde und eidlich aus-

sagen ließe, was sie von Mehring wissen. Das wäre ihnen, die nicht an Ueberfülle trotzigen Heldenmuthes leiden, damals noch höchst unbequem gewesen. Schwören und sprechen mußten sie freilich, wenn ich sie lud; doch nur einem kurzsichtigen Narren konnte einfallen, die Partei vor die Frage zu stellen, ob sie für Mehring, ihren bewährtesten Lanzenknecht, oder für Harden, ihre bête noire, optiren wolle. Der Fall Mehring, sagte ich in der Uhlandstraße damals, sei für mich erledigt; ich wolle den Mann weder aus seiner Stellung noch ins Gefängniß bringen und ehre die Erinnerung an eine Jugendfreundschaft, wenn ich ihn ungestraft schimpfen lasse. Das habe ich dem Genossen Heine und dem Genossen Bernhard in ruhigen Stunden wiederholt. Kein persönliches Interesse an, kein Bedürfniß nach einer Abschlachtung Mehrings; nur wenn politische Pflicht es dringend heische, würde ich dem widrigen Handel nicht ausweichen. Was kommen sollte, sah ich freilich nicht voraus... Herr Wolfgang Heine ist kein Narr; ein macchiavellisch gekühlter Kopf. Er wollte den ewigen Mehring vom Halse haben und sah, als die Zeit ihm erfüllet schien, sofort ein, daß, wer Mehring zur Strecke bringen wolle, Harden der Meute preisgeben müsse. Und das Unbeschreibliche ward nun leichten Herzens gethan.

Das zeitlich letzte Urtheil, das ich vor dem Parteitag hier über Wesen und Werth der Sozialdemokratie fällte, hatte ich meinem lieben Junker Moritz auf die Lippe gelegt. In seinem am vierten Juli 1903 in der „Zukunft“ veröffentlichten Brief an Rinas Schwesterherz sagte er: „Soll durchaus (über das Ergebniß der Wahlen) gestaunt sein (wofür ich nicht sehr bin), dann darüber: daß sich das Centrum, sammt seinen Arbeiterbataillonen, wider alle Stürme hielt und, noch mehr, daß, nach unverzeihlichen Todsünden, einundsiebenzig Konservative in den Reichstag zurückkehren konnten.

Nicht über das Wachsthum der Sozialdemokratie; nicht eine Minute, mefrouw. Nur das Tempo, nicht die Thatsache war zweifelhaft; und dem Tempo wurde in den letzten sechs Monaten ja mit Feuereifer von den Spitzen der Pyramide her nachgeholfen. Mit Patzke stimme ich darin überein, daß auch die Rothen nicht hexen können; nur verlange ichs gar nicht. Sie gehen mir, mit Roheit und Moralpredigersentimentalität, oft genug auf die Nerven; Theorie: Jeder ist durch ökonomische Determination gebunden, Praxis: hie Helden, hie Schufte. Und eine gräuliche Rachsucht, der keine Strafe für den anders Klassirten hart, kein Schimpfwort rüde genug ist; Tschandalaressentiment nennts Nietzsche. Aber was wollen solche Kinderkrankheiten, was will solche Kriegerrauhbeinigkeit (halten zu Gnaden!) gegen die ungeheure Leistung sagen! Die Einzigen, die (fast immer) glauben, was sie sprechen, und

an den Glauben die Existenz oder doch ein Stück davon setzen. Die Einzigen, die den Millionen da unten Nahrhaftes bieten, in dunkle Seelen einen Lichtschein senden und ... Nur nicht etwa pathetisch werden, Jubelgreis; der Faden läuft ohnehin spät und früh von der Reichsspule. Also ganz simpel, daß die von den Bebelleuten geleistete Volksbildung, Volksdrillung, Volksidealisirung gar nicht ersetzt werden könnte und daß man die Sozialdemokratie (ohne die wir auch industriell nicht an der Spitze marschirten) von Staates wegen erfinden müßte, wenn es sie nicht schon gäbe. Da hast Du mein Credo. Heißt: ich glaube. Hier aber haperts. Ich glaube nämlich nicht. Glaube nicht, daß man mit gleichen Rousseaumenschenrechten und nach Ausschaltung der Profitbegierden mit der bête humaine gedeihlich wirthschaften könnte. Optimistischer Christenwahn; und schon den pessimistischen, der den Menschen für grundschlecht, nur in der Hygiene des Leidens erträglich hält und mir deshalb näher lag, ließ ich in Unterprima. Deshalb bin ich so bedenklich; und so zum Heulen unglücklich, daß ich nicht glauben kann. Sonst, ma mie, hielten alle Peers von Preußen und Umgegend mich nicht: als Gemeiner träte ich in die Rotte und wäre ein seliger Mann, — selbst wenn ich aus sicherem Zeugniß vernähme, daß achtundzwanzig nachweisbare Ahnen den schwärzesten Theil ihrer noch unzerfressenen Leiblichkeit sargdeckelwärts gewendet haben.

Daß es, Edelste, hienieden mehr Hungernde als Satte giebt, dürfte als unbestritten vorauszusetzen sein. Ergo müssen, bei gleichem politischen Recht, die Satten in die Minderheit kommen, sobald die Hungrigen ihre Kraft kennen und sicher sind, die frei geäußerte Meinung nicht allzu schwer büßen zu müssen. Das wußte Bismarck; rechnete aber darauf, daß er die Nation stets ernsthaft beschäftigen könne und ein zu hohen Zielen aufblickendes Volk sich nie in radikale Mystik verirren werde. Heute? Die unfruchtbarste, an Schöpfergedanken ärmste Politik, die zu erdenken ist; eine Verlogenheit in allem öffentlichen Leben, wie ich sie (nur in Historie halbwegs beschlagen) in keiner dem Vergleich zugängigen Epoche gefunden habe. Dabei ewige Illumination, Fahnen, Schützenfeststimmung, — die alte Leier, die ich Dir nicht zu schlagen brauche. Noch nicht Alles: ein Monarch, der über die Tendenz der Zeit völlig getäuscht wird und nicht heilvoll wirken könnte, selbst wenn er noch zwanzigmal begabter wäre. Der in seinem Reich sechzig Millionen Menschen bessern und bekehren möchte, alle Stände, Klassen, Berufe, während der Moderne nur aus eigenem Erleben noch lernen will und Präzeptoren höchstens auf dem engsten Gebiet ihrer Sachverständigkeit anerkennt. Es geht nicht. So kann heute nicht mehr regirt werden, auch nicht vom lautersten Genie; so wird de facto nicht in

Rußland mehr regirt. Daß kein Kanzler es sagt, ist das Schlimmste vom Schlimmen. Und ein Glück, wenn das Volk selbst es wenigstens mal klar zu verstehen giebt. Drei Millionen wahlmündiger Republikaner im Deutschen Reich. Das ist nicht zu überhören. Ursache? Die Sozialdemokraten machen sich selbst und ihren Sieg klein, wenn sie ihn mit dem Brotwucher motiviren. Einen Blick auf die Ziffern. 1881: 311961, 1884: 549990, 1887: 763128 sozialdemokratische Stimmen; allmähliches, dem Vormarsch der Industrie entsprechendes Steigen also (und 87 kam doch der Fünfmarkzoll). 1888 Tod der beiden ersten Kaiser, Wilhelm der Zweite besteigt den Thron, Bismarcks Macht welkt und 1890 hat die Stimmenzahl sich plötzlich verdoppelt: 1427298. Jetzt, im sechzehnten Jahr der Regirung eifernden Wohlwollens: vervierfacht; und darüber ... Was ich ‚eigentlich dazu sage'? Ich war des Königs Diener und bin Dein Bruder, Senior und Sklave Moritz."

Selbst wer die „Zukunft" nur selten gelesen hatte, wußte, daß Moritzens mein Credo war; gewiß nicht das eines Sozialdemokraten, doch, scheint mir, auch nicht Eines, den man zwei Tage lang und einen halben mit Kothklümpchen bewerfen mußte. Hinter der junkerlichen Redeform, die den erdichteten Menschen lebendig machen sollte, spürt Jeder, der lesen kann, meine hohe Schätzung der Proletarierpartei, meine Hoffnung auf den dauernden Werth ihrer Kulturarbeit, meinen Schmerz, ihr nicht gläubigen Herzens anhangen zu können. Wenn diese Partei wirklich, wie ihr Führer bellte, nie schlimmer gescholten ward als von mir, mag sie frohlocken. Unter Verständigen galt bisher das letzte Urtheil, das Einer spricht, für das einzige, das er zu verantworten hat. Warum kramte man elf Jahre alte Satiren aus, statt sich an diesen Artikel zu halten oder an die im zweiten Augustheft veröffentlichte Notiz, die über den rothen Reichstagspräsidenten spricht und den Genossen Bebel mindestens eben so gut wie den Genossen Vollmar behandelt? Warum ward der tote Joest über Sibirien, nicht der lebende Sombart citirt, dessen kluge Verherrlichung Marxens und Engels' kein anderes „bürgerliches" Blatt gebracht hätte? Warum der ganze Lärm?

Ein nicht schlecht geschriebener Artikel des kieler Sozialistenblattes, der mir vorgestern ins Haus geschickt wurde, giebt die Antwort. Da steht: „Die ‚Zukunft' hat oft auch Besinnung genug gehabt, um die Verdienste und die Bedeutung der Sozialdemokratie in einem Maße anzuerkennen, wie es sonst kein bürgerliches Blat that ... Der ‚Zukunft' ist Unrecht geschehen ... Aber freilich: so lange der Verdacht besteht, daß Harden das Gift kochte und die Waffen schärfte, mit denen Bernhard schoß und die Debatte vergiftete,

kann man es einer so ehrlichen und zugleich so impulsiven Natur wie Bebel nachfühlen, wie es kam, daß er die ‚Zukunft‘ so in den Vordergrund setzte.“ Ein nettes Verfahren. Wenn der Kaiser die Führer des Proletariates Verführer und Mörder schilt, bäumt sich Bebel in Krämpfen und schmettert im Drometenton, ein öffentlich Wirkender dürfe nicht jähen Impulsen folgen. Wenn Bebel, auf bloßen Verdacht hin und auf Grund albernster Fälschung, einen Menschen verruft, verbrüllt, ist er ein ehrlicher Mann, eine impulsive Natur und frischen Lorbers würdig. Mag sein. Ich habe weder Zeit noch Lust, „Gift zu kochen“, das den Herrn Mehring umbringen soll. Ich glaube nicht, daß er da, wo er sich jetzt alternd verwurzelt hat, umzubringen ist, wünsche es auch gar nicht; so weit geht, liebe Leute, meine Sorge um das Gedeihen der Sozialdemokratie denn doch nicht. Der Thatbestand ist ganz anders. Am neunten September veröffentlichte der Genosse Mehring gegen mich einen seiner putzigsten Lügenartikel, den er dann in vierhundert Exemplaren dem Parteitag zuschickte; der alte Kohl, den Bebel, wie sich gehört, eifrig repetirte. Am elften September fand ich heimkehrend ein Telegramm aus Tegernsee. Hier der Wortlaut: „Sendet mir damals anvertraute Originalbriefe Sonnabend Dresden Hotel Albertshof. Heine.“ Sonnabend? Die Verhandlungen sollten erst Montag beginnen. Nicht nur deshalb mußte ich annehmen, Heine wolle die Parteigeronten zusammenrufen und ihnen sagen: „Hier der Beweis für die tolle Pseudologie dieses Mannes; pensonirt ihn oder laßt ihn wenigstens ein paar Monate von einem Psychiater beobachten!“ Ich nahm, was ich rasch fand, schickte es nach Dresden und ersuchte um schleunige Rücksendung, sobald Heine die Briefe nicht mehr brauche. Er hat sie nicht gebraucht, hat sie einfach, ohne mich auch nur zu fragen, dem Genossen Bernhard gegeben, der damit sein häßliches Heldenstück wider Mehring verübte. Von Alledem wußte, ahnte ich nichts. Nach zehn Tagen, nach zwei schroffen Depeschen, die Heine sehr unsanft an die Pflicht zur Rücksendung mahnten, hatte ich endlich mein Eigenthum wieder in Händen... Darüber wird noch Einiges zu sagen sein.

„Hardens Verfahren spricht aller Sittlichkeit Hohn“: so ungefähr stands in Dutzenden rother Blätter. Natürlich: wer nachts überfallen wird, soll die Waffe, die einzige, die er hat, in der Tasche behalten und sittsam sich meucheln lassen. Was ging Eure schmutzige Wäsche mich an? Warum kamt Ihr zu mir? Ich lud Euch nicht, schwatzte Euren Aerger nicht aus. Jetzt habt Ihr versucht, Euren Unrath auf die Arbeit abzuladen, der, mag sie gut oder schlecht sein, seit elf Jahren jeder meiner Athemzüge gehört. Deshalb schlage ich Euch den nicht nach Myrrhen duftenden Eimer aus der Hand und zeige, daß ich mich rein hielt und daß Eure Unsauberkeit himmelan stinkt.

Geschlechtliche Fortpflanzung.

Die Fortpflanzung ist entweder ungeschlechtlich oder geschlechtlich; im ersten Fall beruht sie lediglich auf der Zelltheilung, im zweiten Fall auf einer Verbindung von Zelltheilung und Zellverschmelzung. Die ungeschlechtliche Fortpflanzung ist am Leichtesten bei den einzelligen Organismen zu verstehen; die Zelltheilung liefert hier Produkte, deren jede der Mutterzelle gleicht. Aber auch sie macht bereits dem Verständniß Schwierigkeiten bei der Fortpflanzung der mehrzelligen Organismen. Denn hier muß gleichsam die gesammte Struktur des mehrzelligen Organismus eine Reduktion erleiden oder in eine einzige Zelle, die Fortpflanzungzelle, hinein zusammengepreßt werden, um als Anlage für die Entwickelung eines mehrzelligen Organismus von gleichem Bau zu dienen. Damit thut sich das große Problem der Vererbung auf, das einer eigenen Betrachtung bedarf. Lassen wir diese hier als bloße Thatsache gelten, die uns auf Schritt und Tritt in der Natur begegnet, so entsteht die weitere Frage: Warum hat es nicht bei der ungeschlechtlichen Fortpflanzung sein Bewenden und warum sehen wir in den höheren Pflanzen und Thieren fast ausnahmlos die ungeschlechtliche Fortpflanzung durch eine geschlechtliche ersetzt? Mit anderen Worten: Welche Vortheile erreicht die Natur durch die geschlechtliche Fortpflanzung, die sie durch die ungeschlechtliche nicht auch erreichen könnte?

Dreierlei zeigt uns die Beobachtung als Wirkung der geschlechtlichen Fortpflanzung: 1. Die Befruchtung giebt dem Ei einen äußerst kräftigen Entwickelunganstoß; 2. die Begattung artgleicher Individuen löst die Abänderungneigung innerhalb des Arttypus aus, die Kreuzung artungleicher Individuen erregt eine Variationtendenz überhaupt; 3. die Begattung innerhalb der Art wirkt als Ausgleich auf alle Variationtendenzen, die den Arttypus bei einzelnen Individuen abzuändern streben, dient also als Mittel, um die Beständigkeit des Arttypus zu sichern, oder als Regulator der Konstanz.

Unbefruchtete Eier von zweigeschlechtlichen Pflanzen- und Thierarten bedürfen eines Reizes, um in die Entwickelung einzutreten. Als solche Reize können bei Feuerbohnen sehr verdünnte Lösungen von Pflanzenalkaloiden dienen, bei Seidenspinnereiern Schwefelsäure, bei Froscheiern Sublimatlösung, bei Seeigeleiern Chlormagnesiumlösung oder wässeriger Spermaextrakt, der nichts von den Formbestandtheilen der Spermienkerne enthält. Wie sehr das Eindringen einer Spermie in das Eiplasma noch vor der Berührung des Eikernes auf diesen als Reiz wirkt, sieht man an den lebhaften amöboiden Bewegungen, in die er geräth. Von den unbefruchteten Eiern parthenogenetischer Schmetterlinge bleibt immer ein großer Theil unentwickelt, während die befruchteten sich fast alle entwickeln. Bei gewissen Schmetterlingen (Liparis)

entwickeln sich unbefruchtete Eier nur bis zum Raupenstadium und die durch künstliche Reize zur Entwickelung veranlaßten Wirbelthiereier gelangen zu keiner vollständigen, abschließenden Entwickelung, sondern bleiben früher oder später auf einer unvollendeten Stufe stehen. Der Reiz der Befruchtung scheint also kräftiger zu wirken als der künstliche. In manchen Fällen scheint die Befruchtung nöthig zu sein, um dem Ei als Reiz für den Abschluß seiner Reifung zu dienen, durch den es erst befähigt wird, in den Furchungvorgang einzutreten.

Der Reiz der Spermie auf das Ei ist seinem Grade nach davon abhängig, daß beide zwar gleichartig, aber doch bis zu einem gewissen Maße verschieden sind. Selbstbefruchtung einer Pflanze wirkt als ein geringerer Reiz als Befruchtung durch den Blüthenstaub eines anderen artgleichen Individuums. Kreuzung von einander nicht zu fern stehenden Rassen der selben Art wirkt als Auffrischung, während Inzucht die Rasse träg dahindämmern läßt und um so schädlicher wirkt, in je engerem Kreise sie sich vollzieht. Rein erhaltene Stämme und menschliche Berufsstände werden schwerfällig, konservativ, passiv; geschichtliche Leistungen gehen immer von Stämmen und Ständen aus, die durch Blutmischung in einen Zustand erregbarer Aktivität versetzt sind. Aber die zu kreuzenden Rassen dürfen einander auch wieder nicht zu fern stehen, sonst nimmt der Entwickelungreiz der Befruchtung wiederum ab; Das sieht man schon bei der Kreuzung fernstehender Menschenrassen, noch mehr an der Unfruchbarkeit der meisten artungleichen Verbindungen oder doch der aus ihnen entspringenden Bastarde. Das Maximum des Reizes liegt bei einem bestimmten Optimum der Aehnlichkeit und Verschiedenheit.

Weil jeder Entwickelungreiz auch als Reiz für gesteigerte Entfaltung der Lebensthätigkeit dient und jede gesteigerte Entfaltung der Lebensthätigkeit sich als Verjüngung darstellt, hat man auch wohl die Befruchtung als ein Mittel der Verjüngung bezeichnet. Gewiß mit Recht, sofern man unter Verjüngung nichts weiter versteht als eine in der Entwickelung sich bekundende gesteigerte vitale Aktivität. Aber der Begriff der Verjüngung verknüpft sich leicht mit mystischen Nebenvorstellungen, wie sie in der Sage vom Vogel Phönix verbildlicht sind, und solche unklare Nebenvorstellungen sind unbedingt zurückzuweisen.

Jeder Gärtner weiß, daß die von ihm oder Anderen gezüchteten Spielarten durch geschlechtliche Fortpflanzung (Aussaat) nicht zu erhalten sind, sondern der ungeschlechtlichen Fortpflanzung durch Ableger, Stecklinge, Knospen u. s. w. bedürfen; sofern aber die Pflanzen zu solcher Fortpflanzung nicht geeignet sind, muß das Pfropfen oder Okuliren zu Hilfe genommen werden, bei dem eine geschlechtlich entstandene Pflanze als Nährboden für die ungeschlechtliche Vermehrung der bestimmten Varietät dient. Die ungeschlecht-

liche Vermehrung erhält also die einmal entstandenen Abänderungen aufrecht, die geschlechtliche nimmt sie in den Typus der Stammart zurück. Die erste liefert Individuen, die in allen Zügen dem Mutterindividuum möglichst genau gleichen; die zweite dagegen greift auf die ererbten Anlagen der Stammart mit allen Abweichungen zurück, die jemals unter den direkten Ahnen der beiden Eltern schon vorgekommen sind. Die erste hält sich an die Modifikationen, die das Keimplasma in den Körperzellen des Mutterindividuums erlitten hat; die zweite reduzirt die Leistungen der Ahnenreihe innerhalb des Arttypus auf eine Gesammtanlage, in der zwar der Normaltypus der Stammart überwiegt, die aber auch allen Fluktuationen des Typus innerhalb seiner Grenzen Spielraum beläßt.

Blickt man auf diesen Spielraum der Fluktuationen des Typus innerhalb seiner Grenzen, so erscheint die geschlechtliche Fortpflanzung als ein Hilfsmittel zur Beförderung der Variation im Gegensatze zu der ungeschlechtlichen Fortpflanzung, die nach Erhaltung der zuletzt erreichten Abänderung strebt. Blickt man dagegen auf das Uebergewicht des Normaltypus in der Keimanlage und die aus ihm folgenden Rückschläge aller Spielartennachkommen in die Stammart, so erscheint die geschlechtliche Fortpflanzung als ein natürlicher Regulator der Artkonstanz im Gegensatze zu der ungeschlechtlichen Fortpflanzung, die die Neigung hat, die Arten durch Erhaltung jeder einmal entstandenen Varietät in viele Varietäten zu spalten. Aus diesem doppelten Gesichtspunkt erklärt sich, daß ein Theil der Biologen die geschlechtliche Fortpflanzung blos als Hilfsmittel der Artenabänderung feiert, während der andere Theil in ihr blos den Regulator der Artbeständigkeit erblickt.

Es ist wohl zu beachten, daß die Abänderungen, die aus der geschlechtlichen Fortpflanzung zwischen artgleichen Individuen entspringen, nach unseren Erfahrungen ausschließlich innerhalb der Grenzen des Arttypus liegen und um den Normaltypus herum schwanken, aber keinerlei Tendenz zeigen, sich fortschreitend von ihm zu entfernen oder gar zur Entstehung neuer Arten zu führen. Sie bilden nur gleichsam den Pendelschlag der Variationtendenz, der um die Ruhelage des Normaltypus schwingt und aus jeder Abweichung um so stärker in sie zurückgravitirt, je weiter er sich von ihr entfernt hat. Noch ganz andere Bedingungen und Einflüsse müssen hinzutreten, um an die Stelle der fluktuirenden eine progressive Variation zu setzen, Das heißt: um eine Art in eine andere umschlagen zu lassen; die Variation der geschlechtlichen Fortpflanzung durch artgleiche Individuen allein ist dazu ganz unfähig.

Nur wenn artungleiche Individuen sich kreuzen, können neue Arten entspringen, die einige Merkmale der einen Art mit einigen Merkmalen der anderen Art verbinden, vorausgesetzt, daß die Bastardarten fruchtbar bleiben und sich durch geschlechtliche Inzucht fortpflanzen. Bastarde haben in ihren

ererbten Keimanlagen einen weit größeren Variationspielraum; denn in ihnen addiren sich nicht nur die Variationspielräume der beiden elterlichen Arten zu einander, sondern zu diesen auch noch der aus dem Abstand beider Arten entspringende Variationspielraum, der alle möglichen Kombinationen von Merkmalen beider Arten umfaßt. Daher ist es kein Wunder, daß solche Bastarde auch eine viel stärkere Variationtendenz zeigen als reine Arten. Wenn Weismann die sexuelle Variation auf die mannichfachen Kombinationen der Kernschleifen in den beiden verschmelzenden Fortpflanzungzellen zurückzuführen sucht, so findet diese Ansicht in der Erfahrung keine Bestätigung. Denn die Thiere, deren Fortpflanzungzellen eine große typische Zahl von Kernschleifen haben, müßten danach viel variabler sein, weil die Zahl der möglichen Kombinationen mit der Zahl der kombinirbaren Elemente sehr rasch wächst; sie zeigen aber thatsächlich keine größere Variationtendenz als die mit kleiner Kernschleifenzahl.

Solche Abänderungen einer Art, die nur in einzelnen oder wenigen Exemplaren auftreten, werden durch die geschlechtliche Fortpflanzung wieder ausgeglichen. Denn es stehen den wenigen abgeänderten Exemplaren viele des Stammtypus gegenüber; und die aus solchen Kreuzungen hervorgehenden Nachkommen gewinnen in Folge größerer Lebensfähigkeit und Fruchtbarkeit stets das Uebergewicht über die Nachkommen, die aus der Inzucht der abgeänderten Minderheit entspringen. Deshalb muß die geschlechtliche Fortpflanzung dahin wirken, daß nur solche Abänderungen sich dauernd erhalten können, die in Folge besonderer Reaktionen auf dauernde äußere Reize bei einer größeren Zahl von Individuen gleichzeitig auftreten oder die sich in mehreren Generationen gleichartig wiederholen. Abänderungen an einzelnen oder wenigen Individuen können sich nur dann erhalten, wenn ihre Kreuzung mit der Stammart durch natürliche oder künstliche Absonderung verhindert wird.

Wäre in der ganzen Natur keine andere Art der Fortpflanzung als die geschlechtliche zu finden, so würden wir sehr geneigt sein, die Zellverschmelzung für eine unerläßliche Bedingung der Fortpflanzung zu halten. Jetzt können wir nur sagen, daß für bestimmte höhere Organismenarten die Befruchtung unerläßliche Bedingung der Fortpflanzung zu sein scheint, weil und sofern sie einmal auf diesen Reiz abgestimmt sind. Aber so wenig die kunstvollen Einrichtungen zur Verhinderung der Selbstbestäubung bei vielen Pflanzenarten Etwas dagegen beweisen, daß andere, oft nah verwandte Pflanzenarten mit Selbstbestäubung dauernd vortrefflich gedeihen, eben so wenig beweist die weite Verbreitung der geschlechtlichen Fortpflanzurg, daß es nicht auch ohne sie geht bei allen solchen Arten, die nicht auf den Befruchtungreiz abgestimmt sind.

Bei vielen grünen Algen, bei manchen Phäosporeen, bei Dictyotaceen,

Florideen und einer ganzen Anzahl von Pilzen tritt die geschlechtliche Fortpflanzung fakultativ, Das heißt: unter bestimmten Umständen der Ernährung, Beleuchtung u. s. w. ein, die man experimentell herstellen kann. Bei manchen ungeschlechtlich fortwuchernden Algen findet die Bildung der Dauersporen auf geschlechtlichem Wege statt, während bei anderen Algen und Pilzen auch die Dauersporen auf ungeschlechtliche Weise gebildet werden. Bei den Diatomeen werden die Auxosporen, die den fortlaufenden Theilungprozeß unterbrechen, geschlechtlich hervorgebracht, bei Melosira und anderen dagegen ungeschlechtlich; und zwar bildet Rhabdonema arcuatum die Auxosporen, ohne je in geschlechtliche Fortpflanzung eingetreten zu sein, Synedra affinis aber unter Verlust der geschlechtlichen Fortpflanzung. Bei den Infusorien genügt eine Befruchtung je nach der Spezies für 135 bis 450 Generationen; viele Pflanzen, zum Beispiel die Farren, leben im Generationwechsel zwischen je einer geschlechtlichen und einer ungeschlechtlichen Fortpflanzung.

Es giebt hoch entwickelte Pflanzen mit ungeschlechtlicher Fortpflanzung, wie die Laminariaceen, und bei so hoch entwickelten Thieren, wie die höheren Insekten sind, kommt es vor, daß auf die schon lange besessene geschlechtliche Fortpflanzung wieder verzichtet wird, sei es zeitweilig in bestimmten Jahreszeiten, sei es dauernd für die Produktion eines der polymorphen Typen der Art. Um in solchen Fällen die typische Kernschleifenzahl trotz ihrer Reduktion auf die Hälfte im Ei aufrecht zu erhalten, sind besonders komplizirte Vorgänge nöthig, die überflüssig wären, wenn die geschlechtliche Fortpflanzung unter allen Umständen festgehalten würde. Dies Alles spricht dafür, daß noch auf ziemlich hohen Stufen der Organisation die geschlechtliche Fortpflanzung ganz wohl entbehrlich ist und keine erheblichen Vortheile gewährt, die nicht eben so gut auch ohne sie erlangt werden könnten.

Wir finden nicht, daß die ungeschlechtlich sich fortpflanzenden Arten an Variationspielraum hinter den geschlechtlich sich fortpflanzenden zurückständen. Wenn wir Arten von etwa gleicher Organisationstufe betrachten, so scheint die Variationtendenz von der ungeschlechtlichen oder geschlechtlichen Fortpflanzungweise unabhängig zu sein. Wenn wir zu den Spaltalgen und Spaltpilzen hinabsteigen, so begegnet uns trotz ungeschlechtlicher Fortpflanzungweise eine so große Wandlungfähigkeit der Arttypen nach den Umständen, wie wir sie bei geschlechtlich sich vermehrenden Arten nicht kennen. Doch scheint auch die Beständigkeit des Arttypus trotz aller um die Norm fluktuirenden Variation bei den ungeschlechtlich sich vermehrenden Arten keineswegs schlechter gesichert als bei denen mit geschlechtlicher Fortpflanzung, trotzdem die ersten des Regulators entbehren, den die anderen besitzen. Eben so wenig leidet die Fruchtbarkeit bei der ungeschlechtlichen Fortpflanzung durch das Fehlen des Befruchtungreizes; gerade unter den niederen Organismen giebt

es viele Arten, deren ganz erstaunliche Vermehrungfähigkeit für einen ausreichenden Entwickelungtrieb der Fortpflanzungzellen ohne Befruchtungreiz bürgt.

Die Erfahrung lehrt uns, daß zahllose Arten mit geschlechtlicher Fortpflanzung ausgestorben sind, daß wiederum aber eine große Menge von Arten mit ungeschlechtlicher Fortpflanzung sich behauptet hat. Das heißt, daß die gleichzeitigen Arten mit geschlechtlicher Fortpflanzung nicht im Stande gewesen sind, sie im Kampf ums Dasein zu verdrängen und sich ganz an ihre Stelle zu setzen. Und Dies gilt nicht blos für Arten sehr verschiedener Organisationstufen, die überhaupt kaum mit einander in Wettbewerb treten, sondern auch für einander nah stehende Arten, von denen die einen die ungeschlechtliche Fortpflanzung noch beibehalten oder die geschlechtliche wieder aufgegeben haben, die anderen zur geschlechtlichen Fortpflanzung übergegangen und bei ihr stehen geblieben sind. Wir dürfen daraus schließen, daß jede der beiden Fortpflanzungarten ungefähr das Selbe leistet für Organismen, die auf sie eingerichtet sind. Für Arten, die auf die ungeschlechtliche Fortpflanzung eingerichtet waren, konnte demnach die geschlechtliche Fortpflanzung erst recht keinen Vortheil im Kampf ums Dasein gewähren, da sie nicht einmal den auf sie eingerichteten Arten einen Selektionvortheil verschafft. Die Selektion konnte also auch keinen Beitrag liefern zur Begünstigung und Befestigung der geschlechtlichen Fortpflanzung bei ihrem ersten Auftreten inmitten von lauter solchen Arten, die sich ungeschlechtlich fortpflanzten.

Noch weniger ist dieses erste Auftreten selbst durch Selektion zu erklären, weil es nicht durch eine Häufung kleinster Abänderungen, sondern nur durch einen plötzlichen großen Schritt in umgekehrter Entwickelungrichtung zu Stande kommen konnte. Die gradlinige Entwickelungrichtung des Lebens geht auf Zellvermehrung durch Zelltheilung aus; die Zellverschmelzung aber führt das Gegentheil davon, nämlich eine Zellverminderung, eine Reduktion der bereits erreichten Zellenzahl herbei. Sie gleicht dem Zurückweichen eines Fußgängers um mehrere Schritte, der seine Wanderungrichtung zeitweilig unterbricht und umkehrt, um durch einen Anlauf ein Hinderniß auf seinem Wege überspringen zu können. Die Zellvermehrung kehrt sich zeitweilig in Zellverminderung um, damit sie dann einen desto üppigeren Schuß in der Vermehrung thun kann. Dieser Bruch im gradlinigen Fortgang der Zellvermehrung, diese Retardirung durch zeitweilige Umkehrung der Entwickelungrichtung ist durch keine Häufung kleinster Abänderungen erklärbar. Es kann wohl das Zurückweichen um einen oder mehrere Schritte stattfinden; es können sich einzellige Organismen zeitweilig ohne Substanzaustausch aneinanderlegen und sich blos dynamisch anregen; oder ihr Plasma zeitweilig mit einander verschmelzen ohne Kernverschmelzung und sich dann wieder trennen (Plastogamie); oder endlich auch ihre Kerne verschmelzen und zu einer Zelle ver-

bunden bleiben. Aber jeder dieser Schritte läuft der normalen Entwickelungrichtung zuwider und bedarf deshalb besonderer Erklärung. Zelltheilungprodukte können ihre Trennung suspendiren, um einen mehrzelligen Organismus zu bilden, aber sie verschmelzen weder mit einander noch wirken sie auf einander als Zelltheilungreiz. Zellen verschiedener Herkunft pflegen einander abzustoßen, aber nicht anzuziehen und in keinem Fall verschmelzen sie mit einander Selbst gleichartige Fortpflanzungzellen verschiedenen Geschlechtes haben nur eine kurze Reifezeit, in der sie verschmelzen, und gehen nach unbenutztem Ablauf dieser Reifezeit bald zu Grunde. Dies deutet eben so wie der periodische Eintritt der Reifezeit für eine oder mehrere Fortpflanzungzellen in einem Organismus darauf hin, daß die zur Verschmelzung führende Anziehung Ergebniß besonderer maschineller Vorkehrungen ist.

Wenn wir nun doch die geschlechtliche Fortpflanzung in den höheren Pflanzen und den Wirbelthieren als die allein herrschende und selbst auf niederen Stufen weit verbreitet sehen, so können wir nicht umhin, nach deren Zweck zu forschen, der anderswo liegen muß als in einem Selektionvortheil. Die geschlechtliche Fortpflanzung löst gewisse Aufgaben (Entwickelungreiz, Variationspielraum, Beständigkeitregulator) auf dem Wege erkennbarer mechanischer Hilfsmittel, die bei der ungeschlechtlichen Fortpflanzung zwar auch gelöst werden, aber nicht durch uns erkennbare mechanische Hilfsmittel. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch bei der ungeschlechtlichen Fortpflanzung namentlich der höher organisirten Arten solche mechanische Hilfsmittel bestehen, die wir blos noch nicht erkannt haben; aber jedenfalls sind sie dann sehr viel verborgener und zugleich unvollkommener als die durch die geschlechtliche Fortpflanzung dargebotenen.

Nun besteht aber der Fortschritt der Organisation wesentlich darin, daß für die besonderen Aufgaben des Lebens immer mehr besondere mechanische Hilfsmittel bereitgestellt werden. Je höhere und mannichfachere Aufgaben das Leben zu bewältigen hat, je verwickelter und feiner seine Leistungen werden, desto nöthiger wird die Mechanisirung des anfänglich autonom Vollbrachten durch materielle Strukturen und maschinelle Vorkehrungen, damit die autonomen Reaktionen sich immer mehr ausschließlich dem Ausbau der Details und der Steigerung und Verfeinerung der Gesammtleistung zuwenden können. So bedeutet auch die geschlechtliche Fortpflanzung eine dem Lebensprinzip Kraft ersparende Maschinerie, die auf den niederen und mittleren Stufen der Organisation noch entbehrlich ist, auf den höchsten aber nicht mehr. Die weite Verbreitung der geschlechtlichen Fortpflanzung auch auf den niederen Organisationstufen stellt sich unter diesem Gesichtspunkt nicht als eine unmittelbare teleologische Forderung dar, sondern als eine mittelbare Vorbereitung der hier zwar noch ganz wohl entbehrlichen, hier aber auch leichter

zu präparirenden Maschinerie für die höheren Stufen, wo sie unentbehrlich wird und schwieriger nachzuholen wäre.

Wenn die teleologische Bedeutung der geschlechtlichen Fortpflanzung für das Pflanzenreich mit dieser kraftersparenden Wirkung erschöpft ist, so erlangt sie im Thierreich noch einen höheren Sinn. Während nämlich die ungeschlechtliche Fortpflanzung im günstigsten Fall nur bis zu einer einseitigen mütterlichen Brutpflege führen kann, wird die geschlechtliche Fortpflanzung zur Grundlage der Ehe, der Familie und der geschlechtlichen Zuchtwahl. Sie führt die Geschlechter durch die Geschlechtsneigung zusammen und verbindet sie durch gemeinsame Brutpflege nicht nur mit den Jungen, sondern auch unter einander noch enger; sie veredelt den Typus durch geschlechtliche Auslese bei der Gattenwahl. So wird sie zur natürlichen Grundlage der wichtigsten Gemüthsbeziehungen und sozial-ethischen Einrichtungen und wirkt an der Verfeinerung und Höherbildung der Arttypen mit. Wenn wir heute noch in der Familie und Geschlechtsliebe die Zelle der Staatenbildung und den wichtigsten natürlichen Stützpunkt des Geisteslebens nach der Gemüthsseite hin sehen, so dürfen wir nicht vergessen, daß ohne die geschlechtliche Fortpflanzung in unserer thierischen Ahnenreihe der Menschheit diese Naturgrundlage ihrer Kulturentwickelung gefehlt hätte, und dürfen die Entstehung der geschlechtlichen Fortpflanzung im Thierreich auch für diesen Erfolg als eine teleologische Vorbereitungstufe in Anspruch nehmen.

Großlichterfelde. Eduard von Hartmann.

Frankreichs Furcht und Hoffnung.

Wenn der einzelne Mensch, vom Lebensgang gezwungen, ein gut Theil seines Selbstvertrauens aufzugeben und von allen Einbildungen abzulassen, sich zu einigermaßen richtiger Würdigung seiner Anlagen durchgerungen hat, so kommt er manchmal dahin, sich nach der Zeit zurückzusehnen, da sein unberechtigtes Selbstgefühl ihm zwar mehr denn einmal eine zu vermeidende Niederlage zufügte, da aber die Selbstüberschätzung ihm auch wiederum eine Unternehmungluft, einen Wagemuth einflößte, an denen es ihm nun gebricht. Es gereicht nicht unbedingt zum Guten, sich so zu sehen, wie man ist. Sich zu mehr befähigt glauben, als man, streng genommen, kann, ist eine Stärke.

Wie dem Einzelnen, so geht es auch den Völkern. Freilich bilden Nationaleitelkeit und Selbstüberschätzung eine ungemeine Gefahr für sie. Wie die Geschichte lehrt, kann sie die Neigung, sich in schmeichelnden Illusionen zu wiegen, an den Rand des Abgrundes bringen. Das sah man in Däne-

mark 1864 und in Frankreich 1870. Das Erste, was also nach einem von Illusionen herbeigeführten Zusammenbruch nothwendig wird, ist: die Erfüllung der Pflicht, dem Volk die Augen zu öffnen, ihm zu zeigen, daß seine scheinbare Macht Machtlosigkeit war, ihm ein lebendiges Bewußtsein seiner Schwächen und Fehler beizubringen. Eine undankbare, zeitraubende Aufgabe, die sich nur unter heftigem Widerstand lösen läßt, aber es ist die nächstliegende, unüberspringbare. Ist sie aber gelöst, dann zeigt sich, daß auch in der nothwendigen Verringerung des Selbstgefühles eine Gefahr liegt, eine fast eben so große wie in der Einbildung. Denn die Vorstellung, die ein Gemeinwesen, eine Menschengruppe, eine Nation von sich hat, ist eine Kraft im Dienste dieses Gemeinwesens. Der Begriff, den ein Volk sich über seine Zukunft, seine Sendung macht, wird im hohen Grade mitbestimmend für diese Zukunft.

So dialektisch ist das Leben eingerichtet, daß die Wahrheit nicht immer zum Heil führt. In Renans „Priester von Nemi“ ist die Hauptperson ein großer Reformator, der sich harmvoll selbst beschuldigt, die Vorurtheile, auf denen das Selbstgefühl seiner Landsleute beruhte, gereizt und ausgerodet zu haben. Mit ihren Vorurtheilen taugten sie allerdings nicht viel; ohne ein kräftiges Selbstbewußtsein aber taugen sie gar nichts.

Ein Volk, das der Wirklichkeit nicht ins Auge zu schauen vermag, ist zwar unstreitig der Gefahr ausgesetzt, sehr unsanft aus seinen Träumereien gerissen zu werden; und wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Doch ist keine Vorstellung für ein Volk so gefährlich wie die, im Rückgang, im Niedergang begriffen zu sein. Und bestehe er auch nur in der Einbildung: die Vorstellung schon erzeugt Muthlosigkeit und wirklicher Rückgang ist die unabweisliche Folge der Verzagtheit.

Schon unter dem zweiten Kaiserreich war es in Frankreich Mode, vom Niedergang des Landes zu sprechen. Renan, der manchmal ein rechter Schwarzseher sein konnte, protestirte doch immer heftig gegen solche Reden: „Noch ist viel Geist in Frankreich“, war einer seiner Lieblingaussprüche. Im letzten Menschenalter aber ist der Niedergang Frankreichs in seiner eigenen Presse und Literatur ein stehendes Thema geworden. Ganz besonders haben zwei Thatsachen bei vielen Franzosen den niederschmetternden Eindruck des Rückganges hinterlassen: erstens der Umstand, daß die Bevölkerung des Landes nicht zunimmt, während die des mächtigsten Nachbarlandes mit reißender Schnelle wächst, zweitens die überwältigende Niederlage von 1870, die durch einen neuen Krieg wettzumachen sich als unmöglich erwies. Der außerordentliche Aufschwung von Handel und Industrie in Deutschland, dessen erst seit einem Menschenalter vorhandener weltpolitischer Einfluß, die Machtstellung Englands, die gewaltige Kraftentfaltung der nordamerikanischen Freistaaten, verglichen mit der Armuth Spaniens und Italiens, die, ohne Aus-

dehnungskraft, an den Erinnerungen einstiger Erobérergröße zehren, endlich der Sieg der Amerikaner über Spanien, — das Alles zusammen hat die Ueberzeugung von dem Niedergang der lateinischen Stämme und Staaten, im Gegensatze zu dem Wachsthum der angelsächsischen und germanischen, genährt.

Großes Aufsehen erregte daher das Buch von Demolins, „Die angelsächsische Ueberlegenheit", das vor einigen Jahren den Franzosen nicht nur klar machte, daß sie überflügelt seien, sondern auch, woher diese Entwickelung komme. Daher nämlich, daß die Franzosen ein Volk seien, dessen Kinder stets von dem ihnen Nächsten Unterstützung erwarten, die Angelsachsen dagegen eins, in dem Jeder nur auf sich selbst zähle. Sogar ein Nationalist wie Jules Lemaître lobte das Buch. Bald danach erschien Bazalgettes Buch: „Worauf beruht die französische Inferiorität?", dem nun als Fortsetzung „Das Problem der Zukunft der lateinischen Stämme" gefolgt ist. Mit glühender Leidenschaft sucht und findet Bazalgette die Ursache des Elends der lateinischen Rassen, zumal all des über Frankreich gekommenen, in der römisch katholischen Kirche. Daß die Reformation in Frankreich scheiterte, daß die in Nantes zugesicherte Toleranz nicht gewährt, daß die Protestanten ausgetrieben, daß selbst nach der Revolution das Konkordat geschlossen und dadurch der Kirche ihre Machtstellung zurückgewonnen wurde: in Alledem erblickt Bazalgette die Grundursache des Unheils, das Frankreich betroffen hat. Kein fremder Monarch oder Heerführer habe dem Lande auch nur annähernd solchen Schaden zugefügt wie seine eigenen berühmtesten Monarchen, Ludwig XIV. und Napoleon, die es, Jeder auf seine Weise, Rom botmäßig machten.

Ein Gegenstück zu diesen Schriften ist Emile Pierrets Buch „Der moderne Geist." Auch dieser fromme Autor sieht Frankreich von der alten Höhe gesunken; die Ursache aber findet er gerade darin, daß der Katholizismus nicht nur seine Herrschaft über viele Seelen verloren habe, sondern daß die Regirung Alles daran setze, das leichte und wohlthätige Joch der Kirche abzuschütteln. Er hofft mehr auf die Frauen als auf die Männer Frankreichs. Der Mann, sagt er, „ist nicht sonderlich stark und kann nicht viel Böses anrichten, wenn die Frau nicht seine Mitschuldige ist. Die antiklerikale, atheistische, freimaurerische, revolutionäre Regirung, die wie ein Alb auf Frankreich lastet, weiß Das gar wohl und richtet deshalb in Staats- und Privatschulen ihre Angriffe auf das Weib." Mit Beifall führte er ein paar Worte an, die 1879 ein anderer Franzose schrieb: „In der Arbeiterbevölkerung unserer Städte, wo die Frau um nichts weniger gottlos ist als der Mann, hat die Verderbtheit, die Unordnung, die Anarchie ihren Höhepunkt erreicht. In den großen Städten sind manche Arbeiterverbände zu einer Verworfenheit herabgesunken, die Alles übertrifft, was eine verderbte Einbildungskraft sich nur vorstellen kann." Und ihm graut bei dem Gedanken an die furchtbaren Fortschritte,

die im letzten Vierteljahrhundert die Verderbtheit gemacht habe, — in Folge einer Bewegung, die die Regirenden einen „Vormarsch“ nennen.

Charles Richet sagte vor anderthalb Jahren in der Revue Scientifique: „Die großen soziologischen Erscheinungen ziehen ihre unerbittlichen Geschicke nach sich. In einigen Jahren wird Frankreich keine große Nation mehr sein, sondern, im Vergleich mit mächtigen Nachbarn, ein kleines Volk wie Portugal oder Dänemark.“ Dänemark muß sich hier leider häufig als Schreckbild aufgestellt sehen.

Nur zu begreiflich ist, daß man in Frankreich zu einer Zeit, wo die verschiedensten Schriftsteller, oft sogar mit ganz entgegengesetzter Begründung, zu dem selben, das Nationalgefühl tief demüthigenden Ergebniß gelangt sind, mit frohem Staunen des russischen Soziologen Novikow Buch L'expansion de la nationalité française las, das den Franzosen die geistige Weltherrschaft verkündete. Novikow, der Prototyp eines selbstbewußten, radikalen, mit Wort und Schrift wirksamen Russen von gutem Humor und zuversichtlichem Glauben an die Zukunft, hat siegesgewisse Antworten auf alle Einwände und Bedenken. Die Abnahme der Geburten, meint er, könne eben so gut ein Zeichen von überlegener Civilisation wie vom Verfall des Volkes sein. Wenn einmal die benachbarten Völker eine so hohe Kulturstufe erreichen wie Frankreich, wird sich auch bei ihnen die Zahl der Geburten vermindern. Der geringe Zuwachs sei übrigens auf vorübergehende Ursachen zurückzuführen. Die Franzosen fühlten sich in ihrem Heimathlande zufrieden und hätten keinen Drang nach erhöhter Produktion. Wenn die Nachfrage nach „Händen“ sich neuerdings steigerte, würde auch die Bevölkerung zunehmen. Im Ausland, etwa in Kanada, sei der französische Stamm äußerst fruchtbar. Kanada sei die beste Kolonie Frankreichs, wie die Vereinigten Staaten die Englands; daß Kanada politisch von Frankreich getrennt sei, habe nichts zu bedeuten. An der numerischen Schwäche der Franzosen trügen außerdem die Kriege der Revolution und des Kaiserthumes Schuld; ohne sie würde das Land 59 statt 39 Millionen Menschen zählen. Endlich sei die Behauptung unwahr, daß die Franzosen nicht zu kolonisiren verstünden. Der 1648 von Frankreich eroberte Elsaß sei zweihundert Jahre danach ganz französisch gewesen, während Irland, das den Engländern seit 1172 gehört, noch heute nicht britisch sei. Eine militärische Niederlage bedinge noch keinen geistigen Niedergang; nach Roßbach habe Frankreich, nach Jena Deutschland die Welt der Geister beherrscht. Bei nationaler Ausdehnung komme es hauptsächlich auf die Sprache an; und Novikow kann mühelos nachweisen, daß die französische Sprache, wenn sie unter den verbreitetsten jetzt auch nur an vierter Stelle steht, von Jahr zu Jahr Boden gewinnt. Frankreichs Literatur ergötze und fessele mehr als die eines anderen Landes und habe wegen ihres kosmopoli-

tischen Geistes das größte Publikum. Aus all diesen Gründen glaubt Novikow, daß Frankreich wieder die geistige Herrschaft über Europa zufallen werde. Kein anderes Volk habe sich so völlig den Windeln des Mittelalters entwunden; nur in Frankreich gebe es wahrhaft moderne Institutionen. Die Oberschicht spreche schon jetzt überall Französisch, das in ein paar Jahrhunderten Muttersprache oder literarisches Werkzeug von dreihundert Millionen Menschen sein werde.

Mit solchen Hoffnungen tröstet Novikow Frankreich, das von so vielen einheimischen Unglückspropheten entmuthigt ward.

Kopenhagen. **Georg Brandes.**

Damoklinos.

Des Damokles Urenkel, Damoklinos,
Wie schämt er sich der Feigheit seines Ahnen,
Des Schmeichlers Damokles, des Fürstenknechtes,
Der vor den Höflingen zu Tod erschrak,
Da sein entsetzter, weibisch feiger Blick
Des Schwertes Spitze niederzucken sah
Just auf sein Haupt — pfui, hündische Ahnenfeigheit! —,
Indeß ein Haar des Schwertes Fallen hemmte.
„Weh, mein geschmäht Geschlecht! Weh, unser Name,
Der ewig jenes Schwächlings Makel trägt!“

Und ganz geheim an seiner Kammer Decke
Hängt er ein Schwert an einem Haare auf:
„Ich bebe nicht!“ Und stellt sich unters Schwert.
„Ich will den Fleck von unserm Namen tilgen,
Vor allem Volke will ich morgen stehn,
Ich, Damoklinos, ich, des Feiglings Enkel;
Pfui, feiger Ahn!“ Er höhnt zum Schwert empor
Und heiliges Feuer sprüht aus seinen Blicken.
Sein Mund wird stolz, da — weh! —, da schreit er auf,
Sein glüher Blick erlischt, kaum sieht er noch:
Ein müßig tändelnd Mücklein surrt durchs Zimmer.
Noch rührt sein Flügel nicht das straffe Haar,
Ein Mückenflügelchen . . .
Er aber zittert:
„Wenn sie das Haar berührte! Wehe mir!
Durch eine Mücke sterben? Nein!“
Er flieht,
Er jagt dahin.
„Was eilst Du so? Heh! Hör' doch,
Des Damokles Urenkel, Damoklinos!“

Prag. **Hugo Salus.**

Aphorismen.

Wenn das Bischen Schwäche in der Philosophie nicht wäre, so wären die Philosophieprofessoren die reinen Götter.

*

Die Probleme zu einem scheinbaren Abschluß zu bringen, ist eine Hauptsache in der Philosophie. Wer es darin zu einer beträchtlichen Fertigkeit gebracht hat, kann Professor dieses Faches werden.

*

Wie sollte es anders sein, als daß ein Affe, der auf einem Baum sitzt, sich einem Philosophen für überlegen hält, der darunter sitzt.

*

Voraussetzunglosigkeit.

Das heißt, daß man das Selbe voraussetzt, was die Anderen voraussetzen.

*

Anfangs verlief die Welt theologisch, dann historisch; und jetzt herrschen Naturgesetze.

*

Mehr als ein Weiser beantworten kann.

Wird im Lauf der Jahrtausende die Menschheit und das Wetter besser?

*

Die organische Zweckmäßigkeit ist dazu da, von Darwin erklärt zu werden.

*

Geschichte der Philosophie.

Wenn toten Helden ein lebender Totengräber gegenübersteht, behält immer Dieser Recht. Wo er sie hinlegt, bleiben sie liegen.

*

Literaturgeschichte.

Die Kunst, Gedanken Anderer so zu erzählen, daß man den Schein erweckt, man habe selber welche.

*

Um die ewigen Polemiken zu beschränken, sollte man versuchen, die Philologen geistig zu beschäftigen.

*

Mit dem Hintern auf Büchern —: wissenschaftliche Grundlage des Juristen.

*

Ein anständiger Arzt darf sich nichts zu Schulden kommen lassen, als daß er seine Patienten umbringt.

München. Paul Nikolaus Coßmann.

Südwestafrikanische Skizzen.*)

Ein afrikanischer Werktag.

Dem Verwaltungchef liegt die allgemeine Polizeigewalt und die Strafrechtspflege über die Eingeborenen seines Bereiches ob. Hierin unterstützt ihn der Stammeshäuptling. Ferner leitet er die gesammte Verwaltung, zieht Steuern ein, regelt die Landverkäufe, richtet Polizeistationen ein, bekämpft die Viehseuchen, baut die Wege und Brunnen. Er wohnt mit einer Anzahl weißer und schwarzer Polizeimannschaften und zahlreichem Arbeitpersonal auf einer geräumigen Station. Diese enthält Wohnräume, Bureaux, eine Kasse, das Eingeborenen-Gefängniß, Küche, Backofen, Vorrathskammern, Proviantlager, Inventarien- und Materialiendepots, Munitionraum, Montirungskammer, Postamt, Werkstätten, Pferdeunterstände, Viehkrale und Dergleichen mehr, was zum wirthschaftlichen Leben einer größeren Niederlassung in einer halb entwickelten Kolonie gehört. Zum Stationganzen zählt ferner: ein Garten, Wagenpark, Pferde, Maulesel, Zugochsen und Schlachtvieh. In den Bureaux blüht das Schreibwesen. Draußen am „Schwarzen Brett" reiht sich Verordnung an Verordnung. Der Betrieb einer solchen Station läßt an Vielseitigkeit und Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig. Gar mancher Kolonialfreund zu Hause würde darüber baß erstaunen.

Sechs Uhr morgens fällt mit europäischer Pünktlichkeit ein Schuß, darauf ein Ochse. So schlachtet es sich besser mit ungeübten Leuten. Das Fleisch kommt in die Fleischkammer und wird in Portionen zerlegt. Im Backofen röstet das Brot. Vor dem Gefängniß stehen, in Säcke gehüllt, in einem Häuflein klappernder Misere die Gefangenen. Der Polizeifeldwebel theilt sie zur Arbeit ein. Die schwarzen Polizisten eskortiren mit geladenem Gewehr die einzelnen Gruppen nach den verschiedenen Richtungen. In der Küche brodelt in großen Kesseln der Reis. Vor dem Proviantamt wird die Kost an die schwarzen Arbeiter ausgegeben. Vom Felde kommen die Ochsen herein und werden eingespannt. Die Bureaux öffnen sich. In den Werkstätten ist es schon lebendig. Aus dem Garten tönt das Quietschen der Bewässerungpumpe herüber. Mein Bambuse putzt das dicke Paradepferd, das ihm bei jedem Kardätschenstrich mit angelegten Ohren nach dem Hosenboden schnappt. Die Arbeitmühle beginnt zu klappern. Da wird geschmiedet, geschlossert, gemalt, gemauert, getischlert, geklempnert, geschustert, geschneidert, gesattlert, gezimmert. Ein emsiges Getriebe. Bald belebt sich der Hof mit weißer und schwarzer Bevölkerung. Die Einen kaufen Munition, die Zweiten gehen zur Post, die Dritten zur Zollabfertigung. Dieser will eine Frachtordre, Jener meldet seine soeben eingetroffenen Wagen an. Der Eine kommt, eine Farm zu kaufen; der Andere zeigt einen Viehdiebstahl an. Dem ist über Nacht der Grenzstein von seinem Grundstück verschwunden, bei Jenem eine Viehkrankheit ausgebrochen. Ein Ansiedler liefert einen frischen Hyänenkopf ab und fordert seine Prämie. Ein anderer beantragt standesamtliches Aufgebot. Die Schwiegermutter legitimirt sich. Nach dem Schwiegervater fragt kein Mensch. Die Braut zeigt etwas „lebhafte Farben".

---

*) S. „Zukunft" vom 29. August 1903.

In der Kasse werden Steuern eingezahlt, Beträge abgehoben, Bestellscheine ausgeschrieben, die verschiedenen Posten auf die Etatstitel verrechnet.

Vor der Station steht, von Hirten umringt, blökend und brüllend eine ganze Landwirthschaft. Ich soll die Erbschaftstheilung vornehmen. Die Böcke werden von den Schafen geschieden und Alle gefragt, ob sie zufrieden sind. Der Kapitän kriegt seinen Antheilochsen.

Ueber Nacht sind in der Kneipe zwei Radaubrüder einander in die Haare gefahren. Am Morgen kommen sie zur Polizei und Jeder verlangt für den Anderen Bestrafung. Mit einigen beschwichtigenden Worten werden sie sachlich an die Luft gesetzt. Von „oben" kommt die Meldung, das Wasser sei in Dingsda am Transportwege ausgegangen. Einer beklagt sich, da „unten" hätten die Hereros Wasserzoll von ihm verlangt. Dem ist eine Kuh fortgelaufen. Jener schleppt seinen Wagentreiber heran, der ihn bestohlen habe. Am ledernen Gängelband wird ein auf frischer That ertappter Viehdieb eingebracht. Vor dem Thor steht schon die Schaar der Großleute mit dem Kapitän an der Spitze. Sie kommen herein, stellen ihre Stöcke an die Wand und lassen sich auf der Bank im Berathungzimmer nieder. Endlose Verhandlungen beginnen. Da sind wieder tausenderlei Angelegenheiten zu besprechen. Ich berathe, beschwichtige, drohe, ermahne. Dann kommen die Gerichtssitzungen: meist Viehdiebstahl. Der Thäter lügt wie gedruckt, vertheidigt sich mit unglaublichem Wortschwall, erzählt von Adam und Eva, aber antwortet nie auf die Frage. Jetzt lasse ich den Kapitän heran. Er stellt ein Kreuzverhör an und treibt geschickt die faulen Kunden in die Enge. Die Sache scheint klar und wird kurz zu Papier gebracht. Dann erfolgt Antrag nach Schema F.: ein paar Monate und die übliche Zuthat. Alles nickt. Die bewußte Mehlkiste wird wieder bei Seite geschoben. Schon kommt ein neues Bild. Ein Händler bietet Schlachtvieh an. Der Proviantmeister taxirt es ab. Der Mann kriegt sein Geld.

Inzwischen ist „Post" eingetroffen. Man thürmt einen Berg Briefschaften vor mir auf. An alle sechs Dienststellen gerichtet, die ich in meiner Person vereinige. Die Couverts fliegen, Anweisungen werden ertheilt und die Schriftstücke nach Dienststellen gesichtet. Dann geht es an die Arbeit. Da wird berichtet, gemeldet, angeordnet, mitgetheilt, begutachtet, nachgeforscht. Aktenheft nach Aktenheft durchstöbert.

Es klopft. Ein schwarzer Rock erscheint: der Missionar mit einem Anliegen. Am Sonntag haben sie während des Gottesdienstes gekegelt! Er hat betrunkene Eingeborene gesehen! Hier scheinen ihm seine Weiderechte gefährdet, dort legt er gegen eine Regirungmaßnahme feierlich Protest ein. Missionare protestiren stets. Aber nur die Protestanten.

Durchreisende — Kaufleute, Ansiedler, Mineningenieure — machen mir ihre Aufwartung. Ein Negerweib beklagt sich, daß ihr Junge von seinem Dienstherrn zu viel Prügel kriegt. Ein paar schwarze Saufbrüder wollen einen Kauferlaubnißschein für Schnaps haben. Ich sage, ich tränke auch keinen Schnaps. Da meint der Eine, er habe es „so im Magen." Ich schicke ihn zum Lazarethgehilfen. Der giebt ihm eine böse Mixtur: er kommt nicht wieder. Der Andere meint, er habe so lange keinen Schnaps getrunken. Ich erwidere, dann habe er sich ja an die Enthaltsamkeit gewöhnt. Der Dritte kriegt schließlich seinen Schein, weil er seine Schulden bezahlt hat.

Draußen wird eifrig an den neuen Gebäuden gemauert; Lehm geknetet; Ziegel gestrichen; Holz herangefahren; Ziegelöfen gesetzt. In Reihen kommen die Negerweiber mit ihren Kindern dahergezogen und bieten Gras für die Pferde zum Verkauf an. Stunden lang hocken sie stumpfsinnig umher, bis sie ihren Becher Reis oder Mehl für das Bündelchen erhalten. Der Amtsschreiber, der Kassenführer, der Polizeifeldwebel, der Proviantmeister: Jeder legt eine dicke Unterschriftenmappe vor. Ich schiebe Berichte und Akten weg und fange an, zu unterschreiben. Mein Diener, zugleich Koch, meldet, das Essen sei angerichtet. In einer Viertelstunde ist der materielle Mensch befriedigt. Der Kaffee wird schon wieder am Schreibtisch eingenommen. So geht es weiter, bis der Sonnenball sich abendlich röthet. Das Pferd scharrt vor der Thür. Ein kurzer Austritt. Der Abend bricht herein. Die zweite Mahlzeit wird eingenommen. Dann brennt die Lampe wieder über Büchern und Papier. Der Sandmann kommt. Noch eine Cigarette, dann in die Falle. Im Traum schreibe ich an meinen Berichten weiter. Der Morgen graut. Ich drehe mich auf die andere Seite. Die Sonne steigt bedenklich höher. Ich bekomme Gewissensbisse. Von draußen tönt schon das neue Tagesgetriebe zu mir herein. Entschluß! Ich springe auf. Die Badewanne steht bereit. Die Toilette ist beendet, — und das Alltagsleben hebt von Neuem an.

Ein „Afrikaner“ von Ruf hat Südwestafrika das Land der Faulheit genannt. Ich beantrage hiermit, den Ausspruch cum grano salis zu nehmen.

Neujahrsstimmung.

Heute ist Neujahr! Der Tag der Unbescheidenheit und des Selbstbetruges, wo der Mensch in einem Meer von Wünschen plätschert und dabei mit sich selbst Versteck spielt. Goldene Berge begehrt und erhofft er; in der Dunkelkammer seiner innersten Ueberzeugung aber erwartet er höchstens ein Häuflein Flittergold. So geht es zu auf beiden Halbkugeln, also auch in SW., dem südlichen Weh unserer kolonialen Tastversuche.

Neujahr! Zu Hause gleich einer Apotheose auf der Menschheit Wollen, Sehnen, Hoffen, Streben, Wirken, Schaffen. Ich glaube, der einzige Tag, an dem ein gemeinsamer idealistischer Zug die gesammte Kulturmenschheit durchweht. Der Tag, der die Sehnsucht nach Zusammenschluß zu gemeinsamen Zielen und Zwecken in allen Strebenden flüchtig erweckt. Denn Alle beugen sich in gleicher Weise vor Chronos, diesem gewaltigsten der Erdentyrannen. An solchem Tage spürt man daheim den sausenden Schwung des Zeitenrades, der, sonst vom geschäftigen Hasten des Werkjahres übertönt, unseren Geist für wenige Stunden herausreißt aus der stickigen Atmosphäre der Alltäglichkeit. Hier, in SW. aber, automatisch-nüchtern wie beim Zahlenstreifen eines Taxameters, kippt 00 über, 01 springt ein: der Jahreswechsel ist ohne Fahrtunterbrechung vollzogen. Das ist unser Neujahr ... Aber hoffentlich nur für Den, der sich den selben thörichten Gedanken überläßt.

In der Sylvesternacht hielt ich ein geistreiches Zwiegespräch mit dem phosphoreszirenden Schädel Moltkes über die großen Daseinsräthsel. Da, plötzlich, flammte es auf: und von rothglimmender Gluth verzehrt, sank das beinerne Traumphantasma in sich zu einem Aschenhäufchen zusammen und ließ mich, so klug als wie zuvor, über der Welträthsel tiefstes verdutzt zurück. Wars ein

Symbol? Wer kanns sagen? In Afrika gedeiht keine Metaphysik. Dort liegen die Dinge hart bei einander. Ich hatte am Tage vorher über Moltke in der Zeitung gelesen, Eckermann mit Goethe belauscht, ein Protokoll über ein entstandenes Feuer aufgenommen und einen weißgrinsenden Negerschädel zur Beize in die Sonne gelegt. Voilà tout!

Am Neujahrsmorgen brachten mir meine Leute ein Ständchen, aus dem ich die Ueberzeugung ihrer Anhänglichkeit und erneut die Thatsache schöpfte, daß der Baß, unser musikalisches Schmerzenskind, sich noch immer nicht so recht der Harmonie gewissenhafter Notenkonstellation anzubassen vermochte. Dann erhielt der Missionar seinen Choral. Profane Weisen, die mit größeren Zwischenpausen folgten, ließen auf Trankopfer schließen. Wahrscheinlich im bewußten süßlichen Proselytenwein vom Kap, womit hiesige Missionare über Besuche zu quittiren pflegen. Auch unsere Weihnacht haben wir gehabt; mit Pseudobaum. Ein kaukasischer Bandit mit höchst ehrwürdigem Bart, einem Pistölchen im Gürtel und Strippe zum Ziehen vertrat den Knecht Ruprecht. Ein Raffael, einer von denen, die man ihrer schlechten Haltung wegen nicht in Kinderzimmer hängen soll, baumelte stilmildernd über ihm. Kleine Geschenke wurden verlost, ein gemeinsames Mahl schloß sich an. Wir suggerirten einander Eis, Schnee, Ofenwärme, Lichterglanz, Heimathduft und was sonst noch äußerlich und innerlich dem sentimentalen Deutschen „Weihnachten" bedeutet. Die Leute halfen mit Bier und Punsch nach. Ich aber schlich mich bei Zeiten nach Hause.

Sentimentalität ist die einzige deutsche Waare, auf der in Südwestafrika noch kein Einfuhrzoll lastet.

Ein gerettetes Idol.

Die Buren sind in ihrer Gesammtheit weder das Urbild stumpfsinniger Reaktion der englischen noch die idealisirten hochsittlichen Freiheitrecken der deutschen Beleuchtung.

Seit gierige Hände in den gelben Eingeweiden ihres Landes wühlen, haben sie die Einheitlichkeit, die zur Zeit des ersten Trekks wohl noch bestand, eingebüßt. Heute giebt es solche und „solche" Buren.

Hatte ich da von der letzten Sorte Niederdeutscher ein paar Exemplare in meinem Bezirk, die wie zerzauste Rübezahls ausschauten. Sie waren mit ein paar Weibern behaftet, denen man zurufen mochte: „Wasser thuts freilich nicht allein, wenn Ihr Euch reinigen wollt!" Die Sippe trug einen abderitischen Stumpfsinn zur Schau. Wenn die bei der Krüger-Feier in Köln im Original-Einbande mit auf dem Balkon erschienen wäre: der Andrang wäre noch größer gewesen. Diese Stammesbrüder hausten zwischen nackten Felsklippen, inmitten einer trostlosen Szenerie, in einer Lehmhütte, die mit alten Säcken eingedeckt war. Sie hauten ihre Kaffern, daß die Lappen flogen — falls sie welche anhatten —, sangen aber, nach der Vorschrift, jeden Abend dem Herrn einen Lobgesang. Sehr andachtvoll würde auch dem Frömmsten dabei nicht zu Muth geworden sein.

Zum bestimmten Termin kommt der schon legendäre schwarze Viehräuber, dessen Bande die wilden Klüfte bergen, vom Berge her, den Zehnten vom Vieh unserer Freunde zu fordern. Es sind ihrer fünf stramme Bursche. Ich sagte ihnen, sie sollten der Behörde helfen, den Kerl zu fangen; sie seien in jeder Hinsicht die Nächsten dazu. „Hih.. Hm.. Jaa.." Ich wies sie auf die ausgesetzte

Belohnung von fünfhundert Mark hin, die doch eines Versuches werth sei. „Hih.. Hm.. Jaa..“ Ich glaube, Die hätten über die Nachricht, der olle Krüger habe von Eduard den Hosenbandorden erhalten und mit Chamberlain Brüderschaft getrunken, auch nur mit „Hih.. Hm.. Jaa..“ quittirt.

Bald darauf ging ihnen das Wasser auf ihrem traurigen Platz aus. So zogen sie denn mit Wagen und Weibern, Kindern und Rindern in der Welt umher, sich einen neuen zu suchen.

„Solche Buren giebt es ja gar nicht“, sagte der Budiker Lehmann, that einen Schluck aus seinem Weißbierglas und legte befriedigt das alldeutsche Flugblatt „Zur Aufklärung über das stammverwandte Volk der Buren“ auf den Tisch.

Landkonzessionen.

Die Ertheilung unserer großen Landkonzessionen greift in die Zeit zurück, in der die afrikanischen Erwerbungen Deutschland die moralische Pflicht auferlegten, sie in den Augen der öffentlichen Meinung und des Reichstages zu rechtfertigen. Endlich mußte Etwas auf wirthschaftlichem Gebiet geschehen. Aber was sollte man mit S. W. A., dieser sauren Frucht, anfangen? Im Lande tobte der Krieg, der an die Verfolgung wirthschaftlicher Ziele vorerst nicht denken ließ. Auch war der Erwerbung von SW. keine Sondirung auf kolonialen Werth vorausgegangen. Man griff unter dem Druck der moralischen Verpflichtungen einer aufstrebenden Groß- und Weltmacht rasch zu, als das letzte noch nicht vergebene Stückchen Welt gewissermaßen unter den Hammer kam. Das deutsche Kapital hatte wohl den Weg nach Argentinien, nach der Türkei und Griechenland gefunden, wo, wenn auch unter Mißwirthschaft, immerhin Werthe vorhanden sind. Für SW. aber, wo Alles auf ungewissen Voraussetzungen beruhte, war es erklärlicher Weise nicht zu haben. Die deutsche Hausfrau wie der deutsche Kapitalist zeichnen sich Beide durch Genauigkeit der Berechnungen aus. In SW. Geld anzulegen, setzte damals einen spekulativen Sinn, größeren mammonistischen Wagemuth voraus. Wie er den durch ihre geschichtliche Entwickelung an weiteste Horizonte gewöhnten Engländern eigen ist. Die Politiker fragten die Regirung: „Nun sag', wie hast Dus mit SW.?“ Und verlangten eine positivere Antwort, als sie Faust in der Gartenszene darauf gegeben hätte. Wirthschaftliches wurde verlangt. Man verfiel, als auf das „Nächstliegende und Bequemste“, auf Konzessionen. Wer aber eine Waare losschlagen will, läßt mit sich handeln. Auch stand SW. damals bei uns selbst zu niedrig im Kurs, als daß wir ängstlich die zu gewährenden Zugeständnisse nachprüfen konnten. Man gab mit offener Hand und geschlossenen Augen und war froh, daß überhaupt ein Bieter da war. Allmählich begannen sich aber auch für SW. die Zeiten zum Besseren zu wenden. Das Schädelspalten hörte auf, die Verwaltung faßte Fuß, die Grundsätze für eine Wirthschaftpolitik wurden aufgestellt und das Herz der Kolonialpolitiker füllte sich in plötzlichem Umschwung mit recht optimistischen Hoffnungen. Man stammelte von dem Minenreichthum Transvaals, den Viehheerden Argentiniens, den Naturerzeugnissen Indiens. Vor allen Dingen glaubte man den Zeitpunkt gekommen, den bewußten „Dünger“, den Deutschland alter Tradition gemäß dem Jungboden der Weltentwickelung zuführte, nun endlich auf eigenem Acker unterpflügen zu können. Das Wort „Auswandererkolonie“ entstand als gleißendes Schlagwort. Der deutsche Bauer konnte sich hinüberretten zu neuem Daheim,

bevor sein Dachfirst unter der Hypothekenlast zusammengebrochen war. Das war liebliche Musik. Man fing an, sich mit SW. zu beschäftigen. Die Witboi-Resonanz verstärkte diese Strömung. Berufene und Unberufene kamen heraus und ergossen sich in breiten Wirthschaftprogrammen. Die Kolonialregirung selbst erhielt neuen Antrieb zur Bethätigung. Was damals verabsäumt, wurde nachgeholt. Man begann, die Konzessionen nachzuprüfen, und fand auf der einen Seite, daß man thatsächlich Werthe verschleudert hatte, und auf der anderen, daß man in seinem eigenen Hause nicht mehr völlig Herr und Gebieter war.

„Eine nette Gesellschaft!" dachte die portugiesische Kolonialregirung. Da wollte die S. W. A. C. Limited ihre Bahn nach der Tigerbay bauen.

Schopenhauer in Afrika.

Das Leben in Afrika erzeugt äußeres Phlegma und innere Spannung, deren Druck kein einziges versöhnendes Moment, nicht ein winziger Zug naiven Krimskrams des Kulturalltages mildert. Wer Jahre lang auf sich allein angewiesen ist, wird stumpf oder lebt in sich hinein, schluckt sich langsam selbst hinunter. In stetem Kampf mit den afrikanischen Gefahren: Monotonie, Müßiggang, Münchener Bier, Malaria, Morphium, leidet auch die Psyche schließlich. Diese fünf M. sind gefährlicher denn Schlangenbiß und Löwenzahn. Wer ihnen auf die Dauer widersteht, ist „gesalzen" und bleibt für Europa tauglich. Wer unterliegt, verfällt dem Moloch „Afrika".

Die orientalischen Fürsten, die sich Märchenerzähler halten, sind besser daran als wir Steppensiedler. Uns erscheint manchmal schon die bloße Ideenwelt ein Märchen, das uns Niemand erzählt. Phantasie wird zur Farce, wo nur die rohe Materie Daseinsberechtigung heischt. Der einzige Stich ins Geistige ist in diesem Lande der Sonnenstich. So öde! So trüb! So leer!

Der beste Blitzableiter für aufgespeicherte Nervenelektrizität ist Gesellschaft. Sie schiebt aber in einem nur so leichthin übervölkerten Lande den „lieben Nächsten" zu weit in den Vordergrund. Natur, Klima, Milieu entwickeln eine spezifisch südwestafrikanische Charakterherbheit, die stachelig macht. Hier setzt mit der Zeit Alles Dornen an, auch die Psyche. Anatomisch bestimmbar müßte sie aussehen wie ein Igel oder Stachelschwein.

Unter dem Milieu leidet die vielgepriesene Brüderlichkeit der Deutschen im Auslande, die so beredten Ausdruck findet in dem erhebenden Vereinsliede: „Wir haun uns fest und treu zusammen. Hipp Hipp Hurra!" Der Deutsche wäre der „tollste Kerl", wenn er verträglicher wäre und nicht so viel persönlichen „Standpunkt" hätte. Wir sind als Volk gewissermaßen Märtyrer der Individualität.

Wenn sich in unserem Dornenlande zwei Menschen, die auf einander angewiesen sind, vier Wochen lang vertragen, verdienen sie, zu Ehrenmitgliedern des Friedens-Areopags im Haag ernannt zu werden.

... Der Tag hat sich geneigt. Im primitiven Schankraum sitzt um den von Flaschen beschwerten Tisch der Kolonisten rauhe Schaar. Das Licht der darüber hängenden Petroleumlampe schimmert, wie der Sonnenball im Herbstnebel, nur als glühender Punkt durch den Pfeifenqualm. Des Tropenbieres Alkoholgehalt schafft schnelle Wirkung: die Wellblechresonanz der Wände wirft wildes Stimmendurcheinander zurück. Der starke Arm erhebt sich, das schwache Argument zu schützen. Die Gemüther dampfen; das Thema duldet keinen Kompromiß: die

Kolonie wird reformirt; an Haupt und Gliedern. Jeder entwickelt sein Wirthschaftprogramm, vor dem die Weisheit des Kolonialrathes zerbleicht. Die Tischplatte erdröhnt; die Flaschen klirren; die Pfeifen qualmen. Im Paroxysmus schallt heiserer Kehlen lallende Dissonanz in die afrikanische Wundernacht hinaus.

Da erhebt sich unvermittelt in seiner ganzen Gardelänge ein alter Witboi-Kämpfer und brüllt: „Silentium! Es steigt: Ein Prosit der Gemüthlichkeit! Der Wirth singt die Weise vor!"

Africanus minor.

Als Handwerker, Kaufmann, Soldat, entgleister Landwirth und „Verlorener Sohn" kommt er zu uns herüber; findet bald hier, bald dort sein täglich Brot — auch eine Flasche Bier muß bei dem Brote sein! — und akklimatisirt sich. Ein kategorisches Streben erfüllt ihn: selbständig, sein eigener Herr zu werden! Um so schneller und gründlicher, je weiter er daheim von diesem Ziel entfernt gewesen ist. Man wandert doch nicht aus, sich auch ferner sauren Monatslohn in persönlicher Abhängigkeit zu verdienen. Die Zeit verstreicht, der große Augenblick ist nah. Der Mann mit dem Drang nach oben, der es schon ganz leidlich versteht, seine Muttersprache mit Kaffern- und Burenbrocken zu verhunzen, faßt einen Entschluß: er sucht sich einen Kreditgeber. Ich empfehle den heimathlichen Mittelstandpolitikern dringend das Studium südwestafrikanischer Kreditverhältnisse. Der Realist pumpt sich Waaren, Karre, Treckochsen und zieht ins „Handelsfeld", den Negerbusch, um Talmiringe und Khakihosen in Ochsen und Ziegen zu verwandeln. Das sieht die Regirung nicht gern.

Auch der Idealist pumpt sich Waaren, Karre, Treckochsen. Außerdem aber — er ist eben das Opfer seiner Weltanschauung — Baumaterialien, Brunnengeräth, Zuchtvieh und wird „Farmer". Er denkt: Großgrundbesitzer. Das sieht die Regirung gern.

Als Steppengebieter, ein König unter den Schwarzen, von keinem Zwang umschränkt, verdient der Realist, wenn es ihm gut geht, gerade genug, um seinen Kreditgeber in Bewilligunglaune zu erhalten. Geht es ihm schlecht — Das ist die Regel —, so decentralisirt er den Pump und wartet der Zahlungbefehle, um mit verbindlichstem Bedauern zu erklären: „Keia!" Das heißt: „Mer ha'n nix!" Das geflügelte Wort „Ist ja Alles da!" ist in S.W. nicht heimathberechtigt.

Der Idealist sitzt — auch als absoluter Herr — zwischen Lehm und Wellblech mit seinem schwarzen Gesinde in rauher Dorneneinsamkeit und denkt über die hundert „Wenns" nach, mit denen ein südwestafrikanischer Wirthschaftbetrieb zu rechnen hat. Er sieht nicht die Rauchsäule seines Nachbarn, dieweil er meist keinen hat, und kommt mit der Behörde — wie angenehm! — nur in Berührung, wenn er sie braucht. Seine schwarze Haushälterin kocht und wäscht für ihn und theilt, nach dem Grundsatz: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei", sein von keiner Hast verstörtes Leben. Eine weiße Frau ist selten und theuer. Eine schwarze will zwar auch behängt und beschenkt sein, ist aber doch ein gutes Theil bequemer und billiger. An dem Brosamen heischendem Anhang fehlt es aber auch ihr nicht.

In diesem Negermilieu fühlt sich unser Mann wohler, als es dem kulturellen Fortschritt dienlich ist. Sein Bildungsgrad legt dem menschlichen Hang

nach unten kein Hemmniß in den Weg. Er paßt sich geistig einem Land an, das für die Dauer dem Gebildeten zur Richtstätte seiner ideellen Welt wird. Das natürliche Beharrungvermögen und die historische Scham des Auswanderers, nicht mit leeren Taschen zu den Seinen zurückzukehren, tragen dazu bei, den Grundherrn an seine dürre Scholle zu fesseln. Vor der heimathlichen Enge, vor persönlicher Abhängigkeit, also vor der Rückkehr, zittert er. Braucht er Bargeld, so bewirbt er sich um eine „Regirungfracht", die er gewöhnlich nicht erhält. Dann greift er kurz entschlossen in den Kral und bringt ein paar Schlachtochsen auf die Station, die ein rationeller Betrieb noch nicht für reif zum Verkauf erklären würde. Bargeld zahlt nur die Regirung.

Trotz Alledem ist dieser meist in der Weißgluth südwestafrikanischer Wirthschafterfahrungen gehärtete Dilettant als Kolonist geeigneter für unser Land als der deutsche Bauer. Der paßt hierher, wie der preußische Kanzleirath in eine südamerikanische Verwaltung. Beide ständen mit ihrer Tüchtigkeit an verkehrter Stelle. In Südwestafrika herrschen besondere Lebensbedingungen. Daran ändert alle Privatdozenten-Weisheit nichts.

Der gegebene Mann für unser Land, in rein wirthschaftlicher Beziehung, ist der Bur. Er ist in seiner zwischen Natur- und Kulturvolk schwebenden Eigenart mehr Erzeugniß des Bodens als der Rassenmischung. Sein Land aber ist dem unseren verwandt; wenn es auch nur die verarmte Seitenlinie darstellt. Der Bur bringt Weib, Kind, Vieh und Alles, was sein ist, mit und lebt bei seiner Anspruchlosigkeit und seiner patriarchalischen Wirthschaftorganisation um so besser und billiger, je verheiratheter er ist. Der deutsche Farmer dagegen krankt an einer Familie.

Uns aber, besonders aus Rücksichten völkischer Romantik, mit Buren auffüllen: Das wäre ein schwerer politischer, sozialer und kultureller Fehler. Bald würden die niederdeutschen Stammesbrüder rufen: „Nieder, deutsche Stammesbrüder!"

Ueber dem Realisten und Idealisten steht als dritte Kategorie der Eklektiker. Der baut eine Wellblechbude am rechten Ort und holt sich eine Schankkonzession. Das ist der einträglichste Farmbetrieb in Südwestafrika.

Tagebuch.

14. VIII. Heute sind fünfzig Dienstbriefe eingegangen.

1. IX. In China sind Wirren ausgebrochen. Eine Expedition wird ausgerüstet. Wer doch mit dabei sein könnte! Da scheint sich etwas Weltrummel zu entwickeln. Hier rostet das Schwert in der Scheide, die Feder aber gleitet rastlos über das Papier. Ein paar Missionare ermordet. Mir fällt dabei ein Wort des alten, milden Fontane aus einem Brief an Harden ein: „Wenn ich lese, daß wieder ein Missionar ermordet ist, thut mir der arme Kerl furchtbar leid; aber von Prinzips wegen kann ich ihn nicht bedauern. Ich finde es anmaßlich, wenn ein Schusterssohn aus Herrenhut vierhundert Millionen Chinesen bekehren will!" Charity begins at home!

24. XI. Es fängt an, heiß zu werden. Bald sind wir wieder in Gluth und Heuschrecken getaucht. Ich gedenke mit Sorge unserer Thiere. Fällt in diesem Jahr der Regen nicht reichlicher, so müssen wir sie mit Verordnungen füttern.

13. VII. Mein Diener tritt aufgeregt herein und meldet, draußen sei ein großer Stern mit einem langen Schweif! Es fehlte nur noch der Zusatz: „der mich zu sprechen wünsche." Ich ging hinaus und erklärte ihn für einen Kometen. Danach wird der Diener so klug als wie zuvor gewesen sein.

25. VIII. Der letzte Intransigent, der Ortsjude, hat Frieden mit der Regirung gemacht. An seinem Geburtstage trank er sich Muth, damit er mein Antlitz ertragen könne. Ich ließ ihn zappeln und kehrte dann nach Peking zurück. Hämische Leute munkeln, die Kaffern hätten ihn im Transvaal eines schönen Tages schlankweg über den Deichselbaum gezogen. Das wird wohl aber nur der Konkurrenzneid eingegeben haben.

13. X. Meine Familie ist um zwei Paviane vermehrt worden. Sie haben vor der Thür ein Häuschen bekommen, sind aber durch feste Riemen in ihrem Zerstörungradius beschränkt. Steht der Wind darauf, so spüre ich in meinem Zimmer ihres Wesens einen starken Hauch. Der große geht bei seinen Liebesdiensten etwas brutal zu Werk. Er hat dem kleinen schon das ganze Fell blutig geknipst. Dem kleinen haben die Hunde beim Fang einen Daumen abgebissen. Er wird täglich regelrecht verbunden.

7. I. Mein neuer Bambuse hat die ersten Senge besehen. Am Nachmittag bringt er mir dafür ein hölzernes Milchgefäß mit Schöpflöffel aus Mutterns Pontok als Präsent. Ich revanchire mich am nächsten Tage durch einen Gürtel. Ich hätte durch sofortige Erwiderung des Geschenkes grob gegen die gute Sitte verstoßen.

16. III. Eine Jagdexpedition ist aus Deutschland eingetroffen. Der eine Theilnehmer ist kein Neuling mehr in Afrika. Er hat die Reise in Angola gemacht, die der kronenordentliche Dresser als die seine beschrieb. Der war aber nicht der erste „Afrikaner", der dem Mitteleuropäer die Hucke vollgeschnurrt hat. Der zweite Jagdkumpan: ein gemüthlicher Sektpfropfen mit leichtem Austernglanz im Blick. Er hörte nie zu, quittirte aber über das Nichtgehörte stets mit einem: „Hm ... Ja ... Sehr interessant! Wirklich sehr interessant!" Das glaubte er Afrika schuldig zu sein. Vom Lotterbett seines mit Wein und Bierkisten vollgepfropften Salon-Ochsenwagens aus sah er sich Afrika an. So bewahrt man sich die Distanz für das Pathos heimathlicher Berichterstattung.

Ja, ja, sieben Wochen durch die Wildniß und nur zwei Nächte davon nicht in den selben Kleidern; in den Sand gestreckt und mit Mondschein zugedeckt: Das macht den Menschen mit der Eigenart eines Landes vertrauter. Ein dreizehnstündiger Ritt — in drei Abschnitten —, um am nächsten Mittag die Labung spendende Pfütze zu erreichen: Das läßt die Natur in anderer Auffassung erscheinen. Löwenbräu und Steinberger Kabinet schmecken besser als Salz- und Rauchewasser. Dazwischen gähnt die Kluft einer ganzen Weltanschauung.

Wer sich als Globetrotter braun einlappen kann, muß von Allem „da draußen" begeistert sein. Daß er dabei meist Schein für Wirklichkeit nimmt, verschlägt ihm ja nichts. Im Gegentheil. Ein Land lernt aber nur Der kennen, dem es sich auch in seiner Erbarmunglosigkeit offenbart hat.

Fritz Trekker.

Massener.

Herr Budde, der Verkehrsminister, hat vor Kurzem erklärt, die Staatsbahnen seien für das Publikum, nicht das Publikum für die Staatsbahnen da. Diese verblüffende Neuigkeit war sehr willkommen. Im preußischen Beamtenstaat findet der Einwohner ganz natürlich, daß er sich als dienendes Glied den öffentlichen Institutionen einzuordnen hat, während in Staaten ohne Uniformzwang jeder Bürger verlangt, daß die gemeinnützigen Anstalten sich seinem Bedürfniß anpassen. Hoffentlich macht Herr Budde Schule, in seinem eigenen und in anderen Ressorts. Wenn sich im Publikum erst ein neuer Geist, eine modernere Auffassung von den Rechten des Einzelnen und den Pflichten der Organe, die von der Gesammtheit für die Gesammtheit geschaffen sind, eingebürgert hat, dann wird es sich vielleicht auch zu dem Entschluß aufraffen, die selbe Denkart auf sein Verhältniß zu Aktiengesellschaften zu übertragen. Noch begnügt sich der deutsche Aktionär leider damit, willenloser Sklave der Direktion und des Aufsichtrathes seiner Gesellschaft zu sein, und bedenkt gar nicht, daß er Beiden das Amt und die Macht verlieh, von der er sich nun knechten läßt. Das Beispiel lehrt, daß nicht der Glaube an das Gottesgnadenthum, wie man gemeint hat, der Autorität Anerkennung sichert. Vorstand und Aufsichtrath einer Aktiengesellschaft sind Kreaturen der Generalversammlung, die ihnen den Stuhl vor die Thür setzen kann, wann immer es ihr beliebt. Der deutsche Aktionär aber sieht seine Direktion und seinen Aufsichtrath vom Nimbus amtlicher Befugniß umstrahlt und blickt zu ihnen wie zu einer hochwohlweisen Behörde empor, deren erhabenes Walten er zu respektiren hat. Wann wird Das anders werden?

Skandale von der Art dessen, den in diesen Tagen die Massener Berggesellschaft dem erstaunten Blick bot, müßten eigentlich diesen falschen Nimbus schleunig beseitigen. Gröblicher sind Aktionäre schon lange nicht getäuscht worden. Der Fall reiht sich würdig gewissen Vorgängen an, die im Lauf der letzten Jahre aus Ländern mit minder strenger Gesetzgebung gemeldet wurden und über die unsere Moralisten dann stolz die Nase rümpften. Ich will die Handlung des Stückchens ruhig erzählen. Als die Zechenbesitzer von Rheinland-Westfalen um die Septembermitte zur Erneuerung des Kohlensyndikates zusammentraten, erklärte die Massener Gesellschaft, die Entscheidung über ihren Beitritt bis zum dreißigsten September hinausschieben zu müssen, da zur Zeit Verhandlungen weges des Verkaufes ihres Bergwerkseigenthumes an ein Hüttenwerk schwebten. Diese Erklärung stimmte die Börse natürlich zu dem Glauben, irgend ein größeres Hüttenwerk bewerbe sich um den Bergwerksbesitz von Massen; solche Bewerbungen waren in den letzten Monaten ja auch schon an andere Zechen herangetreten. Und nun begann, wie sich von selbst versteht, das Rathen. Wer wirbt um Massen? Nach einander wurden Gute Hoffnung, Königsborn und die Rombacher Hütte genannt. Umgehend kamen Dementis von Gute Hoffnung, Königsborn und von der Rombacher Hütte. Massen selbst jedoch blieb still, als man Gute Hoffnung, still, als man Königsborn, still, als man Rombach nannte. Inzwischen wurden die Kurse der Massener Aktien wild getrieben: ehe man noch recht drauf geachtet hatte, waren sie um fast fünfzehn Prozent höher. Zu diesem hohen Kurs wurden Aktien gekauft und der Theil der alten Aktionäre, der dumm genug war, sich narren zu lassen,

klammerte sich in diesem Freudentaumel an seinen Besitz wie an etwas Unschätzbares. Allzu bald gerieth die Hausse freilich wieder ins Wanken. Zweifel erwachten. Aber die Massener, dachte man, hätten doch sicher nicht so beharrlich geschwiegen, wenn Alles nur Qualm gewesen wäre. Da kam ein Wink. Man vernahm, die entscheidende Aufsichtrathssitzung, in der über den Verkauf von Massen ein Beschluß gefaßt werden sollte, sei um vierundzwanzig Stunden verschoben worden. Also nur noch ein kleiner Aufschub: dann wurde die Sache ganz sicher perfekt. So träumte der Unterthanenverstand des Aktionärs, der noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzt. Es kam aber anders. Der nächste Tag brachte die Aufsichtrathssitzung und als Ergebniß eine Erklärung: Massen wird am dreißigsten September den neuen Syndikatsvertrag ruhig mitunterschreiben; denn „ein Kaufangebot ist bisher nicht eingelaufen". Das war starker Tabak. Im ersten Moment wußte man nicht recht, was man an dieser Mittheilung mehr anstaunen sollte: die Unverfrorenheit, womit die Verwaltung allen bisher giltigen Begriffen von öffentlichem Anstand ins Gesicht schlug, oder die Dreistigkeit der vorausgeschickten falschen Meldungen, mit denen die Kurse getrieben und Käufer geködert worden waren. Aber schließlich mochten die Aktionäre selbst ihr Interesse wahrnehmen. Diesen Standpunkt finde ich nicht klug gewählt. Heute mir, morgen Dir. An diesem Aufsichtrath und an dieser Direktion sollten die Aktionäre einmal ein Exempel statuiren, das alle anderen Aufsichträthe und Direktoren warnen und schrecken würde. Recht schön, denkt Mancher; wo aber giebt das Gesetz uns die Möglichkeit, die Schuldigen zu erreichen und zu züchtigen? Die Massener haben die Lücken des Gesetzes offenbar sehr genau studirt, bevor sie sich unterfingen, gegen dessen Geist so keck zu verstoßen. Ich schade also der guten Sache schwerlich, wenn ich verrathe, daß man das Gesetz vergebens durchstöbern, vergebens in seinem Wortlaut die Möglichkeit suchen wird, den Schwindel nach Gebühr zu sühnen. Ach, dieses Gesetz! Wie viele kluge Köpfe, die zu anderer Arbeit zu brauchen gewesen wären, sind daran erlahmt! Man schuf ein neues Aktiengesetz und ein neues Börsengesetz. Bis ins kleinste Eckchen hinein sollte der Schlechtigkeit heimgeleuchtet, auf jede nur denkbare Lumperei eine Strafe gesetzt werden. Das Gesetz sah aus wie ein Eisenbahnwagen, dessen sämmtliche Thüren und Fenster mit Verboten beklebt und bepinselt sind: Nicht rauchen, nicht hinauslehnen, keine Obstkerne werfen, nicht muthwillig die Nothleine ziehen, nicht spucken! Und siehe da: die liebe Niedertracht fand doch einen Unterschlupf, wo sie vor dem harten Gesetz geborgen bleibt, und eine Lumperei folgt gemächlich der anderen: der vielgerühmte Segen des Börsengesetzes hat sich in Fluch verwandelt. Alles Unheil, das der Terminhandel zu bringen vermochte, schrumpft ins kaum noch Sichtbare zusammen, wenn man es dem systematischen Schwindel vergleicht, den das Verbot des Terminhandels auf dem Kassamarkt gezüchtet hat. Der Terminhandel hatte in sich selbst wenigstens ein Heilmittel gegen Betrug; das Kassageschäft aber ermöglicht jeder gewissenlosen Clique, den Markt zu beherrschen und den Vetter vom Lande zu rupfen wie ein junges Huhn Vom Gesetz haben also die Massener Aktionäre nichts zu hoffen. Dieses Gesetz kann sich nicht einmal da immer siegreich behaupten, wo es ausdrückliche Bestimmungen trifft, und noch weniger natürlich seinen Geist da zur Geltung bringen, wo sein Buchstabe versagt.

Der Fall Massen ist nicht vereinzelt. Kurz vorher haben wir die Kurs-

treiberei in den Aktien der Rheinischen Metallwaarenfabrik erlebt. Da wurde die Sache freilich nicht gar so grob angepackt; dafür war die Mache um so dauerhafter. Man fing plötzlich zu wispern an, die Erhardt-Geschütze, die von der mit Krupp konkurrirenden Gesellschaft hergestellt werden, seien nicht nur von fremden Regirungen fest erworben, sondern hätten sogar Aussicht, vor den Augen unserer Militärverwaltung Gnade zu finden. Woher stammte das Gerücht? Zu uns kam es aus Düsseldorf, dem Stammsitz der Metallwaarenfabrik. Und aus Düsseldorf kamen später offizielle Meldungen der Gesellschaft, die diesen Gerüchten entgegentraten. Schließlich war man genau so klug wie am Anfang: nur hatte sich inzwischen der Werth der Aktien beträchtlich verändert. Im Ganzen wars, der Wirkung nach, kaum anders als bei Massen; das Ende war im Grunde noch schlimmer. Daß die düsseldorfer Verwaltung in falsch gewählter Stunde redselig wurde, wird die Aktionäre vielleicht das Geschäft mit Oesterreich kosten, das schon eingefädelt war, als das verfrühte Reklamegetrommel und die dadurch verursachte Kurstreiberei die österreichische Konkurrenz in Harnisch brachte. Auch in diesem Fall hat man bis heute nicht gehört, daß die Aktionäre irgendwie gegen die Verwaltung vorgegangen seien, um Klarheit zu schaffen.

Auch ein konstitutioneller Staat kann freilich nicht von einer permanenten Volksversammlung regirt werden; auch eine Republik braucht zu ihrer Verwaltung Minister und eine Regirung. Die Aufsichträthe und Direktionen unserer Aktiengesellschaften bergen aber unter republikanischen Formen den nackten Absolutismus. Schade nur um die Miethe, die für die Schauplätze der Generalversammlungen bezahlt wird. Der gutgläubige Aktionär, der sich aufs Intriguiren nicht versteht und nur weiß, daß in dem Unternehmen ein Theil seines oft sauer erworbenen Vermögens steckt, kommt fast niemals zum Wort. Giebt es eine Debatte oder gar eine Szene, so wird mit vertheilten Rollen agirt und nur der Himmel weiß, welche Sonderinteressen da aus den Masken reden. Rafft sich aber wirklich einmal Einer aus der contribuens plebs zu einer wohlberechtigten Erkundung oder Beschwerde auf: wehe ihm! Das fehlte gerade noch, daß jeder beliebige Theilhaber am Geschäft wagen dürfte, sich ums Geschäft zu bekümmern! Er wird so herb abgewiesen, daß ihm die Lust vergeht, seine Nase hinfüro in diese Sachen zu stecken; oder er wird ins Bureau der Gesellschaft citirt, wo ihm unter vier Augen und unter dickstem Siegel der Verschwiegenheit die dümmsten Redensarten aufgetischt werden, so dumm, wie sie selbst der Herr Direktor in öffentlicher Versammlung nicht vorbringen dürfte, ohne sich lächerlich zu machen. Der Aktionär aber nickt verständnißinnig, als hätte er nun das erlösende Wort vernommen, geht mit einem Gefühl der Erleuchtung nach Hause und betet, daß ihm Direktion und Aufsichtrath erhalten bleiben, so rein, so schön, so hold. Das Drolligste an der Sache ist, daß der Aktionär, der über Aufsichtrath und Vorstand herfiele, wenn es schief geht, zu den größten Seltenheiten gehört. Geflucht wird nur dem Bankier, der Einem die Aktien verkauft hat. Die Ehrfurcht vor Aufsichtrath und Direktion bleibt unvermindert, selbst wenn die Welt — und die Bank — zusammenkracht ... An der Börse geht wieder einmal Horacker um: hinter jedem Busch lauert das Schreckgespenst der „amerikanischen Gefahr." Laßt, Ihr Herren, doch eine Weile Horacker Horacker sein und seht, ob Ihr den Aktionär nicht zu einem freien Menschen erziehen könnt!

Dis.

Nietzsche über Leichner.

„Dem Richard Wagner-Denkmal-Komitee ist noch in letzter Stunde ein Schreiben zugegangen, das es über die Absage der berliner Stadtbehörden und der von Wahnfried beherrschten Kreise zu trösten vermag. Das Schreiben ist an den Präsidenten des Komitees, den königlich-preußischen Kommerzienrath und Parfumeur-Chemiker Herrn L. Leichner adressirt und von dem bekannten Philologen Professor Dr. Friedrich Nietzsche abgefaßt, der zu den nächsten Freunden des Meisters von Bayreuth gehörte und daher besser als mancher heutige Wortführer beurtheilen kann, in welcher Weise Richard Wagner würdig zu ehren ist. Er wendet sich scharf gegen die von interessirter Seite verbreitete Behauptung, das Denkmal selbst, die Persönlichkeit unseres Vorsitzenden und die Art unseres Festplanes seien unvereinbar mit dem Wesen und Werk des genialen Dichter-Komponisten. Wir müssen uns, wegen der Schroffheit einzelner Sätze, versagen, das ganze Schreiben zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, und begnügen uns mit der Wiedergabe der sachlich wichtigsten Stellen. Da heißt es: ‚Richard Wagner war ein unvergleichlicher histrio, der größte Mime, das erstaunlichste Theatergenie, das die Deutschen gehabt haben. Er wurde Musiker, er wurde Dichter, weil der Tyrann in ihm, sein Schauspielergenie, ihn dazu zwang. Er hat die Unbedenklichkeit, die jeder Theatermensch hat. Man ist Schauspieler damit, daß man eine Einsicht vor dem Rest der Menschen voraus hat: was als wahr wirken soll, darf nicht wahr sein. Der Satz ist von Talma formulirt: er enthält die ganze Psychologie des Schauspielers; er enthält auch dessen Moral. Wagners Musik ist niemals wahr. Aber man hält sie dafür: und so ist es in Ordnung. Auch im Entwerfen der Handlung ist Wagner vor Allem Schauspieler. In der Geschichte der Musik bedeutet Wagner die Heraufkunft des Schauspielers. Er hat uns die Theatrokratie gebracht, den Glauben an den Vorrang des Theaters, an ein Recht auf Herrschaft des Theaters über die Künste, über die Kunst. Das Theater ist eine Form der Demolatrie in Sachen des Geschmackes, das Theater ist ein Massenaufstand, ein Plebiszit gegen den guten Geschmack. Dies eben beweist der Fall Wagner: er gewann die Menge, er verdarb den Geschmack; er verdarb selbst für die Oper unseren Geschmack. Wagners Schauspielerpathos wirft jeden Geschmack, jeden Widerstand über den Haufen.‘ Aus diesen Feststellungen folgert Wagners bester Freund, unser Wirken sei ganz im Sinne des verewigten Meisters gewesen. Er findet, daß ‚unser Instinkt das Rechte traf‘, als wir die Ausführung des Denkmals dem weltberühmten Professor Eberlein übertrugen, lobt, als vollkommen sachgemäß, unser Programm und richtet seine schärfsten Pfeile gegen die Leute, die behauptet haben, ein für den Theaterbetrieb arbeitender Großindustrieller passe nicht an die Spitze des Wagner-Denkmal-Komitees. Wörtlich schreibt er: ‚Hätte ich mit zu wählen gehabt, so hätte ich meine Stimme keinem Anderen gegeben als dem Lieferanten der königlichen Theater in Berlin und Brüssel, dem Erfinder der bewährtesten Fettschminke.‘ Wir glaubten, unserem verehrten Herrn Präsidenten, dessen außerordentlich selbstlose Thätigkeit so vielfach angefeindet worden ist, die Genugthuung schuldig zu sein, die ihm die Veröffentlichung dieses Schreibens bereiten muß und sehen, nach solchem Zeugniß des berufensten Richters, getrost dem Urtheil der Nachwelt darüber entgegen, ob wir im Geist des unsterblichen Meisters der Töne gehandelt haben, als wir sein Lebenswerk unter das Patronat des Herrn Leichner stellten."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 10. Oktober 1903.

Bebel und Genossen.

III.*)

Menacer sans frapper en politique, c'est se découvrir.

Bevor ich zum Genossen Bebel zurückkehre, muß ich über die Rechtfertigungversuche der vier öffentlich von mir der Unwahrhaftigkeit angeklagten Genossen ein paar Worte sagen. Genosse Bernhard bestritt keinen irgendwie wesentlichen Punkt der Anklage und führte als mildernden Umstand nur an, er sei in Dresden „bestürzt" gewesen und habe nicht die Möglichkeit gefunden, auszusprechen, was er über mich und meine Wochenschrift auf dem Herzen hatte. Das Bewußtsein solcher Verschuldung — die gerade er eigenem Wollen, nicht den Umständen zuzuschreiben hatte — hielt ihn aber nicht von dem unanständigen Versuch ab, mich in Nebenpunkten der Lüge zu zeihen. Der Versuch blieb freilich erfolglos. Festgestellt wurde, daß mein Entschluß ihn, wider seinen Wunsch, veranlaßt hatte, in der Parteitagswoche hier keinen Artikel zu veröffentlichen; und ferner, daß ich ihm schon im August gerathen hatte, die Mitarbeit an der „Zukunft", um in der Partei Ruhe zu haben, so schnell wie möglich aufzugeben und sich eine eigene Finanzwochenschrift zu gründen, für deren erste und schwerste Lebenszeit ich ihm die Geschäftsräume und den gesammten Apparat meines Verlages unentgeltlich zur Verfügung stellte. Dieses Anerbieten beglückte ihn damals. „Dann kann ichs machen", rief er, der vorher über Mangel an Kapital gestöhnt hatte, und bat seine Gattin ins Zimmer, um ihr „Hardens fabelhafte Liebenswürdigkeit" mitzutheilen. Was er vier Wochen danach in Dresden that und unterließ,

*) S. „Zukunft" vom 26. September und 3. Oktober 1903.

habe ich vor vierzehn Tagen erzählt. Genosse Braun, der, nebst seiner Frau, in materiellen und literarischen Fährnissen eines wirthschaftlich nicht nur der Philistermoral widersprechenden Lebens Jahre lang von mir Hilfe erbeten und erhalten hatte, fand es jetzt „unter seiner Würde", auf meine Anklage präzis zu erwidern, und glaubte, durch groben und gröbsten Schimpf seine Sache bessern zu können. Keine Silbe des in den beiden letzten Heften über ihn Gesagten ist entkräftet worden, konnte entkräftet werden. Doch er stand auf verlorenem Posten, wurde von den eigenen Parteigenossen mit Ausdrücken tiefster Verachtung überschüttet: und so mag man ihm die traurige Taktik verzeihen. Unverzeihlich aber war und ist das Verhalten des Genossen Goehre. Er, der vor ein paar Jahren noch das Evangelium von der Kanzel herab verkündet hatte, griff nun nach den schäbigsten Mitteln journalistischer Troßknechte. Silbenstecherei und Schimpfwörter sollten den Thatbestand verdunkeln: daß Genosse Göhre Stimmung und Beschluß seines Parteivorstandes kannte, als er seinen Artikel in der „Zukunft" veröffentlichte, und daß er in seiner Erklärung vom zwanzigsten April 1903 wissentlich Unwahres behauptet, in seiner dresdener Rede wissentlich Wahres verschwiegen hat. Auch andere Lüge wurde ihm nachgewiesen. Das hinderte ihn, als er sich zum Verzicht auf sein Reichstagsmandat gezwungen sah, nicht, wider besseres Wissen die Behauptung aufzustellen, er habe meine „Verdächtigungen als Fälschungen entlarvt". Nicht Verdächtigungen, sondern erweislich wahre Thatsachen hatte ich gegen ihn vorgebracht; und trotz vielfachen Bemühungen ist ihm nicht gelungen, eine meiner Angaben in ihrer Beweiskraft zu erschüttern. Schade, daß der Mann, den einst so frohe Hoffnung empfing, dem Kampf um politische Macht nicht fern blieb; der sittliche Wille war in ihm schwächer als der Ehrgeiz, der starke Versucher. Klüger als die Drei handelte Genosse Heine. Ehe noch die Anklage gegen ihn erschienen war, veröffentlichte er im „Vorwärts" eine lange Schutzschrift. Zweck: die Wirkung zu mindern, die in seiner Partei die Enthüllung der Thatsache haben mußte, daß er den Feldzug gegen den Genossen Mehring als Stratege geleitet hatte. Jeder halbwegs erfahrene Vertheidiger räth dem Angeklagten, belastende Momente, die in der nächsten Stunde der Beweisaufnahme ans Licht kommen müssen, lieber selbst, als handle sichs um unerhebliche Dinge, vorzubringen. Doch die Schutzschrift trug auch das Merkmal schlechterer Advokatenpraxis; sie war nicht von dem Streben nach Wahrhaftigkeit diktirt, sondern von dem Bemühen, durch große und kleine Entstellungen des Thatbestandes den Gegner ins Unrecht zu setzen. Ich müßte ganze Seiten füllen, wenn ich alle Ungenauigkeiten des heinischen Schriftsatzes nachweisen wollte. Das ist einst-

weilen nicht nöthig. Zwei Proben werden genügen. Er sagt („Vorwärts" Nr. 228): „Ich schickte die Briefe (Mehrings) mit Dank zurück ... In der selben Zeit schrieb ich Herrn Harden einige Zeilen über eine Theateraufführung und erhielt bald darauf von ihm seine Brochure ‚Kampfgenosse Sudermann' mit einer Dedikation". Der Brief, den er meint, enthielt erstens die Bitte, ihm Gelegenheit zu geben, „die so angenehme und anregende Plauderei (mit mir) fortzuspinnen"; zweitens Nachrichten und Grüße von Herrn und Frau von Vollmar; drittens die Aufforderung, über den Geisteszustand eines seiner Klienten ein literarisches Gutachten abzugeben; viertens eine spöttische Erwähnung des Herrn Sudermann, die mir den Anlaß bot, dem Spötter meine Brochure zu schicken. Das nennt Heine „einige Zeilen über eine Theateraufführung". Der Brief ist vom sechsten Februar 1903 datirt; und erst zwei Monate später schickte er endlich die von mir entliehenen Briefe Mehrings zurück. (Der die verspätete Rücksendung entschuldigende Brief, aus dem im vorigen Heft ein Stück abgedruckt wurde, ist nicht, wie dort irrthümlich stand, am fünfzehnten, sondern am fünften April 1903 geschrieben.) Zweite Probe. Herr Rechtsanwalt Heine citirt aus dem Gedächtniß, er habe mir (nach der neulich erwähnten „Dedikation") geschrieben: „Die politische Wahrhaftigkeit zeigt sich darin, daß man den Muth hat, nicht mehr zu glauben, was man nicht mehr glauben kann, und nicht zu sagen, was man nicht mehr sagen kann. Diesen Muth haben Sie bewiesen." Das habe sich, fügt er hinzu, auf meine Haltung in einer sechzehn Jahre zurückliegenden Zeit bezogen. Daß ich vor sechzehn Jahren an literarische Thätigkeit noch nicht dachte und meine ersten Apostata-Artikel im Sommer 1890 erschienen, mag hingehen, beleuchtet aber die Genauigkeit heinischer Darstellung. Doch was hat er mir in Wirklichkeit geschrieben? „Das Wesen der politischen Wahrhaftigkeit steckt tiefer, in dem Muth, Nothwendiges zu erkennen und zu vertreten, auch wenn es Einem zuwider ist. Es ist wohl nicht nöthig, zu sagen, daß Sie sich diesen Ruhm vindiziren können; vielleicht aber hören Sie es gern auch von Jemand, der in sehr wesentlichen Punkten, vielleicht den wichtigsten der heutigen Tagespolitik, anderer Meinung als Sie über das Nothwendige ist." Genosse Heine hat also falsch citirt und den Sinn seines langen Briefes (vom zehnten Februar 1903) bis zur Unkenntlichkeit entstellt; denn dieser Brief lobte nicht meine in ferner Vergangenheit, sondern meine in „heutiger Tagespolitik" bewiesene Wahrhaftigkeit. Und daß der Vertreter des dritten Reichstagswahlkreises mir solches Lob gespendet habe, sollte den Parteigenossen verschwiegen werden.

Die beiden Proben genügen zunächst wohl; ich könnte ihnen manche andere gesellen, will hier aber heute nur wiederholen, was ich im „Vorwärts“ auf Heines Schriftsatz geantwortet habe.

Herr Heine druckt Theile aus Briefen ab, die er an mich gerichtet hat, und meint dann, ich würde mich vielleicht darauf berufen, daß diese Briefe mit „Hochachtungvoll und ergebenst“ schließen. Das ist kein übler Witz. Die konventionelle Formel würde freilich nichts beweisen. Herr Heine aber versucht, durch Weglassungen seinen Briefen den Charakter der Intimität zu nehmen, den sie hatten. Der, den er mir nach seiner Rede aus Dresden schrieb, schließt mit „besten Grüßen“; der sechs Tage vorher aus Tegernsee geschriebene, intim eingeleitete, schloß mit dem Satz: „Vollmars, bei denen ich zwei Tage zugebracht habe, und meine Frau lassen Sie bestens grüßen.“ Ich glaube, daß solche Worte doch etwas mehr beweisen als „Hochachtungvoll und ergebenst“. Ich habe Herrn Heine Zweierlei vorzuwerfen. Erstens, daß er mich durch eine Depesche verlockt hat, ihm einige Briefe des Herrn Mehring — die er früher zur Ansicht erbeten und Monate lang behalten hatte — nach Dresden zu schicken, und daß er diese Briefe, die er, wie ich annehmen mußte, ausschließlich zur Abwehr gegen mich auf dem Parteitage durch ein Flugblatt verbreiteter Unwahrheiten benutzen wollte, ohne irgend eine Autorisation Herrn Bernhard übergab und von diesem Herrn zu einem Angriff auf Herrn Mehring benutzen ließ. Ich hätte die Briefe Herrn Bernhard nicht anvertraut, habe sie ihm, der dringend darum bat, verweigert und hätte, wenn ich Schoenlanks und Mehrings eigene Briefe gegen Mehring benutzen wollte, längst in meiner Zeitschrift dazu Gelegenheit und Grund gehabt. Herr Heine hat das ihm anvertraute Eigenthum mißbraucht, es mir erst nach zwei schroffen Depeschen, in denen ich es forderte, zurückgesandt und, statt mich, wie er angeboten hatte, gegen Unwahrheiten zu schützen, mich in den Verdacht gebracht, ich hätte gegen Herrn Mehring eine Intrigue angezettelt. Sollte die Affaire Schoenlank vorgebracht werden, so mußte Herr Mehring von dieser Absicht vorher benachrichtigt werden. Herr Heine, dem allein, dessen Takt und kriminalistischer Anstandspflicht ganz allein, auf seine Bitte, die Briefe anvertraut waren, hat sich durch sein Verhalten eines, wie ich finde, ungeheuerlichen Vertrauensbruches schuldig gemacht. Der zweite Vorwurf, den ich ihm mache, ist: daß er in Dresden sein Verhältniß zu mir und sein Urtheil über mich wissentlich falsch dargestellt hat. Dafür bringt meine Wochenschrift den Beweis ... Herr Heine, der sich, obwohl er allein der Anstifter zum Angriff auf Herrn Mehring war, tief im Hintergrund hielt, den Objektiven spielte und mir das Odium aufbürdete, ich hätte dieses unschöne Heldenstück inszenirt, Herr Heine behauptet in seinem Schriftsatz, ich hätte „vernichtende Enthüllungen“ über ihn in Aussicht gestellt. Die Behauptung ist unwahr. Ich habe weder die Macht noch die Neigung, den Herrn zu „vernichten“. In der mir aufgezwungenen Fehde war mein Ziel, zu beweisen, daß die Herren Bernhard, Braun, Göhre, Heine ihre Beziehungen zu mir und ihr Urtheil über mein Wirken vor der höchsten Rechtsinstanz ihrer Partei wider besseres Wissen falsch dargestellt haben. Ob dieser Beweis gelungen ist, kann, trotz allen Verdrehungen und erbärm-

lichen Reticenzen, einfach aus dem vorgebrachten und noch vorzubringenden Material erkannt werden. Wer es unbefangen prüft, wird wissen, ob aus den Reden der vier Herren zu merken war, wie sie zu mir und meiner Wochenschrift Jahre lang und bis in die letzte Zeit standen. War Das aber nicht zu merken, dann haben sie gegen mich, dem von ihren Genossen unüberbietbare Schimpfreden zugeschleudert worden waren, unehrenhaft gehandelt. Denn „wer der Masse zu Liebe unterläßt, was Ehre und Pflicht erheischen, ist ein verächtlicher Demagoge." Das sagt Herr Rechtsanwalt Heine, der mir vor fünf Wochen spontan mitteilte, er sehe eine „Ehrenpflicht" darin, auf dem Parteitage offen für mich, für die Reinheit meiner Motive und für die Unparteilichkeit meiner Zeitschrift einzutreten.

Dieser Replik folgte eine Duplik des angeklagten Rechtsanwaltes, die einigermaßen zerknirscht klang, doch an vielen Stellen wieder der Wahrheit ausbog. Das wichtigste Zugeständniß: „Herr Harden hat mir in der That niemals den Wunsch zu erkennen gegeben, gegen Mehring vorzugehen; weder hat er mich noch habe ich ihn für irgend welche Intrigue benutzen wollen." Die wichtigste Ableugnung: unsere Gespräche seien nicht intim gewesen. Ich konnte mich mit dem Hinweis auf die Thatsache begnügen, daß Heine vorher auch seinen Briefen den Charakter der Intimität abzustreiten versucht hatte, habe ihn aber öffentlich aufgefordert, mich zu verklagen und sich als beeideten Zeugen vernehmen zu lassen; ich wolle auf das Rechtsmittel der Widerklage verzichten und noch zwei oder drei andere Zeugen vorladen: dann werde festzustellen sein, ob die Mittheilungen, die wir austauschten, mit Fug als intim zu bezeichnen sind. Die selbe Aufforderung richtete ich an die Herren Bernhard, Braun, Göhre. Wenn ich in der Nothwehr Briefstellen veröffentliche, heißt es in dem Lager, wo die politische Verwerthung eines von Miquel als Student an Marx geschriebenen Briefes wie eine Heldenleistung gefeiert wurde: Das thut kein Sittsamer. Wenn ich gesprochene Worte anführe, werden sie abgeleugnet. Dieses Gebahren ekelt mich nachgerade an. Jedes hier über die vier Genossen gesagte Wort ist wahr; und ich könnte, wäre ich grausam und rachsüchtig, noch mehr über Einzelne von ihnen sagen. Wollen sie die Wahrheit meiner Darstellung bestreiten, dann sollen sie den Ort aufsuchen, wo der Eid das Gedächtniß schärft und die Zeugnißpflicht feige Zungen zum Reden zwingt. Thun sie es nicht: zur Entschleierung kollusorischer Versuche fehlt mir nun endlich der Raum und die Zeit.

Der Abgeordnete Heine hat im „Vorwärts" erzählt, er habe von einem Brief, den er mir am elften September 1903 aus Tegernsee schrieb (und den er, mit Weglassung aller Intimität verrathenden Stellen, abgedruckt hat), eine Abschrift zurückbehalten. Warum wohl? Er hat politisch und persön-

lich wichtigere Briefe nicht kopirt, trotzdem ers ins Berlin, neben seinem Anwaltsbureau, bequemer gehabt hätte. Und jetzt, im Gebirge, in der Hochstimmung eines von Sonnenglanz und Mondschein Beglückten, plagt er sich mit Abschreiberei? Mir war diese Mittheilung ungemein werthvoll, weil sie das letzte Räthsel dieser politischen Tragikomoedie lösen half. Der tegernseer Brief hatte im Meritorischen (wie die österreichische Amtssprache sagt) einen gegen den früherer Briefe völlig veränderten Ton; als ich ihn gelesen hatte, sagte ich zu einem Freund: „Heine wird in Dresden nicht für mich sprechen." Ende August hatte er mir geschrieben, er werde in die Debatte über die „Zukunft" eingreifen. Ein paar Tage danach hatte er seinem Genossen und Klienten Bernhard ein Plaidoyer für die „Zukunft" vorgetragen, von dem dieser Genosse mir sagte: „Wenn Heine die Rede in Dresden wirklich hält, werden Sie sich sehr über ihn freuen". Jetzt schrieb er plötzlich: „Ich habe den Wunsch, möglichst wenig in die Debatte einzugreifen." Dazu allerlei bisher nie auch nur angedeutete Vorbehalte. Natürlich traue er mir nicht „ehrenrührige Beweggründe" zu; natürlich müsse „der Wahrheit gemäß hervorgehoben werden, daß Sie sich über die Bedeutung der Sozialdemokratie für die Arbeiter auch anerkennend ausgesprochen haben." (Natürlich wurde in Dresden weder das Eine noch das Andere hervorgehoben.) Aber was über Rußland und über die Sozialdemokratie in der „Zukunft" gestanden habe, sei nicht zu rechtfertigen; auch habe er schon im Winter einmal die Absicht gehabt, sich mit mir über die Form meiner Polemik auszusprechen, und hoffe, dazu noch Gelegenheit zu finden. Diesen Satz läßt er, ohne eine Lücke im Brief anzudeuten, beim Abdruck fort. Warum? Weil dieser Satz an einem Punkt die Unwahrhaftigkeit seiner dresdener Rede bewiesen hätte, in der es hieß: „Ich habe Harden ausgesprochen, daß ich seinen persönlich-gehässigen Ton auf das Schärfste mißbillige." Aus dem tegernseer Brief, der eintraf, als die von Heine telegraphisch erbetenen Briefe schon nach Dresden abgeschickt sein mußten, wußte ich also, daß der Rechtsanwalt sich jedenfalls nicht in die Schußlinie stellen werde. Die Gründe solcher Zurückhaltung konnte ich nur ahnen. Jetzt kenne ich sie. In oder bei Tegernsee ist Genosse Heine, vielleicht nicht ohne fremde Nachhilfe, zu der Einsicht gelangt, daß die Vernichtung Mehrings viel wichtiger sei als die Vertheidigung Hardens und daß, wer Mehring an den Leib wolle, sich vor dem Verdacht schützen müsse, mit Harden intim zu sein. In oder bei Tegernsee hat ein kühler Schlaukopf ungefähr so gesprochen: „Bebel tobt gegen uns, hat die unbarmherzigste Abrechnung in Aussicht gestellt und möchte uns am Liebsten aus dem Parteiverbande drän-

gen. Das ist, bei der durch Bernsteins Präsidialthorheit bewirkten Erregung, nicht ungefährlich. Unseren August kennen wir ja aber nicht seit gestern: wenn er sich einmal nach Herzenslust ausgetobt hat, wird er ruhig und läßt mit sich reden. Wir sind geborgen, wenn er den heißesten Zorn gegen die ‚Zukunft' auswettert. Wahrscheinlich tritt er dann furioso für Mehring ein, den er gern als Vertrauensmann im ‚Vorwärts' hätte, und ist ein Bischen blamirt, wenn wir Mehrings Briefe auftauchen lassen. Zwei Fliegen würden so mit einer Klappe geschlagen: den Mehring wären wir los und Bebel verlöre an Prestige und müßte sich in der Hauptdebatte zähmen. Dem Harden aber schreibt man einen diplomatischen Brief, der im schlimmsten Fall später als Rechtfertigung zu benutzen ist. Auch ist er ein netter Kerl, wirds, wenn ihm Alles erklärt ist, nicht übelnehmen, gern wieder mit uns zusammensitzen und unsere Strategie lachend loben." So ward es gemacht und ein Ziel wirklich erreicht: Bebels Rede gegen die „Revisionisten" war, nach den voraufgegangenen Wuthgewittern, eher zahm als wild und dem „Komoedienspiel" wurde nicht, wie er verheißen hatte, ein Ende mit Schrecken bereitet. Die Rechnung hatte aber ein Loch. Die „Zukunft" und ihr Herausgeber wurden in Dresden so über alles Erwarten schmählich verleumdet und die Genossen Bernhard, Braun, Göhre, Heine zeigten sich in ihrer Untreue und Unwahrhaftigkeit auch noch so unklug, daß ich, wenn ich mir Selbstachtung bewahren wollte, nicht schweigen durfte. Und das Schlußbild war: Bebel triumphans. So gehts in der Politik Jedem, der, wider Lamartines Warnung, droht, ohne zuschlagen zu können. Mit solchen Mittelchen werden die Vollmarischen nicht viel wirken; sie sollten sich an das Schicksal der Girondisten erinnern und fragen, ob Thiers nicht Recht hatte, als er schrieb: Tout parti modéré qui veut arrêter un parti violent est dans un cercle vicieux dont il ne peut jamais sortir ... Ists aber nicht allerliebst, an solchem Zufallsbeispiel zu erkennen, wie Parteikrisen entstehen, Parteigeschichte gemacht wird? Genosse Mehring fühlt das Bedürfniß, mich wieder einmal zu verrufen, und suggerirt seine aberwitzige Weisheit dem Genossen Bebel, der in mir zugleich die soiensassischer Ketzerei verdächtigen Genossen Braun und Göhre treffen will. Die sputen sich, jede nähere Beziehung zu Zeitschrift und Herausgeber skrupellos abzuleugnen, und ihre Hintermänner reiben die Hände, da August der Schreckliche sich an mir ausrast. Von beiden Seiten wird des Schlechten aber allzu viel gethan und das Endergebniß ist: offener Schimpfkrieg Aller gegen Alle in der Partei, schlimme Schwächung des norddeutschen Fähnleins der nicht mehr blind an Marx

Glaubenden, von denen drei Offiziere schlapp geworden sind, und die Enthüllung eines Mangels an Kohäsion, wie er sonst nur an luftförmigen Körpern beobachtet wird, deren Raumgrenzen die Wucht äußeren Druckes bestimmt. Das konnte kein der Partei fern Lebender wirken. Das hat mit seinem Flugblatt Genosse Mehring, mit seiner tegernseer Taktik Genosse Heine vollbracht.

Der Inhalt des Flugblattes wurde zuerst in der vom Genossen Mehring redigirten Leipziger Volkszeitung veröffentlicht; am neunten September 1903. Wenn ich die Absicht gehabt hätte, das Lügengeknäuel sofort zu entwirren, wäre meine Antwort im Heft vom neunzehnten September erschienen: also nach Schluß der Parteitagsdebatte über die „Zukunft". Das hatte der Pseudologe richtig berechnet. Auch lagen die zur Abwehr der lustigsten Lügen nöthigen Briefe, auf Wunsch des Genossen Heine, vom elften bis zum zwanzigsten September in Dresden. Doch ich wollte damals nicht antworten. Erstens, weil der Verfasser Mehring hieß; zweitens, weil ich, seit im Februar die Frage der Mitarbeit an der „Zukunft" erörtert wurde, mir vorgenommen hatte, jeden Versuch einer Einwirkung auf den Beschluß der Parteiinstanzen zu meiden. Ich schwieg also auch jetzt; und das Flugblatt wurde in vierhundert Exemplaren im Trianonsaal vertheilt. Da lasen die Genossen wundervolle Räubergeschichten. Harden ist Mehring „nachgelaufen", hat sich für einen Sozialdemokraten ausgegeben und verschwiegen, daß er für Bismarck schwärme, dem er sich dann schlankweg „verkauft" hat. Weil Mehring diese Thatsache erfuhr, hat er die Aufforderung, für die „Zukunft" zu schreiben, „von vorn herein abgelehnt" und bald danach „auf jeden persönlichen Verkehr mit Herrn Harden verzichtet." (All diese unsauberen Lügen sind hier schon am vierten März 1899 sine ira, mit Mehrings eigenen Worten, widerlegt worden; thut nichts: nach vier Jahren, meint er, sind sie wieder so gut wie neu.) Die „Zukunft" ist ein „Klatschblatt", dessen Hauptaufgabe in der Verleumdung der Sozialdemokratie besteht, und „Ehren-Harden, der auch nicht über die einfachste politische Frage das einfachste sachliche Wort zu sagen weiß" (dessen recht jugendliche Apostata-Bücher von Ehren-Mehring aber 1892 als „glänzende literarische Produktionen, als die Erzeugnisse eines tiefen und tapferen sozialen Instinktes außerordentlich hoch geschätzt" wurden), ist sogar von der hyperkonservativen Kreuzzeitung, der er sich „anbiedern" wollte, hinausgeworfen worden. (Natürlich habe ich zur Kreuzzeitung nie auch nur die losesten Beziehungen gehabt oder gesucht.) Und so weiter. Citate aus meinen Artikeln, wie der gewissenloseste spanische Prokurator sie nicht gegen einen Dynamitanarchisten dem Gerichtshofe vor-

legen würde. Dann der Nothschrei: „Es ist mir unmöglich, den schmutzigen Blödsinn noch weiter abzuschreiben.“ Der Artikel, der in diesem wackeren Sozialdemokraten so starke Unlustgefühle weckte, vertheidigte die Sozialdemokratie gegen die breslauer Rede des Kaisers und enthielt, neben anderen, die jeden Genossen freuen mußten, die Sätze: „Die Sozialdemokratie gehört zu den Dingen, die man erfinden müßte, wenn sie nicht schon beständen. Ihrer kleinen, unsichtbaren Drillarbeit, die den Ehrgeiz spornt und dem Leben der Aermsten selbst, der ins Joch geistlos monotoner Arbeit Gespannten einen Inhalt giebt, ist zum großen Theil der angestaunte Fortschritt der deutschen Industrie zu danken; und der besonderen Art ihrer Agitation die Ruhe, die seit einem Halbjahrhundert in Deutschland herrscht.... Der wüthendste Bourgeois müßte zugeben, daß keine uns bekannte politische Organisation je einer Klasse so schnell und so wesentlich genützt hat wie den deutschen Arbeitern die Sozialdemokratie.“ Nach solchen Proben wird der Leser begreifen, warum der Fall Mehring mir in den Berufskreis des Psychiaters zugehören scheint; nur ein Mensch, dessen Geistesthätigkeit krankhaft gestört ist, kann so kindische Fälschung wagen. Einerlei. In Dresden, dachte ich, wird man den Armen auslachen. Da sitzen auch außer den Bernhard, Braun, Göhre, Heine ja noch Leute, die seit Jahren die „Zukunft“ kennen, und andere, die eigene wehe Erfahrung gelehrt hat, daß man solcher Citatensammlung, die den Köller weit überköllert, nicht trauen dürfe. Da wird man die Sache einfach komisch finden. Komisch, daß die Liebe zu Bismarck wie die ärgste Todsünde von einem Mehring verdammt wird, der als sechsunddreißigjähriger Mann, nachdem er schon einmal Sozialdemokrat gewesen war, schwärmend „den genialen Staatsmann Bismarck“ gerühmt hat. Daß Liebknecht und Bebel gegen satirische Kritik von einem Manne vertheidigt werden sollten, der Bebels Bauernkriegsgeschichte „eben so albern wie anmaßlich“ genannt und von Liebknecht gesagt hat, er sei „geistig entartet“, schütze die „infamste Korruption“, habe die Massen entsittlicht und greife im Kampf nach den „gemeinsten Verleumdungen“. Daß jedes Spottwort über die längst zur Großmacht erwachsene Partei als fluchwürdiges Verbrechen von einem Manne denunzirt wird, der in der Zeit hitzigster Sozialistenverfolgung schreiben und drucken lassen konnte: „Unter den unermeßlich reichen Gaben, mit welchen das unvergleichliche Jahr 1870 unser Vaterland begnadete, war nicht die geringste die gänzliche Zerschmetterung der deutschen Sozialdemokratie“. Und: „Die Fabrikinspektoren schildern übereinstimmend die Arbeiter in allen Gegenden, die ergiebige Werbeplätze der

Sozialdemokratie waren, als ein dumpfes, träges, jeder thatkräftigen Selbsthilfe unfähiges Geschlecht". Und endlich: „Die sozialdemokratische Agitation war ein kühl berechneter Versuch schlauer Demagogen, die bestehende Ordnung der Dinge gewaltsam umzustürzen ... Sich hiergegen zur Wehr zu setzen, die Waffe zu zerbrechen, die nach seinem Herzen gezückt wurde, war nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht des Staates." Wer so — nicht als Jüngling, sondern als ein Mann, der sich früher selbst zur Sozialdemokratie gerechnet, in ihrem Namen fünf Jahre vorher gegen Treitschke öffentlich das Wort geführt hatte — wer so über die vom Sozialistengesetz geknebelte Partei und deren Führer urtheilen konnte, hat das Recht verwirkt, selbst dem schlimmsten „Scharfmacher" heute das Schaffot zu errichten. Das, dachte ich, würde man auch in Dresden sagen; und das läppische Flugblatt zu dem Uebrigen legen: zu den Akten der Krankengeschichte Mehrings. Es kam anders. Der beredteste und angesehenste Führer der Sozialdemokratie sprach, ohne auch nur ein Stündchen an die kritische Sichtung des Materials zu wenden, Alles nach, was der als zuverlässig bewährte Genosse Mehring ihm vorgesagt hatte. Sprach? Brüllte, heulte, schrie. Und von den dreihundertsechsunddreißig Delegirten fand keiner eine Silbe für mich. Ein Gast sogar, der österreichische Genosse Dr. Adler, der doch triftigen Grund gehabt hätte, zu schweigen, trug zu dem Scheiterhaufen schnell noch ein Spähnlein herbei.

Der Abgeordnete Bebel hält es offenbar für höchst originell, in seinen Reden, die ich jetzt betrachten muß, mich stets „Herrn Witkowski-Harden" zu nennen. Er wußte nicht, daß ich seit dreizehn Jahren den Zeitunglesern tausendmal unter diesem Doppelnamen vorgeführt worden bin, in hundert Zeitungen, von der Staatsbürgerin bis zum Kleinen Journal. Solche Bezeichnung sollte ein vages Mißtrauen gegen mich wecken. Konnte es auch. Wer seinen Namen wechselt, ist, zumal wenn er Wirkung auf öffentliche Angelegenheiten erstrebt, mit Recht verdächtig; mit um so größerem Recht, wenn der neue Name deutsch klingt, der abgelegte semitischen Beiklang hatte. Gewiß, denkt dann der Leser, hat dieser Streber den Namen gewechselt, um die Spur jüdischen Ursprunges zu verwischen und sich nicht die Karriere zu verderben. Das Vorurtheil ist begreiflich. Ich habe darunter gelitten und mußte, so leicht mir eine Widerlegung gewesen wäre, schweigen, weil eine öffentliche Erörterung dieser Dinge meiner alten Mutter argen Schmerz bereitet hätte. Im Frühling habe ich sie verloren; und darf nun reden. Herr Bebel erzählt, er habe meinen Vater gekannt, einen guten Demokraten, mit dem zu verkehren ihm eine Ehre gewesen sei; mit dem Sohn zu verkehren, würde er nicht für

eine Ehre halten. Vielleicht, weil er ihn eben nicht kennt; doch: wie es Euch gefällt. Die selbe Geschichte von Vater und Sohn hat übrigens Knecht Mehring schon mehr als einmal erzählt; auch er will mit meinem Vater intim verkehrt haben. Als Politiker muß ich fragen, was mit dieser Gegenüberstellung denn eigentlich bezweckt werden soll. Einen faßbaren Sinn könnte sie doch nur haben, wenn der Vater ein Märtyrer seiner Ueberzeugung, der Sohn ein Streber wäre, der um jeglichen Preis in die Sonne zu kommen sucht. Hier liegt die Sache anders. Mein Vater war Kaufmann und hatte niemals Gelegenheit, seinem politischen Glauben irgend ein Opfer zu bringen. Und mir, dem viermal wegen politischer Vergehen Bestraften, über zwölf Monate Eingesperrten, von allen herrschenden Gewalten Boykottirten, sollte selbst Bebel nicht nachsagen, daß ich in die Sonne will und ein der Ueberzeugung zu bringendes Opfer scheue. Ich könnte ihm beweisen, daß ich Versuchungen widerstanden habe, die den Ehrgeiz, die Eitelkeit, die Gewinnsucht locken und einem Kränkelnden die Gefangenschaft sparen konnten; und bilde mir nicht ein, auf solche Widerstandskraft stolz sein zu dürfen. Als Sohn muß ich mich freuen, daß mein Vater gelobt wird, — mags immerhin auf meine Kosten geschehen. Ich habe ihn nicht gekannt; nicht in gesunden Tagen. Als ich erwuchs, hatte eine schwere Psychose ihn heimgesucht und in meinem Gedächtniß lebt der Unglückliche nur als ein verstörter Geist, der Tag und Nacht mit sich selbst laute Zwiesprache hielt und die Seinen mit grausigen Wahnvorstellungen quälte. Genug ... Der leichtfertige Verleumder, der mich zwingt, hier meine Scham zu entblößen, kann mich nicht zwingen, diese unsäglich traurigen Zustände bis ins Einzelne zu schildern. Wer sie ahnen will, lese, was Hebbel am achtzehnten September 1838 in sein Tagebuch schrieb. Meine arme Mutter sah sich durch Gründe, die auch das Gesetz als zur Lösung des Ehebundes ausreichend erkannte, genöthigt, das Haus zu verlassen, in dem sie dreißig Jahre lang nur ihrem Mann und den Kindern gelebt hatte. Ich blieb, ein Knabe, der keine Kindheit, keinen Strahl alltäglicher Kinderfroheit gekannt hatte, beim Vater, mußte mindestens bis zur Ehescheidung bei ihm bleiben, in dem und für den keine Stimme gemeinsamen Fühlens sprach. Eine entsetzliche Zeit, der ich entlief: zur Mutter. Wurde zurückgeholt und, trotz den Bitten des Gymnasialdirektors, der den blutjungen Primus der Sekunda bis zum Beginn der Studentenjahre fortbilden wollte, in ein Kaufmannsgeschäft gesteckt. Das war das Letzte. Ich lief davon. Mit zwei, drei Thalern in der Tasche, ohne warmen Rock, omnia mea mecum portans. Acht Tage, acht Nächte obdachlos in Berlin. Vier, fünf Stunden bei einer

Tasse Kaffee im heißen Raum. Dann schickte ein Winkelagent den noch nicht vierzehnjährigen Knaben zu einer jämmerlichen Schauspielgesellschaft. Theater: Das bedeutete mir Freiheit, des Freisten sogar, und obendrein Kunst. Den Knabenwahn, der mich in Planwagen und als Passagier vierter Klasse ein Jahr lang durch allerlei Landstädtchen trieb, habe ich mit meiner Gesundheit theuer bezahlt. War aber selig. Da der Vater mich durch die Polizei suchen ließ, hatte ich, der lieber untergehen als heimgeschleppt werden wollte, den Namen angenommen, den ich seitdem trage; für eine Weile war ich so geborgen, denn mit wandernden Komoedianten nimmts die Meldebehörde nicht allzu genau. Aus dieser Zeit schon kann ich Herrn Bebel Theaterzettel vorlegen, auf denen Herr Maximilian Harden, der dumme Junge, als Darsteller des Musikus Miller und ähnlicher Rollen verzeichnet ist. Dem Schreckensjahr folgte ein stilleres. Der Vater, dessen Lebenslicht im Erlöschen war, hatte das Suchen aufgegeben; der auch körperlich noch unentwickelte Sohn spielte in einem Haus, wo in den Pausen Akrobaten und Gymnastiker auftraten, nah bei Berlin den Marquis Posa und Mortimer. Meint August Bebel nicht, der Drang nach Freiheit müsse recht stark in einem Knaben gewesen sein, der täglich ins Nest zurückkriechen konnte und im Elend blieb, um sich nicht brechen zu lassen? Glaubt er, daß proletarisches Empfinden mir nach solchem Erleben fremder als ihm sei?... Nach dem Tode des Vaters begann ein neuer Lebensabschnitt. Der Kranke hatte sein Vermögen verloren, aber die Güte eines älteren Bruders ermöglichte mir, das Allernöthigste nachzulernen. In dem kleinen Kreis, der den Bürger die Welt dünkt, hatte die Familiengeschichte Lärm gemacht; geräuschvolle Hauskonflikte, Scheidung nach dreißigjähriger Ehe, Flucht und Abenteurerleben eines Sohnes: fama crescit eundo. Mutter und Kinder erbaten und erhielten von der Behörde die Erlaubniß zum Namenswechsel; nicht, weil Eins von ihnen sich Etwas vorzuwerfen, eine schlechte That zu verbergen hatte, sondern, weil sie sich von einer finsteren Vergangenheit lösen wollten, die lästiger Skandalsucht Anlaß zum Tuscheln bot. Seitdem ist ein Vierteljahrhundert verstrichen. Ich blieb bei dem einmal erwählten Namen. Denn mochte ich nun zum Schauspielerberuf zurückkehren oder ein anderes Ziel zu erreichen suchen: für die kleine Welt des Nachbarklatsches sollte meine Familie nicht mit meinen Schicksalen verkettet sein. Ehe ich eine Zeile für die Oeffentlichkeit schrieb, ehe ich auch nur an literarische Thätigkeit noch gar an den Schriftstellerberuf dachte — zu den ersten Versuchen trieb mich, offen gestanden, später die bitterste Noth —, hatte ich das gesetzliche Recht erworben, den Namen zu führen, den ich seit den Knabenjahren als

Bühnenpseudonym trug; nur diesen Namen: der meines Vaters gebührt mir nicht. Und als sechzehnjähriger Knabe war ich, der nie innere oder äußere Beziehung zum Glauben Israels gehabt hatte und während der Schulzeit schon nur in den Lehren neutestamentlicher Religion unterwiesen worden war, zum Christenthum übergetreten, das dem jungen Sinn die höherer Kultur entsprechende Glaubensform schien. Das Alles ist traurig, trauriger noch, als es hier klingt; aber nicht schimpflich. Oder will Jemand behaupten, der Knirps, der Mime werden wollte, habe Namen und Glauben geändert, um Karriere zu machen? Behaupten, ich wäre heute nicht der Selbe, der ich bin, mit Allem, was ich erreicht und nicht erreicht habe, wenn ich noch den Namen meines Vaters trüge? Tausendfache Verdächtigung wäre mir erspart geblieben; und hätte ich zu ahnen vermocht, wohin mein Lebensweg führen würde: nie hätte ich mir auch noch diese Last aufgebürdet. Denn für die Feinde eines politischen Schriftstellers ists garzu bequem, wenn sie dem Gehaßten nachwispern können: Der Kerl hieß früher anders, muß also sicher ein fauler Kunde sein. Daß von Molière und Voltaire bis zu Novalis und Lagarde, bis in unsere Tage hinein mancher Schriftsteller, um sich und sein Geschick von der sozialen Schicht, in die er geboren war, deutlich zu scheiden, seinen Namen geändert hat, wird nicht beachtet. Und daß Lassalle, dessen Vater, wie meiner, ein jüdischer Seidenhändler war, seinen Geburtnamen durch Anhängung eines e französirt hat, ist Herrn Bebel offenbar kein Aergerniß. Das ist seine Sache. Ich habe nicht als strebsamer Literat, sondern als Kind meinen Namen gewechselt; nicht, um Karriere zu machen, sondern, um mich unerträglichem Druck zu entziehen, der mich in einem Kaufmannsladen verkümmern lassen, zur Feindschaft gegen die beste Mutter erziehen wollte. Das ist erweislich wahr, kann, wann und wo es nothwendig wird, bewiesen werden. Bevor sich noch der leiseste literarische oder gar politische Trieb in mir regte, stand mir nach Gesetz und Kirchenbuch kein anderer Name zu als: Maximilian Felix Ernst Harden. Machts Bebel Vergnügen, mich anders zu nennen: meinetwegen... Da ich keinen Schmutzfleck zu verbergen habe, kann ich ertragen, daß mir die letzte Hülle vom Leibe gerissen wird.

Nichts ist, nichts war je zu verbergen; und ich darf am Ende verlangen, nicht nach härterem Recht gerichtet zu werden als andere Menschen, die auf gebahnten Normalwegen an die Quellen der Bildung geführt worden sind. Wer als Kind nicht sorgenlos fröhlich war, wird es nie mehr. Wer als Knabe gehungert, gefroren, auch seelisch und geistig gedarbt hat, behält den bitteren Nachgeschmack auch in hellerer Zeit auf der Zunge. Ererbte psychische Be-

lastung, deren Gefahren durch ganz abnorm verfrühte Selbständigkeit in dem unreinen Milieu kleinsten Komoediantenlebens, dann durch überhastetes Lernen gesteigert werden, im Elternhaus täglichen Hader, draußen Verführung der ekelsten Art: Das ist wahrlich kein heiteres Los. Da es doch einmal sein muß, spreche ich hier, als hätte ich das abgeschlossene Leben eines Fremden vor mir. Und sage, ruhig und aufrichtig: Er hat sichs, unter den schwersten Verhältnissen, selbst gezimmert, Stück vor Stück; hat Keinen je so gequält wie sich selbst, Keines Fehler klarer als die eigenen erkannt; auch die Riesenlücken in seinem Wissen; aber er hat, so gut ers nach der Verspätung, mit wunden Nerven, noch konnte, zu lernen, im Urtheil gerechter zu werden versucht; auch wer ihn nicht ausstehen kann und seine Schreiberei unleidlich findet, sollte ihm zubilligen, daß er seinen Willen nie feig beugen ließ, nie sich ins Frohnjoch duckte und daß er in Fährnissen der verschiedensten Formen ein anständiger Kerl geblieben ist. Deshalb wars eigentlich nicht nöthig, gerade ihn totzuhetzen ... Doch wir sind ja noch nicht beim Nekrolog. Das ist wahrscheinlich nur Schweningers Verdienst oder Schuld. Ein Stärkerer wäre zusammengebrochen. Jeder Lump, vor einem Jahr mußte ichs dem täppischen Falschmünzer Sudermann zurufen, wischt sich an meinem Kleide die schmutzigen Stiefel ab. Die Freunde — ein paar der berühmtesten Namen Europas sind darunter — schweigen. Der bestochene Schreiber, der Spion findet irgendwo in der Presse einen Vertheidiger von Ruf; ich nicht. Die Temperamente sind eben verschieden. Ich habe nie thatlos zugesehen, wenn neben mir ein Mensch überfallen wurde; zumal einer, der mich halbwegs werthvoll dünkte. Andere begnügen sich in solchen Fällen, dem Opfer der Strolchthat brieflich ihre Hochschätzung, Bewunderung, Verehrung zu betheuern. Und stehen manchmal nach einer Weile, um ein fetteres Günstchen zu ködern, selbst wider mich auf. Wenn ich, im unbestrittenen Rechte der Nothwehr, dann in meinen mit Hochschätzung, Bewunderung, Verehrung bis oben vollgestopften Briefschrank greife und die Lügner an den Pranger stelle, an den sie gehören, klingts, ganz wie von der Lippe der von Ibsens Schöpferodem belebten Heuchlersippe: So was thut man nicht! Privatbriefe sind heilig! Gaunermoral, die ohne das heilige Recht auf Lug und Trug nicht auskommen kann. Ich brauchte kein konvenienzwidriges Wehrmittel zu wählen, wenn die Bewunderer, die Verehrer weniger schweigsam wären; brauchte an den Bebelquark höchstens zehn Zeilen zu wenden, wenn im Trianonsaal ein einziger Tapferer gesagt hätte, was Pflicht ihm zu sagen gebot. Das geschah nicht. Das geschieht mir nie. Und so ists nach Jahren schuftiger, kaum

durch ein vernehmbares Zufallswörtchen karger Anerkennung unterbrochener Hetze dahin gekommen, daß Herr August Bebel vor Millionen sprechen durfte: „Herr Harden hat die Vergangenheit gewisser Mädchen." Ich weiß nicht, was er damit meinen kann, meinen könnte. Ich bringe heute nicht einmal mehr Zorn gegen den eisgrauen Tribunen auf, den dieses Wort mehr schändet als mich. Doch Aehnliches hat er ja immer gelesen. In den größten, schmutzigsten, also vornehmsten Zeitungen. Und Niemand hat widersprochen. Und die heldenhaften Genossen haben den Verkehr mit mir, den sie Jahre lang suchten, ja wirklich wie den Umgang mit gewissen Mädchen verhehlt.

Ich vermuthe, daß Sankt Augustinus mit seinem Schimpf sagen wollte, ich hätte Bismarck als ein Prostituirter gedient. Denn Bismarck, sprach er, habe ich eingefangen, weil ich witterte, daß Hunderttausende an ihm zu verdienen seien. Bismarck hat mir „Artikel diktirt"; „und wenn er nicht gestorben wäre, schriebe er heute noch für die ‚Zukunft'." Merkwürdig. Anno 1890 gabs in Deutschland doch viele Zeitschriften und Zeitungen, gabs, auch wohl nach Bebels Ansicht, doch manchen vorurtheillosen Verlagsgeschäftsmann: kein einziger aber kam auf den Gedanken, an dem gestürzten Kanzler sei ein großes Stück Geld zu verdienen. Vielleicht glaubten sie, was täglich in sozialdemokratischen Blättern stand: der „Säkularmensch", der bornirte Junker, der Depeschenfälscher habe so gründlich abgewirthschaftet, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm nehme. Vielleicht sagten die Mosse, Ullstein, Lessing & Co. auch zu ihren Leuten: „An Bismarck wäre zwar ein Mordskapital zu verdienen; da ich, Sie wissens längst, aber stets nur reinster Ueberzeugung folge, wollen wir auch fernerhin für den alten Kanzler die Schmähung, für den jungen Kaiser den Weihrauch reserviren". Möglich. Wars aber so, dann weiß ich nicht, warum die Genossen die „bürgerliche" Presse schelten; dann ist sie, ein Produkt selbstloser Ueberzeugungtreue, höchsten Ruhmes würdig. Doch wir wollen ernsthaft reden. Als ich für Bismarck zu sprechen begann, war an ihm wahrhaftig nichts zu verdienen. Alles neigte der neuen Sonne zu. Und ich glaube, so ists geblieben. Vielleicht hat der Besitzer der Hamburger Nachrichten an Bismarck Geld verdient. Sicher ists nicht; und dieses Blatt war von 1890 bis 1898 wirklich la feuille de M. de Bismarck. Erweislich — und längst erwiesen — ist aber, daß die Blätter, die sonstwo auf Tod und Leben die bismärckische Politik vertraten, die Westdeutsche Allgemeine, eine Weile die münchener Allgemeine Zeitung, die Berliner Neusten Nachrichten und andere, aus der Defizitwirthschaft nie herauskamen; und sie wurden von geschickten, tüchtigen Journalisten bedient und kämpften für eine der reichen

Bourgeoisie wohlgefällige Klassenpolitik. Wenn, zum Beispiel, die Leipziger Neusten Nachrichten bessere Geschäftsresultate erzielten, so lags nicht an Bismarck, sondern an der von richtigem Instinkt geschaffenen Organisation und an dem frischen, forschen, niemals langweilenden Stil des Leitartikelschreibers Dr. Liman. Ich hätte behaglicher gelebt und gewiß auch mehr Geld verdient, wenn ich den Ruhm der herrschenden, nicht der entthronten Macht gesungen hätte. Das mag Herr Bebel glauben oder nicht glauben; er mag auch bezweifeln, daß fünf politische Strafprozesse einen nicht von Parteianwälten Vertheidigten ein hübsches Stück Geld kosten, daß der „Zukunft" durch das Bahnhofsverbot, das ein schlauer Geschäftsmann durch Wohlverhalten leicht beseitigen konnte, die Jahreseinnahme um zwölf- bis fünfzehntausend Mark geschmälert worden ist und daß eine Zeitschrift vor der Gefahr völligen Ruins steht, wenn ihr Herausgeber und Hauptmitarbeiter, wie mir geschah, als Kaiserbeleidiger im Lauf von zwei Jahren fast dreizehn Monate lang hinter Schloß und Riegel sitzt. Wies dem Verehrten beliebt. Nun aber ist seit Bismarcks Tod ein Lustrum vergangen. Ein Blatt, das von ihm lebte, müßte bald nach ihm gestorben sein. Und wenn Herr Bebel einen Vertrauensmann in die Friedrichstraße schicken will, wird ihm aus den Büchern bewiesen werden, daß die „Zukunft" noch nie so reichen Ertrag gebracht hat wie, trotz fortwährender Bahnhofssperre, in ihrem elften Lebensjahr. Womit zugleich dann bewiesen wäre, das ich mein Geld — dieses viel beschwatzte Geld, von dem ich verdammt wenig Genuß habe, das die meisten Zeitungschreiber mir aber nicht verzeihen können — nicht bismärckischer Gunst verdanke. Am Ende bequemt er sich, den Boten zu senden, wenn ich ihm vorher verrathe, was für ihn, wohl so ziemlich für ihn allein, noch immer Geheimniß ist: daß ich nie die bismärckische Klassenpolitik vertreten habe, niemals, und daß in meiner besonderen Lage das Bekenntniß zur Persönlichkeit Bismarcks geschäftlichen Schaden eher als Nutzen brachte.

Nach einem Erleben, von dem ich einen Theil hier heute entschleiern mußte, nach knapp zweijährigem literarischen Bemühen wurde ich von Bismarck eingeladen, ihn zu besuchen. Der zweiten Einladung folgte ich. An die Gründung der „Zukunft" war noch nicht zu denken, wurde noch nicht gedacht. Der Mann, der selbst dem Wunsch, der Sehnsucht unerreichbar schien, ging und fuhr Stunden lang mit mir durch seine Wälder, hielt mich Tage lang unter seinem Dach zurück und sagte dem kaum einem kleinen Kreis bekannten Anfänger, er werde, als ein Freund des Hauses, stets willkommen sein. Oft war ich dort; und schied nie, ohne von dem Gütigsten zu hören, er bedaure,

daß ich abreisen müsse. Wenn ich den Riesen blind vergöttert, mit Haut und Haar mich ihm verschrieben hätte, dürfte kein Gerechter mich schelten; denn es ist kein Alltagserlebniß, nach verwüsteter Kindheit als knapp Dreißigjähriger in die Intimität — sehr viel intimere, sehr viel länger dauernde, als mich dem Genossen Heine verband — aufgenommen zu werden, auf Spazirgängen und Fahrten sein einziger Begleiter zu sein, auf ausdrücklichen Wunsch den Steinberger Kabinetswein des Kaisers mit ihm zu trinken, sich von ihm Freund nennen zu hören. Es war das große Glück eines armen Lebens; ein Glück, das viel und Vieles aufwiegt. Und wenn ich, Herr Bebel, auf Etwas stolz sein darf, so darauf, daß ich selbst gefundenen Glauben nie dem großen Manne geopfert habe: nicht eine Sekunde lang. In dem Artikel, den ich nach meinem ersten Besuch in Friedrichsruh schrieb, ist gesagt, ich wolle nicht, könne nicht Bismärcker sans phrase sein; ist gesagt, Bismarck sei „durch diplomatische Aufgaben hypnotisirt" gewesen und habe das moderne Ideal des Sozialismus verkannt, aber man solle „ihm gnädig verzeihen, daß er 1815 in einem märkischen Junkerhause geboren ward." Und so ists geblieben; zu Dutzenden könnte ich Beispiele dafür anführen, daß ich Bismarcks Sozialistenpolitik stets bekämpft habe. Leicht wurde mirs nicht, denn es war sein empfindlichster Punkt; aber ich könnte nicht weiter athmen, wenn ich je anders geschrieben hätte, als ich in der Stunde des Schreibens fühlte und dachte. Das erste Heft der „Zukunft" brachte die Wiedergabe eines Gespräches mit dem Erzbischof von Stablewski, der die Polen vertheidigte, einen sozialpolitischen Aufsatz vom Professor Brentano, einen wilden Artikel gegen die bourgeoise Presse: lauter Dinge, die der Fürst höchst ungern sehen mußte und sah. Als ich dann wieder in seinem Zimmer saß, sagte er, namentlich der „polnische Artikel" sei ihm nicht unbedenklich erschienen; aber er maße sich nicht an, „gescheiten Freunden die Wahl ihres Weges vorzuschreiben". Er hats nie gethan, hat mir nie mit einer Silbe angedeutet, was er geschrieben, was nicht geschrieben wünsche. Auch die berühmten „Informationen" waren in Friedrichsruh nicht einmal für Reporter zu holen; der Besucher, der freilich unschätzbaren Historienstoff heimtrug, hatte aus der berliner Tagespolitik mehr zu erzählen als zu erfahren. Noch heute wissen nur Wenige, wie abgesperrt, wie vereinsamt und gemieden der Mann im Sachsenwald lebte, ohne oft auch nur ein Echo der Maschine zu hören, die seine Hand in Gang gebracht hatte. Als die „Zukunft" drei Jahre bestand, kams zum unvermeidlichen Konflikt. Der Fürst, der für jedes von mir geschriebene Wort von der Presse und von der Regirung verantwortlich gemacht wurde, ließ, als ich Stumm

angegriffen hatte, in den Hamburger Nachrichten verkünden, meine Wochenschrift sei „in die sozialdemokratische Richtung hineingeglitten". Das offiziöse Telegraphenbureau trug die Botschaft in alle Winde. Und als ich in Friedrichsruh anfragte, ob die Bannbulle von dort gekommen sei, erhielt ich, in einem sehr höflichen Brief, die Antwort: es sei nicht zu vermeiden, daß „bei vorkommenden Meinungverschiedenheiten beide Herren sich auch öffentlich divergirend aussprechen"; und der frühere Kanzler könne den Verdacht nicht zulassen, daß er „die Aufreizung der Besitzlosen gegen die Besitzenden, der Arbeiter gegen die Unternehmer billige", wie sie in einzelnen meiner Artikel „zu Tage getreten sei". Stiefellecker; nicht wahr? Am sechzehnten März 1895 besprach ich hier das Intermezzo und sagte: „Ich werde der Thatsache, daß ich in sozialdemokratischen Blättern ein Stipendiat der Schönhausener Stiftung und ein Bravo von Friedrichsruh genannt und in einem bismärckischen Blatt als Sozialdemokrat denunzirt werde, die tröstende Gewißheit entnehmen, daß mein Bemühen, zugleich der großen Persönlichkeit Bismarcks und dem lebenskräftigen Kern der sozialen Reformgedanken gerecht zu werden, nicht ganz erfolglos geblieben ist." Ein Jahr lang und länger stockte aller Verkehr. Die Umsturzvorlage war gekommen. Herr von Stumm schrieb mir, Herr von Köller ließ mir durch seinen Adjutanten sagen, sie wüßten genau, daß Bismarck meine sozialpolitische Haltung im höchsten Grade mißbillige. Das wußte ich auch; und konnte es leider nicht ändern. Gut, sprach der Adjutant: dann wird der Fürst sich öffentlich schroff von Ihnen lossagen. Das würde mir wehthun; meine politischen Artikel aber sollten nie mehr sein als der Ausdruck persönlichen Wollens; und lossagen kann man sich nur von einem zur Gefolgschaft Verpflichteten. So weit kams nicht. Und als ich später, wiederholter Anregung folgend, nach Friedrichsruh gereist war, hörte ich beschämt das milde Wort: „Trotz Ihrem avancirten Sozialismus, den ich, in meinen Jahren und bei meiner Vergangenheit, nicht mitmachen kann, möchte ich Sie unter meinen Freunden nicht missen". Das alte Verhältniß war wieder hergestellt. Den angenehmen Verkehr mit dem zweiten Fürsten Bismarck, einem der liebenswürdigsten und auf dem Gebiet internationaler Politik gebildetsten Männer, die ich je kennen gelernt habe, hat meine angebliche „Vertretung sozialdemokratischer Tendenzen" mich aber gekostet. Und die echten Bismärcker haben mir nie verziehen, daß ich gegen jedes Ausnahmegesetz war und den Heros da nicht vergötterte, wo er in seinen alten Tagen mir sterblich schien. Gegen Köller und Stumm, für Otto Bismarck, das märkische Wunder, und gegen den Mann, der die Seinen nach einem So-

zialistengesetz rufen ließ, für Getreidezölle und dennoch für eine Kultur, die zwischen Lehre und Leben endlich die feste Brücke schlägt, für Kanitz und Ibsen: solche Politik mag inkonsequent sein, blitzdumm, trotzdem sie im modernsten Lande von den modernsten Staatsmännern so ungefähr heute vertreten wird, — ein Profitgieriger, Genosse Bebel, hätte dieses Wagestück nicht unternommen. Der hätte sich vom Ballast eigener Ueberzeugung früh befreit und sich als Wortführer der reichsten Klassen etablirt, der Klassen, denen ich die bitterste Wahrheit nicht erspart habe, wenn sie mich Wahrheit dünkte.

Was mir nothwendige Wahrheit schien, habe ich auch über die Sozialdemokratie gesagt. Richtiges oder Falsches, mit Fug oder Unfug: eine Partei, die den Anspruch erhebt, dem Höchsten das Herbste zu sagen, müßte sich schämen, wenn sie solche Kritik nicht gestatten wollte. Ich weiß schon: der Ton, der berüchtigte „persönlich-gehässige Ton"; will aber die Gracchen, die über den Aufstand klagen, heute nicht allzu ernst nehmen und hoffen, daß Herr Bebel nicht mehr für sich heischt, als ein Reichskanzler verlangen kann und, wenn er nicht ganz unklug ist, wirklich nur verlangt. Und es ist einfach nicht wahr, was verbreitet wird: daß die Sozialdemokratie hier „beständig gemein beschimpft worden ist"; von mir nicht ein einziges Mal. Nicht wahr, daß ich je geschrieben habe, Bebel sei zum Kinderspott geworden; nur: er sei recht gealtert. Ist Das schon Verbrechen, da man ungestraft doch ein Jahrzent lang dem Monarchen sagen durfte, er sei noch recht jugendlich? .. Was also bleibt? Nach dem Primadonnenartikel habe ich Bebel aufgefordert, hier, vor demselben Publikum, zu dem ich spreche, über seine Partei und deren Ziel zu sagen, was ihm beliebe. Er antwortete grob, ich duplizirte noch gröber. Er schickte mir meinen, ich ihm seinen Brief ohne Begleitwort zurück. Damit war die Sache erledigt; und als er zum ersten Mal wieder von mir erwähnt wurde, rühmte ich seine „ausgezeichnete und darum unbeachtete Rede" zum Kasernirungsgesetz. In allen seitdem erschienenen Heften wird er kein ihm zugeschleudertes Schimpfwort finden. Kein einziges, — bis zum dresdener Parteitag.

... Ich komme ohne Peroration zum Schluß. Fanatikerwuth möchte jetzt die vier ungetreuen Genossen am Liebsten verbrennen. Das wäre nicht gerecht. Denn der Hauptschuldige heißt noch immer: August Bebel. Der hat Aengstliche eingeschüchert und gegen Einen, dessen Wesen und Wirken er nur aus grundfalscher Darstellung kannte, die Masse entflammt, bis sie bereit war, jeden Andersdenkenden niederzubrüllen. Die vier Genossen waren keine Helden und haben gegen mich unverzeihlich gefehlt. Die Partei aber sollte sie pardonniren. Sie werden die Lehre so leicht nicht vergessen. Und dann braucht Herr Bebel nur noch dafür zu sorgen, daß in seiner Partei, wie am Hof und im Rath guter Könige, auch wider den Wunsch und die Laune des höchsten Gebieters Jeder ungefährdet und frei seine Meinung aussprechen darf.

Autobiographie.

Ein Traum.

Autobiographie gehört zu den Worten, bei denen sich mir die Därme im Leib umdrehen. Wenn die japanischen Rittersleute sich vor versammelter Mannschaft eigenhändig den Bauch aufschlitzten, muß ihnen ähnlich zu Muth gewesen sein.

Neulich träumte mir, ich hätte meine Autobiographie in Gestalt einer Erbsensuppe aufgetischt: Löffelerbsen mit Speck, in einer goldenen Suppenschüssel. Mein Leben war die Erbsensuppe; und zugleich saß ich davor und aß mich gleichsam selbst auf und ließ meine Freunde mitessen. Im Traum geht Das bekanntlich sehr gut; und manche Leute halten deshalb das Träumen für die höhere Wirklichkeit. Es kann aber auch die tiefere sein; und das Höhere mit dem Tieferen zu verwechseln, ist nur den naiven Seelen erlaubt, die mit Bewußtsein fürs Unbewußte schwärmen. Die dürfen auch das liebe Vieh um jenen göttlichen Geisteszustand beneiden, in dem die Scheingebilde dieser Welt, von keinerlei Selbstbetrachtung getrübt, sich noch mit grenzenloser Klarheit durcheinanderwurschteln, so daß man ohne jeden Apparat auf mindestens hundert Kilometer Entfernung — oder wo sonst das wahre Jenseits beginnt — eine brünstige Hirschkuh wittern kann. Sie haben freilich sehr Recht, diese Herren Unbewußtler: leben läßt sich auch ohne Vernunft, sterben noch leichter, die Wissenschaft ist „im Grunde nur" Irrsinn, die Kunst „im Grunde nur" höherer Wahnsinn, im Grunde ist überhaupt Alles nur Wahnsinn, im Grunde ist auch der Wahnsinn vernünftig, im Grunde ist Alles einerlei, im Grunde ist Gott und der Lehmkloß das Selbe, im Grunde ist nichts als seelenvoller Dreck, im Grunde ist jeder Gründling ein Wunderthier und ... an Naivetät ist jeder Ochse dem größten Genius überlegen.

Also in jenem göttlichen Seelenzustand befand ich mich in meinem Traum. Es war ganz naiv, obgleich nicht ganz einfach. Die Erbsensuppe war, wie gesagt, mein Leben; sie war aber auch zugleich das Leben der Menschheit. Die einzelnen Erbsen, die in der lehmigen Brühe schwammen mit ihren unverdaulichen Hülsen — es waren, wie gesagt, Löffelerbsen und die meisten Hülsen waren schon ziemlich ausgekocht, manche sogar ganz leer —, Das sollten natürlich, wie mir sofort ohne Nachdenken klar war, die einzelnen Menschen sein; und die Speckbrocken waren meine Freunde. Bei näherem Zusehen wollte mir allerdings scheinen, als seien auch Feinde unter den Speckbrocken. Und vor dieser Brühe saßen wir nun, ich mit meinen Freunden und Feinden — und ringsherum noch viele andere Menschen — und mußten sie ausessen. Aus einer goldenen Schüssel, wie gesagt, mit einem goldenen

Löffel. Das sollte gewiß den Kunstgenuß bedeuten; oder auch blos den Lebensgenuß. Ich dachte aber im Traum nicht nach darüber. Denn die Sache war so wie so schon genußreich genug; man mußte sich blos auf die Kunst verstehen, die schönsten Brocken herauszufischen und die leeren Hülsen den Andern zu lassen.

So saßen wir also und verzehrten uns — uns selber und uns gegenseitig — und die Brühe wurde nicht alle. Denn wenn ich den Löffel zurückthat und weitergab, dann schwammen die Erbsen und Speckbrocken, die ich soeben meinte verschluckt zu haben, schon wieder lustig drin herum; und eben so ging es den anderen Mitessern. Viele schnitten ein böses Gesicht dazu und die Mahlzeit schien ihnen ekelhaft; aber sobald sie den Löffel ergatterten, schluckten sie gerade am Gierigsten, wie um den Ekel zu ersticken, oder aus unbewußtem Neid. Die krigten, weil sie sich immer bemühten, so tief wie möglich vom Grunde zu schöpfen, natürlich die meisten leeren Hülsen.

Da schwamm obendrauf ein herrlicher, merkwürdig rundgerathener Brocken, nach dem fast Jedermann angelte; Das war mein Nachbar Liliencron. Ich hatte ihn schon zahllose Male zu mir genommen und er schmeckte mir immer besser; der richtige Kernspeck, kräftig und süß, sehr zart durchwachsen und derb geräuchert, so daß ich ihn gerade den armen Ekelheinrichen am Allerherzlichsten gönnte. Sie schöpften aber immer daneben, immer zu tief, und thaten dann, als verschmähten sie den köstlichen Brocken, der sich nicht untertunken ließ. Und viele Andere schöpften zu flach und krigten ihn eben so wenig zu fassen; er wutschte dann plötzlich von selbst in die Tiefe, kam aber immer gleich wieder hoch, wie eine Boje in der Brandung, das reine Wundermännchen Stehauf, mit einer riesigen Wupptizität.

Da waren auch noch zwei fernere Kernbrocken, die immer obenauf schwammen und mir vorzüglich mundeten; sie schillerten in den sublimsten Regenbogenfarben, aber durchaus verschieden, der eine mehr ins Kometenspektrum, der andere mehr orionnebelhaft, und wurden nur von Wenigen begehrt. Das kam daher, weil sie den Ekelheinrichen leicht in den Löffel gingen; Die meinten dann, die ewige Seligkeit gefischt zu haben, aber sobald sie den Nachgeschmack spürten, schnitten sie ein noch übleres Gesicht, — und das schreckte die übrigen Tischgäste ab. Der üble Nachgeschmack kam aber gar nicht von den beiden Speckbrocken, sondern blos von der Erbsensuppe, in der sie schwammen und worin sie selbst sich recht wohl befanden. Denn Das war ja, wie ich im Traum deutlich fühlte, die große Erbsensuppe der Menschheit; und wenn sie auch manchem Ekelheinrich zuwider war und meinen übrigen Gästen ziemlich gewöhnlich vorkam, schmeckte sie mir und meinen Freunden doch ungewöhnlich gut im Traum. Und die beiden seltsamen Kosthappen, die hießen Scheerbart und Mombert.

Ich wollte sie, die so vereinsamt in der riesigen Schüssel herumschwammen, gerade einmal zusammenbugsiren und auch noch Konrad Ansorge und Peter Behrens zum so und so vielten Male mitausschöpfen: da kam mir ein unrechter Brocken in den Löffel. Es war ein eigenthümlich dicker Brocken, ein förmlicher Kloß von einem Brocken, der eine wahre Speckschwarte hatte, mit einer aufgeschwemmten Fettschicht, die Jeden aufs Rosigste anlachte; einen Namen will ich hier nicht nennen, denn ich schreibe keine „Steckbriefe“. Zwei der grundsätzlichsten Ekelheinriche, die den Löffel so gewaltig handhabten, daß ich sie stets bewunderte, Strindberg und Przybyszewski, hatten mich schon vor ihm gewarnt; er sei im Grunde selber ein Ekelheinrich, wenn auch durchaus kein gewaltiger, und sie mußtens doch eigentlich wissen. Aber ich hielt ihn für meinen Freund; und er war mir auch anfangs glatt eingegangen, bis mir schließlich doch übel danach aufstieß. Seitdem vermied ich ihn; und nun glitt mir der Bursche doch wieder in den Löffel und ich sollte ihn wohl oder übel herunterschlucken. Und Das war doch *meine* Erbsensuppe, in meiner goldenen Schüssel, die ich mir selber erträumt hatte! Und nun wollte mir dieser dickschwartige Fettkloß, der noch dazu mitaß aus meiner Schüssel und mir in corpore gegenübersaß und mich immer noch rosig anlächelte, die ganze Mahlzeit verderben? Ich fand Das empörend und wurde wüthend. Ich schmiß ihm, nun plötzlich gleichfalls vom Ekel übermannt, mit aller Gewalt den Löffel zu: er solle gefälligst sich selbst auffessen — und fühlte, wie mir die gelbe Tunke mit voller Wucht ins Gesicht spritzte. Ich rieb mir die Augen und wachte auf.

Der theosophisch gebildete Leser möge verzeihen, daß ich mich einigermaßen erleichtert fühlte nach diesem Traum. Denn wenn ich auch Löffelerbsen mit Speck für einen veritabeln Götterschmaus halte, war mir die grenzenlose Mitesserei allmählich doch etwas peinlich geworden, was ich erst jetzt, als ich wieder wie ein gewöhnlicher Mensch nachdenken konnte, im vollen Umfang nachfühlte. Ich besann mich mit wahrem Hochgefühl auf meinen beschränkten Unterthanenverstand. Ich erinnerte mich mit Vergnügen, daß ich am achtzehnten November 1863 geboren war und immer noch lebte, nicht etwa im Reich der freien Geister, sondern im deutschen Königreich Preußen. Ich dachte dankbar dem Mysterium nach, daß ich der älteste Sohn eines Försters bin, nicht etwa eines königlichen mit einem vergoldeten Adler am Diensthut, sondern blos eines vogelfreien Revierjägers, worauf ich stolz bin wie ein dummer Junge. Ich zog mir das Nachthemd aus und wusch mir den Kopf.

Als ich diesen nachher im Spiegel besah, diesen weltanschauenden Auswuchs von mir, den jeder Hans Narr mir mal abhacken kann, schien mir der Traum mit einem Mal doch wieder gar nicht so unvernünftig. Nur über Eins vermochte ich nicht ins Klare zu kommen:

Ich hatte noch manche anderen Freunde unter den Speckbrocken schwimmen sehen, wahre Freunde, gute Freunde, unglaublich wahre und gute Freunde, so zum Beispiel Franz Servaes und Wilhelm Schäfer, Meier-Graefe und Maximilian Dauthendey, Franz Evers und Fidus, Johannes Schlaf und Arno Holz, Franz Oppenheimer und Karl Ludwig Schleich, die Brüder Hart und Bruno Wille, Wilhelm Bölsche und Willy Pastor, Papa Heilmann und Otto Erich, Signor Rodolfo und Signor Ludovico, auch jenen naiven Menschenfreund, der sich mir eines stürmischen Tages auf einem Dampfschiff zwischen den griechischen Inseln vorstellte, sich einen Freund meines Dichtens und Denkens nannte, mir kategorisch den vernünftigen Willen als monistischen Grund alles Daseins nachwies und sich dann plötzlich umdrehen mußte, weil ihn die Seekrankheit anwandelte und seinen vernünftigen Willen zum Ausbruch brachte. Sie Alle und noch ganz andere Namen, auch manchen „großen Toten" darunter, hatte ich in der lehmgelben Brühe schwimmen sehen, in dieser Brühe, die mein Leben sein sollte —: nur nicht den Namen jenes Mannes, der mich liebte wie kein anderer Mensch und der sich nur den Menschensohn nannte. Und auch die Namen meiner alten Eltern nicht, die doch mit ihren je siebenzig Jahren mein Leben vielleicht viel gründlicher lieben als ich selbst mit meinen knapp vierzig. Und auch das Weib nicht, das mich liebt. Und auch die Frau nicht, die mich einst zu lieben glaubte und der ich meine Kinder verdanke. Und diese meine drei Kinder auch nicht. Was hatte Das zu bedeuten?

Ob sie „im Grunde" vielleicht doch Eins mit mir sind? Im Grunde der großen Erbsensuppe? — Wie sagte doch jener Alte aus Indien, dessen Name der Menschheit entfallen ist? „Jener Einäugige, der den Weltraum bewacht im Bodenlosen, Der mag es wissen; aber vielleicht weiß auch Er es nicht!" So sagte er; oder so ähnlich.

Wers aber etwa nicht glauben will, Dem will ich ein anderes Liedlein singen:

O Phantasie,
allwissende Lügnerin,
Dich liebe ich,
ich Menschengeist,
ewig!

Den Herren Unbewußtlern aber empfehle ich, sich lebenslänglich chloroformiren zu lassen.

Richard Dehmel.

Aus dem Zuchthaus.*)

Am neunten Januar 1895 früh am Morgen wurde ich mit dem gewöhnlichen „Transport“ von Hannover nach Celle gebracht, — gefesselt. Es war ein bitter kalter Tag, mittags neun Grad unter Null.

Ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren erzählte mir unterwegs, daß er wegen Blutschande zu mehreren Jahren verurtheilt sei. Mich schauderte, nicht nur wegen der Strafthat, sondern noch mehr wegen der Art des Mannes, einer stumpfen, flachen Natur ohne Saft und Kraft. Er leugnete seine Schuld. Ich habe nachher seine Akten mir angesehen; er war auf das Zeugniß seiner Frau und daraufhin verurtheilt, daß der Arzt bei der Tochter, einem „verdorbenen“ Mädchen von sechzehn Jahren, wiederholt Spuren des Umganges mit einem Manne festgestellt hatte; und immer dann, wenn die Frau ihren Mann dieses Umganges beschuldigt hatte. Die Tochter hatte nicht ausgesagt. Eine hohe Wahrscheinlichkeit spricht für die Schuld des Verurtheilten; für „bewiesen“ kann sie kein Mensch ansehen, der nicht mit kriminalistischem Vorurtheil an diese Dinge geht, mit jener Ansicht, die ein Staatsanwalt in Hannover in einem Plaidoyer in die Worte kleidete: „Bedenken, meine Herren Geschworenen, tauchen in fast allen Fällen auf, wenn der Angeklagte leugnet. Es würden wenig Verurtheilungen ohne Eingeständniß erfolgen, wenn nur solche gefällt werden sollten, die in keinem Stadium Anlaß zu Bedenken gegeben haben. Wenn dem Strafrichter Bedenken an der Schuld eines Beschuldigten auftauchen, so hat er diese Bedenken zu prüfen, ob sie stark und stichhaltig genug sind, die Verurtheilung zu hindern.“ Als ich Das gehört hatte, ging ich nach Celle zurück mit anderem Urtheil über die vielen Gefangenen, die ihre Unschuld betheuern. Eine Frau, die ihren Mann haßt, ist kein Zeuge, auf den man diesen Mann ins Zuchthaus bringen sollte, und der Befund des Arztes an einem Mädchen, dessen „Verderbniß“ erwiesen ist, auch nicht. Ich erfuhr später, daß gerade in Prozessen um geschlechtliche Verbrechen der Schuldbeweis oft ein sehr bedenklicher ist. Das ist erklärlich, weil es sich da in den meisten Fällen um ein einziges Zeugniß handelt; und selten um ein einwandfreies.

Das Zuchthaus in Celle birgt etwas mehr als sechshundert Gefangene. Es liegt am Flußufer der Aller. Man sieht es, wenn man mit dem Zuge von Hamburg nach Hannover fährt, an der linken Seite des Zuges. Die Front sieht nach der Allee, die in Celle die Straße zum Bahnhof bildet. Nicht unfreundlich ist das äußere Bild. Als meine Schwester mich besuchte, sah sie nur diesen vorderen Theil des furchtbaren Hauses und ich ließ sie bei der Meinung, daß diesem Eindruck das Ganze entspreche. Besucher solcher Anstalten werden eine ähnliche Meinung nach Hause bringen, denn auch der Anblick des Inneren giebt von den Umständen und der Verfassung der Gefangenen kein Bild.

---

*) So heißt ein Buch, das man viel lesen, von dem man viel reden wird; und doch ists ein furchtbar ernstes Buch und kann, über Modeerfolge hinaus, für den Strafvollzug in Deutschland fast so wichtig werden wie Dostojewskijs Meistergedicht für das russische Strafrecht. Ein Buch, aus dem eine Persönlichkeit in packenden Lauten tiefsten Menschenwehs spricht. Es erscheint in diesen Tagen bei Johannes Räde und soll dann besprochen werden. Als Probe heute hier nur ein Fragment.

Wir wurden in die Vorhalle des Vorbaues geführt und in Reihe und Glied aufgestellt. Ein Beamter nahm die Personalien auf. Der Erste, der befragt wurde, war der Mann, der mir auf der Fahrt seine Geschichte erzählt hatte. „Was hast Du gemacht?“ Und auf die Antwort hörte ich die Kritik: „Also Schweinigel.“ Bei mir genügte die Namensangabe; natürlich waren wir Alle angemeldet. „Wie hast Du Dich ins Unglück gestürzt!“ meinte nachher der selbe Beamte. Das war das einzige milde Wort, das ich von ihm gehört habe.

Wir wurden nun bis Nachmittag von Einem zum Anderen geführt. Zunächst ins Bad. Als ich im heißen Wasser in der Wanne lag, kam der Barbier, ein Gefangener, der wegen Mordes angeklagt gewesen, wegen Todschlages verurtheilt war. Wir mußten uns aus dem heißen Wasser aufrichten, uns auf die Kante der Wanne setzen und wurden so rasirt und über den Kamm geschoren. Das verdunstende Wasser an meinem Leibe verursachte bei der Wintertemperatur eine solche Kälte, daß ich nicht stillhalten konnte, sondern vor Frost klapperte und mich schüttelte. Der Barbier ließ mich endlich ins Wasser zurück gehen und rasirte und schor mich in dieser Lage. Aus dem Bad ging es zur Einkleidung auf einen kalten Boden. Jeder erhielt zwei dunkelbraune Tuchanzüge, eine hellbraune Jacke, Handwerkerschürze, Wäsche, Bettdecken, ein Paar Schuhe, ein Paar Pantinen aus Leder, Kamm, Zahnbürste und ähnliches Geräth. Nach einigen weiteren Vorstellungen — beim Direktor, im Sekretariat, bei dem Inspektor für die Arbeiten — ging es zum Arzt. Mich fror in der mangelhaften Bekleidung, in der wir auf kalten Korridoren stehen mußten. Ehe wir einzeln zum Arzt hineingeführt wurden, mußten wir uns im Lazareth, in dem geheizt war, in Gegenwart der in ihren Betten liegenden oder umhersitzenden Kranken entkleiden, wurden gewogen und hatten dann, entkleidet, trotz der Heizung stark frierend, zu warten, bis wir an die Reihe kamen. Nackt ging es über einen kalten Korridor ins Zimmer des Arztes. Der auskultirte mich und stellte fest: „Krepitationen in beiden Lungenspitzen.“ Ich bin erblich nicht belastet, hatte auch nie einen Lungenkatarrh gehabt und kann nicht umhin, den Strapazen der Aufnahme in Celle an dem kalten Tage nach den schwächenden Wirkungen eines anspannenden Prozeßverfahrens die Anfänge des schweren Lungenleidens zuzuschreiben, das sich im Laufe meiner Strafhaft entwickelt hat und von dem ich noch heute, fünf Jahre nach meiner Entlassung, nicht geheilt bin.

Nachdem die widerwärtigen Prozeduren der Aufnahme erledigt waren, wies man mir eine Zelle an; nachmittags gegen drei Uhr. Sie war gänzlich ungeheizt, bei nahezu zehn Grad Réaumur Kälte. Ich war in jenen Tagen gar nicht kritisch gestimmt und hatte mir selbst versprochen, mich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen. Aber dieses Hineinstoßen eines eben aus warmer Wollkleidung in ein Leinenhemd gesteckten Menschen in eine kalte Zelle empörte mich doch. Meine erste Probe auf meinen Vorsatz, durch nichts mich erbittern zu lassen, wurde noch durch den Aufseher erschwert. Es war, wie ich später erfuhr, derjenige, der den Gefangenen von allen am Meisten verhaßt war, bei der Behörde aber als der „zuverlässigste“ galt, wie mir ein Vorgesetzter von ihm sagte. Auf seinem sehr kleinen Körper saß ein Kopf, dessen starke, aber bittere Physiognomie mit der Kleinheit der Gestalt in einem eigenen Kontrast wirkte. Wasserblaue, helle Augen ohne Tiefe, aber stahlhart, von Falten umgeben, ähnlich

denen, die den spähenden Seemann kennzeichnen, aber mit einer feindlichen, spürenden Zuthat; tiefe Falten an beiden Seiten des Mundes vollendeten den Eindruck einer argen Verbitterung. Diesem Manne war ich also zunächst gänzlich anheimgegeben; ich vermeide den Ausdruck preisgegeben, obwohl er zuträfe, denn der neu ankommende Gefangene würde sich für die ganze Folgezeit eine schwere Stellung schaffen, wenn er mit seinem ersten Aufseher etwa in Streit oder Zwiespalt geriethe. Ich wußte Das noch nicht, als ich kam, habe die Sitten und Triebfedern des Lebens in dem Hause erst nachher durchschaut. Aber mir kam mein Entschluß zu Hilfe: nach außen zu Allem zu schweigen, sogar im Inneren vor mir selbst keine Regung von Bitterkeit, keine Empfindung eines Gekränkten zu dulden. Alle Bewegung in mir setzte ich sofort in diesen Entschluß um, so daß ich mich immer gegen mich selbst kehrte. Ohne es zu wissen, hatte ich damit die Regel und Vorschrift getroffen, die für meine Lage im Zuchthaus eben so vortheilhaft wurde wie für meine eigene innere Entwickelung.

Wenn man fragt, wie dieser wohlthätige Entschluß entstand, so kann ich darauf nur eine unvollkommene Antwort geben. Ich bin Jahre lang befangen religiös gewesen. Religiöse Befangenheit nenne ich die Religiosität, die nicht wagt, dem Zweifel ins Gesicht zu sehen, Kritik einfach ablehnt und im Grunde mehr oder weniger mit Vorstellungen und Empfindungen zusammenfließt, die sich vor der Kritik als Aberglauben enthüllen ... Als ich verurtheilt wurde, lag diese Befangenheit hinter mir, doch nur insofern, als das religiöse Interesse in mir geringer geworden war. Ich war durch das Leben dahin aufgeklärt worden, daß die Religiosität keinen sittlichen Maßstab bietet ... Als im Gefängniß in Hannover Alles um mich zusammenbrach, wußte ich, daß ich nicht wieder zu jener Befangenheit zurückkehren würde, die hinter mir lag, — seit Jahren. Aber ich ging daran, mein Leben zu mustern und — ich war dreiunddreißig Jahre alt — seine Mängel zu messen; ich sah, daß meine Auseinandersetzung mit aller wissenschaftlichen und politischen Erkenntniß lückenhafter Dilettantismus, Spiel des Moments, kurz, gar nichts, daß mein Leben eben damals an der Schwelle der Einsicht und Weisheit angelangt war. Ich sah aber auch ein, daß ich mich mit der Religion nur wie ein Flüchtling auseinandergesetzt hatte, und Alles in mir verlangte auf allen diesen Gebieten gründlichere Arbeit.

Noch war ich weit entfernt davon, ein ehrlicher Mann zu sein in dem Sinn, in dem ich es später wurde, solch ein ehrlicher Mann, der sich nicht selbst betrügt; wenigstens sich selbst mißtraut und kritisirt und deshalb seltener durch sich selbst betrogen wird als die Menschen in der Regel. Ungesondert flossen bei mir noch die Vorstellungen, Neigungen, Wünsche und Zwecke durcheinander. Das erste Ergebniß der beginnenden Klärung war der Entschluß zur Selbstkritik, der sich vereinigte mit dem anderem, durch meine Lage gebotenen: mich durch Niemand und nichts erbittern zu lassen.

Schwer fürwahr hat es mir der Aufseher gemacht, dessen Aeußeres schon eine Qual und aufreizend für mich war, dessen Stimme mir Pein verursachte. Aber ich erinnere mich, daß ich am zweiten Tage in Celle abends nach Einschluß mir vorhielt: Was mag der Mann erlebt haben! Sieht man nicht die Falten des Grames auf seinem Gesicht? Vielleicht, wahrscheinlich, gewiß ist er weit unglücklicher, als Du bist! Und ich wurde ruhig und innerlich mild, mitleidig gegen den Mann. Das bekam mir gut, machte mich zufrieden und fast glücklich.

Wir waren auf dem „mittleren Zellengang“, wie die „Station“ amtlich hieß, vierundzwanzig Gefangene. Ich vermied jede Berührung mit den anderen, meist jüngeren Leuten. Nach der „Hausordnung“, die in jeder Zelle hing, war jede Unterhaltung der Gefangenen unter einander verboten. Als bald nach meiner Einlieferung eines Morgens ein junger Mann, der das Essen tragen half, mich im Vorbeigehen fragte, ob ich Ostfriese sei, in diesem Falle sein Landsmann, gab ich ihm keine Antwort. In diesem absoluten Schweigen sollte nach der Vorschrift der Tag vergehen, sollten auch solche Arbeiten, die gemeinsam zu erledigen waren, erledigt werden. Ohne daß ein Wort gewechselt wurde, verrichtete der Barbier seine Arbeit an uns. Tage gingen hin, an denen die Gespräche in nichts bestanden als in einigen Worten, die wegen der Arbeit mit dem Aufseher oder dem Werkführer zu wechseln waren.

Mir waren Stuhlsitze aus Rohr zum Flechten übergeben. Das Rohr wurde durch Oesen im Sitz gezogen; die entstandenen Quadrate wurden durchflochten, bis das bekannte Geflecht solcher Sitze herauskam. Die Arbeit ist leicht zu erlernen, aber sie erfordert immerhin Uebung, wenn man das vorgeschriebene Pensum, etwa drei Sitze täglich, erledigen will. Bei längerer Uebung läßt sich dieses Pensum übertreffen. Das volle Pensum zu liefern, ist der Gefangene erst nach dreimonatiger Lehrzeit verpflichtet. Ich lernte die Arbeit schnell, aber sie wurde mir bald dadurch erschwert, daß das scharfe Rohr mir die Hand verletzte, wozu noch starke Frostbeulen kamen.

Der Frost dauerte an. Es war bitter kalt in den Zellen. Die Anstalt ist eine von den älteren; die Räume für gemeinsame Haft überwiegen. Weil keine Centralheizung vorhanden ist, wurden die Zellen einzeln durch einen kleinen Ofen vom Korridor aus geheizt, aber in der Regel nur morgens einmal; die humaneren Aufseher sorgten mit besonderer Aufmerksamkeit dafür, daß wenigstens vormittags die Kacheln des kleinen Ofens heiß wurden, aber für gewöhnlich wurde die Temperatur in der Zelle nur ganz vorübergehend — etwa eine halbe Stunde am Tage — erträglich; gegen Abend war der Ofen längst eisig und die Temperatur der Zelle sehr frostig. Mich fror bei der mangelhaften Kleidung furchtbar. Die unteren Extremitäten waren in der Regel gefühllos vor Kälte. Ich erfuhr nachher, daß in einer Zelle ein Thermometer hing und ein besonderes Buch vorhanden war, um nach jenem Thermometer die Zellentemperatur zu bestimmten Tageszeiten einzutragen. Aber unter dem Schreibwerk solcher Anstalten ist sehr viel — darunter auch die Statistik —, was den meisten Beamten als werthlose Schrulle gilt, darunter auch das Thermometerbuch. Auf jeden Fall profitirt nur eine Zelle von dem Meßinstrument. Noch schlechter als in den übrigen Zellen wurde in der Regel in den Strafzellen geheizt, die unter uns — im unteren Zellengang — lagen. Mir wurde nachher mitgetheilt, daß einem im Dunkelarrest gesteckten Gefangenen nachts — diese Gefangenen müssen auf der bloßen Pritsche schlafen — ein Fuß erfroren und dadurch eine dauernde Verkrüppelung herbeigeführt worden war. Auf jeden Fall muß ich die Einzelheizung der Zellen anklagen als eine die Gesundheit zerrüttende und den Gefangenen in kälteren Wintern dem quälendsten Frost aussetzende Einrichtung. Sie wirkt um so zerrüttender, als der Mangel an Fett in der Gefängnißkost den Körper ohnehin ausmergelt, so daß meine Haut rauh und meine Nägel vor

Sprödigkeit so brüchig wurden, daß ich sie mit einem Messer nicht schneiden konnte. Noch jetzt habe ich die Wirkungen dieser radikalen Entfettung — ich bin ohnehin mager — nicht überwunden. Es scheint, daß die völlig verfehlte Ernährungmethode die Fähigkeit der Verdauungorgane, Fett zu „verseifen“ und dem Organismus zuzuführen, dauernd geschädigt hat.

Es war also ein schwerer Anfang für mich. Aber stärker als alle Schwierigkeiten waren mein natürlicher Muth und mein Wille, mein Entschluß zum Ertragen, zum Ueberwinden und Ueberwältigen der Leiden, äußerer und innerer.

Ich erfuhr nichts von meinen Umgebungen. Das große Haus war mir noch beinahe so fremd wie meinen Lesern jetzt. Ich war selbst von diesem mit mir zu gleichem Geschick verbundenen Leben so weit entfernt und abgeschlossen, als sollte ich nie dem Schicksal der anderen Gefangenen und diesen selbst näher treten. Als an einem Tage bei günstiger Gelegenheit ein zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilter Pastor sich mir näherte — er war dem Ende der zehn Jahr nah und hat sie mit unglaublicher Naturkraft überstanden —, lehnte ich den Mann ab, der mir außerdem zuwider war.

Der Erste, der mir ein freundliches Wort sagte, war ein humaner Aufseher; er nahm eine Gelegenheit wahr, mir Muth zuzusprechen, was nicht einmal nöthig war; aber es that mir dennoch wohl, der Absicht wegen, die der Mann verfolgte, als er mir sagte, er habe schon mehrere gebildete Männer eine längere Strafe rüstig überstehen sehen; „es geht Alles.“

Eines Tages öffnete sich die Thür und herein trat ein Mann, den ich mit Erstaunen ansehen mußte. Ein hagerer Riese mit langem, dunklem Vollbart, großer, aber nicht plumper Nase, mit feinen, sympathischen Händen und mit den Mienen eines echten Heiligen. Er sah nicht wie ein Pastor, auch nicht wie ein Schwärmer aus, aber wie ein Mann, dessen Milde so groß ist wie die Rüstigkeit seines Geistes. Ein Mann, dessen Aeußeres schon unvergeßlich ist; wie viel mehr aber noch seine Seele, die nicht minder klar vor mir steht als seine Gestalt! Der Anstaltpastor. Wenn ich nicht aus vielen anderen Gründen zufrieden sein müßte mit dem Schicksal, das mich aus einer verfehlten Bahn gerissen und die Lücken meines Lebens und Wesens ergänzt hat, so wäre der Gewinn der Bekanntschaft mit diesem Abgesandten der edelsten Menschlichkeit allein im Stande, die furchtbarsten Leiden aufzuwiegen, die ich im Lauf der drei Jahre ausgestanden habe. Es ist schwer, diesem Manne genug zu thun und gerecht zu werden. Er lebt nun bald ein halbes Menschenalter als der Vertraute der Leidenden im Zuchthause. Sein mächtiges, aber gesundes Gefühl trug den unendlichen Jammer dieses Hauses mit sich umher. Manchmal, wenn er zu mir kam, redete aus seinen Augen und Mienen ein Schmerz, wie eines Heilands Leid; ich sah ihm an, wie viele Elende den selbstsüchtigen Trost der Aussprache und des Mitleidens bei ihm gesucht hatten. Aber er blieb nicht bei Gefühlen und Worten: er war der Mann der That für die Elenden. Er schrieb für sie, wenn sie ihren Familien Etwas zu sagen hatten, er schrieb und sorgte für Arbeit und Unterkunft, nicht — bequem — durch einen Verein für Entlassene, dem sich Gefangene nur ungern anvertrauen, sondern, wenn es irgend anging, selbst. Das thun auch andere Pastoren; aber es ist ein Unterschied in diesem Handeln. Wie verfuhr er mit seinen Freunden! Denn er wurde in Wahrheit der Freund der Gefangenen,

wenn er sie kennen gelernt hatte. Ohne Vorbehalt öffnete er sich ihnen, nahm ihr Vertrauen in Anspruch, wie sie das seinige. Obwohl der thätigste und unbezahlbarste von allen Beamten des Hauses, auch vom Standpunkt des Staatszweckes weitaus nützlicher als alle übrigen Beamten der Anstalt zusammen, hatte er doch nichts von einer „Beamtenseele"; und ich glaube sogar, daß er den character indelebilis des Beamtenthumes im Grunde haßte oder mißachtete. Fromm, war er doch wunderbar frei, gewillt und fähig, jeder wissenschaftlichen Wahrheit ins Gesicht zu sehen. Hinter ihm lagen Dogmen und Satzungen und doch lebte er in dem Idealbilde der Evangelien so sehr, daß man eben so wohl sagen kann, dies Bild lebte in ihm und führte durch ihn eine neue Existenz. Voltaire wars, der gesagt hat, seit Christus habe es nur einen Christen gegeben: Franz von Assisi. Auch ich schätze diesen Heiligen sehr hoch, aber sein Gefühlsleben war trotz allen praktischen, politischen, ein Jahrhundert die Welt erschütternden und beherrschenden Wirkungen des von ihm gegründeten Franziskanerordens doch allzu mystisch, um ein Abbild der gesünderen Persönlichkeit zu sein, die uns die Evangelien schildern. Jedenfalls war der Mann, der eines Tages in meine Zelle trat, ein geistig vollkommen gesunder, harmonischer Mann, in dem alle drei Bestandtheile der geistigen Persönlichkeit: Wille, Verstand und Gefühl, groß und stark ausgeprägt waren.

Zartgefühl durchdrang all seine Vorzüge und erhöhte ihre Wirkung. Er preßte und drückte keinen Menschen hierhin, dorthin; er „fischte" nicht mit seiner Liebenswürdigkeit, seiner Fürsorge, sondern gab sich ohne Berechnung; er hätte es für eine Anmaßung gehalten, ohne besondere Herausforderungen sein Urtheil einem dieser Leute aufzunöthigen, denn er wußte, wie leicht man irrt, und hatte im Laufe der Jahre gelernt, auch das Urtheil des Richters nicht zur Grundlage des seinen zu machen. Aber echt, wie seine Liebe, war auch sein Zorn, den ich nur „im Kollegium", als Hörer seiner Predigten, kennen gelernt habe; es ging aber im Hause die Sage, daß auch in seinem Sprechzimmer dieser Zorn stark hervorbrechen konnte, wenn ihm frecher Cynismus gegenübertrat, den es auch im Zuchthause giebt, wenn auch nicht häufiger als sonst im Leben.

Diesem Mann verdanke ich mehr als irgend einem anderen Menschen. Er ist nie darauf ausgegangen, mich zu belehren oder zu „bessern", sondern hat wohl gelegentlich gesagt, daß er es sei, der aus meiner Gesellschaft Gewinn ziehe. Aber eben mit jener tendenzlosen Hergabe seiner echten Persönlichkeit ist er mir zur Hilfe gekommen in meinem Verlangen, „zu mir selbst" vorzudringen und „echt" zu werden. Ein „orthodoxer" Stümper, der sich selbst täuscht und in seiner Befangenheit nur ein blinder Blindenführer ist, wirkt bei allem guten Willen, den auch er hat, in den Gefängnissen nur wie ein täppischer Tölpel, mag er auch noch so viel „Erfolg" haben und Sünder bekehren und „bessern", ja, mag er auch manches wirklich Gute thun und hervorrufen.

Ich habe meinen Lesern das Licht in diesem dunklen Hause vorweg gemalt. Es wirkt um so stärker, als es in der That, wie auf einem Bilde Correggios, von einer einzigen Persönlichkeit ausgehend, in beständigem Kampf und Kontrast war mit Finsternissen, die keine Nacht so schwarz gebiert und denen des Abgrunds dickster Dampf nicht gleichkommt. Hans Leuß.

Falsche Propheten.

Das Schlagwort des Tages ist wieder einmal: Amerika. Wie Leo XIII., so ist endlich nun auch die amerikanische Hochkonjunktur, nachdem sie Jahre lang totgesagt worden war, gestorben. Und über den Leichnam des Löwen beugt sich mit spöttischen Mienen die Zwergensippe, deren Weisheit höchster Schluß die billige Erkenntniß war, daß nichts auf Erden ewig daure. Wer einem Wiegenkind prophezeien wollte, es werde eines Tages sterben müssen, würde ausgelacht werden. Hier aber spiegelten Kritiker von Beruf sich im Hochgefühl einer Mission, die sie Tag vor Tag verkünden hieß, das Ende könne nicht ausbleiben. Und siehe: es ist wirklich nicht ausgeblieben. Doch trat es erst nach einem langen Leben ein, das Mühe und Aufwand reichlich gelohnt hat. Deshalb wendet der Verständige den Blick von den Totengräbern, die heute laut frohlocken, weil ihnen der ersehnte Sarg nach langem Harren nun doch in die Hände fiel, und schaut nachdenklich auf die entseelte Hülle, die sie bestatten wollen.

„Wir würden gar Vieles besser erkennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten; wird uns doch ein Gegenstand unter einem Winkel von fünfundvierzig Graden erst faßlich": die Wahrheit dieses goethischen Gedankens ist wieder einmal durch die Art erwiesen worden, wie in Deutschland die amerikanischen Wirthschaftverhältnisse der letzten Zeit beurtheilt wurden. Nie ist ein Ding so gedankenlos verworfen, freilich auch nie so unklug gepriesen worden wie das rasch aufgeschossene Amerika von deutschen Beobachtern. Die Tadler traten vier Jahre zu früh, die Lobredner vier Jahre zu spät auf. Beide schärften ihren Blick nach Kräften, um die Oberfläche zu durchdringen und den Kern zu erfassen. Und Beide blieben in einem falschen Geist befangen, der viel von ihrem eigenen Wesen, aber nichts von Dem verrieth, was den ökonomischen Aufschwung der Vereinigten Staaten erzeugt hat.

Bezeichnend war schon der Umstand, daß hervorragende Persönlichkeiten der deutschen Kaufmannswelt erst, als Amerika und alles Amerikanische Jahre lang von blindem Haß verunglimpft war, den Muth fanden, über den Ozean zu fahren und das Land Vespuccis noch einmal zu entdecken. Man hatte sich allzu lange vor der Verkleinerungsucht gebeugt. Als die Bosheit sich an der ehernen Macht der Verhältnisse die Zähne stumpf gebissen hatte, wagte man, ihr zum Trotz, endlich dem Yankeethum offen zu huldigen. Da war es natürlich gerade zu spät. Einst trieb Deutschlands Politiker der Zug nach Italien; jetzt konnte man von einem Zug nach Amerika reden, der unsere Geschäftspolitiker in Bewegung brachte, — leider erst am Ausgang der Glanzperiode oder mindestens erst, als der Höhepunkt überschritten war. Die Liste der distinguished visitors, die seitdem aus Deutschland über den großen Teich zur Freiheitstatue dampften, konnte sich sehen lassen: ein Prinz aus königlichstem Geblüt, ein Geheimer Kommerzienrath, ein Kommerzienrath ohne Geheimniß, Generaldirektoren, Bankdirektoren, ein inaktiver und sogar ein aktiver preußischer Staatsminister. Mehr als Einer von ihnen hat nach seiner Rückkehr das Bedürfniß empfunden, den deutschen Mitbürgern seine Impressionen zu übermitteln. Was man da Alles lernen konnte! Herr Doktor juris Salomonsohn, Direktor der Diskontogesellschaft, war, in Goldbergers Fußstapfen, den Dingen besonders tief auf den Grund

gegangen. Kein Wunder, daß ihm der Aufsichtrath gespannt lauschte, als der Direktor das Bild entrollte, das er von seinem Ausflug mitgebracht hatte. So wird denn in den Protokollen der Diskontogesellschaft für ewige Zeiten verzeichnet bleiben, daß in Amerika die Pflege der Schönheit und der Luxus bei Männern nicht minder als bei Frauen Alles übersteige, was Herr Doktor juris Salomonsohn jemals zuvor in Paris oder London gesehen hat. Daß der Akt des Rasirens beim Amerikaner nicht, wie bei uns, eine lästige, möglichst rasch abgethane, sondern eine kunstvolle, sorgsam gehegte Prozedur ist, die ungefähr eine halbe Stunde Zeit in Anspruch nimmt. Daß aber auch Dies dem wahren amerikanischen Dandy nicht genüge, sondern er sich noch die Zeit nehme, durch Manicure, Pedicure, Gesichtsmassage und ähnliche Künste sich verschönern zu lassen. Daß in Amerika die Geschäfte der Wahrsager blühen wie in keinem zweiten Lande, daß die prächtigsten Kirchen in New-York den Gesundbetern gehören und daß die Amerikaner auch auf dem Gebiete des Theaterwesens mit Energie Wandel schaffen. Ipsissima verba. Und dieser reiche Schatz an Erfahrungen, die vor Herrn Doktor juris Salomonsohn Niemand gesammelt hatte, ist noch nicht einmal das Bedeutendste, was von seiner Studienreise durch das Archiv der Diskontogesellschaft der Nachwelt erhalten bleibt. Der strebsame Geschäftsinhaber unseres ältesten Bankinstitutes, das im Geruch steht, konservativ zu sein wie ein Junker, ist viel weiter gegangen. Er hat sich, wie er mit lobenswerther Gewissenhaftigkeit dem Aufsichtrath berichtete, ernsthafte Mühe gegeben, amerikanischen Industriellen das Trinken am Tage beizubringen, ein Uebel, das ihnen bis zur denkwürdigen Landung des Herrn Doktor juris Salomonsohn auf dem Pier von New-York fremd gewesen war. Zum Glück lächelte seinem Bemühen kein Erfolg: die wackeren captains of industry blieben standhaft und ersparten so dem Herrn Doktor jede Verlegenheit, die ihm etwa erwachsen konnte, wenn später seine Spesenrechnung vom Geheimrath von Hansemann geprüft wurde. Daraus, daß es ihm „nicht gelang, jemals einen der oberen oder der niederen Beamten, welche die Freundlichkeit hatten, mich durch die industriellen Etablissements zu geleiten, dazu zu bringen, beim Frühstück oder sonst während des Tages Wein, Bier oder andere alkoholische Getränke zu genießen", hat Herr Doktor juris Salomonsohn ohne Zweifel tiefe Schlüsse auf den Urgrund des amerikanischen Booms gezogen. Er war, so gestand er, in dem Glauben ausgezogen, die Yankees seien nur eine Abart des Engländerthumes. Rückhaltlos, wie es einem charaktervollen Manne geziemt, hat er nach seiner Rückkehr zu Herrn von Hansemann gesagt: Pater, peccavi! Denn der Amerikaner, wie er sich ihm in der Stunde der Erleuchtung auf amerikanischem Boden offenbarte, unterschied sich vom Engländer „beinahe" so wesentlich wie „der Italiener vom Deutschen" und erinnerte ihn „in ganz frappirender Weise" an „den mir wohlbekannten Argentinier". Wenn der Aufsichtrath der Diskontogesellschaft auch bei dieser Stelle nicht unter der Wucht der ihm zu Theil gewordenen Belehrungen zusammenbrach, dann besaß er überhaupt keine Nerven... oder er hörte nicht zu. Der Herr Doktor hat aber seinem Erkennerdrang auch nach der eben erwähnten Errungenschaft noch keine Zügel angelegt. Er wollte das amerikanische Leben bis auf die Neige kosten. Ihm sollte es sich in den geheimsten Tiefen offenbaren und er war fest entschlossen, nicht heimzukehren, ehe ihm das Yankee-Orakel alle Fragen beantwortet hätte, die ein Wallenstein

der Finanz am Vorabend eines großen Ringens noch zu stellen hat. So ging er hin, ergriff eine Laterne und suchte nach einem amerikanischen Pessimisten. Ich nehme an, daß in der Doktorlaterne Petroleum des Standard Oil Trust brannte; die Beleuchtung wird also wohl tadellos gewesen sein. Trotzdem war das Ergebniß des Forschungzuges vollkommen negativ. „Ich kann sagen, daß ich wirklich mit der Laterne nach einem Pessimisten gesucht habe, ohne ihn zu finden; zwar wurden mir auch solche namhaft gemacht, doch stets zeigte sich schon nach kurzer Unterredung, daß dieser Pessimismus einer Prüfung nicht Stand hielt." Wohl den Aktionären einer Bank, wo solche Gründlichkeit in der Behandlung der allerwichtigsten Themen zu den Ueberlieferungen des Hauses gehört! Dem löblichen Eifer, der sich dabei zeigte, wird wohl auch der prudeste Theilhaber des Geschäftes verzeihen, daß Herr Doktor juris Salomonsohn selbst vor der heiklen, aber bedeutsamen Frage nach den Fortpflanzungverhältnissen der Amerikaner nicht Halt machte und zu Protokoll erklärte, daß die moderne amerikanische Frau eine zunehmende Abneigung bekunde, ihren natürlichen Beruf als Mutter zu erfüllen. Shocking, aber wahr. Wenn die Männer, die Gelegenheit hatten, den Bericht des Direktors aus erster Hand entgegenzunehmen, aus dieser Enthüllung nicht das Kapital zu schlagen verstanden, das börsenmäßig aus ihr zu holen war, so beweist diese Thatsache aufs Neue, daß bei der Diskontogesellschaft stets nur der Sache um der Sache willen, niemals einem auch noch so entfernt unlauteren Zwecke gedient wird. Wortkarge, prosaische Naturen wie Herr von Hansemann haben Herrn Salomonsohn vielleicht übelgenommen, daß er an einzelnen Stellen — wie da, wo er von den „hohen Bergen von Kisten und Kasten in den Straßen" oder von den „80000 Schweinen und 30000 Rindern in den Schlachthäusern von Chicago" sprach — in einen Stil verfiel, der an manche schöne, aber poetische Seite aus „Soll und Haben" gemahnte. Aber auch Herr von Hansemann mußte sich durch die imponirende Sicherheit reichlich entschädigt und versöhnt fühlen, womit Direktor Salomonsohn aus seiner Amerikareise das Fazit zog, daß „meines Erachtens mit einer Fortdauer der günstigen Lage der amerikanischen Industrie für einige Zeit zu rechnen sei." Das war vor wenigen Monaten. Seitdem ist der Rückschlag in der amerikanischen Industrie allen Augen sichtbar geworden. Das thut aber nichts zur Sache. Nicht so sehr auf die Richtigkeit wie auf die Bestimmtheit der Meinung kommt es in wirthschaftlichen Dingen an, wenn man vom finanziellen Standpunkt aus an ihre Betrachtung geht. Und an Bestimmtheit, daneben auch an unbedingt überzeugendem Lokalkolorit, ließ es Herr Doktor juris Salomonsohn nicht fehlen. Die starke historische Ader, die er besitzt, verbot ihm zu seinem Glück übrigens, sein Diktum ohne eine weise Einschränkung zu lassen. Aus dem Born dieser Ader schöpfend, fügte er hinzu: „Daß diese Situation nicht ewig dauern kann, lehrt die Geschichte aller Völker." Und wenn Herr Salomonsohn von der Geschichte aller Völker spricht, so ist Das keine bloße Redensart. Er weiß, was er sagt. Das zeigt der Nachsatz: „Die sieben fetten und die sieben mageren Jahre der biblischen Geschichte wiederholen sich allerorten."

Berichte wie dieser — und seine Art blieb durchaus nicht vereinzelt, wenn auch andere durch ein schweres Aufgebot statistischer Artillerie der leichten Reiterei der Gedanken eine bessere Deckung zu geben versuchten — waren natürlich ge-

eignet, der Welt deutschen Handels und Gewerbes endlich die Augen zu öffnen. Jetzt, da man aus dem Munde so kompetenter Beurtheiler darüber unterrichtet war, was ein amerikanischer Dandy mit seinen Fingernägeln und Hühneraugen macht, da der Urgrund der amerikanischen Hochkonjunktur in die Beleuchtung der Laterne Salomonsohns gerückt, die Ueberfüllung der amerikanischen Schlachthäuser mit Rindern und Schweinen und die der Citystraßen mit Kisten und Kasten als unumstößliche Thatsache festgestellt war, — jetzt erst erkannte man Amerikas Größe, aber zugleich mit der Größe auch die Unmöglichkeit, daß solche Riesenmacht in der nächsten Zeit dahinschwinden könne. Und kaum war diese Erkenntniß gereift, da kam das nicht mehr länger Vermeidliche: die amerikanische Eisen- und Stahlindustrie gerieth ganz offen ins Rutschen.

Ich habe mich in den letzten Tagen oft gefragt, ob sich hinter den unzeitgemäßen Versuchen angesehener Deutschen, die amerikanische Prosperität zu verherrlichen, nicht etwa doch ein tieferer Sinn verberge. Jedenfalls war die Wirkung so vortheilhaft für das heimische Wirthschaftleben, daß man versucht sein könnte, an eine großangelegte Aktion machiavellistischen Gepräges zu glauben, — wenn man unter den Betheiligten nicht vergebens nach einem Talent vom Schlag Machiavellis suchen müßte. Die Thatsache, daß Amerikas Wohlstand von deutschen Autoritäten noch zu einer Zeit gepriesen wurde, wo schon der heftige Kursrückgang aller amerikanischen Börsenwerthe die Furcht vor einem wirthschaftlichen Zusammenbruch der Union erregen mußte, hat bewirkt, daß unser Publikum gegenüber den ersten, kaum mehr mißzuverstehenden Meldungen aus Pittsburgh, durch die der Abschied von der guten Konjunktur besiegelt wurde, in fast stoischer Ruhe verharrte. Dieser erste Eindruck aber war entscheidend. Das Publikum ließ sich nicht nur nicht einschüchtern — es hielt nicht einmal den Athem an —, sondern kaufte und bestellte weiter, blieb bei seiner Geschäftsfreudigkeit und Unternehmunglust und zeigte das vollste Vertrauen zur Lage des heimischen Marktes, dem, davon war es überzeugt, kein fremder Einfluß, auch keine amerikanische Krisis Etwas anhaben könne. In diesem Glauben hat die Bevölkerung, und zwar ihr konsumirender wie ihr produzirender Theil, nicht geirrt; nach den Prophezeiungen konnte es aber auch anders kommen und zu beklagen wäre gewesen, wenn die unerwartete Erregung das Publikum zunächst auf einen falschen Weg gedrängt hätte, von dem es erst nach großen, überflüssigen Opfern wieder zurückfinden konnte. Richtig war die Annahme, daß der amerikanische Rückgang das neu erwachte Leben der deutschen Industrie fast gar nicht berühren werde. Von der selben Seite, die den amerikanischen Wohlstand der letzten Jahre beharrlich als Reporterlüge denunzirte, ward 1900, als in Deutschland die Wendung zum Schlechteren kam, eine Hungerfrist von sieben — sage und schreibe: sieben — Jahren für die deutsche Industrie in Aussicht gestellt. Diese alttestamentarische Theorie wurde aber schon im vorigen Herbst durch die Praxis ins Wanken gebracht und der Verlauf der letzten zwölf Monate hat ihr endgiltig den Garaus gemacht. Der Wachsthumsdrang Deutschlands und auch anderer Länder hat sich stärker erwiesen als alle noch so fein auf dem Papier erklügelten Gegenberechnungen. Und nun müssen die Kassandren, die sich vier Jahre lang die Hälse über das Unheil wund geschrien haben, das über Deutschland hereinbrechen müsse, sobald die Hochkonjunktur in Amerika auch nur zu weichen beginne, den unsag-

baren Schmerz erleben, mitanzusehen, daß es der deutschen Industrie und sogar dem deutschen Aktienmarkt vortrefflich ergeht. Seit dem Frühling des Jahres 1900 war die Stimmung bei uns niemals so zuversichtlich wie gerade jetzt, trotzdem Amerika ein Stück nach dem anderen von seinem Glorienmantel verliert und trotzdem sich an Betriebseinstellungen großer Werke, an Arbeiterentlassungen, an Herabsetzungen von Löhnen und Preisen zeigt, daß, was immer auch unsere Geheimräthe und Direktoren von Amerika zu erzählen wußten, die Vereinigten Staaten doch nur, gleich den europäischen Staatswesen, ein Land mit begrenzten, nicht mit unbegrenzten Möglichkeiten sind.

Die armen Unheilspropheten! Erst warteten sie Jahre lang auf den Krach, der nicht kommen wollte. Jetzt ist er gekommen und sie schickten sich schon an, zu triumphiren; denn die Kleinigkeit, daß sie sich im Zeitpunkt um einige Jährchen verrechnet haben, ficht sie nicht an. Aber siehe da: der Krach will nicht krachen. Das nennt man Pech. Gehet hin zu Goethe und lernet betrachten! Dis.

Ein Brief.

Sehr geehrter Herr Harden, in der Aera der „Erklärungen", die unter meinen Parteigenossen nur so hin- und herfliegen, will auch ich nicht im Verborgenen blühen. Ich bekleide kein Ehrenamt in der sozialdemokratischen Partei, ich habe als Akademiker meinen Uebergang zu ihr einst nicht urbi et orbi in Brochuren oder Zeitungartikeln der staunenden Mitwelt verkündet, sondern mich als einfachen Mitstreiter geräuschlos in die Schlachtreihen gestellt; ich lasse mich nicht in dies oder jenes Schubfach einschachteln und bin weder „Marxist" noch „Revisionist", sondern Sozialdemokrat. Als solcher spreche ich auch an dieser Stelle und erachte es als meine Pflicht, der Wahrheit zur Ehre, in Uebereinstimmung mit anderen geistig interessirten Parteigenossen, zu erklären, daß die Entschließung des Parteitages in Bezug auf die Mitarbeiterschaft an bürgerlichen Zeitschriften, insbesondere der „Zukunft", als eine im höchsten Maße verfehlte und darum bedauerliche bezeichnet werden muß. Gerade die „Zukunft", deren Herausgeber mit einer bei temperamentvollen Publizisten vielleicht einzig dastehenden Toleranz sie zu einem Sprechsaal für die verschiedenartigsten Ansichten mustergiltig ausgestaltet hat, mußte Sozialdemokraten für Darlegungen ihrer Anschauungen nach wie vor durchaus willkommen bleiben. Die Genossen, die in einer Zeitschrift, wie es die „Zukunft" im Hinblick auf ihre Verbreitung und die Art ihres Leserkreises ist, die Ideen der sozialistischen Massenbewegung zu propagiren vermögen, leisten dieser kaum geringere Dienste als die nur in parteiamtlich geaichten Blättern schreibenden. Wie also die sogenannte Disziplin, die in gewissem Grade für eine große Partei unentbehrlich ist, einen solchen Bann über die „Zukunft" rechtfertigen solle, bleibt unerfindlich. Da die Sozialdemokratie von ihren Jüngern heischt, ihre Ansichten an jeder nur möglichen Stätte zum Ausdruck zu bringen, darf der Beschluß des Parteitages nimmer gutgeheißen werden. Daß

er auch durch die heftigen Angriffe auf Ihre Person nicht besser wird, braucht ja nicht erst besonders betont zu werden. Es wäre unschicklich, in dem von Ihnen geleiteten Blatte selbst über diesen Punkt sich näher auszulassen. Nur sei gesagt, daß es Sozialdemokraten giebt, die es heilig mit ihrer Parteipflicht nehmen und sich dabei nicht scheuen, auch in schroffem Gegensatz zu vielen Ihrer Anschauungen Ihre Publizistenarbeit als eine der wenigen erfreulichen Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens zu bezeichnen. Das gerade jetzt frank und frei herauszusagen, ist der Zweck dieser Zuschrift. Da es für die Sozialdemokratie kein ökumenisches Konzil giebt, muß auch der Parteitag der rückhaltlosen Kritik der einzelnen Genossen unterliegen. Und wenn es sich selbst um einen mit „großer Mehrheit“ gefaßten Beschluß handelt, so gebietet eben die Wahrheit, zu erklären, daß die Majorität in schweren Irrthümern eine gefährliche Entscheidung getroffen hat.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Victor Fraenkl, Rechtsanwalt.

Die rothen Primadonnen.

Einer der freisinnigen Rundreiseredner soll, als er eben von einem Wahlfeldzuge für einen kandidirenden Parteigenossen zurückkam, den harrenden Fraktionvettern statt anderer Begrüßung die Worte zugerufen haben: „Wie einen König hat man mich gefeiert!“ Vergessen war der unglückliche Ausgang der Redeschlacht, vergessen die Wahl des konservativen Gegners; nur an den persönlichen Triumph bewahrte das parlamentarisch geschulte Gedächtniß liebendes Erinnern. Die Geschichte ist vielleicht nicht wahr, doch sicher gut erfunden; denn sie beleuchtet sehr lustig die Virtuosengefühle, die den commis voyageurs der öffentlichen Meinung auf ihren Gastspielfahrten durch „Stadt und Land“ anerzogen werden. Wie der virtuose Schauspieler allmählich jede Rücksicht auf den Dichter, dem er doch dienen soll, verlernt, so tritt für den virtuosen Agitator schließlich jedes Interesse hinter die Freude an der befriedigten Eitelkeit zurück: ohne nach dem praktischen Erfolg viel zu fragen, läßt er den Jubelschrei erschallen: „Wie einen König hat man mich gefeiert!“ Diese Erfahrung hat man auch im sozialdemokratischen Heerbann schon gemacht und deshalb wurde auf dem Parteitage der deutschen Sozialdemokratie das hübsche Wort von den „Partei-Primadonnen“ mit verständnißvoller Heiterkeit begrüßt. Hoffentlich nimmt ein Witzblatt, der Kladderadatsch oder die Lustigen Blätter, sich der Sache an und zeigt uns Liebknecht als beweglich klagende Mezzosopranistin, Bebel als Dramatische, Singer als prächtig geputzte Koloraturen-Sängerin, denen die Herren Auer, Fischer und Stadthagen als Vertraute dann zur Seite treten mögen.

Das Star-System, von dem unsere Theater sich zu befreien suchen, hat namentlich in den links stehenden politischen Parteien recht hübsche Fortschritte gemacht und die bewährtesten Zugkräfte sind schon längst nicht mehr in der Lage, allen Gast-

spielanträgen, die an sie ergehen, Folge leisten zu können. Es fehlt überall an Nachwuchs und deshalb bleiben die Alten in ungeschmälertem Rollenbesitz, so lange sie noch einen Ton in der Kehle haben. Die erste Folge davon ist, daß an die Stelle begeisterter Ueberzeugung eine handwerkmäßige Routine tritt; und die zweite, daß die Koryphäen in immer bedenklichere Abhängigkeit vom lieben Publikum gerathen. Beide Erscheinungen haben sich auch auf dem Parteitage der deutschen Sozialdemokratie gezeigt, für dessen langwierige und meist langweilige Verhandlungen kaum ein passenderes Motto zu finden sein dürfte als die Sätze, die in Shakespeares Heinrich dem Sechsten Hans Cade zu seinen Getreuen spricht:

„'s ist für die Freiheit, zeigt Euch nun als Männer:
Kein Lord, kein Edelmann soll übrig bleiben;
Schont nur, die in gelappten Schuhen gehn,
Denn Das sind wackre, wirthschaftliche Leute,
Die, wenn sie dürften, zu uns überträten."

Die Lohnschreiber — es giebt auch proletarische —, die mit aufgeblasenen Backen dem sozialdemokratischen Parteitage schmetternde Fanfaren voraussandten, werden nun doch in einiger Verlegenheit sein, wenn sie erklären sollen, was denn gar so Großes vollendet wurde. Den Irrthum dürfen sie nicht zugeben, denn das Wesen und die Gefahren der Lohnschreiberei bestehen ja eben darin, daß unter allen Umständen der zahlende Auftraggeber gelobt werden und seinem persönlichen oder parteilichen Interesse eine Kerze verbrannt werden muß. Auch die rothen Primadonnen haben ihre Claque, auch ihnen lügen, so oft sie die Bretter verlassen, eifrig klatschende Hände Erfolge vor. Dem von Gunst und Haß nicht getrübten Blick aber muß das Ergebniß dieses Parteitages außerordentlich gering erscheinen und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Urtheil insgeheim auch von den sozialdemokratischen Führern bestätigt wird. Aber auch diese Partei, die angeblich doch von der heutigen Gesellschaft nichts erwartet und nichts wünscht und die deshalb auch weder Kompromisse zu schließen, noch „Rechnung zu tragen" brauchte, hat von den Taktiken und Praktiken der Zunftpolitiker schon so viel angenommen, daß man zwischen den Zeilen zu lesen verstehen muß, um ihre wahren Stimmungen zu erkennen.

Die Fehde, die zwischen den Herren Liebknecht und Vollmar über die Stellung zum Staatssozialismus ausgebrochen war, ist durch eine Resolution beigelegt worden; und eine Resolution hat sich auch mit dem Antisemitismus beschäftigt, der eigentlich in einer Rede Bebels und in einer daran zu knüpfenden Diskussion behandelt werden sollte. Wer die Psychologie der Parteien nur einigermaßen kennt, Der weiß, daß Resolutionen meistens von der Verlegenheit eingegebene Palliativmittel sind. Herr von Vollmar ist und bleibt den norddeutschen Primadonnen verhaßt, weil er sich gar zu freimüthig als Possibilisten bekennt und damit dem durch die Wühlereien der „Unabhängigen" erregten Mißtrauen der Massen neue Nahrung giebt; die Größe seines Anhanges innerhalb der Partei nimmt aber den führenden Genossen doch den Muth, offen gegen ihn vorzugehen. Und der Antisemitismus hat unter den Sozialdemokraten so rapide Fortschritte gemacht, daß man ernstlich befürchten mußte, in der Debatte verschämte oder laute Ahlwardtereien zu erleben; deshalb wurde dieser interessanteste Punkt der Tagesordnung vorsichtig umgangen. Offiziell wird Das natürlich mit nachdrücklichster Entschiedenheit be-

stritten, in Privatgesprächen aber geben selbst die eifrigsten Genossen es achselzuckend zu. Vollmar hat eben seine Gruppe und Singer, der sein Vermögen der Partei vermacht haben soll, ist ein noch viel mächtigerer Mann; Beide stützt außerdem noch die Befürchtung, durch ihren Sturz könnten die Herren Bebel und Liebknecht allzu mächtig werden. In diesem Knäuel persönlicher Erwägungen und Rivalitäten ist schließlich für die „Sache" kaum noch irgendwo Platz.

Das größte Aufsehen hat die Debatte über den „Vorwärts" erregt und der Ausspruch des Herrn Liebknecht, die Redakteure müßten vor dem Parteitage stehen wie „Indianer am Pfahl". Wahrscheinlich wollte Herr Liebknecht sagen, wie die Weißen am Pfahl der Indianer. Das mochte ihm aber zu unhöflich klingen. Und doch ist die Gereiztheit des alten Herrn sehr begreiflich; denn die Thatsache, daß er als Leiter des sozialdemokratischen Centralorgans ein Jahresgehalt von 7200 Mark bezieht, ist seit Monaten dazu benutzt worden, den ergrauten Führer offen und versteckt anzufeinden. Immer wieder kamen aus dem Abonnentenkreise Briefe, die Auskunft darüber verlangten, ob denn wirklich ein solches „Ministergehalt" bezahlt würde, und ein schlagfertiger Redakteur gab schließlich einem der Neugierigen im Briefkasten die Antwort: „Wenn Sie den Betreffenden etwa anpumpen wollen, sind Sie an den Unrechten gekommen!" Das thörichte Gerede war durch die verwerfliche Taktik der Unabhängigen aufgebracht worden, die dabei ganz schlau mit den Eigenthümlichkeiten der proletarischen Ethik gerechnet hatten, mit der Anschauung, daß der Versuch, sich auf unrechtmäßige Weise zu bereichern, eigentlich das einzige unverzeihliche Verbrechen ist. Brutalitäten und Unsittlichkeiten im Sinne des bürgerlichen Gesetzes werden in diesen Kreisen unendlich viel leichter vergeben als ein unlauteres Streben nach Dem, was hier immer und überall fehlt: nach Geld und Gut. Nun ist es ja klar, daß Herrn Liebknecht ein solcher Verdacht nicht einmal von fern treffen kann; er ist im Vergleich zu seinen Chef-Kollegen sogar sehr schlecht bezahlt, denn der Freiherr von Hammerstein erhält 24,000 Mark und Herr Levysohn 18,000 Mark im Jahr. Aber die sozialdemokratische Partei hat dem Unverständniß der Massen schon zu oft nachgegeben, sie hat die Lohnsätze für geistige Arbeit allzu willfährig herabgesetzt, als daß sie über den neusten Ansturm sich verwundern dürfte. Wenn ein Mann, der die „Kopfarbeiter" beschimpft, in den Vorstand der Freien Volksbühne berufen, wenn den Zöglingen dieses pädagogisch geplanten Unternehmens schwarz auf Weiß das Recht zugesprochen wird, über literarische Werke in letzter Instanz abzuurtheilen, dann ist es nur selbstverständlich, daß die Männer der schwieligen Faust am Ende glauben, die Arbeit des Herrn Liebknecht sei „ein Pappenstiel" und könnte bequem in billigen Tagelohn vergeben werden. Anstatt Das nun aber rückhaltlos auszusprechen, erging Herr Liebknecht sich in den unglücklichsten Motivirungen; was Coriolan zu thun verschmähte, Das that er: vor den gerührten Quiriten führte er seine Wunden spaziren, sprach von der Nothwendigkeit, für seine Söhne zu sorgen, und erklärte endlich, nachdem er kurz vorher doch die Selbsteinschätzung für geistigen Kapitalbesitz verworfen hatte, nicht er verdiene an der Partei, sondern die Partei verdiene an ihm.

Da ist nun ein freundlicher Irrthum, den uns das Toben der Claque verständlich macht. Die Primadonnen erfahren immer zuletzt, daß sie Runzeln und Fettansatz haben, und Herr Liebknecht weiß ganz gewiß nichts davon, daß auch die ihm am Nächsten Stehenden mit seiner redaktionellen Thätigkeit äußerst unzufrieden sind.

Auch ein Gegner der Sozialdemokratie konnte früher mitunter seine Freude an der handfesten Deutlichkeit haben, mit der im „Vorwärts“ gegen bourgeoise Heuchelei und liberale Korruption zu Felde gezogen wurde. Durch allerlei persönliche Einflüsse aber und durch die Unkenntniß des journalistischen Großbetriebes, die der neue alte Herr aus Leipzig mitbrachte, ist das Centralorgan so gründlich nach und nach verwandelt worden, daß es sich heute den Zorn und die Geringschätzung der Genossen zugezogen hat und daß Herr von Vollmar unter heiterem Beifall sagen durfte, alle Vorwürfe, die man dem „Vorwärts“ gemacht habe, seien noch gar nichts im Vergleich zu denen, die man ihm zu machen berechtigt wäre. In der That unterscheidet sich das Blatt eigentlich nur noch dadurch von anderen schlechten Blättern, daß es keine Nachrichten hat, von den kulturell wichtigen Ereignissen kaum Notiz nimmt, und in einer rüden und knotigen Sprache schwelgt. Im Uebrigen wird gelogen, verleumdet, entstellt und totgeschwiegen, ganz wie . . . anderswo. Und Das wissen Alle, aber selten nur wagt Einer, den Parteibann zu brechen und offen das Ding beim Namen zu nennen; verstohlen nur tuscheln sie einander zu: „Der alte Liebknecht kanns nicht, ein Ruhegehalt nimmt er nicht an und die Partei muß ihn deshalb im Amte behalten.“ Man muß schon die sozialistischen Weihen empfangen haben, um für ein solches Catonenthum, das lieber die wichtigste Agitation schädigt, als daß es mit wohlverdienter Pension sich zur Ruhe setzt, Verständniß oder gar Bewunderung aufbringen zu können.

Indessen trägt Herr Liebknecht nicht etwa allein die Schuld. Es wandert da noch eine Preßkommission herum, an deren Spitze natürlich Herr Singer steht, und die ängstlich darüber wacht, daß nur ja jede Beschwerde jedes Parteigenossen protokolirt wird und in jedem Streit eines Unternehmers mit seinem Arbeiter dem Unternehmer ordentlich Eins auf den Kopf gegeben wird. Nun haben bekanntlich selbst Unternehmer mitunter Recht; aber Herr Singer ist ein strenger Herr und seufzend müssen die Redakteure nachgeben, oft genug gegen ihre Ueberzeugung. Eine Zeitung, die nach persönlichen oder parteilichen Interessen geleitet wird, kann eben immer nur so lange anständig und ehrlich sein, wie es die persönlichen oder parteilichen Interessen gestatten; ob ein annoncensüchtiger Verleger oder eine demagogisch um den Massenbeifall buhlende Kommission den Gewissenszwang übt: Das ändert an dem Resultat nicht das Geringste. Gut schreiben und mit dem Geschriebenen nachhaltigen Eindruck machen kann man nur, wenn man völlig frei ist und von Fall zu Fall nach bestem Ermessen prüfen darf, wo das Recht ist und wo das Unrecht. Die sozialdemokratischen Zeitungschreiber sind aber zum größten Theile gerade solche Kulis wie ihre bourgeoisen Kollegen; systematisch werden sie zur Klopffechterei erzogen, und wenn sie, mit noch blutigen Händen, vom Morden der Bourgeoisie kommen, dann setzen sie sich mit den Vorkämpfern dieser Bourgeoisie um den Biertopf herum und sind die besten Freunde von der Welt. In beiden Lagern fechten Söldner und die genarrten Leser nehmen die Geschichte ernst, während die Wütheriche doch, nach einem Worte Lessings, oft genug wie die Fleischerknechte reisen.

Die liberalen Ganzklugen haben zu dem Parteitage behaglich geschmunzelt und aus dem Gehege ihrer Zähne dann besonders weise Betrachtungen herausschickt. Erstens, sagten sie, sind Das keine Arbeiter, die hier tagen; für den Manchestermann ist ein Arbeiter ohne hohle Wangen und zerlumpte Kleider überhaupt nicht denkbar; der Manchestermann baut zwar mit bescheidenem Profit Arbeiterwohnungen, aber

er weiß nicht, daß der Industriearbeiter darauf hält, bei festlichen Gelegenheiten schmuck und sauber zu erscheinen. Dann meinten sie: „Diese Leute wollen die Welt umgestalten und haben nicht einmal die nöthigen Kräfte, um eine ordentliche Zeitung zu machen!" Das ist wieder ein Irrthum, denn mit ganz verschwindenden Ausnahmen sind heute alle Journalisten Sozialdemokraten und in Schaaren würden sie, trotz Singers Preßmaschine, der Partei des Umsturzes zulaufen, wenn diese sie nur auskömmlich bezahlen wollte. Drittens sagten die liberalen Herren: „Sieh, sieh, die einst so wilde Sozialdemokratie ist ja ganz sanft geworden! Wir haben es ja immer gesagt, nur keine Gewaltmaßregeln, nur keine Aufregung, laissez faire, laissez aller, Alles wird schon gut werden." Und Das ist der dritte und schwerste Irrthum.

In der harten Schule des Sozialistengesetzes haben die jetzigen Führer einige Resignation gelernt; sie sind alt und müde, möchten Ruhe haben und legen sich, ut aliquid fiat, aufs Prophezeien. Nur bei ganz besonders feierlichen Gelegenheiten wird noch die revolutionäre Walze eingelegt und die pariser Commune verherrlicht; für den Alltag muß ein bequemer Possibilismus aushelfen, der mit dem Möglichen rechnet und bei Stichwahlen mit Richter, dem Sozialistentöter, Geschäfte auf Gegenseitigkeit abschließt. Die Massen aber, denen man so lange den Mund wässerig gemacht hat, werden sich auf die Länge mit so magerer Kost nicht abspeisen lassen, sie werden, wenn der Worte genug gewechselt sind, auch endlich Thaten sehen wollen, und da bis dahin der versöhnliche Caprivismus abgewirthschaftet haben wird, so kann ein schroffer Zusammenstoß der feindlichen Mächte nicht ausbleiben. Heute herrscht in der Sozialdemokratie vielfach gefällige Routine und demagogische Liebedienerei; aber die rothen Primadonnen sind alt, und wer die Vorgänge hinter den Coulissen des Parteitages aufmerksam beobachtet hat, kann sich nicht darüber täuschen, daß der Zuschauer ungeduldiges Zischen und Trampeln schon bis zu den Sternen dringt und daß die nächste Debutantin die alten Lieblinge über den Haufen rennen wird, namentlich, wenn sie feine Hände und den trotzigen Muth der Uebertreibung hat.

* * *

Das ist der fürchterliche Artikel, der auf dem dresdener Parteitag mit solcher Wonne am rohsten Schimpfwort gescholten wurde und der seitdem noch immer, wie die Erinnerung an die größte Todsünde der Apokalypse, durch die sozialdemokratischen Blätter spukt. Vor elf Jahren ist er hier veröffentlicht worden. Schwere Strafthaten verjähren in dieser Zeit; meines Verbrechens Strafbarkeit scheint aber ewiglich währen zu sollen. Das Heft ist einzeln schon längst nicht mehr zu kaufen; deshalb wollte ich dieses Hauptbelastungmaterial der Trianonanklage hier dem Blick der Betrachter noch einmal zeigen. Deshalb; nicht etwa, weil ich den Artikel gut finde. Ich würde ihn — er war einer meiner ersten Versuche auf dem klüftigen Gebiet politischer Kritik — heute nicht mehr schreiben. Erstens, weil die Sozialdemokratie sich wesentlich verändert hat und der „Vorwärts" ganz unvergleichlich besser geworden ist; zweitens, weil ich mich in gründlichere Prüfung politischer Vorgänge gewöhnt und die rothe Partei näher kennen gelernt habe. Einzelnes aber dünkt mich heute noch wahr: und nicht Unwichtiges. Zum Beispiel: daß in der Sozialdemokratie „vielfach demagogische Liebedienerei herrscht." Daß die Masse sich nicht immer mit Worten abspeisen lassen

wird. Daß auch die sozialdemokratischen Journalisten recht oft nicht sagen dürfen, was sie denken, recht oft friedlich und freundlich beim Bier mit den Schreibern der Artikel zusammensitzen, die sie eben erst als schurkische Ausgeburten verkommener Bourgeoismoral gebrandmarkt haben, daß also der gen Himmel lodernde Zorn nicht stets ganz heilig ernst zu nehmen ist. Richtig oder falsch: sicher keine Ansicht, die nach elf Jahren noch Flüche verdient. Der Primadonnenscherz war von Sozialdemokraten selbst auf dem Parteitag gemacht und belacht worden; und Primadonnen nennt der Sprachgebrauch nicht, wie Herr Bebel zu wähnen scheint, Bänkelsängerinnen, sondern Künstlerinnen, die wirklich was können, — auch wenn sie schon sacht altern, eitel, herrschsüchtig und nach Applaus lüsten sind. Im Jahr 1892, nach der Exkommunikation der „Unabhängigen", gehörte Herr Bebel zu den Alten, die ihre Ruhe haben, ihre Glanzrolle behalten wollten und thörichten Radikalismus verwarfen. In Erfurt hatte er, ein Jahr vorher, gesagt: „Die Masse schließt sich uns nicht an, weil sie nach reiflichem Nachdenken unsere Ziele als die Ziele der Menschheit erkennt, sondern, weil wir die einzige Partei sind, die für die Arbeiter in die Schranken tritt und die Ausbeuter an den Pranger stellt." Seitdem hat er, vielleicht, um nicht zum alten Eisen geworfen zu werden, selbst nach der Rolle gegriffen, in der, wie ich annahm, eine neue Debutantin die alten Lieblinge überstrahlen würde, ist er selbst der Radikalste der Radikalen geworden. Und wie redet er nun? Ich will nicht aus seinen dresdener Wuthausbrüchen citiren, sondern aus dem Artikel, den er vor dem Parteitag schrieb. Bismarck, heißt es da, würde sich vor Lachen den Bauch halten, wenn er Bernstein sprechen hörte. Vollmar ist ein Schulmeister, aber auch ein Ceremonienmeister und ein Falstaff (also ein Prahlhans), der „mit unnachahmlicher Würde vom hohen Kothurn herab dozirt." Die Fraktion soll auf die Knie gezwungen werden. „Vollmar und Genossen führen kautschukartige Gründe an, die für die Preisgabe aller Grundsätze angeführt werden können"! Vollmar, der in Kniehosen zu Hof geht, ist „ein köstlicher Stoff für Witzblätter". Die Zumuthung, Pflichten der Repräsentation auf sich zu nehmen, ist „die vollendete Würdelosigkeit"; und doch ging sie von Parteiführern aus. „Unsere Revisionisten legen sich immer aufs Leugnen, sobald man klare Auskunft von ihnen verlangt." Sie „suchen die Partei auf die schiefe Ebene zu drängen." „Man höre endlich einmal in unseren Reihen mit dem Komoedienspiel auf, immer wieder von Einigkeit und Einheit in der Partei zu reden." Korruption also und Komoedie ringsum. Wären die Zustände wirklich so schlimm, dann könnte meine Diagnose höchstens als etwas verfrüht getadelt werden. Ich glaube nicht, daß sie gerade in den von Bebel gerügten Punkten so schlimm sind. Wars aber unsühnbarer Frevel, daß ich, den der, nach des Genossen Mehring Meinung, „vom Buben Schoenlank mit seinem Gift infizirte" alte Liebknecht damals gräulich verleumdet hatte, 1892 aussprach, was mir richtig schien? Daß ich dem ersten Staunen eines soeben in die Politik verschlagenen Kunstgenießers satirischen Ausdruck suchte und vielleicht unglimpflichen fand? Ich glaube, der alte Artikel wird Alle enttäuschen, die Grausiges von ihm erwartet oder wenigstens vermuthet hatten, er werde an Derbheit und Gehässigkeit des Tones die Reden ans deutsche Volk erreichen, die in proletarischen Blättern täglich zu lesen sind, — annähernd nur den Schimpfkanonaden gleichen, mit denen seit Wochen nun schon, der zuschauenden Bourgeoisie zur Wonne, die Führer des Proletariates wider einander wüthen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg

Die Zukunft.

Berlin, den 17. Oktober 1903.

Koch=Dippold.

Die Verkäuferin eines Waarenhauses ist Mutter geworden. Trotzdem Emil ihr hundertmal lachend geschworen hatte, bei ihm habe sie nichts zu fürchten; er kenne den Rummel und sei nicht von gestern. Als keine Selbsttäuschung dann mehr half, als sie ihm das süße Geheimniß, wies im Romanstil heißt, ins Ohr flüstern mußte, ward der Uebermüthige blaß; ein stiller Abend und eine frühe Trennung. Daß sein Vater in solchen Sachen keinen Spaß verstand und einstweilen deshalb nichts zu machen war, wußte sie ja. „Also Kopf hoch, Brust 'raus . . . und so weiter! Faule Kiste; aber wir werdens schon fingern." Alles war auch glimpflich abgegangen. Im Mai hatten die Mädel im Rayon die Köpfe zusammengesteckt. Enger ließ das Korset sich nicht schnüren; und eines Tages, bei starkem Fremdenandrang, gabs eine kleine Ohnmacht. „Die is dran!" Doch sie erholte sich schnell, that bis zum Geschäftsschluß stramm ihren Dienst und gestand, sie habe sich, zum ersten Mal, verleiten lassen, in Halensee bis nach Eins zu tanzen. Nach und nach kamen die bösen Zünglein zur Ruhe. Und Emil hatte einen famosen Einfall. „Wozu sind denn die blödsinnigen Reformkleider da? M. W. Façon Regentonne." So gings; und Ende August lag der vierzehntägige Urlaub gerade günstig. Fünf Tage Verspätung: der gemüthliche alte Doktor hatte die Verstauchung des linken Fußes gern bescheinigt. Fräulein war emsig und die Kundschaft hatte nicht zu klagen. Das Kind war in dem Landstädtchen geblieben; bei der würdigen Dame, die es — „Diskretion Ehrensache!" — dem Schoß der Mutter entbunden hatte. Auf Emils Rath. „Sonst rennste jeden zweiten Tag hin, die Bande riecht Lunte und Du fliegst aufs Pflaster." Die Haltefrau verpflichtet sich, jeden Monat mindestens einmal Bericht zu erstatten. „Sie sind doch an keine Engel=

macherin nich gekommen.“ Der Doktor verspricht, von Zeit zu Zeit nach dem Rechten zu sehen. Auch lebt eine Freundin im Ort. Die meldet im Oktober, das Kleine sehe nicht besonders aus; sie wolle gewiß nicht hetzen, aber das ewige Wimmern könne Einem das Herz abdrücken und mit der Sauberkeit seis nicht allzu weither. Am selben Abend noch muß Emil sich hinsetzen und an den Doktor schreiben. „Damit die liebe Seele Ruhe hat: eingeschrieben.“ Antwort: Unsinn; mit dem Würmchen sei ja noch nicht viel Staat zu machen, aber wir haben schon kümmerlichere durchgebracht, und wer von Vernachlässigung rede, lüge in seinen Hals; die Freundin habe sich mit der Kostfrau verzankt und finde seitdem plötzlich keinen guten Faden mehr an ihr. „Na also! Wieder mal unnütz alarmirt. Sei friedlich und komm ins Apollo.“ Der Novemberbericht lautet günstig. „Mein Oskar holt jeden Morgen die beste Milch; und überhaupt...“ Zwischen Weihnachten und Neujahr kommt die Todesnachricht; auf einer Postkarte: „Soeben sanft im Herrn entschlafen. Näheres brieflich. Bitten Anweisung für Begräbnißkosten; auch wegen dem Sarge. Wir sind Alle untröstlich.“ Der junge Arzt, der während der Festwochen den alten vertritt, macht mit dem Totenschein Schwierigkeiten. Die Obduktion ergiebt: völlig ungenügende Ernährung, Mangel an nothdürftigster Reinlichkeit, Anwendung von Schlafpulvern; unmittelbare Todesursache: Zuführung verdorbener Milch und als Folge Brechdurchfall, die der geschwächte Organismus nicht mehr zu überstehen vermochte.

Die Staatsanwaltschaft erhebt die Anklage auf Grund des § 222 St G B: „Wer durch Fahrlässigkeit den Tod eines Menschen verursacht, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft. Wenn der Thäter zu der Aufmerksamkeit, welche er aus den Augen setzte, vermöge seines Amtes, Berufes oder Gewerbes besonders verpflichtet war, so kann die Strafe bis auf fünf Jahre Gefängniß erhöht werden.“ Die Haltefrau wird verhaftet. Sensation im Städtchen. Unter zweihundert Klatschereien wird der Behörde auch die Geschichte von dem Alarmbrief der Freundin zugetragen. „Sie haben die unverehelichte Runge also gewarnt?“ „Jawohl, Herr Richter.“ „Eindringlich?“ „Jawohl, Herr Richter.“ „Mit dem Hinweis auf die für Leib und Leben des Kindes drohende Gefahr?“ „Jawohl, Herr Richter.“ „Und trotzdem hat die Mutter nicht Veranlassung genommen, ihr Kind in Sicherheit zu bringen?“ „Nein, Herr Richter; sie hat mir 'nen pikirten Brief geschrieben.“ „Worauf führen Sie dies unmenschliche Verfahren zurück?“ „Gott, Herr Richter, Die ging mit Einem und da hatte sie wohl mehr ihr Vergnügen im Kopf; schon als Kind war sie immer für Theater und so was.“

„Da Sie Ihre Pflicht in vollstem Maß erfüllt haben, brauche ich Sie auf die Heiligkeit des Eides nicht ausdrücklich hinzuweisen. Es wird Ihnen, wie ich sehe, schwer genug, eine Jugendfreundin zu belasten. Gerichtsschreiber, nehmen Sie zu Protokol: ‚Ich kenne die unverehelichte Runge von Kindesbeinen an und wir sind bis zu dieser Stunde befreundet. Doch muß ich der Wahrheit die Ehre geben und, nachdrücklich auf die Heiligkeit des Zeugeneides hingewiesen, aussagen, daß sie schon in der Schulzeit durch bodenlosen Leichtsinn oft Aergerniß erregte und ich mich nicht wunderte, als sie sich in Berlin später einem lüderlichen Lebenswandel ergab. Als ihre Unzucht Folgen hatte, kam sie hierher und fand bei der Mohr Aufnahme, einer längst der Engelmacherei verdächtigen Frauensperson, die sie, ohne nähere Erkundigung einzuziehen, lediglich auf Grund eines Zeitunginserates, als Kostkinderpflegerin wählte. Ich muß hier noch betonen, daß die Runge sich nicht schämte, sich in unserer Stadt öffentlich im Zustande höchster Schwangerschaft mit dem Genossen ihrer Unzucht zu zeigen. Ihre Kleidung war so, wie man sie bei Lustdirnen finden soll. Sie wäre also in der Lage gewesen, auskömmlich für ihr Kind zu sorgen. Auf meinen Brief, der ihr meldete, das Kind sei in größter Gefahr und werde nicht am Leben bleiben, wenn es nicht schleunig von der Mohr weggenommen werde, hat sie mir frech geantwortet: ich wolle nur wieder Stänkereien machen und ihr Angst einjagen; das Kind könne gar nicht besser aufgehoben sein. Da ich die Briefe der Runge meinem Bräutigam verheimlichen mußte, wurden sie gleich verbrannt und kann ich sie deshalb nicht an Gerichtsstelle schaffen. Ich muß aber versichern, daß sie auf mich den denkbar schlechtesten Eindruck machten und ich mir schon damals sagte, die Runge müsse nicht das geringste Muttergefühl haben. Namentlich ist mir peinlich aufgefallen, daß sie in der Antwort auf meine Warnung weitschweifig von einem vergnügten Abend erzählte, den sie mit ihrem Unzuchtgefährten in einem sogenannten Tingeltangel verlebt und in einer Kneipe beschlossen habe. Ich habe davon auch meiner Tante Mittheilung gemacht, der Wachtmeisterswitwe Päpke, die es beschwören kann. Mein Brief hat, obwohl er in den stärksten Ausdrücken abgefaßt war und an das Gewissen apellirte, nicht die Wirkung gehabt, die Runge zu der Aufmerksamkeit anzuhalten, zu welcher sie vermöge ihres Mutterberufes besonders verpflichtet war. Vielmehr hat sie mir in cynisch roher Weise geantwortet, ihre Pflicht auch ferner vernachlässigt und damit, wie ich fest überzeugt bin, aus bloßer Vergnügungsucht den Tod ihres Kindes verursacht‘ ... Einwendungen haben Sie natürlich nicht? Schön. Das Protokol ist also gemäß § 186 StPO

vorgelesen und von der Zeugin unterzeichnet worden. Sie können gehen.' Der Assessor bringt dem Staatsanwalt selbst die Akte. „Habe 'ne feine Nummer abgezogen und hoffe, im nächsten Bericht Einen 'raufzukommen. Kegeln Sie abends?" Und erzählt beim Frühschoppen schmunzelnd, in der Sache Mohr werde es noch Ueberraschungen geben. Am nächsten Tag wird auch die Runge verhaftet; vom Ladentisch weg. Da die Hausordnung für solche Fälle sofortige Entlassung vorsieht, weiß sie, daß sie nicht zurückkehren und der Grund der Entlassung im Abgangszeugniß vermerkt werden wird. Sie ist dringend der fahrlässigen Tötung, begangen am eigenen Kinde, verdächtig; und aus aktenkundig gemachten Thatsachen (ihrem unzüchtigen Verhältniß zu dem Buchhalter Emil Schirmer) ist zu schließen, daß sie Spuren der That vernichten und Zeugen zu einer falschen Aussage verleiten werde; auch ist Fluchtverdacht vorhanden. Gemäß § 112 StPO war also ein Haftbefehl zu erlassen.

Hauptverhandlung in der Strafsache wider Mohr und Runge ... „Selbst dieses verthierte Weibsbild aber, hoher Gerichtshof, kann als strafmildernd noch für sich anführen, daß es in drückender Armuth lebte und von der Sorge um sein eigenes Fleisch und Blut, von der schweren Arbeit für Mann und Kinder in Anspruch genommen war. Wir haben gehört, daß die Schlafpulver gegeben wurden, weil der Ehemann Mohr, der Ernährer des Hauses, sonst um seine Nachtruhe gekommen und nicht im Stande gewesen wäre, das für den Haushalt Unerläßliche zu verdienen; und ferner ist thatsächlich festgestellt, daß der jüngste Knabe der Angeschuldigten Mohr ohne dauernde Schädigung mit der selben Milch genährt worden ist wie das Kostkind. Das entschuldigt nichts, erklärt aber Manches. Doch wie soll ich Worte finden, um den Leichtsinn, die Gewissenlosigkeit, die himmelschreiend niedrige Gesinnung der Runge zu schildern, die, um ihr Lasterleben ungestört fortsetzen zu können, zur Rettung ihres Kindes nicht einen Finger rührte? Ihres eigenen Kindes. Das ist der wesentlichste Unterschied. Wir haben gelernt, daß zu den elementarsten Empfindungen des Weibes das Muttergefühl gehört. Mehr noch: wir wissen, daß sogar im Thierreich die Mutter Blut und Leben freudig für ihr Junges opfert. Das Geschöpf, das hier vor Ihnen sitzt und — auch darauf bitte ich zu achten! — im Verlauf dieser Verhandlung noch keine Thräne vergossen hat, ist unter die Stufe der Thierheit herabgesunken. Entsetzten Blickes sehen wir das Bild ihres Lebens sich vor uns entrollen. Ich erinnere an die Aussage des Fräuleins Eppler, einer Jugendfreundin der Angeklagten Runge, und der Witwe Päpke, einer echten, kernigen Soldatenfrau. Diese Zeuginnen, die so offenbar bemüht waren, so weit es die Eidespflicht

irgend gestattete, aus christlicher Nächstenliebe die Runge zu entlasten, haben im ganzen Gerichtssaal ohne Zweifel den Eindruck der Treue, ehrenwerther Zuverlässigkeit und strengster Wahrhaftigkeit gemacht. Und dennoch ergab auch ihr Zeugniß, daß die Runge geradezu frevelhaft gehandelt hat. Sie war gewarnt und schlug die Warnung in den Wind. Sie wurde für leichte Arbeit überreichlich bezahlt, hatte — die Ziffern, die der durchaus glaubwürdige Zeuge Schirmer uns vortrug, sind nicht einmal von der Vertheidigung bestritten worden — von ihrer Unzucht einen Ertrag, der ihr einen weit über ihre Verhältnisse gehenden Luxus ermöglichte, und ließ ihr Kind, die Frucht ihrer Lüste, in Schmutz und Elend verkommen. Aufgedonnert wie eine öffentliche Dirne, schritt sie, am Arm ihres Buhlen, als habe sie kein Auge zu scheuen, am hellen Tag mit den sichtbaren Zeichen der Mutterschaft durch die Straßen eines vom Spülicht der Großstadt, Gott sei Dank, noch verschonten Ortes. Und während ihr Kind sich in Krämpfen wand, saß sie unter anderen Freudenmädchen und lachte über die plumpen Späße der Clowns, über die Zoten bemalter Frauenzimmer. Das geschah, nachdem sie eben erst von der Freundin dringend gewarnt und die Lebensgefahr ihres Kindes ihr zur Kenntniß gebracht worden war. Ich vermuthe wohl nicht ohne Grund, daß sie schamlos in den Armen der Wollust lag, als der Todesengel dem kleinen Bett nahte. Wenn jemals, so hat hier Fahrlässigkeit unter erschwerenden Umständen den Tod eines menschlichen Wesens verursacht. Fahrlässigkeit ist die pflichtwidrige Nichtkenntniß der verursachenden Bedeutung des Thuns oder Unterlassens. Daß die geistigen Fähigkeiten der Angeklagten hinreichten, um den Erfolg als Wirkung des Unterlassens vorauszusehen, kann nicht bezweifelt werden. Wir haben nicht ein stumpfsinniges Dienstmädchen vor uns, sondern eine gebildete, ja, raffinirte Person, deren Scharfblick einen Mangel an Kausalitätvorstellung ausschließt. Trotzdem ich felsenfest überzeugt bin, daß sie gleich nach der Geburt den Vorsatz hatte, ihr uneheliches Kind, als ein Hemmniß ihres lüderlichen Treibens, aus dem Wege zu räumen, erlaubt der Buchstabe des Gesetzes leider nicht, hier § 217 StGB anzuwenden. Um so mehr aber sind wir verpflichtet, die volle Strenge des Gesetzes gegen diese unsittliche Person walten zu lassen. Giebt es einen ernsteren Beruf, ein heiligeres Amt als das der Mutter? In meiner langen Praxis ist mir kein Fall vorgekommen, der so alle Kriterien des § 222 StGB, Abs. 2, deckt wie dieser; keiner, der die mattherzige Unzulänglichkeit unserer von falscher Humanität eingegebenen Strafgesetze so deutlich zeigt. Humanität! Gottes Ebenbildern wollen wir sie, auch wenn sie irrten, niemals verweigern. Dieses entmenschte,

jeder natürlichen Regung bare Wesen aber ..." „Die Strafkammer hat, entsprechend dem Antrag des Herrn Staatsanwaltes, gegen die Angeklagte Runge auf das höchste Strafmaß von fünf Jahren Gefängniß erkannt."

* * *

Herr Kommerzienrath Rudolf Koch, Direktor der Deutschen Bank in Berlin, sucht für seine Söhne Heinrich und Joachim, Knaben von dreizehn und elf Jahren, einen Hauslehrer. Auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Inserates. Er würde einem nicht Jahre lang vorher erprobten Manne nicht für eine Viertelstunde den Kassenschlüssel anvertrauen, würde in die Effektenabtheilung der Bank selbst zu untergeordneter Arbeit keinen Menschen aufnehmen, der nicht klipp und klar bewiesen hätte, daß er zuverlässig und in seinem Beruf tüchtig ist. Wenn er seinen Kindern einen Erzieher sucht, begnügt er sich mit einem Inserat. Er könnte, mit einem Jahreseinkommen von durchschnittlich zweihunderttausend Mark, einen reifen Mann engagiren, einen Doktor oder Professor gar: er fahndet nach einem Studenten. Vierzig Offerten laufen ein. Wären in der Annonce etwa „glänzende Bedingungen" verheißen worden, dann hätten sich, statt der vierzig, vierhundert Bewerber gemeldet. Die Wahl fällt auf den Studiosus Dippold, „weil er die besten Empfehlungen hat". Woher? Danach wird nicht ängstlich gefragt. Dippold hat im ersten Semester wüst gebummelt, die Nächte mit Prostituirten verbracht, sich einer Lehrerstochter verlobt, den Vater der Braut um zweitausendsechshundert Mark angepumpt und das Geld mit gemietheten Weibern verlüdert. Als der Darleiher davon hörte, hob er die Verlobung auf. Dippold ließ sich dann in Berlin immatrikuliren, arbeitete aber auch hier wenig und war unter den Kommilitonen als ein roher, jähzorniger, größenwahnsinniger Lümmel verrufen. Nicht fähig, einen lateinischen Satz ohne grobe Fehler zu bilden. Verlumpt und verlogen. Dabei ein Frömmler. Des Morgens bei dem Branntewein, des Mittags bei dem Bier, des Abends bei den Mädchen im Nachtquartier; in der Zwischenzeit schrieb er Briefe über den gottseligen Wandel des Christenmenschen. Einzige Leistung: ein paar Nachhilfestunden, die ihm nicht einmal die Fortsetzung des Studiums ermöglichten; also ohne Doktorhut Kehrt. Aber er hatte „die besten Empfehlungen" und bekam, als er knapp ein halbes Jahr in der Reichshauptstadt war, die Stelle, für die Hunderte redlicher Jünglinge, Hunderte gereifter Pädagogen zu haben gewesen wären. Nach kurzer Zeit schon wird dem Unbewährten, fast noch Fremden gestattet, mit den Zöglingen nach Ziegenberg bei Ballenstedt überzusiedeln. Das ist ein Gut des Herrn Bankdirektors und

Kommerzienrathes. Da haust er ohne jede Kontrole mit den Knaben. Papa ist von Geschäften zu sehr in Anspruch genommen und kann sich um die Erziehung der Kinder nicht kümmern. Mama hat nicht das geringste Verständniß für die Kinderpsyche, nicht die dunkelste Ahnung von den Grundsätzen moderner, halbwegs moderner Pädagogie und glaubt einfach blind, was der Hauslehrer sagt. Ihre Jungen sollen lernen, vorwärtskommen, Renommirsöhne sein. Gehts ohne Prügel nicht, so muß eben geprügelt werden. Dieses Elternpaar, das einen Thiergartenpalast bewohnt und ein stattliches Landgut hat, sorgt nicht einmal dafür, daß Heinz und Jojo — Kosenamen gehören auch in solcher zärtlichen Familie zum Thiergartenstil — so gut genährt werden wie der Sohn ihres Hausdieners oder Pförtners. Die Knaben hungern und frieren; eine mit Mus beschmierte Semmel ist für sie ein Leckerbissen und sie werden auf Reisen in die vierte Wagenklasse gepfercht. Wie sollten Papa und Mama daran denken, in Ziegenberg jeden Monat mindestens revidiren oder sich etwa gar jede Woche den Küchenzettel vorlegen zu lassen? Wozu hat man denn schließlich einen Hauslehrer? Und Mama hatte sich ja anfangs wirklich selbst nach Ziegenberg bemüht. Dippold berichtet Fürchterliches. Beide Knaben treiben Tag und Nacht Manustupration und sind durch keine Ermahnung von diesem Laster abzubringen. Sie sind ungeberdig, faul, frech, ohne die leiseste Spur sittlichen Gefühles. Der Aelteste hat gestohlen; zuerst im Elternhaus, wo er die Kasse des Vaters erbrach und Edelsteine bei Seite brachte, dann in Restaurationen und Läden. Er hat mit Falschmünzen Automaten geplündert, in Kreditvereinen allerlei Waaren gekauft, ohne zu zahlen, und das erschwindelte und erstohlene Geld benutzt, um — ein Dreizehnjähriger — heimlich mit Prostituirten zu verkehren. Denen hat er Goldringe geschenkt und das Luderleben erst aufgegeben, als er von den Frauenzimmern syphilitisch angesteckt war. Das Alles gesteht er selbst. Zweifel? Hier ist seine Namensunterschrift. Papa ist von Geschäften in Anspruch genommen. Und Mama glaubt, „tief erschüttert", Alles, was Herr Dippold berichtet. Sie kennt ihre Kinder so gut, daß sies glauben kann. Sie erkennt, mit dem Falkenblick wachsamer Mutterliebe, den Lehrer so genau, daß sie ihm schreibt: „Ich bedaure nur, daß Gott Sie nicht zwei Jahre früher in unser Haus geführt hat; manches Herzeleid wäre uns dann erspart worden." Eines Tages wird ihr gemeldet, Dippold habe die Knaben grausam geschlagen. Er leugnet auch nicht. Die Züchtigung sei unbedingt nothwendig gewesen; er werde sie aber nicht wiederholen, denn sie reiche aus, um den Jungen das ewige Masturbiren endlich abzugewöhnen. Wenn der Schimmel sich

an einer Glasscherbe verletzt hätte, wäre eine Autorität gerufen worden. Doch Kinder muß man streng halten. Und Papa, der jetzt gerade Bilanzsitzungen hat, darf nicht beunruhigt werden. Ich dachte, sagt die Frau Kommerzienrath, „einen Augenblick daran, die Knaben nach der harten Züchtigung von einem Arzt untersuchen zu lassen, that es aber nicht, weil Herr Dippold davon abrieth. Ich wollte auch wegen der ‚geheimen Sünden‘ einen Arzt zu Rath ziehen, unterließ es aber, weil Herr Dippold sagte, er habe selbst Medizin studirt, sei viel in Krankenhäusern gewesen und verstehe die Sache eben so gut wie ein anderer Arzt." Ob diese Angabe wahr ist, wird nicht geprüft. In einem Haushalt, der sich für Zeit und Ewigkeit geschändet fühlen würde, wenn der Kutscher einmal bei Tisch mitserviren müßte, wird die Erziehung, Ernährung, Körperpflege, ärztliche Behandlung der Kinder einem verbummelten Studenten anvertraut. Dippold mißhandelt die Knaben. Dippold wird vernommen und erklärt, die Mißhandlung sei nöthig gewesen, eine ärztliche Untersuchung Heinzens und Jojos würde ein Fehler sein und auf Therapie, Hygiene und Prophylaxis verstehe er sich so gut wie irgend ein Doktor. Dippolds Wort entscheidet und Mama reist, beruhigt, getröstet, entzückt, nach Berlin zurück. Durch Gottes Fügung ward ein Juwel ihrem Hause gewonnen.

Weihnachten sind die Knaben bei den Eltern in Berlin. Papa ist offenbar auch während der Feiertage von den Geschäften ganz in Anspruch genommen. Und Mama weiß zwar, daß Dippold ihre Kinder lahmgeprügelt hat, kommt aber nicht auf den Einfall, sie jetzt wenigstens vom Hausarzt untersuchen zu lassen; sieht sich nicht einmal selbst die kleinen Körperchen an. Ihre mütterliche Sorge beschränkt sich auf die Nachforschung, ob die Jungen wirklich onaniren. Wenn sie Dippolds Angabe glaubte, war sie zehnfach verpflichtet, eine „Kapazität" um Rath zu fragen; denn daß Knaben von elf und dreizehn Jahren täglich zwölfmal, fünfzehnmal oder noch öfter thun, was Judas Sohn Onan (1 Mose, 38, 9, 10) mit dem Leben büßt, ist am Ende kein gleichgiltiger Alltagsvorgang. Frau Rosalie Koch ist anderer Meinung. Wahrscheinlich hält sie sich selbst für eine Kapazität; und sie bringt dem gewählten Beruf Opfer, die fast über die Menschenkraft gehen. In einer Nacht, spricht sie stolz, „bin ich wohl fünfmal in das Schlafzimmer der Knaben gegangen, bin dicht an ihre Betten herangetreten und habe zu ihnen gesprochen; ich gewann die Ueberzeugung, daß Beide fest schliefen. Nachher sagte mir Heinz, sie hätten sich blos verstellt." Das komplizirte den Fall. Entweder log der Hauslehrer frech oder die Jungen betrogen die Mutter mit Gaunerkniffen. Frau Kommerzienrath Koch fand sich nicht bewogen, die Sache zu untersuchen, und

ließ au coeur léger die Kinder mit dem Lehrer wieder gen Ziegenberg ziehen. Warum nicht? „Unser Gut ist sehr idyllisch gelegen.“ Neue Warnungen kommen. Ein Brief: „Dippold ist ein Schweinekerl, denn er frißt das Fleisch mit den Händen vom Teller herunter; er ist ein Saukerl, denn er hat sich besoffen; er ist ein gemeiner Kerl, denn er hat unsittlichen Verkehr mit vielen Frauenzimmern. Dippold ist ein Schuft, ein Spitzbube, ein Schurke. Dich, Mama, nennt er eine hochmüthige Trine, Karl (Kochs Sohn aus erster Ehe) nennt er einen hochnäsigen Kerl, der Vaters Geld verprasse. Heinz Koch. Gelesen: Jojo Koch.“ Wahr oder unwahr: aus diesem Kinderbrief spricht so wilder Haß, so leidenschaftliche Rachsucht, daß kein Vater, keine Mutter, in deren Herzen auch nur ein Funke ernster, vorsorgender Elternliebe glomm, fünf Minuten vor dem Entschluß zaudern durfte, die Kleinen aufzusuchen und dem unhaltbar gewordenen Zustand ein Ende zu machen. Selbst wenn Alles erlogen war, was die Knaben schrieben, war der Erzieher nicht länger zu brauchen, der so wenig verstanden hatte, ihr Kindergefühl an sich zu ketten. Eine Proletarierin hätte nach solcher Kunde den Nothpfennig genommen und sich in der nächsten Freistunde auf die Eisenbahn gesetzt. Frau Rosalie Koch schreibt einen Brief. Von Berlin sind fünf, sechs Stunden Fahrt; auch die Kosten eines Extrazuges wären in dem Budget des Bankdirektors kaum wahrnehmbar. Frau Koch schreibt einen Brief. Antwort, wie zu erwarten war: Alles erfunden. Heinz sei überhaupt nicht mehr zurechnungsfähig; doch hoffe der Lehrer, cand. iur. Dippold, ihn zu heilen. „Wir wollen Alles in die Hand des Allmächtigen legen, der es sicher zum Guten lenken wird.“ Dann folgen Briefe, die melden, die Knaben litten an Schwindelanfällen, Folgen der Masturbation. Traurig, denkt Mama; thut aber nichts. Unter ihrem Zeugeneid hat sie später ausgesagt, als sie von der Selbstbefleckung der Knaben gehört habe, sei ihr erster Gedanke gewesen, nur der Lehrer könne Heinz und Jojo zu solchem Laster verleitet haben. Ihr letzter Gedanke scheint gewesen zu sein: Was Dippold thut, ist wohlgethan.

Im Januar 1903 war Mama ein Weilchen in Ziegenberg. Sah nichts und hörte nichts. Auch Papa kam; erfuhr, Dippold sei — gerade an diesem Tag — mit den Jungen auf den Brocken geklettert, und reiste, ohne sie gesehen zu haben, vergnügt wieder ab. „Wenn sie solche Tour machen können, müssen sie ja kerngesund sein.“ Ungefähr drei Wochen danach klopft im Morgengrau auf dem idyllisch gelegenen Gut eine zitternde Kinderhand an das Fenster der Gärtnerwohnung. Heinz. Fünf Uhr früh. Eiskälte. Der Knabe halb angezogen. Wimmert um Hilfe. Der Lehrer habe ihn und sei-

nen kleinen Bruder aus tiefem Schlaf geweckt und einen dicken Stock an ihren Leibern zerschlagen; er werde sie gewiß noch umbringen. Heinz hat auf dem Rücken, den Armen große blutige Wunden; Wangen, Augen und Hände sind angeschwollen. Das Würmchen bettelt um Hilfe, um einen Bissen Brot; denn es ist von Hunger entkräftet. Bald darauf holt Dippold seinen Schüler zurück. Der Gärtner fährt nach Ballenstedt und erzählt dem Bürgermeister das grasse Erlebniß. Der telegraphirt an den Herrn Bankdirektor und Kommerzienrath Rudolf Koch, Berlin, Thiergartenstraße 7A. Und nun ists aus mit der Qual. Nun wird dem Hallunken das Handwerk, das schmähliche Handwerk gelegt und noch am selben Tag sitzen die Kinder sicher im prunkenden Elternhaus und werden mit Liebe gepäppelt. Nicht wahr?

Nein. Herr Rudolf Koch hats nicht so eilig. Neunundzwanzigster Januar. Mitten in der Hochsaison. Vielleicht Gäste zu Tisch. Vielleicht zu Gwinners Majestät geladen. Aufsichtrathssitzung. Irgend ein neuer Concern zu bilden. Schließlich ists ja kein Fall, der Eltern zu sofortiger Reise drängen müßte. Herr Rudolf bespricht die Sache mit Frau Rosalie. Das Beste wird sein, den Schwiegersohn hinzuschicken. Rittmeister a. D. Hat also immer Zeit. Famoser Einfall. Und Frau Rosalie thut noch ein Uebriges. Sie bittet Herrn Dr. Vogt, einen Gehirnanatomen, Schüler Forels und Günstling Krupps, nach Ziegenberg zu fahren. Sagt ihm aber nichts von der rohen Mißhandlung. Mehr kann doch wirklich kein Gerechter verlangen. Der Schwiegersohn hats eiliger als der Schwiegerpapa. Er muß schnell nach Berlin zurück, sieht den verspätet eintreffenden Hirnschnittmacher nur noch zwei Minuten und benutzt die Frist, um ihm zuzurufen: „Der Dippold ist entweder ein Schuft oder ein Idealmensch!“ Diese wundersame Alternative des Reitersmannes hätte manchen Kontroleur wohl zum Mißtrauen gestimmt. Herrn Dr. — jetzt, wie es scheint, auch schon Professor — Vogt nicht. Ein Doktor vom Lande hätte den Jungen befohlen, sich auszuziehen, und dann die Spur der Mißhandlung, die Wunden und Eiterbeulen, am Leib der Geschundenen entdeckt. Mit solchen Rückständigkeiten giebt der moderne Direktor eine Hirnschnittmustersammlung sich nicht ab. Untersuchung? Veralteter Blödsinn. Herrn Dr. Vogt genügt ein Gespräch mit dem Kandidaten Dippold. Der sagt, eine ärztliche Untersuchung würde seine Autorität bei den Schülern mindern. Alles komme von der ewigen Masturbation. (Was den Arzt nicht etwa veranlaßt, sich wenigstens mal die Genitalien der Kinder anzusehen.) Züchtigung sei nöthig, doch werde nur der dafür geeignetste Körpertheil manchmal mit einer dünnen Gerte bearbeitet. Der Arzt antwortet, sehr vernünftig,

Prügeln nütze nicht und die üble Folge der Onanie werde von Laien beträchtlich überschätzt. Läßt sich Dippolds Erziehungmethode schildern, verschreibt ein Schlafpulver, räth, Heinz und Jojo jeden Monat einem Neurologen vorzuführen, und dampft ab. Gemeinsame Meldung des Ritt- und des Schnittmeisters: Alles in schönster Ordnung. Der Lehrer hält mit den Schülern sogar weihevolle Andachtübungen und ihr Wohl, er sagt es ja selbst, liegt ihm Tag und Nacht am Herzen. Herr Dr. Vogt schließt seinen Bericht — in dem weder von Kontrole noch von Neurologie mit einer Silbe die Rede ist — mit der Frage: „Wie sind Sie, Frau Kommerzienrath, nur zu diesem idealen Menschen gekommen?" Frau Rosalie ist selig. Wenn ihr Dippold, der neulich den Wunsch aussprach, wie Christus am Oelberg zu ruhen, nur erhalten bleibt! Er drohte, den Dienst zu kündigen. Mama sendet ihm „tausend Dank und fünfhundert Mark Extrahonorar als Anerkennung Ihrer großen Aufopferung." Um dieses Resultat zu erreichen, war Heinz früh um Fünf, blutend, halb nackt, halb verhungert, dem Haus entlaufen, der Gärtner nach Ballenstedt gefahren, vom Bürgermeister an die Eltern telegraphirt worden.

Noch mehr wird erreicht. Dippold erklärt, nur bleiben zu wollen, wenn er mit den Knaben nach Drosendorf, in seine Heimath, übersiedeln dürfe. In Ziegenberg, wo Gärtner und Dienstboten ein Erziehungsystem beschwatzen, das sie nicht verstehen, sei nichts Rechtes zu machen; namentlich nicht mit Heinz, der moralisch ganz verkommen sei. Der Lehrer brauche volle Ruhe; „die Kontrole durch Herrn Dr. Vogt wolle er sich gern gefallen lassen" (was man ihm nachfühlen kann). Frau Kommerzienrath willigt ein. Herr Kommerzienrath schreibt an seine Söhne, er billige Alles, was Dippold anordne, der sie zu tüchtigen Menschen erziehen werde, wenn sie ihm aufs Wort gehorchten. Also auf nach Drosendorf, das auch „idyllisch liegt". Am siebenzehnten Februar 1903 wird die Reise angetreten. Von Ballenstedt bis Hof vierter, von Hof bis Nürnberg dritter Klasse. Acht Tage danach schreibt Frau Rosalie an den „idealen Lehrer": „Nun ist Alles geschehen, um Ihren Willen zu erfüllen. In Drosendorf wird Niemand Sie stören, am Wenigsten Jemand aus unserer Familie". Worauf Kommerzienraths fröhlich nach Nizza reisen; denn auch ein unter der Last der Geschäfte fast zusammenbrechender Bankdirektor, der „die Sorge für die Kinder seiner Frau überlassen muß", hat die Pflicht, den März an der Riviera zu verrepräsentiren. Am zehnten März liegt Heinz Koch tot im Bett. Der Lehrer hatte den Sterbenden, der flehentlich bat, liegen bleiben zu dürfen, mit Fußtritten in Bewegung gebracht, zu Turnübungen und einem eiskalten Bad gezwungen. Als Heinz

schlecht turnte, mußte Joachim ihn mit einem Stock prügeln. Als er zweimal ohnmächtig wurde, brüllte Dippold: „Das Luder verstellt sich blos!" Dem Verröchelnden wird ein Knebel in den Mund gestopft. Beim Entkleiden und Säubern der Leiche muß Jojo helfen. Dann wird der Bezirksarzt gerufen; „zu einem Schwerkranken". Dippold schildert ihm zwei Stunden lang die Verruchtheit der Familie Koch. Der Arzt will den Kranken sehen. Ist schon tot. Ergebniß der Leichenschau: der ganze Körper zerschlagen; überall blutige Striemen und eiternde Wunden; von Syphilis oder onanistischer Ausschweifung keine Spur. Auch Joachim wird nun endlich untersucht. Gesicht, Brust, Rücken, Beine, Arme mit Blut unterlaufen. Das Kind, das vom Scharlach her ein Ohrenleiden hat, ist durch Schläge am Kopf arg verletzt, konnte gerettet werden, stand aber vor der selben Gefahr, der sein Bruder erlag. Das war der Befund am zehnten März. Zwölf, dreizehn Tage vorher hatte Mama an den Hauslehrer geschrieben: „In Drosendorf wird Niemand Sie stören, am Wenigsten Jemand aus unserer Familie."

Unter dem dringenden Verdacht, durch „Körperverletzung mittels eines gefährlichen Werkzeuges" den Tod Heinzens herbeigeführt zu haben, wird Dippold verhaftet. § 226 StGB: Zuchthaus oder Gefängniß nicht unter drei Jahren. Der Erste Staatsanwalt des bayreuther Landgerichtes versichert, die Sektion habe den entsetzlichsten Anblick geboten, den er sich vorstellen könne. Schwurgerichtssache. Voruntersuchung und Hauptverhandlung bringen Thatsachen ans Licht, die in einem Pfennigkriminalroman wie alberne Uebertreibungen wirken müßten. In mancher Nacht hat der Lehrer sechs dicke Stöcke an den Schülern zerprügelt. Die Knaben mußten die Schläge laut zählen; bis zu fünfzig. Dazu kamen Fußtritte und Faustschläge auf Gesicht, Schädel, Genitalien. Nachts mit Stricken auf den Tisch oder die Matratze gebunden. Oft mußten die Jungen im kalten Zimmer Stunden lang nackt vor dem Bett stehen; barfuß, mit Frostbeulen, durch den Schnee laufen; einem in raschestem Tempo fahrenden Wagen nachrennen, bis sie athemlos zusammenbrachen; mit entblößtem Unterkörper turnen oder Herrn Dippold, der sich auf dem Sofa räkelte, Küßchen geben; in ihren Betten wurden fast täglich breite Blutflecke gefunden. Der Lehrer legte sich splitternackt zwischen die Schüler, mißhandelte sie und redete ihnen so lange ein, sie hätten Manustupration getrieben, daß sies endlich zugaben. Alles gaben sie zu. Onanie, Diebstahl, Betrug; um nur ein Bischen Ruhe zu haben. Einmal bedrohte Dippold den älteren Knaben mit offenem Messer; mehr als einmal schlug er den jüngeren mit einer Eisenstange. Zwei Schuldfragen: vorsätzliche Körperverletzung mittels

gefährlichen Werkzeuges (Joachim), das Selbe mit tötlichem Ausgang (Heinrich Koch); beide Fragen werden von den Geschworenen bejaht, mildernde Umstände nicht als vorhanden angenommen. Sämmtliche Sachverständige — zu ihnen gehört, trotz der ziegenberger Leistung, auch Herr Dr. Vogt — erklären, „die freie Willensbestimmung des Angeklagten sei nicht ausgeschlossen gewesen". Keine Phantasie vermag einen gräßlicheren Fall zu erträumen. Der Gerichtsspruch aber bleibt um sieben Jahre unter dem höchsten zulässigen Strafmaß. Herrn und Frau Kommerzienrath Koch werden vor, während und nach ihrer Zeugenaussage Mitleidsovationen bereitet und Trauerkränze gewunden. Kein noch so sanft mahnendes, vorwerfendes Wort. Und der Vertreter der Staatsanwaltschaft beginnt seinen Schlußvortrag mit den Sätzen: „Im großen Publikum war der Glaube entstanden, das Ehepaar Koch sei an dem Tode des Kindes mindestens moralisch mitschuldig. Die öffentliche Verhandlung hat diesen Glauben gründlich zerstört. Der Angeklagte hatte die Frechheit, zu behaupten, die Eltern kümmerten sich nicht um ihre Kinder. Die Verhandlung hat ergeben, daß die Eltern nicht die geringste Schuld trifft."

* *
*

Der Fall Runge ist erfunden, kann aber morgen in jedem Landgerichtsbezirk Wirklichkeit werden. Der Fall Koch-Dippold hat sich in der ersten Oktoberdekade am Rothen Main vor Alldeutschlands entsetztem Auge abgespielt. Alldeutschland hat seitdem wieder einen Oger. Einen wirklichen, der in der Geschichte der Sexualpsychopathie fortleben wird. Bald ist ein Halbjahrtausend verstrichen, seit Gilles de Rays hingerichtet wurde, der Marschall von Frankreich, der achthundert Kinder, hundert in jedem Jahr, geschändet, unter wollüstigen Schauern getötet und die hübschesten Köpfchen zum Andenken aufbewahrt hatte. Genau hundert Jahre, seit Donatien Alphonse François Marquis de Sade auf Bonapartes Befehl nach Charenton geschleppt und bis an sein Lebensende in die Irrenzelle gesperrt wurde. Gilles de Rays hatte sich an suetonischer Gräuelmalerei berauscht. Der célèbre Marquis gab den Parästhesten des Geschlechtsempfindens die Histoire de Justine ou les malheurs de la vertu und die Histoire de Justine ou les prospérités du vice, — die berühmtesten, berüchtigtsten Teufelsbibeln sexueller Perversion. De Sade, der Schaffende, war interessanter als De Rays, der Anempfinder. Revolutionär bis ins Mark der Knochen; überzeugtes Mitglied des Pikenklubs, wo er dem Angedenken des unermeßlichen Marat eine Weiherede hielt; Tod den Tyrannen und Haß dem Herrgott seine Losung; seine Weltanschauung sieht ein amoralisches, von bösartigen Molekeln bewegtes

Menschenmaschinenreich; sein Hauptvergnügen war, während der Paarung Frauen die Adern zu öffnen oder stark blutende Fleischwunden beizubringen; war solche Lust nicht zu haben, so begnügte er sich, seine Tischgäste mit Kanthariden zu vergiften. Wo Grausamkeit sich der Wollust gesellte, sprach die französische Literatur schon seit dem Jahr 1810 von Sadismus; und nicht den Namen zwar, doch die Anomalie hat, von indischen Mythologen bis auf Novalis, Görres, Kleist, Blumröder, Feuerbach, Lombroso, mancher Künstler und Gelehrte gekannt. Richard von Krafft-Ebing gab 1886 die erste umfassende Kasuistik und schränkte zugleich den Begriff des Sadismus ein, zu dessen Erklärung er zwei konstitutive Elemente anführt: in überreizbaren Wesen entsteht im sexuellen Affekt der Drang, dem Gegenstande der Begierde Schmerz zu bereiten, um so die Macht der Einwirkung zu deutlichstem Bewußtsein zu bringen; die Erobererlust des Mannes wird unter pathologischen Bedingungen zum Verlangen nach schrankenloser Unterwerfung und mitleidloser Peinigung des Weibes. Im zweiten Bande von Feuerbachs Sammlung „Merkwürdiger Kriminalrechtsfälle" steht die grause Geschichte von Andreas Bichel, dem Mädchenschlächter; und der „Königlich Bayerische Wirkliche Frequentirende Geheime Rath", der den Bichel nicht gerädert, sondern enthauptet sehen wollte, leitet sie mit den Sätzen ein: „Eine menschliche Seele ohne alles menschliche Gefühl, Verbrechen, die an Grausamkeit, Tücke, Kaltblütigkeit das Höchste erreicht haben, was des Menschen Wille zu erreichen vermag: Diese sind der Gegenstand dieses Vortrages. Ich bedarf aller Kräfte der Selbstüberwindung, um bei dem empörten Gefühl schwer beleidigter Menschheit jene Ruhe zu bewahren, welche die Pflicht des Amtes von mir fordert." Fast besser noch als auf den von Lombroso mitgetheilten Fall des Verzeni, auf den Frauenmörder von Whitechapel und auf Krafft-Ebings Knabengeißler passen diese Worte auf Dippold, den Bauernsohn und Priesterzögling, der nach verfrühter, wüster und langer Ausschweifung konträre Sexualempfindung sadischer Neigung vereint. Ein Lehrer, der seine Schüler schändet und sie dabei noch, um sein Lustgefühl zu steigern, langsam zu Tode martert: Priapos selbst hat Gräßlicheres am Hellespont niemals erschaut. Penthesilea und Messalina erröthen schamhaft in solchem Anblick; und Katharina von Medici, die das Auge an den gepeitschten Gliedern ihrer Hofdamen weidete, steht wie ein harmlos lüsterndes Jüngferchen neben dem Bayern aus Drosendorf, der in die Gräuelreihe der De Rays und De Sade gehört.

Und dennoch ... Trotz dem Ersten Staatsanwalt am bayreuther Landgericht will die Frage noch nicht verstummen, ob Dippold allein schuldig

ist. „Wer eine wegen jugendlichen Alters hilflose Person, die unter seiner Obhut steht, in hilfloser Lage vorsätzlich verläßt, wird mit Gefängniß nicht unter drei Monaten bestraft. Wird die Handlung von leiblichen Eltern gegen ihr Kind begangen, so tritt Gefängnißstrafe nicht unter drei Monaten ein. Wenn durch die Handlung der Tod verursacht worden ist, tritt Zuchthausstrafe nicht unter drei Jahren ein." Unzählige Mütter hat dieser § 221 schon ins Zuchthaus gebracht; und nicht immer wards mit dem „Vorsatz" gar so genau genommen. Von einem Vorsatz kann in unserem Fall nicht die Rede sein; doch der nächste Paragraph, der nicht nur im fingirten Fall Runge angewandt wurde, bedroht Eltern, deren Fahrlässigkeit den Tod eines Kindes herbeiführt, mit der Maximalstrafe von fünf Jahren Gefängniß; und auch die fahrlässige Körperverletzung wird besonders streng an Denen geahndet, die „vermöge ihres Amtes, Berufes oder Gewerbes besonders zu der Aufmerksamkeit verpflichtet waren, welche sie aus den Augen setzten." Die Nichtanspannung der Aufmerksamkeit, sagt Geheimrath von Liszt, erscheint als Willensschuld; und er fügt hinzu, der Mangel an Voraussicht erscheine auch als Verstandesschuld, wenn die Frage nach dem geistigen Können des Thäters bejaht werden müsse. „Fahrlässigkeit ist die pflichtwidrige Nichtkenntniß der verursachenden Bedeutung des Thuns oder Unterlassens; pflichtwidrig ist die Nichtkenntniß, wenn der Thäter sie hätte erlangen sollen und können." Nach dieser Norm werden Leute eingesperrt, die nicht bedacht hatten, daß in der Tasche des Ueberrockes, den sie in der Theatergarderobe abgaben, eine Schußwaffe stecke, die sich entladen und einen Menschen verletzen könne. Sollte und konnte das reiche Ehepaar Koch, nach Allem, was warnend vorausgegangen war, Kenntniß davon erlangen, daß ihrer Kinder Leben unter der unumschränkten, unkontrolirten Herrschaft eines durch Lüderlichkeit aus dem Gleis geworfenen Burschen gefährdet sei? Sollte und konnte das kluge Paar Kenntniß vom Vorleben Dippolds erlangen? Einem frömmelnden Rechtskandidaten die ärztliche Behandlung zweier Kinder anvertrauen, deren psychische und physische Gesundheit es zerrüttet wähnte? Sollte, konnte, mußte festgestellt werden, allerspätestens nach der Depesche des Bürgermeisters von Ballenstedt, wie in Ziegenberg und im nicht minder idyllisch gelegenen Drosendorf das große Wort Hippels gedeutet wurde: „Erziehen heißt: wecken, was schläft, kühlen, was brennt, mit Schnee reiben, was erfroren ist"? .. Unsere Rechtspflege kann in guten Stunden auch mild sein. Wir haben, nur wir, noch Staatsanwälte und Richter, die an die altmodische Mär von den bis zu völliger Erschlaffung überbürdeten Bankdirektoren inniglich glauben und von Hupka

und Borchardt, von den Logengästen der Luxustheater, von Spielchen und anderer Klubluft, von den kleinen und großen Diners nicht mehr gehört haben als der neue Pharao einst von Joseph. Und wir haben kein Femgericht, das solche spottbillige Ausrede mit Friedlosigkeit straft und den Sündern wider die einfachste, kaum schon als Menschenprivileg zu betrachtende Elternpflicht das Gastrecht auf Wasser und Feuer abspricht. Aqua et igne interdictus. Lang ists her. Nicht einmal das sanftere Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich tritt unbarmherzig stets, ohne Ansehen der Person, in Kraft. Da steht im § 1666: „Wird das geistige oder leibliche Wohl des Kindes dadurch gefährdet, daß der Vater das Recht der Sorge für die Person des Kindes mißbraucht oder das Kind vernachlässigt, so hat das Vormundschaftgericht die zur Abwendung der Gefahr erforderlichen Maßregeln zu treffen." Das gilt, nach § 1686, auch für die elterliche Gewalt der Mutter. Wo aber wäre Jojo besser aufgehoben als unter der Obhut von Papa, der die Söhne aus erster Ehe zu „erstklassigen Menschen" erzogen, und von Mama, die dem Schinder „für seine Aufopferung ein Extrahonorar von fünfhundert Mark" geschickt hat? Jetzt wird sich im Hause Thiergartenstraße 7^A für den zufällig überlebenden Knaben ja vielleicht sogar ein Unterrichtszimmer freimachen lassen. Und am Ende entbürdet die Deutsche Bank den allzu geplagten Papa bald beträchtlich ... Wir sind human. Wohin nun das Auge blickt: Mitleid, Theilnahme, judenchristliche Menschenliebe. Und das Leitmotiv: Furchtbar, daß eine so vornehme Familie ohne die Spur eigenen Verschuldens so grausam heimgesucht ward. Es ist eine Lust, zu leben.

In einer Mußestunde sollten die Mitleidigen einen Gelehrten fragen, ob der unverehelichten Runge die Muttergewalt nicht geschmälert worden wäre, wenn ihr Kleines den Brechdurchfall überstanden und die Anklage wegen fahrlässiger Körperverletzung dennoch Erfolg gehabt hätte. Inzwischen wollen wir Ungelehrten uns ausmalen, wie es in Bayreuth gekommen wäre, wenn ein rauherer Gerichtshof Herrn oder Frau Koch oder Beide der Fahrlässigkeit dringend verdächtig gefunden und — wegen Gefahr der Kollusion mit Jojo und anderen kommerzienräthlicher Macht unterstellten Zeugen — in Untersuchunghaft genommen hätte. Dann wurden sie nicht beeidet, waren also auch nicht „durchaus glaubwürdig", hätten gegen allerlei beschworenen Dienstbotenklatsch zu kämpfen und vielleicht manches unzärtliche Wort herunterzuschlucken gehabt. Und der Vertreter der Anklage hätte dann im Schlußvortrag wahrscheinlich von der gewaltigen sozialen Lehre dieses Prozesses gesprochen, der in blutrothen Schriftzeichen die alte Wahrheit erneue, daß sorgende Elternliebe allein reichen wie armen Kindern sichere Häuser baut.

Ein Gerichtshof über Weltliteratur.

Im Jahre 1753 stiftete Lovisa Ulrika zu Stockholm ihre Akademie für schöne Literatur; und zur schönen Literatur wurde damals Geschichte, alte Sprachen, Alterthümer, Münzenkunde und Aehnliches gerechnet. Als Gustav III. 1786 diese Zusammenstellung von Wissenschaft und Literatur als unförmlich erkannte, stiftete er die Schwedische Akademie für seine Belletristen und ließ Archäologen und Archivare in der umgebildeten Akademie bleiben, die nun Akademie für Literatur, Geschichte und Archäologie genannt wurde. Die Schwedische Akademie sollte „eine Vereinigung von Schwedens hervorragendsten Dichtern sein, ohne Rücksicht auf ihre gesellschaftliche Stellung“.

Das scheint ja klarer Bescheid zu sein. Aber wie hat man die Statuten befolgt, die man unermüdlich als Grundgesetz citirt? Ja, in der Schwedischen Akademie sitzen jetzt: zwei Reichsarchivare, ein Reichsantiquar, ein Universitätbibliothekar; außer ihnen Professoren, Bischöfe und ein Gesandter; keiner von diesen Herren ist „literarisch“ in der eigentlichen Bedeutung des Wortes. Von der ganzen Gesellschaft sind nur Vier Dichter, aber auch nur in ihren Mußestunden. Kein einziger hat sein Leben ungetheilt der Dichtkunst gewidmet.

Warum die Historiker da sitzen? Früher war die Geschichte Lobrede und wurde zur Literatur gezählt; aber jetzt ist die Geschichte Wissenschaft und darum sollten Annerstedt, Odhner, Hildebrand und Hjärne ruhig in ihrer Akademie für Geschichte und Archäologie sitzen bleiben und sich nicht in die Vereinigung für Schwedens hervorragendste Dichter drängen (die da herausgedrängt sind). Von einer Seite ist eingewandt worden, die Geschichtschreibung sei Kunst. Gut; aber dann müßten unsere Historiker in die Kunstakademie hineinzukommen suchen, wo sie wohl mit offenen Armen — vom Grafen Rosen*) empfangen werden würden. Und Professor Mommsen hätte die „königliche Medaille“ bekommen sollen, aber nicht den Nobelpreis.

Warum sitzen die Bischöfe da? Weil sie geistliche Redner sind, antwortet man. Sind, fürs Erste, Billing, Rudin und Rundgren Redner? Ist es Beredsameit, eine Rede niederzuschreiben, sie auswendig zu lernen und sie laut zu verlesen? Fürs Zweite: Will ein so empfindliches Gewissen wie das Rudins seine prophetische Wirksamkeit unter die Kategorie Dichtung zählen und meint er, das Wort Gottes, das er verkündet, gehöre zur Schönliteratur und werde am selben Tag beurtheilt wie Anatole Frances „Frivo-

---

*) Bei der kürzlich vollzogenen Ersatzwahl für den verstorbenen Lyriker Grafen Snoilsky wählte die Schwedische Akademie den Maler Grafen Rosen, der sich aber durch die öffentliche Meinung veranlaßt sah, abzulehnen, worauf der Historiker Professor Hjärne gewählt wurde. (Der Uebersetzer Emil Schering.)

litäten" oder die „Gottlosigkeiten" des Epikuräers Sully-Prudhomme?*) Nein: Beredsamkeit ist etwas Anderes und ist eine seltene Gabe im schwedischen Lande; ist manchmal im Reichstag zu finden, oft in Klubs, niemals auf der Kanzel. Hört man an einem offenen Grabe geistliche Beredsamkeit, so ist es von einem Laien. Also können wir ungestraft die geistlichen Redner aus der Akademie streichen. Geschriebene Beredsamkeit können alle Schriftsteller leisten — und viel besser —, aber die wird nicht dazu gerechnet.

Warum sitzen die Sprachforscher dort? Sie sollen die schwedische Sprache pflegen und ausbauen, sagt man. Nein, gute Herren! Die Sprache ist ein lebendes Wesen, das aus der Zeit hervorwächst. Die Sprache entsteht, aber wird nicht gemacht. Bei den Menschen der Zeit entsteht sie und die Dichter nehmen sie auf, fixiren sie und geben sie geschliffen und eingefaßt zurück. Die Wörterbuchverfasser sammeln und ordnen sie dann aus den Schriften der Dichter; und sie sind Diener, nicht Herren. Die schwedische Sprache der Zeit mit ihrem großen Reichthum an Worten und Formen ist nicht aus dem Wörterverzeichniß der Akademie geholt, sondern sie ist aus den besonderen Sprachen aller Klassen, der Industrie und der Berufszweige bereichert und jüngst durch die Mundarten aufgefrischt. Also fort mit den Wortwurzlern!

Warum sitzen die Literaturhistoriker da? Professor Ljunggren hat meines Wissens keine Literatur geschrieben, wohl aber über Literatur. Dieser Akademietyp wird jetzt zu Denen gerechnet, die selbstverständlich in die Akademie gehören, und wir haben noch mehr Kandidaten dieser Art. Aber die Akademie sollte ja eine repräsentative Versammlung Derer sein, die die Literatur der Zeit schreiben. Nein: die Literaten der Zeit sind ausgeschlossen, aber die Literaturhistoriker gehören selbstverständlich hinein. Das ist Gerechtigkeit und Vernunft. Zu den Selbstverständlichen gehörten jüngst auch die Uebersetzer. So saß Kullberg da als Uebersetzer Tassos, Strandberg als Uebersetzer Byrons und Rydberg kam nicht als Dichter hinein, sondern als Uebersetzer von Goethes Faust. Augenblicklich werden wieder zwei Uebersetzer als Kandidaten genannt. Das ist ja wunderschön. Wer über Literatur schreibt und wer Literatur übersetzt, gehört ganz natürlich in die Akademie; ausgeschlossen sind aber Alle, die ihrer Zeit die Literatur schaffen.

Warum sitzt der Histologe Professor Retzius in der Vereinigung der Literaten? Er selbst stellt wohl nicht so große literarische Forderungen an sich, wie die Bosheit behaupten wollte; aber als Wissenschaftler sitzt er in der Akademie der Wissenschaften, — und mit Recht. Das ist doch genug. Warum dann noch in der Akademie für Literatur?

---

*) Sully-Prudhomme hat des Materialisten Lucretius „De rerum natura" übersetzt und im Vorwort seine Zweifel an den höchsten Dingen ausgesprochen. Das müßte Professor Rudin lesen, sofern er es nicht gelesen hat, ehe die Akademie Sully-Prudhomme den Nobelpreis für Literatur „idealer Richtung" gab.

Sitzt der Staatsrath von Ehrenheim der Literatur wegen da? Das glaubt man. Früher wurde ein verabschiedeter Staatsrath Landeshauptmann; jetzt wird die Akademie für ihn als Sinekure benutzt, wie das Postamt früher für den Major.

Und dann ist da der Gesandte B. Kenne ich nicht!

Schließlich die vier Literaten Melin, Nyblom, Gellerstedt, Wirsén: Dilettanten und Verseschmiede, die sich unsinnig durch die Gesellschaft geehrt fühlen.

Das ist die Schwedische Akademie!

Die Schwedische Akademie war um 1880 eine lächerliche Einrichtung, die man in literarischen Kreisen nicht im Geringsten beachtete. Als aber in den neunziger Jahren diese Institution durch Nobels Stiftung zum Gerichtshof über die moderne Weltliteratur erhoben wurde, da war die Akademie Etwas. Aber da mußte sie selbst, wenn sie Ehre im Leibe hatte, sich für inkompetent erklären und sich als Forum ablehnen. Denn Richter dürfen nicht in unbekannter Sache und nicht nach Hörensagen richten. Wie viele von den Mitgliedern der Akademie lesen Literatur? Wie viele besuchen Theater? Hat Professor Rudin oder Bischof Billing Zolas Romane gelesen oder Ibsens Stücke gesehen? Ich weiß es nicht; aber wagt der Professor und der Bischof in der Jury zu sitzen, ohne die Akten des Prozesses eingesehen zu haben, dann ist ihr Leichtsinn und ihre Unbedachtsamkeit strafbar. Das erste Urtheil, das die Akademie zu Gunsten des nicht des großen Preises würdigen Sully-Prudhomme fällte, war eine Ungerechtigkeit; das zweite Urtheil zu Gunsten Mommsens war eine Ungesetzlichkeit, denn Geschichte ist Wissenschaft und nicht Literatur.

Ein Menschenalter von Ungerechtigkeiten in ihren Preisverleihungen hat die Akademie auf ihrem Gewissen. Dazu sind nun Ungesetzlichkeiten gekommen, da sie ihre Statuten willkürlich auslegt und da sie soeben dem letzten Willen eines Verstorbenen Gewalt angethan hat; denn Alfred Nobels Testament ist nicht respektirt worden. Diese Institution hat der heranwachsenden Jugend ein schlechtes Beispiel gegeben, da sie gezeigt hat, daß Ungesetzlichkeiten und Ungerechtigkeiten den höchsten Schutz genießen, und sie muß zur Verantwortung gezogen werden, da sie Parteilichkeit und Willkür übt; fährt sie aber fort, den literarischen Nobelpreis in der selben Art wie bisher zu vertheilen, dann wird sie Schande über unser Land bringen.

Alfred Nobels Gedanke war schön: er wollte unserem unbemerkten Vaterlande eine Hegemonie in der Literatur schaffen; aber er kannte weder die Literatur noch die Akademie. Die Literatur der Zeit ist der Roman und das Drama; doch unter den vier literarischen Beisitzern der Akademie ist kein Romancier, kein Dramatiker. Achtzehn unliterarische Räthe und nicht ein kompetenter Richter. Das ist kein Gerichtshof! Das ist nichts!

Stockholm, September 1903. August Strindberg.

Amoralische Kriegsgeschichte.

Keine Wissenschaft wird jemals ausgelernt; am Wenigsten die der Geschichte. Sie ist von einer Mannichfaltigkeit, einem Reichthum wie keine zweite, denn alle Wissenschaften gehören ihr bis zu einem gewissen Grad an. Erschwert schon Das ihren Betrieb, so gesellt sich noch hinzu: die Aufbewahrung und die Art ihres Materials. Das pflegt weit verstreut zu sein in Archiven, Bibliotheken und Sammlungen und ist stets aus den Ereignissen heraus, unter bestimmten Verhältnissen, erwachsen, weshalb sich oft der Thatbestand nur ungenügend, noch seltener der genaue Zusammenhang und am Seltensten Gründe und Ursachen feststellen lassen. Hier ist eine Wechselwirkung zwischen dem Material und dem Denken und Empfinden des Forschers nöthig; denn es kommt nicht nur darauf an, was, sondern auch, wie man es schildert. Auffassung und Gestaltung erweisen sich für den nichtzünftigen Leser oft wichtiger als die Genauigkeit von Daten und Zahlen. Je nach der Denk- und Empfindungweise kann diese Auffassung nun bei dem selben Gegenstand weit auseinanderklaffen. Solche Fälle bietet die Geschichte überall; und oft handelt es sich dabei um die hervorragendsten Personen und die wichtigsten Ereignisse. Das ist beklagenswerth, weil es der ganzen Wissenschaft einen Zug von Unfertigkeit giebt, ihr den Stempel der Unsicherheit verleiht. Aber bei der allgemeinen Sachlage läßt es sich nicht vermeiden; verschiedene Menschen betrachten den selben Gegenstand eben verschieden. Immerhin sollten hier gewisse Grenzen bestehen. Wird gegen die Gesetze der Moral verstoßen, dann sinkt die Geschichte, trotz all ihren Entdeckungen, trotz ihrer technischen Höhe, zur Dirne herab und vergiftet, statt zu erziehen.

In vollem Umfang können solche Verirrungen natürlich nur in abgeschlossenen Leistungen hervortreten; aber sie sind auch schon in Einzelfällen fühlbar, die das Denken und Empfinden des Schreibenden widerspiegeln. Bei der Verwirrung der Geister, die jetzt vielfach herrscht, bietet die neuste Geschichtliteratur natürlich zahlreiche Fälle, wo der vorurtheillos Denkende den Kopf schütteln muß. Ich will einen solchen Fall auswählen und erläutern. Er ist dem Leben Napoleons entnommen. Auf seinem egyptischen Feldzug erschien der damalige General Bonaparte vor Jaffa. Der türkische Befehlshaber des Platzes verweigerte die Uebergabe, der Ort wurde von den französischen Truppen erstürmt, die ein entsetzliches Blutbad anrichteten und Alles niedermachten, dessen sie habhaft wurden. Dabei fielen ihnen dreitausend Gefangene in die Hände. Diese Kriegsgefangenen ließ Napoleon töten. Den Hergang schildert General Keim in dem von mir herausgegebenen Werk: „Napoleon I., Revolution und und Kaiserreich" folgendermaßen: „Der Obergeneral selbst berichtet: ‚Alles mußte über die Klinge springen; die Stadt, der Plünderung hingegeben, erlitt alle Schrecken eines mit Sturm genommenen Ortes.' Aber damit begnügte Bonaparte sich diesmal nicht. Er befahl, am folgenden Tage dreitausend Gefangene, die, in Moscheen geflüchtet, die Waffen gestreckt hatten, an das Meeresufer zu führen und dort zu töten, ‚dabei aber solche Vorsichtmaßregeln zu treffen, daß nicht ein Einziger von ihnen entrinnen könne'. Ein Augenzeuge berichtet über den Vorgang: ‚Es war Befehl gegeben worden, all diese Gefangenen mit dem Bajonnette nieder-

zustoßen, um die Patronen zu sparen, die anfingen, knapp zu werden. Am Morgen vor dem Abmarsch vertheilte man die Unglücklichen auf die Halbbrigaden. Es wurden Vierecke gebildet, Front nach innen; dann gingen wir mit dem Bajonnette auf diese lebendigen Massen vor. Alle wurden getötet. Die Soldaten gehorchten dem Befehl mit einem Gemisch von Abscheu und Schrecken.' Dieses Massacre von Jaffa ist wohl das dunkelste Blatt in der Geschichte napoleonischer Kriegführung. Man hat versucht, es mit der harten Nothwendigkeit des Krieges zu entschuldigen, weil es an Lebensmitteln gefehlt habe, die Gefangenen unterwegs zu ernähren; sie in Freiheit zu setzen aber unthunlich gewesen wäre, weil sie doch wieder die Waffen gegen die Franzosen ergriffen haben würden. Diese ganze Beweisführung bricht unter den eigenen Berichten Bonapartes zusammen, in denen er meldet, daß man allein in Jaffa 400 000 Rationen Zwieback und 20 000 Centner Reis und kurz vorher in Gaza 300 000 Rationen Zwieback sowie sonstige große Vorräthe an Lebensmitteln erbeutet habe. Der Mangel an Lebensmitteln konnte demnach nicht die entscheidende Ursache der entsetzlichen Schlächterei sein. Der Obergeneral wollte in erster Linie ein Exempel statuiren, das weit in den Orient hinein den Schrecken seines Namens verbreiten sollte. Daß ihm das Mitführen und Bewachen der Gefangenen an sich lästig sein mußte, mag zugegeben werden. Das kann aber niemals einen solchen unmenschlichen Massenmord Wehrloser entschuldigen. Es hat mit einer falschen Sentimentalität nicht das Geringste zu thun, wenn man dieses erbarmunglose Hinwegsetzen über die Gesetze der Menschlichkeit, des Christenthumes, des Völkerrechtes und selbst des Krieges als Das bezeichnet, was es war, als einen Akt, würdig eines grausamen orientalischen Despoten."

Vergleichen wir hiermit die Darstellung des selben Gegenstandes, die Roloff in seinem Werk „Napoleon I." giebt: Der europäischen Artillerie konnte Jaffa nicht lange Stand halten; es wurde erstürmt, geplündert und die ganze Garnison getötet. Ein Theil der Truppen, an zweitausend Mann, hatte sich ergeben, aber ihr Schicksal wendeten sie damit nicht. Napoleon konnte sie aus Mangel an Proviant nicht ernähren und aus Mangel an Truppen nicht überwachen: entlassen konnte er sie nicht, weil sie sogleich die Reihen seiner Feinde verstärkt hätten; es blieb also nichts übrig, als sie Alle, einem Urtheil der französischen Generale entsprechend, erschießen zu lassen. Barbarisch erscheint das Vorgehen auf den ersten Blick; und mehrere Tage lang bedachte sich Napoleon, ehe er den Spruch seiner Generale vollzog: aber die erste Rücksicht des Feldherrn, das Heil der eigenen Armee, machte die Grausamkeit unvermeidlich. Sie ist keineswegs ohne Beispiel in der Kriegsgeschichte und widerspricht humanitären Anschauungen nicht mehr als die Praxis des achtzehnten Jahrhunderts, die Kriegsgefangenen zum Dienst im Heere des Siegers zu zwingen."

Wohl jeden Denkenden wird diese Verschiedenheit der Anschauung über die selbe Sache befremden, um so mehr, als die Rollen gewissermaßen vertauscht sind, als der gediente und erfahrene Soldat der Menschlichkeit, der militärisch unerfahrene Historiker der soldatischen Gewaltthat das Wort redet. Suchen wir uns diese befremdliche Erscheinung zu erklären und prüfen zunächst die Darstellung des Gelehrten. Da heißt es: „Napoleon konnte die Gefangenen aus Mangel an Proviant nicht ernähren." Längst ist diese von dem Schuldigen

und seinen Anhängern verbreitete Mär widerlegt. Wegen des Nahrungmangels und aus zwei anderen Gründen soll dem Sieger „nichts übrig“ geblieben sein, als die Generale um ihr Urtheil zu befragen und die Leute dann erschießen zu lassen. Als ob ein Höchstkommandirender, nun gar ein Napoleon, an das Urtheil seiner Generale gebunden wäre, als ob ein Feldherr nicht selbst die volle Verantwortung trüge, weil nur er zu befehlen hat und Niemand sonst! Es liegt auf flacher Hand, daß der schlaue Korse seine Gründe hatte, wenn er das Urtheil seiner Untergebenen einholte; er wollte die Verantwortung und mit ihr die üble Nachrede von sich ablenken: und wie man sieht, gelang ihm dieser Versuch bei gewissen Historikern. Der gutmüthige Napoleon braucht mehrere Tage, um den Spruch seiner Generale zu überdenken, bevor er ihn vollzieht und nach der „ersten Rücksicht des Feldherrn“ die Unglücklichen erschießen läßt. Erschießen? Wir hörten doch eben, daß er sie, wie Raubthiere, mit dem Bajonnett ermorden ließ. Durch den Spruch der Generale, die „erste Rücksicht“ und das Erschießen ist der fürchterliche Vorgang in eine Beleuchtung gerückt, die ihn dem unkundigen Leser als ziemlich harmlos erscheinen läßt.

Die „erste Rücksicht“ eines Feldherrn — eine Verwässerung von suprema lex — ist nicht „das Heil der eigenen Armee“, sondern suprema lex und ultima ratio sind der Sieg, das Niederwerfen des Feindes. Das Heer ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck; sein Heil kommt deshalb erst in zweiter Linie und oft ist eine ganze Armee dem Erfolge geopfert worden. Ein Feldherr von der Sorte des Fürsten Schwarzenberg blickte freilich mehr nach hinten auf sein Heer als vorwärts auf den Feind; aber darum hat er auch so viel Unheil, so viele Halbheiten angerichtet. Also der Satz von der „ersten Rücksicht“ ist eben so falsch, eben so schwarzenbergisch halb wie alles Andere, nur ganz und gar nicht napoleonisch.

Bonaparte konnte die zweitausend Mann übrigens sehr gut mitführen; vielleicht als Lastträger von Proviant und Munition unter strenger Androhung, daß jeder Widerstand und jeder Fluchtversuch den Tod bedeuteten. Die Zweitausend hätten keine Orientalen und überdies nicht meist zum Kriegsdienst gepreßte Leute sein müssen, wenn sie nicht blind gehorcht hätten. Napoleon hat diese einfache und nächste Lösung nicht einmal versucht; augenscheinlich, weil sie ihm, wie Keim richtig sagt, lästig war und er den Mord als Schreckmittel brauchte. Der Mord war demnach thatsächlich nicht Vollzug eines Urtheils der Generale, sondern eine kalt berechnete politische That, der Gedanke eines der größten Menschenverächter, den die Geschichte kennt.

Die Ansicht des Erzählers läuft darauf hinaus: Alles, was einem Feldherrn für seine Armee nothwendig erscheint, ist nicht nur erlaubt, sondern geboten. Man vergegenwärtige sich aber, wohin solche Annahme führen kann, ja, führen muß. Hält man, wie Ludwig XIV., eine Wüstenei als Grenze gegen das Nachbarland für nothwendig, — nun, so verbrennt man eben die Dörfer und Städte; sind Einem Gefangene besonders lästig oder beeinflussen sie gar die ganze Kriegführung ungünstig, wie im Loirefeldzuge 1870, so schlägt man sie einfach tot; hat man Hunger, so nimmt man dem Bürger sein Brot ohne Entgelt; und giebt ers nicht gutwillig, dann hilft Blei und Bajonnett; wird eine Festung vom Feinde belagert und die Einwohner verkürzen die Nahrung: gut,

so läßt man sie verhungern; und gefällt ihnen Das nicht, so macht man sie kalt. Diese Anschauung des Historikers verträgt sich nicht mit den Grundbegriffen unserer Kultur, an der die Welt Jahrtausende lang gearbeitet hat. Und dann: was für den Feldherrn „erste Rücksicht" ist, ist es schließlich für Jedermann; sein „Heil", das seiner Familie, erscheint jedem Menschen als „erste Rücksicht". Hungert Jemand, so hat er, kraft der Lehre vom „Heil", das Recht zu Diebstahl und Mord, zu jeder Gewaltthat, um sich Nahrung zu verschaffen; ist er obdachlos, so verdrängt er Den, der ein warmes Stübchen besitzt. Das wäre der Krieg Aller gegen Alle. Neben dem „Ich" aber bestehen Gesellschaft, Staat und Menschheit; ihnen ist das „Ich" nicht über-, sondern untergeordnet. Für den Feldherrn gelten neben dem „Heil" seiner Armee die Gesetze der Menschlichkeit und die des Krieges, worauf schon Keim hinwies. Roloff sagt, das Verhalten Napoleons widerspreche humanitären Anschauungen nicht mehr als die Praxis des achtzehnten Jahrhunderts, die Kriegsgefangenen zum Dienst im Heer des Siegers zu zwingen. Erstaunt sieht man: auf der einen Seite werden Wehrlose mit Bajonnettstichen abgeschlachtet, auf der anderen werden Gefangene dem Heer des Siegers als ehrliche Soldaten eingereiht, und zwar zu einer Zeit, wo das Nationalgefühl noch schwach entwickelt war und die Truppen zum großen Theil aus geworbenen Berufssoldaten bestanden, die bald diesem, bald jenem Landesherrn dienten, wenn er nur zahlte. Und diese zwei himmelfernen Dinge sollen auf gleichen „humanitären Anschauungen" beruhen!

Ziehen wir die Summe. Ein Vorgang, der wohl zu erklären, aber nicht zu entschuldigen ist, wird beschönigt und gerechtfertigt. Damit berühren wir eine traurige Seite der modernen Geschichtauffassung. Sie zeigt geradezu eine Verwirrung der sittlichen Grundbegriffe. Sie predigt die Philosophie der Selbstsucht, den Götzendienst des Erfolges. Während bei einem Napoleon und bei sonstigen „großen Männern" Alles erlaubt erscheint, Alles mild beurtheilt wird, verfährt man äußerst streng, wo der Erfolg fehlt oder gar das Unglück einzog. Der Erfolg ist der Gott. Und leider nicht nur für viele moderne Historiker, sondern für einen großen Theil der modernen Menschheit. Aber es handelt sich dabei nicht allein um abgestumpftes Moralgefühl, sondern — mildernd müssen wirs hinzusetzen — auch um unklares Denken. Das verräth in unserem Fall schon der Stil. Im ersten Satz Roloffs heißt es: Die ganze Garnison wurde getötet; unmittelbar darauf sind noch zweitausend Mann am Leben. Wo kommen diese zweitausend Mann plötzlich her, wenn alle niedergemacht waren? Unklarer Stil beweist unklares Denken, — nur zu oft die Wurzel alles Uebels. So kommt es, daß ein Berufshistoriker, ohne mit der Wimper zu zucken, rechtfertigt, was ein Mann des Degens rückhaltlos tadelt.

Beachtenswerth finde ich, daß Männer, die solche Ansichten vertreten, Lehrer an deutschen Hochschulen sind. Wer will sich da wundern, daß der Idealismus aus dem Studentenleben weicht und skrupelloser Selbstsucht Platz macht?

Professor Dr. Julius von Pflugk-Harttung.

Der neue Kirchhof.

Der Totengräber von Petzenhausen, einem zwischen den letzten Bergschwaben nordwärts des Harzes gelegenen wohlhäbigen Bauerndorf, hatte nach geraumer Zeit wieder einmal hart bei der Kirchmauer ein Grab gegraben und besah nun kopfschüttelnd die Schädel und Gebeine, die auf dem frischen Erdhaufen lagen. Er paßte einige Schenkel zusammen, suchte die entsprechenden Knochen und Schädel dazu und fand, daß er die Ueberbleibsel von mindestens fünf ehemaligen Petzenhäusern vor sich hatte. Der alte Detje nahm den besterhaltenen Schädel in die Hand, betrachtete ihn eine Weile, sann und grübelte und kraute sich in der grauen Bartkrause. Er maß die hohe Schädelstirn mit den gespreizten Fingern, nickte lebhaft und rief noch lebhafter: „Dat maut Andreis Battermann sien!“ Andreis Battermann, der alte Dorfphilosoph, wie ihn mal Einer genannt hatte, Andreis, der bei allem Ungemach seines Lebens nie ein Kopfhänger war, auch keinen Kopfhänger um sich duldete, der immer, wenn das Seil seiner Hoffnung ihm jählings zerriß, die beiden Enden unverdrossen wieder zusammenbrachte und dabei sang:

„Wir wollen den Adam nochmal schmieren
Und die Kunst nochmal probiren.“

Detje prüfte und maß den Schädel noch einmal und nickte wieder, während ihm eine feine Thräne ins Auge schlüpfte. So ein starkes, ungewöhnliches Gehäuse mit der charakteristischen Bucht da hinten, — 's litt gar keinen Zweifel: Das war Andreis Battermann; und Detje konnte es wissen, denn er hatte ihn gut gekannt, auf der Erde und sozusagen auch unter der Erde, denn er machte die Gräber schon seit mehr als vierzig Jahren und hatte auch dem alten Andreis dies Grab gegraben.

Wie er den Schädel noch so sinnend betrachtete, wars ihm auf einmal, als würde er ihm auf der Hand lebendig, als hörte er wieder Andreis Battermanns Stimme:

„Wir wollen den Adam nochmal schmieren
Und die Kunst nochmal probiren.“

Detje legte den Schädel rasch, aber sehr behutsam hin und schüttelte energisch den Kopf. „Nein, Andreis Battermann, Das wollen wir nicht! Jetzt nicht mehr und jedenfalls hier nicht mehr. Jenseits, ja wohl, — aber hier sollst Du Deine ungestörte Ruhe haben, denn es muß ein neuer Kirchhof angelegt werden oder ich will nicht mehr Totengräber sein.“

Als die Kirchthurmsglocke schlug und die Kinder aus der nahen Schule schreiend daherwirbelten, schloß Detje das Kirchhofsthor und warf einige Schuten voll Erde über die Knochen. Schon aber drängten sich die Kinder am Thor, zwängten die Nasen durch das Gitter und suchten schauerlustig die Gebeine zu erspähen; etliche Buben kletterten bereits über die hohe Mauer und kamen dem Grabe so nah, wie sie es vor der manchmal drohend aufgereckten Totengräberschute nur wagen konnten.

Schon seit fünf Jahren redeten sie in Petzenhausen davon, daß man endlich einmal mit dem Knochengerappel aufhören, also einen neuen Kirchhof anschaffen müsse. Und noch immer war kein endgiltiger Entschluß zu Stande

gekommen. Wie es denn dem Nothwendigen, springt es aus dem alten Gleis, in solch einer Dorfgemeinde einmal so geht: es wird nicht auf den Schoß, sondern vor die Hörner genommen.

Zwei Parteien rangen mit einander um das Uebergewicht; aber die eine war nur sehr klein. Und diese kleine Partei sagte: es sei ein Skandal und ihr Gefühl leide es nicht länger, daß man die Ahnen und Urahnen alle dreißig Jahre, manchmal auch viel früher, aus der geheiligten Ruhe heraufhole und Tage lang nackend und blos in der Sonne liegen lasse; hätten sich doch beim letzten „Faßlabend" gar etliche Burschen mit den Schenkelknochen der Großväter geprügelt. Man solle die ehrwürdigen Gebeine endlich ruhig lassen und Obstbäume darauf pflanzen. Dann könnten die Ahnen die Gemeinde noch für alle Zukunft in den Bäumen segnen, bemerkte dazu der Geistliche, der natürlich zu dieser Partei hielt. Die große Partei aber sagte: aufs Gefühl komme es hier nicht an, sondern aufs Geld; und so ein neuer Kirchhof koste viel Geld. Wenns jedoch aufs Gefühl ankäme: warum es dann nicht auch ein ganz schönes Gefühl sein könne, wenn Einer von Zeit zu Zeit mal seine Ahnen wiedersehe und sich die Knochen für den Großvater oder die Großmutter wieder zusammenstellen könne. Es sei doch von Alters her so gewesen, daß immer wieder von vorn angefangen wurde, wenn man die Reihe „rum" war; warum es nun nicht in Zukunft so bleiben solle.

Der Großkötner Hornhart, der das große Wort bei dieser Partei führte, erinnerte grobwitzig an Andreis Battermann, der immer gesagt habe: „Wir wollen den Adam nochmal schmieren und die Kunst nochmal probiren." Hornhart, dessen großer Hof im Oberdorf eine stattliche Breite zwischen der langen Dorfstraße und der dicken alten Feldhecke, die das Dorf einsäumte, herrisch ausfüllte, hätte es nicht nöthig gehabt, so sehr aufs Geld zu sehen; denn um den Antheil, der auf ihn kam, brauchte er nicht einmal ein Kalb zu verkaufen. Aber die vollsten Säcke stehen am Steifsten. Und ist Einer voll von Gold und Geld, kann er nicht auch noch voll von Gefühlen sein. Das Eine schließt, wenn nicht immer, so doch allzumeist, das Andere aus. Der Eine hats Geld und der Andere das Gefühl. Das ist einmal so in der Welt, und wärs anders, ich meine, so würde es auch wohl möglich sein, daß an den langen Pappelbäumen süße Feigen wüchsen, da sie doch Platz genug haben.

Der Kirchenvorstand rieth hin und her und sagte sich: Könnten wir nur dem Hornhart das Horn ausbrechen! Ja, darauf kam es in der That an, denn wie die Menschheit überhaupt, so bestand besonders die petzenhäuser Gemeinde in ihrer weitüberwiegenden Mehrheit aus Heerdenvieh, das nur nach den Hammelhörnern an der Spitze sieht. Da man dem Großkötner also nicht mit dem Gefühl beikommen konnte, mußte mans denn mal mit etwas Härterem versuchen. Der Kirchenvorstand klügelte eine List aus. Warum soll nicht auch ein Kirchenvorstand einmal listig sein, falls er sich durchaus nicht anders helfen kann?

Man richtete an Hornhart ganz vertraulich die Anfrage, ob er wohl von seiner überm Dorf gelegenen „Breiten Koppel" ein Stück für den neuen Kirchhof hergeben würde. Selbstverständlich, fügte man umständlich hinzu, falls es überhaupt einmal zur ernstlichen Anlage eines neuen Kirchhofes komme. Nun gehörte Hornhart durchaus nicht zu jenen losen Bauern, die sich so leicht einen

Acker abhandeln lassen; er hatte aber längst im Stillen überschlagen, welch ein vortheilhaftes Geschäft so eine Kirchhofsanlage für den Ackerverkäufer werden könne. Erstens war in diesem ungewöhnlichen Falle sicher mit einer Vervielfachung des ortsüblichen Ackerpreises zu rechnen. Man konnte also für den abzustehenden Morgen gut drei andere wieder kaufen, zumal seit einiger Zeit in Petzenhausen Aecker genug feil waren. Wurde aber — so überlegte Hornhart weiter — der neue Gottesacker in richtiger Weise auf seiner Breiten Koppel angelegt, so hatte er die Kirchengemeinde völlig in seiner Hand; bei der gewiß einmal nöthig werdenden Vergrößerung des Kirchhofes konnte sie nur von ihm kaufen, er mochte fordern, was er wollte. Und er wollte fordern, was er mochte.

Freilich war das Sterbenstempo in Petzenhausen immer ein sehr langsames gewesen; konnte aber in Zukunft nicht einmal ein Trab oder Galopp daraus werden? Konnten nicht allerhand Epidemien hereinbrechen? Wie im vergangenen Jahr in Grossendorf, wo in wenigen Wochen zehn Alte und fünfzehn Junge vom Typhus dahingerafft wurden? Ueberdies galt es als eine große Ehre, das Land zum Gottesacker hergegeben zu haben; man konnte sich bei Gott und den Menschen angenehm und wichtig machen und bekam noch einen Haufen Geld dazu.

Der Kirchenvorstand hatte gemuthmaßt, daß Hornhart so ähnlich denken würde. Und er hatte sich nicht verrechnet, wie sich alsbald herausstellte.

Hornhart, ein großer, starker Mann mit einer kurzen, aber sehr runden Stirn, that freilich erst ganz „weithin“. Denn er war ein Diplomat und ließ sich nicht in die Stube gucken, ehe nicht Alles hübsch zurechtgestellt war. Also seine Breite Koppel! He ja! Das sei eine Koppel, wie sie Keiner im Dorfe habe, — Keiner! Und eine geeignetere Stelle für den neuen Kirchhof gebe es gewiß rund um Petzenhausen herum nicht mehr. Aber solch eine Koppel lasse man sich doch nicht zerschneiden. Zumal, wenn mans nicht nöthig habe.

Der Kirchenvorsteher, der es übernommen hatte, dem Großkötner auf den Zahn zu fühlen, wußte nun schon, woran er war; dennoch stellte er sich, als könne er drei große Bohnen und fünf kleine nicht so auf der Stelle zusammenzählen. Es sei schade, bedauerte er, als er schon über den langen Steinweg zurückschritt So ein Stück aus Hornharts „Breite“ hätte sich gar zu gut für den neuen Gottesacker geeignet.

He nun, man schöbe ja doch kein Brot in den ungeheizten Backofen, meinte Hornhart entgegenkommend. Das Sterben wäre ja nun einmal nicht abzuschaffen, und da man mit der Zeit doch um den neuen Kirchhof nicht herumkäme (Aha! machte der Kirchenvorsteher innerlich), so könne man die Sache noch einmal besprechen. Er sehe ja ein: mit dem fatalen Knochengerappel müsse es wirklich ein Ende nehmen. Und wo so gute Gründe seien, da wolle er schließlich kein solcher Unmensch sein, daß er nicht für eine gemeinsame christliche Sache ein Opfer brächte (Aha! machte der Kirchenvorsteher, aber nur wieder ganz bei sich). Es habe eben jedes Ding seine zwei Seiten, schloß der Großkötner; man müsse es nur mal umwenden. Und er habe es umgewandt.

Was soll ich Weiteres sagen?

Der Kirchenvorstand hielt den Großkötner bei den Fittichen und der Großkötner wieder meinte, er hielte den Kirchenvorstand bei den Fittichen, — und so

kam es zwischen Morgen und Abend zu einer Vereinbarung, wonach der neue Kirchhof wirklich auf Hornharts Breiter Koppel überm Dorfe angelegt werden sollte. Natürlich gegen eine Summe, die den Sack steif und strack machte.

Daß die Obrigkeit den Handel zu bestätigen hatte, der Kirchenvorstand darum einen entsprechenden Vorbehalt machen mußte, schlug Hornhart in seiner plötzlichen Begeisterung für den neuen Kirchhof nicht weiter an; an dieser Bestätigung konnte ja auch gar nicht gezweifelt werden; dazu war der neue Kirchhof zu nöthig und Hornharts Gewicht zu gewichtig. So gründlich war seine Gesinnung umgeschlagen, daß er sogar mit dröhnender Stimme bestritt, überhaupt je gegen den neuen Kirchhof gewesen zu sein, eben so wenig wie er gegen das Sterben selbst sei. Was man brauche, brauche man; und ein Kirchhof sei keine Kirmeß, die man feiern oder nicht feiern könne, je nachdem man Lust habe.

Es war kein Mann und kein Mensch in Petzenhausen, der es mit dem Großen und Gewaltigen verderben wollte, der sich erkühnt hätte, auch nur einmal mit der Achsel zu zucken, wenn Hornhart ihn ins Auge nahm. Sie nickten, wenn er sprach, und sagten Ja, wenn er nickte, gaben es ihm aber um so kräftiger, wenn er nicht dabei war.

Man schlug die ersten Planken um den neuen Gottesacker, — und schon jagte auch der Tod ins Dorf, ihm seinen ersten Tribut zu bringen.

Die endgiltige Prüfung und Genehmigung durch die Obrigkeit stand zwar noch immer aus; konnte es aber daran fehlen? Auch geweiht war die neue Ruhestätte noch nicht, doch sollte Das zugleich mit dem ersten Begräbniß geschehen. Also ging Detje auf den neuen Acker und grub das erste Grab.

Während sonst in Petzenhausen die Toten auf dem letzten Gange nur von den Angehörigen und Nachbarn begleitet wurden, betheiligte sich bei diesem außergewöhnlichen Begräbniß die ganze Einwohnerschaft am Gefolge.

Sogar der Herr Amtshauptmann war aus der Kreisstadt gekommen, um bei der Einweihung gegenwärtig zu sein. Der vornehme und gefürchtete Herr sprach vor allem Volk mit Hornhart und lobte und ehrte ihn so, daß der ohnehin schon sehr von sich eingenommene Großkötner dann noch einmal so stolz in dem großen Gefolge einherschritt. Jeder Blick, mit dem er um sich warf, schien zu sagen: Habt Ihrs gesehen? Mit mir hat der Amtshauptmann gesprochen! Ja, wäre ich nicht, so hättet Ihr noch lange, ha, noch lange keinen neuen Kirchhof gekriegt!

Der Leichenzug schlug einen sehr umständlichen Weg ein, um an dem alten Kirchhofe vorüber zu kommen. Man hielt hier einen Augenblick an, sah und nickte nach den alten Gräbern hinüber, als wärs ein Abschiednehmen der Toten von den Toten. Und die Cypressen und Tannen, die da und dort auf den eingefallenen Gräbern standen, die wilden Rosenbüsche an der Kirchhofsmauer und die stolzen Schwadronen der Brennessel, die längs der Mauern und an manchen Grüften Wache hielten, die Lilien und Nelken zwischen dem üppig wuchernden Gras und Kraut, — sie alle hoben sich und guckten über die Mauer, nickten wieder und neigten sich, als verständen sies gar wohl, was jetzt in Petzenhausen vorging, und als wären sies gern zufrieden.

Dem alten Totengräber aber, der der Feierlichkeit wegen mit der blanken Schute am Ende des Zuges schritt, — dem alten Totengräber wars, als hörte es Andreis Battermann aus dem letzten neuen Hügel rufen:

„Wir wollen den Adam nochmal schmieren
Und die Kunst nochmal probiren“ . . .

Der Alte mochte sich in seinem frommen Totengräbergemüth gegen die Stimme aus der Erde sträuben, wie er wollte: er hörte sie so deutlich wie vor dreißig oder vierzig Jahren, hörte sie deutlicher als all die hundert feinen und groben Stimmen des langen Leichenzuges, die zusammenstrebten in dem alten Sterbelied aus dem Kirchengesangbuch:

„Alle Menschen müssen sterben,
Alles Fleisch vergeht wie Heu!“ . . .

Der alte Totengräber setzte wiederholt kräftig mit ein, verfiel aber jedesmal in Andreis Battermanns Lied. Er schüttelte es in sich ab, machte mit der Schute, als ob ers wie einen klebrigen Erdkloß darauf hätte, merkte aber, daß sichs weder abschütteln noch wegschaufeln ließ, daß es festsaß wie ein Kobold. Er empfand diesen seltsamen Zustand halb wie eine geisterhafte Fopperei, halb wie eine Sünde, weil er meinte, daß sein Sinn nicht ernst genug zu dem Herrn über Leben und Tod gerichtet sei. Und in der Ungewißheit über das Wahre in seinem augenblicklichen Zustande fühlte er sich in seiner Seele gedrängt, den Herrn, dessen schrecklichen Ernst er in dem ungewöhnlich langen schwarzen Zuge verkörpert sah, um Geduld und Vergebung zu bitten. Aber selbst in diesen Gebetsseufzer sang Andreis Battermann:

„Wir wollen den Adam nochmal schmieren
Und die Kunst nochmal probiren . . .

Verzweifelt schüttelte Detje sich aufs Neue, daß Alle, die vor und neben ihm gingen, einander bedenklich ansahen und ein Melodieende zurückblieben, das dann auffällig nachdröhnte. Und die Schuljugend, die mit ihrem Lehrer dem Sarge in geordnetem Zuge voranschritt, begann mit weithin tönenden hellen Stimmen den sechsten Vers des tröstlichen alten Sterbeliedes:

„O Jerusalem, Du Schöne,
O wie helle glänzest Du!
Wie ein lieblich Lobgetöne
Hör' ich jetzt in stiller Ruh!
O, der großen Freud' und Wonne!
Jetzo gehet auf die Sonne,
Jetzo geht mir an der Tag,
Der kein Ende nehmen mag.“

Der letzte Vers dauerte bis an den Handweiser, der oben vor dem Dorf steht. Noch drei Strophen mehr: und er hätte bis zu dem neuen Friedhof gereicht. Doch horch! Die Lerchen waren schon dabei, das Lied fortzusetzen; nur daß sie einen anderen Text und eine andere Melodie wählten.

Ein sinnender Bauer am Ende des Zuges sah ihnen nach, nickte und sagte zu seinem Nachbar, dem Totengräber: die ins Unendliche aufsteigende Lerche zeige ihnen, welchen Weg die Menschenseele nehme, während der Leib hier zu Grabe getragen werde, und daß der neue Kirchhof überhaupt nicht unsere bleibende Stätte sei. Detje nickte und sagte: „Wir wollen den Adam“ . . ., brach aber kopfschüttelnd ab, schob Andreis Battermann sanft bei Seite, lauschte angestrengt auf die Lerche und übersetzte ihr Lied anstößig laut in: „Nah'n Himmel is't wiet, wiet, wiet hen . . .“

Nach dem Himmel ists weit, weit, weit hin! Ja, so sang die Lerche wohl; aber wäre der Weg auch noch so weit, brauchte doch keine erlöste Seele so viel, in den Himmel zu kommen, wie eine Lerche brauche, um mit ihrem Liede aus dem grünen Klee in die hohen Lüfte zu steigen, meinte der Bauer.

Sie wunderten sich Beide, der Bauer und der Totengräber, daß sie durch die Lerche auf solche Gedanken gekommen waren. Und es fiel ihnen ein, daß sie auf dem Wege zum alten Gottesacker noch niemals eine Lerche gehört hatten; auch aus diesem Grunde wäre es gut, meinten sie, daß sie einen neuen Friedhof im freien Felde bekommen hätten, wo die Lerchen alle Tage ihre Himmelsleitern hinaufstiegen. Da gewöhne sich die Menschenseele um so eher an den Weg und an seine Richtung.

Als die Spitze des Zuges den Kirchhof erreichte, trat Hornhart in gewichtiger und geräuschvoller Weise aus dem Gliede, um mit raschen Schritten voranzugehen. Er fühlte sich gewissermaßen als Gastgeber des Todes und schritt Allen voran als Erster auf den neuen Kirchhof, um sozusagen die Honneurs zu machen. Der Herr Pastor gab ihm im Vorbeigehen noch einmal die Hand, um ihn zu ehren; und wenn auch der Herr Amtshauptmann die Hand nicht ausstreckte, so ließ er es doch an einem wohlwollenden Zunicken, das Alle sehen konnten, nicht fehlen. Detje eilte mit seiner Schute an den Rand des Grabes, guckte hinunter und schüttelte leise den Kopf.

Der Pastor erhob seine Stimme und hielt eine ergreifende Predigt über das Wort: „Der Mensch ist wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr."

Und dann kams, was Detje schon vorausgesehen, aber leider — um den neuen Friedhof nicht zu gefährden — für sich behalten oder als nicht „der Rede werth" bezeichnet hatte: jähe Wasserspritzer schossen aus dem Grabe empor, als die Träger den Sarg in dem weißen Laken hinunterließen, und man hörte ein klatschendes und schölendes Geräusch. Das Wasser, das sich in dem Grabe angesammelt hatte, war über dem Sarge zusammengeschlagen. Die Träger stockten eine Weile, sahen einander aus fahlen Gesichtern an, zogen die Stricke unwillkürlich wieder an und mußten den Sarg doch ganz hinunterlassen, so daß er im Wasser völlig verschwand. Ein Grausen ging durch alle Reihen. Die Frauen und Mädchen unter den Angehörigen des Toten verhüllten ihre Gesichter, wandten sich ab und weinten laut. Der Amtshauptmann, der nun an den Grabesrand trat, zog eine finstere Miene, sprach leise mit dem Pastor und schüttelte energisch den Kopf. Die am Nächsten standen, hörten, wie er sagte: „Zu hoher Grundwasserstand!" Der alte Totengräber aber hörte nur wieder Andreis Battermanns Stimme: „Wir wollen" ... Aber nun schüttelte und schaufelte er nicht mehr. Nun nickte er; nun begriff er, warum ihm das Lied des alten Dorfphilosophen all die drei Tage lang nicht mehr aus dem Sinn kommen wollte. Fast hätte ers dem stolzen Hornhart laut und triumphirend ins Gesicht gerufen:

„Wir wollen den Adam nochmal schmieren
Und die Kunst noch einmal probiren!"

Die heiklen und für alle Seiten sehr aufregenden Verhandlungen, die dem unvorsichtigen Begräbniß folgten, um den Kirchhofshandel wieder rückgängig zu machen, sollen uns hier nicht mehr aufhalten. Auch um das Loch, das Horn-

harts Patriotismus auf einmal bekommen hatte, wollen wir schnell herumgehen. Man muß einem so großen, eigensüchtigen Manne immerhin Einiges zu Gute halten, meinten die gutwilligen Petzenhäuser und thatens auch; denn sie sehen nach ihrer Art einmal lieber ins Gleiche als ins Ungleiche.

Dahingegen hielt Hornhart den Petzenhäusern nichts zu Gute. Eine Schlange voll Gift und Grift fraß an seinem Herzen, umwand und umwickelte ihn, zischte und stach nach Allen, die in seine Nähe kamen. Aber was er auch anstellte, um seinen Vortheil und seine „Reputation“ zu wahren: es half ihm nichts. Die Breite Koppel mußte den Leichnam wieder herausgeben und mußte es „von Rechtes wegen“. Der Vorbehalt war es, der vertrackte Vorbehalt, der den Großkötner „unterkriegte“. Hornhart, bis ins innerste Mark verwundet, ging Tage lang nicht mehr von seinem Hofe. Er brütete Rache. Ja, hätte man noch den Toten wieder auf den alten Kirchhof bringen wollen! Aber nicht! Nein, wie es in der erlassenen Verfügung von oben herunter ganz kurz und knurrig hieß: unverzüglich sei ein besserer Platz auf grundwasserfreiem Boden zu suchen. Ja, darin sah er nun noch die Hauptkränkung. Als ob es in der ganzen petzenhäuser Gemarkung einen besseren Platz gäbe! Einen besseren Platz!!

Wie hatte doch Andreas Battermann gesungen? Hornhart, Du kanntest ja das Lied so gut! Paßte es nicht auch auf die jetzige Lage, da man die Kunst, einen neuen Kirchhof zu finden, nochmal probiren mußte?

Ohnmächtig mußte er zusehen. Seine eigene Stimme, mit der er sich so energisch für den neuen Kirchhof entschieden hatte, band ihn, schmiedete ihn an; sie war eine That, die nicht ungeschehen gemacht werden konnte, und wären Hornharts Hörner noch siebenmal so hart und groß gewesen, als sie waren.

Nach gründlicher, sachverständiger Bodenuntersuchung wurde der neue Kirchhof nun unterhalb des Dorfes angelegt, wo überall milder, durchlässiger Untergrund war. „Wir wollen die Kunst noch einmal probiren“, sagte der alte Detje, als er die Schute wieder zur Hand nahm; denn es galt jetzt, die Leiche aus Hornharts Acker wieder auszugraben und als erste auf dem neusten Friedhof zu bestatten; womit dann zugleich die Einweihung verbunden werden sollte.

Der feierliche Tag rückte heran. Und das erste Grab wurde gegraben. Man sah nach dem Wasser, fand aber keine Spur. Das Grab war spröd und trocken wie eine Feldfurche am hellen Sommertag. Als man am anderen Morgen aber wieder an das Grab kam, war es fast bis an den Rand voll lauteren Wassers. Der Kirchenvorstand entsetzte sich und beschloß sofort die Aufschiebung der Feier. Doch hatte sich das Grab noch lange vor Mittag wieder völlig geleert, und als der Abend kam, war es wieder rauh und trocken wie eine Feldfurche unter der Sonne. Die Leute schüttelten die Köpfe, und da es nicht geregnet hatte, konnte sich Niemand, am Allerwenigsten der Totengräber, erklären, woher das Wasser gekommen sei. Man wartete auf den Morgen; und siehe: als man im Näherkommen einen Stein ins Grab warf, spritzte das Wasser hoch empor. Man rief Sachverständige herbei; sie gruben und forschten den ganzen Tag, zerbrachen sich die Köpfe, riethen hin und her, konnten aber keine Ursache finden und meinten am Ende, da müsse der Teufel seine Hand im Spiel haben.

Was die Sachverständigen im Scherz geäußert, ging bald als grausenvoller Glaube durch Hof und Haus und der Schauder wurde noch größer, als

der Nachtwächter, der zufällig einmal um Mitternacht erwacht war und nach dem neuen Friedhof ausgelugt hatte, mit allen heiligen Versicherungen erzählte, er habe einen Mann über den Kirchhof hinwegschreiten sehen, der sei so groß gewesen wie ein Pappelbaum und so breit und schwarz wie ein Schornstein und habe Schritte gemacht, wie wenn zwei große Pappelbäume im Kreuz übereinandergelegt würden. Viele lachten, denn sie wußten, daß ihr Nachtwächter nichts wußte, wenn er nichts geträumt hatte. Aber Detje nickte, und als er am nächsten Morgen früh näher zusah, fand er ganz frische und ganz eigenthümliche Fußspuren, die hin zum Grabe führten und wieder her und so ungewöhnlich groß und breit, so seltsam doppelfüßig erschienen, daß sie unmöglich auf einen gewöhnlichen Menschenfuß zurückzuführen waren.

Den ganzen Tag dauerte das Laufen der Neugierigen nach dem Grabe. Nur Hornhart schien gegen solche Neugierde gefeit zu sein; doch späte er gar oft aus dem Eulenloch seines Hauses nach dem neuen Kirchhof hinaus, grimmig und höhnisch lachend, wenn er die ab- und zugehenden Menschengruppen sah.

Es fiel kein Licht vom Himmel; und schon kam der Kirchenvorstand zusammen, um auch diesen zweiten Kauf wieder rückgängig zu machen... Es fiel kein Licht vom Himmel; aber es schoß empor aus der Tiefe der Hölle.

Am achten Morgen wars, nachdem man das Grab gegraben hatte, als plötzlich ein vielstimmiges, furchtbares Geschrei ins Dorf hineingellte. Zwei Füße, zwei ganz gewöhnliche Menschenfüße, die in breitsohligen, dicken Stiefeln staken, ragten aus dem Grab und eine Mütze lag am Grabesrande! Barmherziger Heiland! Es währte lange, bis man sich überwand und den Leichnam herauszog. Er war steif und strack und die eine Hand hielt das Tragholz umklammert, das zwischen den beiden großen Eicheneimern auf dem Grabesboden lag... „Hornhart! Hornhart!“ schrien Alle; und wie besessen rannten die Meisten vom Kirchhof hinweg.

Ja, nun war das Räthsel gelöst, nun fand sich auch, wie man Alles durch das Vergrößerungsglas der aufgeregten Phantasie gesehen hatte. Aber daß Hornhart eigens das Wasser in das Grab hineingetragen habe, um sich darin zu ertränken, konnte man doch nicht gut annehmen. Ohne Zweifel hatte er, um sich zu rächen und die neue Kirchhofsanlage zu hintertreiben, das Wasser über Nacht in das Grab hineingetragen. Dabei war er ausgeglitten, kopfüber ins Grab gestürzt und hatte sich das Genick gebrochen.

Viele unter den Alten wollten sich freilich mit dieser natürlichen Erklärung nicht begnügen. Die Einen meinten, der Teufel habe ihn hinabgestoßen und ihm dabei den „Hals umgedreht“; Andere wieder und darunter Detje, der Totengräber, dachten sichs so, daß die Toten, die so oft aus ihrer Ruhe gestört wurden und so lange vergeblich auf den neuen Kirchhof warten mußten, an Hornhart Rache genommen und ihn mitternachts zwischen Zwölf und Eins mit dürrer Hand hinabgestoßen hätten. Im Reich der Toten gelte eben Andreas Battermanns Philosophie nicht mehr, erklärte Detje, der Totengräber, der immer noch nicht von dem Sprüchlein loskommen konnte.

Heinrich Sohnrey.

Ein Landerziehungheim.

Gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen. Programm des Landerziehungheims Laubegast. Berlin, Gerdes & Hödel.

Ich übergebe der Oeffentlichkeit den Plan einer Schulgründung, die in diesem Herbst in Angriff genommen werden soll. Denn die Frage der gemeinsamen Erziehung ist in der Theorie wenigstens spruchreif geworden. An einer ernsthaften Verwirklichung der Idee fehlt es aber in Deutschland. Andere Länder sind uns längst in der Ausgestaltung dieses Gedankens vorausgegangen. Ich habe nach Professor Rein die Zahlen angeführt. Hier genügen zwei Zahlen: in den Vereinigten Staaten von Nordamerika folgten im Jahre 1895 in den größeren Städten 93 Prozent der öffentlichen Schulen diesem System; in Norwegen ist durch das Schulgesetz von 1896 die gemeinsame Erziehung für Staatsschulen eingeführt worden. Was über die pädagogischen Erfolge berichtet wird, ist geeignet, unsere Hoffnung zu stärken. Der nächste Zweck — und darum auch der nächste Angriffspunkt — ist die Möglichkeit gleicher Bildung für Frauen und Männer. Wenn wir den Streit mit Vertretern einer verblichenen Weltanschauung ablehnen, so werden alle möglichen Einwände paralysirt, sobald man den Begriff „Bildung" in der Allgemeinheit faßt, die ihm gebührt. Die Aufgabe der Schule ist nicht die Vorbildung für bestimmte Berufsarten. Diese elende Auffassung hat allerdings die Frauen von der Theilnahme an jeder höheren Bildung ausgeschlossen; sie hat aber auch unser gesammtes Bildungwesen in ungesunde Bahnen gebracht. Denn sie mußte mit der Differenzirung der Lebensverhältnisse zu der Unterschiedlichkeit der „Bildungideale" führen, über der die Einheitlichkeit unserer Weltanschauung verloren zu gehen droht. Da schon die Lebensinteressen unser Volk bedauerlicher Weise in Gruppen theilen, die einander nicht mehr verstehen: wo soll es dann noch einen gemeinsamen Boden geben, wenn nicht die Bildung ihn schafft? Wohl machen sich Bedenken geltend, die sich auf physiologische und psychologische Verschiedenheit der Geschlechter berufen. Die Sonderart zu leugnen, ist eine Thorheit; sie aus der Welt schaffen zu wollen, ein nutzloses und verderbliches Unterfangen. Denn in der Differenzirung hat das Leben den Reichthum an Motiven zu seiner Fortentwickelung. Wir müssen diese Sonderart verstehen und mit ihr rechnen; alle Einrichtungen (kleine Klassen, Zusammenarbeit männlicher und weiblicher Lehrkräfte, jede mögliche Verbindung von Schule und Leben) müssen von dieser Rücksicht geleitet sein. Aber unter diesem heilsamen Zwang erhält der Unterricht Fülle und Leben. Doch unsere Hoffnungen gehen weiter. Die Erfahrung lehrt, daß jedes Geschlecht, für sich allein erzogen, die Eigenthümlichkeiten seiner Geistes- und Gemüthsanlagen potenzirt, oft über die Grenze hinaus, die gegenseitiges Verstehen noch möglich macht. Und wenige Beispiele genügen, um zu zeigen, daß durch dauernde Berührung und Wechselwirkung auf beiden Seiten Tugenden gestärkt, Härten gemildert, Schwächen zurückgedrängt werden. Wenn nun im Leben überall Männer und Frauen neben einander stehen müssen: warum soll diese Wechselwirkung erst beginnen, wo die abgeschlossene Entwickelung eine Beeinflussung erschwert, vielleicht unmöglich macht? Wir brauchen für eine neue Zeit auch ein Neues in dem Verhältniß von Mann und Weib: den Begriff echter, freier Kamerad-

schaft auf der Grundlage gegenseitigen Verständnisses und gegenseitiger Achtung. Aber dazu genügt gemeinsamer Schulbesuch nicht: dazu gehört das gemeinsame Jugendleben, das so gesund und so frei gestaltet sein muß, daß es jede Einwirkung gestattet und jede Entwickelung ermöglicht. Und nun kommt das andere schwerwiegende Bedenken: die sittliche Gefährdung. Allen Vorurtheilen und aller Unkenntniß gegenüber sage ich: Gesunde und natürliche Lebensweise, Zusammensein in einem frohen reinen Kreis mit Erwachsenen, besonnene Führung und unmerkliche Aufsicht, Arbeit, die den Körper müde macht und den Geist von unnützen Phantasien ablenkt, die Achtung, die in dem anderen Geschlecht Anderes sehen läßt als das Mittel zum Sinnenreiz, und die natürliche Scheu, die dem Verkehr die Grenzen zieht —: Das sind die Mittel, die Schamhaftigkeit stärker und gesünder zu erhalten als alle Absperrung, die doch ein Unding und eine Unmöglichkeit ist. Die Engländer haben in der gemeinsamen Erziehung auf Grund Jahre langer Erfahrungen das beste, vielleicht das einzige Mittel zur Bekämpfung der moral insanity erkannt.

Was die gemeinsame Erziehung voraussetzt und fordert, sind Verhältnisse in der Zusammenarbeit von Schule und Haus, die wir heute nicht haben. Soll also der Gedanke verwirklicht werden, so muß er sich selbst die Verhältnisse schaffen. Er kann es durch eine Erziehunganstalt, die Leben und Unterricht als geschlossene Harmonie so organisirt, wie diese Idee am Fruchtbarsten wirken kann. Diese Möglichkeit ist gegeben in einem Landerziehungheim. Seit 1898 giebt es Landerziehungheime auf deutschem Boden Name und Organisation stammt vom Dr. Hermann Lietz. Er wollte einen „Schulstaat" schaffen, wo das Leben nach dem Grundsatz der Einfachheit, Gesundheit und Natürlichkeit geordnet sein, der Unterricht ein Theil des Lebens werden, das Leben und der vertraute Umgang mit den Lehrern, die Meister und Führer sind, erziehen sollte. Veröffentlichungen aus diesem Heim haben die Kunde von der Ausgestaltung dieses Lebens in weite Kreise verbreitet. Die Idee des Landerziehungheimes ist heute anerkannt als ein Weg zur Gesundung unseres Unterrichts- und Erziehungwesens. In der Ausgestaltung dieser Idee ist für uns der Weg gegeben, Das zu erreichen, was wir dem jungen Geschlecht, aus der Erkenntniß unserer Mängel heraus, wünschen: ein reicheres und edleres Verhältniß der Geschlechter, das in dem Gefühl echter, freier Kameradschaft, in gegenseitigem Verstehen und Achten wurzelt, und beiden Kraft und Gesundheit, leibliche und geistige Frische, festen Willen, Freiheit des Gedankens und der That, Muth und Freude zum Leben.

Ich habe in einem Abschnitt meiner Brochure „Unser Heim und unser Leben" geschildert; ich kann natürlich hier die Einzelheiten nicht bringen. Das Grundsätzliche kann ein lebendiges Bild nicht geben. Zunächst mußte ich den Gedanken des „Schulstaates" für uns ablehnen, obwohl das Landerziehungheim immer als ein „kleiner Wirthschaftstaat" charakterisirt wird. Gedanken Fichtes gaben die Anregung dazu, Gedanken, die werthvoll sein mögen, für uns aber unfruchtbar sind. Denn die gemeinsame Erziehung hat ihr natürliches Vorbild, an das sie in ihrer Ausgestaltung sich anlehnen muß, nicht im Staat, sondern in der Familie. Ein Heim soll geschaffen werden. Diesen Heimcharakter zu wahren und zu pflegen, ist unsere Aufgabe. Daraus ergiebt sich eine Zahlbeschränkung, die eine große Ausdehnung des Wirthschaftbetriebes weder ermöglicht

noch erfordert (der Schulstaat Haubinda mit seinen ungefähr 1400 Morgen hat in sechs Klassen etwa 120 Schüler), und dazu gehört das Zusammenwirken von Männern und Frauen an dem Werk der Erziehung. Zu einem gesunden und naturgemäßen, freien und tüchtigen Leben soll die Knaben und Mädchen ein Heim auf dem Lande vereinen. Einfache ländliche Verhältnisse erhalten den Geist des Kindes frisch und aufnahmefähig. Der geistigen Arbeit hält körperliche die Wage, da die Zöglinge an der Arbeit, die die ländliche Haushaltung erfordert, im Garten, in der Werkstätte, theilnehmen. Um so mehr fühlen sie sich dann als Glieder zu einer lebendigen Gemeinschaft verbunden, zu der auch Lehrer und Lehrerinnen mit ihrer ganzen Persönlichkeit gehören. Der Körper wird geübt und gestählt durch Turnen, Spiel, Lauf, Wandern u. s. w. Uebrigens hat Dr. Lahmannn (Weißer Hirsch) es freundlich übernommen, in allen ärztlichen und hygienischen Dingen uns fachmännisch zu berathen und zu helfen. Das Zutrauen zu der körperlichen Tüchtigkeit erzieht im Kinde gesundes Selbstvertrauen. Größere Reisen in die Ferne und Fremde erweitern den Blick und helfen dem Unterricht, der überhaupt stets mit dem Leben in engem Zusammenhang bleibt, aus ihm schöpft und es wieder durchdringt.

Ein dritter Abschnitt bespricht „Bildung und Schulplan." Auch hier nur einige Grundsätze. Die leitende Erkenntniß ist die, daß die Bildung, in der sich alle Gebildeten eines Volkes zusammenfinden sollen, das Ergebniß der nationalen geistigen Kultur sein muß. Alle sprachliche Schulung, logische und ästhetische, wird an unserer Muttersprache erworben. Wir stellen die Ziele der sprachlichen Bildung hoch, denn sie ist das wesentlichste Stück aller Bildung. Wir lernen denken durch die Sprache. Die fremde Sprache ist Bildungzweig, nicht Bildungträger. Mit dieser Anerkenntniß schaffen wir uns die Möglichkeit, neben der für Alle gleichen Allgemeinbildung jede Zusammenstellung der zu erlernenden Fremdsprachen der Wahl frei zu lassen. Damit wird aber dieser Unterricht auch so entlastet, daß er weniger Zeit und Arbeit beansprucht. Wir ordnen den Lehrplan so, daß wir unseren Schülern die Möglichkeit geben, nach neunjährigem Besuch der Anstalt die Maturitätprüfung entweder an einem Gymnasium oder einer Oberrealschule zu bestehen. Ueber die Bedeutung der einzelnen Wissensfächer, über Umfang und Gang des Unterrichtes habe ich in meiner Brochure gesprochen. Besonders ausführlich über den deutschen Unterricht, der, wie nicht erst bewiesen zu werden braucht, das Fundament sein muß. Hier will ich nur noch andeuten, daß auch der Kunst und Literatur bei uns mehr Raum und Zeit gewährt werden soll, als es gewöhnlich in den Schulen geschieht.

Wir sind uns sehr wohl bewußt, daß wir Schwierigkeiten zu erwarten haben, die in Verhältnissen und Vorurtheilen liegen, aber auch solche, die das Problem uns bietet. Und wir sind uns der vollen Verantwortlichkeit bewußt. Können wir halten, was wir versprechen, so haben wir das Unsere gethan, einer Idee zum Siege zu verhelfen. Zeitigen wir die erhofften Resultate nicht, so würde vielleicht für lange Zeit das System als untauglich hingestellt werden. Wir sehen ohne leichtfertige Illusionen in die Zukunft, aber doch mit dem Muth und mit dem Glauben, der Alles wagt im Vertrauen auf die gute Sache.

Hermann Hoffmann.

Nationales Petroleum.

Ehre der Stadt Köslin! Dort, ganz nah am Strande der Ostsee, haben sich sechsundzwanzig gut deutsche Männer, die in Theer und Oelen handeln, zusammengethan, um einen Rütlischwur gegen den fremden Tyrannen zu leisten, der in seiner Yankeeheimath John Rockefeller genannt wird, in die Lande Hermanns des Cheruskers aber unter der Firma der Deutsch Amerikanischen Petroleumgesellschaft sich eingeschlichen hat und von Bremen aus allen Teutonen den Fuß auf den Nacken setzt. Ein unaufhaltsam scheinender Siegeslauf trug die Fahnen des rockefellerischen Erdöltrusts über Deutschland; die That von Köslin hat ihn gehemmt. Nie war noch einem deutschen Industriezweig gelungen, was dem Standard Oil Trust in einem kurzen Jahrzehnt gelang: er vermochte sein Netz so fest über alle Städte und Dörfer des Reiches zu spannen, daß kaum ein Händler blieb, der sein Petroleum nicht vom Trust bezog, so klein auch der Nutzen war, den ihm der Trust ließ. Da kamen die Sechsundzwanzig von Köslin. In feierlicher Versammlung beschlossen sie, Mr. Rockefeller, all seinen Hundertmillionen zum Trotz, den Gehorsam zu kündigen, seinen Schergen keine Waare mehr abzunehmen, wieder freie Männer zu sein wie einst und lieber das Leben zu opfern, als in das Joch des fremden Eroberers zurückzukehren. Den Eiden der Geschäftsleute giebt erst die Festsetzung hoher Strafen die rechte Weihe; denn nur noch in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf. Auf solche Weise ward also auch der Eid bekräftigt, den die sechsundzwanzig Presliner schworen. Bald nach dem Rütlischwur kam ein Sendling von Rockefeller herbei, der den Tapferen drohte, er wolle neue Geschäfte aus dem Boden stampfen, die ihnen in Oelen und Theer, in Seife und Wachs, kurz, in Allem, was ihren Erwerb ausmacht, einen mörderischen Konkurrenzkampf bereiten würden, falls sie nicht vorzögen, sich bei Zeiten dem Trust löblich zu unterwerfen. Nun darf man gespannt sein. Ganz Köslin hat an die zwanzigtausend Seelen. Aber wackere. Auf dem nahen Gollenberg steht ein Denkmal für die Pommern, die im Kampf gegen den Unterdrücker von 1813 und 1815 fielen. Rockefellers starke Hand lastet auf den Sechsundzwanzig, die in Theer und Oelen handeln, mindestens so schwer, wie auf ihren Vätern die Hand Napoleons gelastet hat. Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Köslin hat die Waffen aufgenommen. Und wenn von den Sechsundzwanzig auch kein Einziger den Sieg erringt: ein Denkmal wird dereinst verkünden, daß der Geist der Alten auch in den Jungen lebendig war, als es galt, dem Rockefeller den Herrn zu zeigen.

Vielleicht aber blüht ihnen doch ein Erfolg. Denn schneller, als man ahnen konnte, ist ihre Saat aufgegangen. Schon weht ein frischer Hauch durchs Land. Der Unwille gegen den fremden Petroleumkönig steigt, die Begeisterung für eine nationale Petroleum-Dynastie wächst. Nur die Hymne fehlt noch. Wird sie gefunden: dann ist der Brand nicht mehr zu löschen. Da haben im psychologischen Augenblick nun wieder die großen Banken eingegriffen. Ihrer Weisheit ist zu danken, daß die Bewegung, die stürmisch zu werden drohte, in ruhige Bahnen gelenkt, die Neigung zur Ueberschwänglichkeit sicher eingedämmt wurde. Nur ihrer Weisheit natürlich. Jede andere Rücksicht als die auf den nationalen Wohlstand bleibt ihren Entschlüssen fern. Ueble Nachrede hat zwar behauptet,

eins der deutschen Finanzinstitute, die sich jetzt zur Befreiung Deutschlands vom Diktator Rockefeller rüsten, sei mit dem Freoler Hand in Hand gegangen, als vor einigen Jahren, unter dem Ministerium Carp, der erste Versuch gemacht wurde, die rumänischen Petroleumfelder in großem Stil zur internationalen Versorgung heranzuziehen. Aber den Besten wird oft das Schlechteste nachgesagt; und jedenfalls ist die beredete Bank inzwischen ihrer nationalen Pflicht sich bewußt geworden. Oder wagt Jemand, zu zweifeln, daß die deutsche Aktion, die in Rumänien unternommen wird, rein sittlichem, rein nationalem Drange entspringt? Nein; so ruchlos ist Niemand. Die Diskontogesellschaft insbesondere hat nie eine Gelegenheit versäumt, die ihr den Beweis gestattete, daß sie das ethische Moment über alle anderen stellt und in erster Linie der Nation, dann erst den Antheilbesitzern dienen will. Oder? Nie . . Das ist vielleicht ein Bischen zu viel gesagt. Just kommt mir Venezuela in den Sinn. Da, könnte Mancher meinen, hat die Diskontogesellschaft das Reich mehr in Anspruch genommen als ihm gedient; und das eigensinnige Gedächtniß, das gerade dann wach wird, wenn mans am Liebsten verlieren möchte, wühlt in Erinnerungen an die Dortmunder Union mit ihrer chronischen Sanitis. Was kann ich dafür? Der Abschluß der Union fürs vorige Jahr ist soeben herausgekommen und ruft solche Gedanken aus tiefem Schlummer. Recht schön, daß man diesmal doch wieder einen Gewinn erlebt, der die Million weit übersteigt; wer mag da benörgeln, daß man, um diesen Gewinn zu erzielen, 1 800 000 Mark den Rückstellungen entnehmen mußte? Freilich: von der Bitterniß früherer Jahre mischt sich noch immer Etwas in die Betrachtung, wenn die Rede auf Dortmunder kommt. Oder Luther-Maschinen. Auch so eine widrige Ausnahme, die doch nur die Regel bestätigt. Dieses Unternehmen, dessen Aktien vor wenigen Jahren mit einem Aufgeld von 75 Prozent emittirt wurden, hat nach den glänzenden Dividenden von 10 bis 12 Prozent, die der Emission vorangingen, nichts mehr vertheilt und ist nun glücklich auf dem Punkt angelangt, wo die Dortmunder Union schon drei-, vier- oder fünfmal — ich möchte die Zahl vergessen — vor den Leidtragenden stand. Ein Skandal hat den an und für sich schon unangenehmen Fall noch besonders sichtbar gemacht. Kurz vor dem Jahresabschluß, im Juni, hat die Verwaltung die Lage des Unternehmens in einem Lichte dargestellt, dessen rosige Strahlen den schroffsten Gegensatz zu dem Fiasko schufen, das der jetzt erschienene Schlußbericht mit seinen erschreckenden Ziffern bekennen muß. Entgleisungen, nichts als Entgleisungen, die einer Bank mit so tiefem Gefühl für das Gemeinwohl leicht zustoßen können, wenn sie sich einmal gezwungen sieht, eine Angelegenheit ausschließlich unter dem leidigen Gesichtspunkte des Geschäftes, nur des Geschäftes zu beurtheilen. Doch Brutus ist ein ehrenwerther Mann; und wenn die Diskontogesellschaft jetzt daran geht, das deutsche Publikum nach langen Jahren einer argentinierlosen Zeit mit einem von englischen Herrschaften abgelegten Anleiherest argentinischer Eisenbahn Schuldverschreibungen zu beglücken und zur selben Zeit rumänische Petroleumquellen zu exploitiren, die in majorem Germaniae gloriam helfen sollen, Deutschland vom Rockefeller zu befreien, so thut sie Das im Hochgefühl ihrer Mission. Die Sucht nach Dividende ist bei diesem ältesten berliner Privatinstitut eben nie so stark wie das Bewußtsein der gegen das Vaterland zu erfüllenden Pflicht.

Und die Pflicht, dem deutschen Vaterland nationales Petroleum zu schaffen, muß endlich erfüllt werden. Der Standard Oil Trust, von dessen Aktien fünf Sechstel John Rockefeller gehören, droht, der mit Recht so beliebten Kulturmenschheit den Hals zuzuschnüren. Vor Kurzem erst hat er wieder den Petroleumpreis gesteigert und uns einen Vorgeschmack davon gegeben, was er sich erlauben würde, wenn seiner Herrschaft die letzten Schranken genommen, der Bestand auf immer gesichert wäre. Die Schranken errichtete ihm die Konkurrenz der Länder, die, außer Amerika, Erdöl in solchen Massen erzeugen, daß der Trust mit ihnen rechnen muß. Mit Rußland, dem größten seiner Konkurrenten, hat er sich abgefunden. Oesterreich und Rumänien sind erst viel später auf seine Liste gekommen. Nun aber steht er mitten im Kampf gegen sie. Das Kampfobjekt umfaßt Produktion und Konsum. Es handelt sich um die Behauptung der lokalen Vorherrschaft als Abgeber in Deutschland und der Weltvorherrschaft als Erzeuger. Deutschland hat im Jahr 1902 für mehr als 71½ Millionen Mark amerikanisches, für kaum 12 Millionen Mark Petroleum aus anderen Ländern bezogen. Auf solches Uebergewicht verzichtet ein Mächtiger wie Rockefeller nicht leichten Herzens; und die Thatsache, daß seit 1899 eine beständige, wenn auch absolut noch unbedeutende Zunahme der Petroleumeinfuhr aus anderen Ländern auf Kosten der amerikanischen zu verzeichnen ist, muß ihm zu denken wie zu fürchten geben. Um so mehr zu fürchten, als in diesen anderen Staaten die Petroleumfelder erst in den Anfängen ihrer Entwickelung stehen, während die amerikanischen immer deutlichere Spuren der Erschöpfung zeigen. Die Tageserzeugung des Trusts bleibt gegen den Bedarf schon um Tausende von Fässern zurück. Seine in den östlichen Häfen Amerikas angesammelten Vorräthe sind innerhalb der letzten zehn Jahre von 40 auf 5 Millionen, die der westlichen Plätze von 24 auf 16 Millionen Faß zusammengeschrumpft. Das ist kaum genug, um den steigenden Bedarf die nächsten zwei Jahre lang zu versorgen. Hieraus erwuchs die zweite, noch schwerere Sorge Rockefellers, die nämlich, daß einst ein Tag anbrechen könnte, wo er oder sein Werk, dem er über seinen Tod hinaus verknüpft ist, in die zweite Reihe zu rücken hätten. Deshalb der heiße Streit um die Erdölquellen in Rumänien und Oesterreich, deren Besitz dem Sieger zwei Kronen brächte: die Souverainetät im deutschen und im Weltgeschäft nebst unumschränkter Willkür in der Preisbestimmung. Was wir dann erleben würden, ist an den Erfahrungen zu messen, die mit amerikanischen Rohstoff-Corners, zuletzt noch mit dem in Baumwolle, gemacht worden sind.

Deutsche Handelskammern, die berufenen Organe der nationalen Kaufmannschaft, waren unermüdlich in der Bekämpfung des Trusts; aber sie kämpften mit Worten. Deutsche Minister verschiedener Bundesstaaten haben den Kampfeseifer gebilligt; aber Tankanlage um Tankanlage ist dem Trust, der in diesen kostspieligen, von keinem Zweiten so leicht zu bestreitenden, den Absatz wesentlich fördernden Röhrenleitungen mit Recht eins seiner wichtigsten Kriegswerkzeuge sieht, auf deutschem Boden bewilligt worden. Erst die Banken mußten kommen, die Deutsche Bank, die Diskontogesellschaft und das Haus Bleichröder, um das erlösende Wort in die erlösende That zu übersetzen. Die Diskontogesellschaft erwarb im Bunde mit Bleichröder „als kleinen Anfang“ einen Theil der rumänischen Telega-Erdölgesellschaft, die Deutsche Bank einen Theil der

Erdölgesellschaft vom Rumänischen Stern. Von der hohen Patronanz, die den beiden — in England naturalisirten — Unternehmungen nach mancherlei Fährnissen zu Theil wurde, hat man ihnen an der Wiege nichts gesungen; seit ihnen aber deutsche Großbanken ihre Gunst zuwandten, wurden sie natürlich bewundert und umbuhlt. Den Antheil am Rumänischen Stern erwirbt die Deutsche Bank sozusagen im Ausverkauf. Nach berühmten Mustern. Direktor Dernburg von der Darmstädter Bank könnte einen höchst belehrenden Vortrag über das Thema halten, wie solche Ausverkaufswerthe manchmal nur in gute Gesellschaft zu kommen brauchen, um rasch im Werth zu steigen. Zum Beispiel: Hypothekenforderungen, die man im Ramsch von einer verkrachten Pfandbriefbank übernimmt, über die man — vor der Uebernahme — nicht abfällig genug urtheilen konnte. Während die Diskontogesellschaft sich anschickt, ihrem „kleinen Anfang" im rumänischen Petroleumgeschäft eine bedeutsame Fortsetzung zu geben, hat die Deutsche Bank ihre Hand kühn auch schon nach Oesterreich ausgestreckt, um sich in einer der größten Petroleumgesellschaften der verbündeten Monarchie, der Schodnika, festzusetzen. Schodnika! Welche Flüche hefteten sich an diesen Namen, als die Gesellschaft nach glänzenden Anfängen einen ähnlichen Weg ging wie Luther-Maschinen und zugleich mit den schönen Dividenden die schönen Kurse auf Nimmerwiedersehen schwanden! Auch diesem Sündenfall soll nun im Himmel der Deutschen Bank eine Läuterung folgen. Glück auf den Weg! Kein Bedenken und keine Erinnerung darf den Versuch hemmen, eine deutsch nationale Petroleumindustrie zu schaffen, die das Land von der Fremdherrschaft befreien soll. Dem Yankee wird nur nach Gebühr heimgezahlt, wenn jetzt Rumänien und Oesterreich seinen Werbungen sich widersetzen und vorziehen, das idealen Regungen entstammende Angebot des deutschen Kapitals anzunehmen, statt der nur von der Rücksicht auf Rockefellers Tasche geleiteten Offerte des Standard Oil Trust.

Deutsch-nationales Petroleum! Da würde ein Traum aller Patrioten Wirklichkeit. Aller, mit Ausnahme, natürlich, der Hannoveraner. Mit diesen Hannoveranern hatte ja unser Imperialismus stets einen schweren Stand. Hannover hat nämlich selbst Petroleumfelder und neuerdings hat sich sogar die Internationale Bohrgesellschaft zu Erkelenz, deren Name und hohe Bedeutung seit den Vorverhandlungen über das neue Kohlensyndikat allgemein bekannt geworden sind, mit diesen hannoverschen Erdölfeldern zu identifiziren begonnen. Jetzt erhebt Hannover den Anspruch auf das Privileg, von sich sagen zu dürfen, daß es aus deutschem Boden mit deutschem Gelde deutsches Petroleum gewinnen werde, um das Monopol des Standard Oil Trust zu brechen. Wer unternähme es, diesen staatsrechtlichen Konflikt zu lösen? Ich nicht. Die Hauptsache ist, daß die deutschen Verbraucher, denen später Petroleum von der Deutschen Bank oder von der Diskontogesellschaft geliefert wird, sich in ihrem Patriotenbewußtsein gestärkt fühlen. Im Uebrigen kann ich kaum erwarten, zu sehen, wie die beiden Bankinstitute die Preise stellen werden. Bleiben sie dabei, vor Allem das ethische Moment zu berücksichtigen, dann kann ich nur sagen: Ich wünsche den Aktionären, daß mit Herrn Sorge, den die eine der Banken als technischen Fachmann angestellt hat, nicht auch Frau Sorge ihren Einzug halte. Wird aber aus dem neuen Zweig ihrer Thätigkeit mit der Zeit ein Geschäft, dann wird sich am Ende noch mancher vom Joch der Fremdherrschaft befreite Deutsche dereinst nach den Ketten zurücksehnen, mit deren Lösung er heute beglückt werden soll.

Dis.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 24. Oktober 1903.

Die Kaiserinsel.

Vor elf oder zwölf Wochen empfing die Redaktion des „Vorwärts" einen Brief, den der Schreiber offenbar nicht für das Centralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands bestimmt hatte. Ein Quartbogen; das erste Blatt so ausgeschnitten, daß nur Kopf und Rand erhalten war. Der Kopf trug in gedruckten Lettern das Merkmal der Herkunft: „Militärischer Begleiter Sr. Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen". Die ersten zwei Worte waren mit Tinte ausgestrichen und — wie es schien, von der selben Kanzlistenhand, der auch der Brief diktirt war — durch das Wort „Hofmarschallamt" ersetzt. Der Brief mußte also aus der Zeit stammen, wo dem Kronprinzen, dessen Angelegenheiten vorher ein „militärischer Begleiter" erledigt hatte, schon ein eigener Hofstaat zugewiesen war. Kinder, mag von den Redakteuren einer gesagt haben, die Sache riecht stark nach Schwindel; wenn wir von der Beuthstraße nach der Lindenstraße übersiedeln, lassen wir neue Briefbogen drucken: und ein Hofmarschall des Kronprinzen sollte so philisterhaft knauserig sein, daß er, um ein paar Mark zu sparen, den alten Bogenvorrath mit veränderter Kopfinschrift aufbraucht? Unglaublich! .. Unglaublich? Ein Schwindler hätte das erste Blatt nicht abgeschnitten, nicht ausdrücklich am Rand vermerkt, er wolle keine Person kompromittiren und habe deshalb Unterschrift und Adresse unleserlich gemacht. Das mußte Verdacht erregen und konnte die Redakteure, wenn sie eine Kabale witterten, auf den Einfall bringen, den Brief faksimilirt zu veröffentlichen; dann wäre der Schwindler wahrscheinlich entlarvt worden. Und was auf dem zweiten Blatt stand, klang nicht so fürchterlich, daß es ein äußerst umständliches Verfahren rechtfertigen konnte. Dem ungenannten Adressaten wurde „vertraulich der Vorschlag

mitgetheilt, im Zuge der in Ausführung begriffenen Heerstraße von Berlin nach Döberitz auf der Insel Pichelswerder ein geräumiges Stadtschloß für die ganze kaiserliche Familie zu erbauen und die Insel, nach Expropriation der dortigen Privatbesitzer, für jeden nicht ganz einwandfreien Besucher abzusperren." Dadurch solle „die örtliche Sicherheit für die Person Seiner Majestät" für alle Fälle verbürgt werden. Um „die Gefahr zu beseitigen", daß der von der kaiserlichen Familie bewohnte Wahlkreis durch einen Republikaner vertreten werde, wolle man aus Pichelswerder, der Domäne Ruhleben, dem Bezirk der spandauer Staatswerkstätten, den Gutsbezirken Döberitz und Hahneberg einen eigenen Reichstagswahlkreis bilden, in dem nur Personen aus kaiserlichem und königlichem Dienst wohnen dürfen. An diese Mittheilung schloß sich der Satz: „Ihr Vorschlag, wonach die Garderegimenter keine direkte Rekrutenaushebung erhalten, sondern ihren Ersatz durch einwandfreie Elitemannschaften der Linie erhalten sollen, ist wohl der Erwägung werth." Warum sollte dieser Brief nicht geschrieben und abgesandt sein? Gewiß ist, unbestreitbar, daß in der Hofsphäre Herren leben, denen die Sicherheit der kaiserlichen Familie in der sozialdemokratischen Residenz gefährdet scheint. Eben so gewiß, daß in diesen Kreisen mehr als einmal schon die Frage aufgetaucht ist, ob man in der Stunde solcher Gefährdung auf die den berliner Bacillen ausgesetzten Gardetruppen unbedingt zählen dürfe oder ob sich ein anderes Rekrutirungsystem empfehle, das den rothen Giftstoff dem Gardecorps ferner halte. Wer daran zweifelt und nicht Gelegenheit hat, die Berechtigung des Zweifels in Privatgesprächen zu prüfen, braucht blos in das einst viel gelobte Buch zu blicken, das der Geheimrath von Massow vor neun Jahren unter dem Titel „Reform oder Revolution!" erscheinen ließ. Da sind im ersten Kapitel die folgenden Sätze zu lesen: „Fünfzigtausend entschlossene Kämpfer in Berlin unter die Waffen zu rufen, denen sich weitere fünfzigtausend nach dem ersten Erfolg anschließen, ist den sozialdemokratischen Führern schon heute ohne Schwierigkeit möglich; und in zehn Jahren wird es ihnen noch leichter sein, wenn die Verhältnisse nicht anders werden ... In der Nacht, wenn die Offiziere, mit Ausnahme der Lieutenants, die in der Kaserne wohnen, in ihren Stadtquartieren sind, wird der Aufruhr plötzlich gegen die Kasernen anstürmen und dabei mit Dynamit arbeiten ... Die Offiziere, die in die Kasernen eilen, wird man durch aufgestellte Posten rechtzeitig abfangen, sie einzeln mit Uebermacht angreifen und töten. Während die Truppen ihre Kasernen vertheidigen müssen und der Polizei nicht zur Hilfe kommen können, führt die Polizei nur einen kurzen Kampf.

Von einem Massenschnellfeuer empfangen, wird sie schnell den Platz räumen müssen. Ein gleicher Empfang wird der Feuerwehr bereitet werden, wenn sie herbeieilt, nachdem die Kasernen in Brand gesteckt sind . . . Auf dem Wasserwege ließen sich unter falscher Deklaration auf Schleppzügen, die ja ohne Beschwer mit zuverlässigen Genossen bemannt werden könnten, Gewehre und Munition in erforderlicher Menge einschmuggeln. Und wenn die sozialdemokratische Bewegung unter der Jugend unserer arbeitenden Klassen so weiter um sich greift wie bisher: wer steht uns dafür, daß in zehn Jahren die jungen Soldaten nicht mit den Aufrührern fraternisiren und ihnen die Waffen ausliefern? Bei einem gut angelegten und durchgeführten Plan würde es der Sozialdemokratie nicht schwer, sich beim ersten Ansturm der Reichshauptstadt zu bemächtigen." Dann wird geschildert, wie „fast die gesammte Infanterie absorbirt" würde, um das Schloß, das Generalstabsgebäude, die Reichsbank, das Haupttelegraphenamt und andere Verwaltungcentren zu schützen; „ob der Artillerie und Kavallerie allein gelingen würde, den Straßenkampf siegreich durchzuführen, ist mehr als zweifelhaft." Das wurde vor zehn Jahren geschrieben, nach einer Reichstagswahl, die den Sozialdemokraten 1 700 000 Stimmen gebracht hatte. Von einem gebildeten Mann geschrieben, der in dreißigjähriger Verwaltungpraxis und als Organisator deutscher Arbeiterkolonien den Volkscharakter und besonders die Wesenseigenschaften des Proletariers erkennen gelernt haben konnte; von einem Mahner zu kräftiger „sozialer Reform". Selbst er wußte nicht, daß die deutschen Marxisten von Straßenaufständen und Putschen nichts, von der unwiderstehlichen Gewalt wirthschaftlicher Entwickelung Alles erwarten und jeden Versuch, die herrschende Macht mit Pulver und Dynamit niederzuzwingen, als eine Narrenposse verlachen, als einen Frevel am Lebensrechte des Proletariates verpönen würden. Das schien viel Größeren sogar leerer Wahn. Bismarck war nicht aus dem Glauben zu bringen, alle graue Theorie werde an dem Tage über Bord geworfen werden, wo die Sozialdemokratie sich stark genug fühle, um einen Hauptstreich wagen zu dürfen; er sah einen Straßenkampf voraus und seine Sorge kehrte oft zu der Frage zurück, ob man an diesem Schicksalstag die Truppen fest in der Hand haben werde. Und jetzt, da seit 1893 die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen sich fast verdoppelt hat, nach den Reden über die hochverrätherische Schaar und die feige Mördersippe, — jetzt sollte solche Sorge nicht das Herz zweier Dutzendhöflinge beschleichen? Wer überhaupt mit der Möglichkeit eines Straßenaufstandes rechnet, hat auch die Pflicht, an die Sicherheit der königlichen Familie zu denken; hat doppelt die Pflicht,

wenn er zum Hause des Kaisers gehört. Bis 1910 — und so lange würde die Ausführung des Schloßbauplanes dauern — kann die Sozialdemokratie auch den ersten berliner Reichstagswahlkreis erobert, kann sie, nach höfischer Meinung, das Gardecorps weiter verseucht haben. Gar nicht unglaublich also, daß zwei Getreue am Hof nach Mitteln suchen, die unter allen Umständen die Sicherheit der Dynastie verbürgen; gar nicht unglaublich, daß sie bei der ersten Erörterung des einstweilen nur in Umrissen entworfenen Planes verwaltungrechtliche und konstitutionelle Bedenken als Zwirnsfäden betrachten, über die man, auf dem Wege zu einem großen Ziel, nicht stolpern dürfe. Daß auf Pichelswerder der Privatbesitz nicht so leicht zu expropriiren, ein neuer, abnorm kleiner Wahlkreis nicht so leicht zu schaffen ist, ficht sie nicht an: sie sahen nicht selten schlimmere Schwierigkeit schnell überwunden. Gar nicht unglaublich schien die Sache auch den Redakteuren des „Vorwärts", die ja nicht zum ersten Mal ein amtliches Schriftstück auf ihrem Tisch fanden. Dieses dünkte sie ein ungemein lehrreiches Symptom höfischer Stimmung. Einer von ihnen setzte sich also hin und machte aus dem Brief einen kleinen Artikel, der, unter dem Titel „Die Kaiserinsel", am sechzehnten August 1903 erschien.

Darin wurde von „höchst sonderbaren Plänen" gesprochen, die „in Hofkreisen erörtert werden und auf eben so unbegründete wie düstere Stimmungen schließen lassen." Der Skizzirung des Planes folgte leichter, nicht kränkender Spott über „die Hofleute", „die Herren, die sich am Hof über die Zukunft der Monarchie den Kopf zerbrechen", und „allerlei Geister, die ein Interesse daran haben, durch Erregung schwarzer Vorstellungen die Geschäfte der Reaktion und des Junkerthumes spekulativ zu fördern." Mit keiner Silbe war angedeutet, daß der Kaiser den Plan billige oder auch nur kenne; und der Satz von den spekulativen Förderern der Junkergeschäfte sprach deutlich gegen den Verdacht, die sozialdemokratischen Zeitungschreiber könnten Wilhelm den Zweiten für den Ersinner des Planes gehalten haben. Am nächsten Tag erklärte die freiwillig oder unfreiwillig offiziöse Presse, die Inselgeschichte sei ein albernes Märchen, „eine lächerliche Hundstagsphantasie." In der Redaktion des „Vorwärts" aber traf bald danach eine Postkarte ein, die von der selben Hand geschrieben schien wie der Brief mit dem korrigirten Kopf und behauptete, die Geschichte sei wahr und Näheres darüber vom Hofmarschall Ulrich von Trotha und von dem Restaurator der Hohkönigsburg, Herrn Bodo Ebhardt, zu erfahren. Dieses Zeugniß genügte den Redakteuren. Vielleicht hatte der Hohn, womit ihre erste Meldung auf allen Seiten empfangen worden war, sie eigensinnig gemacht; jedenfalls bedachten sie

nicht, daß der Architekt Ebhardt einen ernsthaften Auftrag zur Ausarbeitung eines Projektes nur vom Kaiser selbst erhalten haben konnte. Sie meinten wohl, ihnen könne nichts passiren, weil sie den Kaiser nicht angegriffen hätten, und waren ihrer Sache so sicher, daß sie den Hofmarschall von Trotha, der seinen Namen unter die Erklärung setzte, er wisse nichts von solchem Plan, durch den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit zur Klage zwangen. Was nun kam, überraschte nicht sie allein. Zwei Haussuchungen in der Redaktion, Expedition, Druckerei (natürlich ohne Resultat); Beschlagnahme des Artikels vom sechzehnten August; Verhaftung des Verantwortlichen Redakteurs Stadtverordneten Leid, der angeklagt wird, gegen § 95 (Majestätbeleidigung) und § 360 [11] (Grober Unfug) gesündigt zu haben. (Das Verfahren gegen einen anderen Redakteur, unter dessen Verantwortlichkeit Herr von Trotha im „Vorwärts" der Lüge geziehen worden war, braucht uns hier nicht zu beschäftigen; wer einen hohen Beamten, wider dessen mit Namensunterschrift gedeckte Versicherung, öffentlich einen Lügner nennt, muß die vom Gesetz vorgesehenen Folgen tragen.) Herr Leid wird auf Beschluß der Beschwerdeinstanz enthaftet, des Kammergerichtes, dessen gefürchteter Strafsenat in dem inkriminirten Artikel den Thatbestand der Majestätbeleidigung „keineswegs zweifelfrei" festgestellt findet. Für diese Feststellung hat nun die dritte Strafkammer des Landgerichtes I Berlin gesorgt: sie hat am sechzehnten Oktober 1903 Herrn Leid von der Anklage, Groben Unfug verübt zu haben, freigesprochen, wegen Majestätbeleidigung aber zu neun Monaten Gefängniß und zum Verlust der aus öffentlichen Wahlen hervorgegangenen Aemter verurtheilt.

Eine Verurtheilung wegen Groben Unfuges war von vorn herein ausgeschlossen. Vor fünf Jahren war ich in München angeklagt, durch den am sechzehnten April 1898 hier veröffentlichten Artikel „König Otto" Groben Unfug verübt zu haben. Der Artikel hatte in Bayern kein sichtbares Aergerniß erregt; Johann Baptist Sigl, der den Preußen doch nicht hold war, fand ihn „tief ergreifend", im bayerischen Landtag, wo der Fall zweimal ausführlich erörtert wurde, erhob sich keine Stimme wider den Beschuldigten und der Gutsherr von Friedrichsruh nannte die kleine Darstellung historisch richtig und für den Monarchisten erfreulich. Trotzdem Otto Mittelstaedt in der „Zukunft" den schöffengerichtlichen Schuldspruch für unhaltbar erklärte, blieb es in den folgenden Instanzen bei der Verurtheilung zu vierzehn Tagen Haft; die Richter meinten, der Artikel müsse das Publikum „beunruhigen und belästigen". Vergebens hatte ich mich auf die — aus Mittelstaedts Feder stammende — Reichsgerichtsentscheidung vom dritten Juni 1889 berufen,

wonach § 360 [11] StGB nicht etwa als eine allgemeine subsidiäre Strafbestimmung anzuwenden sei, der Alles untergeordnet werden dürfe, was einem Richter Unrecht scheine, ohne daß es von irgend einer anderen strafrechtlichen Norm getroffen werde. Vergebens an den letzten Thermidorkarren erinnert und den Gerichtshof aufgefordert, ehe es zu spät sei, mit einer Spruchpraxis zu brechen, die der stärkste Kriminalist des Reichsgerichtes „abwegig" genannt habe. Die Antwort war und blieb: Vierzehn Tage Haft. Doch ich hatte wirklich auf dem letzten Karren gesessen. Noch im selben Jahr erging vom Reichsgericht eine neue Entscheidung, nach der zum Thatbestande des Groben Unfuges die „Verletzung oder Gefährdung des äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung" gehört, die bloße „Belästigung des Publikums" nicht ausreicht. Mir half dieses Urtheil nicht mehr: ich mußte in den Käfig; aber es endete die aus § 360 [11] der Presse drohende Gefahr und hätte genügt, um den Redakteur Leid vor Strafe zu schützen. Der Erste Staatsanwalt am Landgericht I Berlin, Herr Oberstaatsanwalt Dr. Isenbiel, kennt die leipziger Judikatur natürlich genau und hat sich über die Aussichtlosigkeit dieses Theiles der Anklage sicher nicht getäuscht. In der Hauptverhandlung sagte er, als Jurist sei er stets ein Gegner allzu weitgehender Interpretation des § 360 [11] gewesen, und stellte in diesem Punkte dem Gericht die Entscheidung anheim ... Warum aber, wurde gefragt, hat er dann Leid erst Groben Unfuges angeklagt? Ich vermuthe: um die Zulassung des Wahrheitbeweises zu rechtfertigen. Die Frage, ob bei Majestätbeleidigung der Wahrheitbeweis zulässig sei, ist in der Theorie kontrovers; sie wird von Geyer, Hälschner, John, Liszt bejaht, von Meyer, Merkel, Olshausen verneint. Für die Praxis ist sie seit dreiundzwanzig Jahren negativ beantwortet. Das Reichsgericht hat entschieden, daß „im Falle des § 95 StGB der Beweis der Wahrheit mit dem Grundsatz der Unverletzlichkeit des Staatsoberhauptes in Widerspruch treten und Erörterungen im Gefolge haben würde, die mit der erhabenen Stellung des Staatsoberhauptes unverträglich wären." Diese Entscheidung duldet keine Ausnahme. Wenn der Redakteur des „Vorwärts" aber, ohne die Wahrheit seiner Angaben beweisen zu dürfen, verurtheilt worden wäre, hätte Jeder gedacht, Etwas müsse doch wohl an der Sache sein. Das sollte vermieden und künftigen Majestätprozessen dennoch nicht präjudizirt werden. Daher die Idealkonkurrenz von Majestätbeleidigung und Grobem Unfug. § 360 [11] hatte seine Schuldigkeit gethan, sobald er dem Angeklagten die Möglichkeit gegeben hatte, den Beweis der Wahrheit zu erbringen. Das war juristisch fein ausgeklügelt und verdient auch von dem Verurtheilten eher Lob als Tadel.

Denn nicht des Staatsanwaltes Schuld wars, daß der Beweisversuch völlig mißlang. Die Herren von Trotha und Ebhardt, Graf Hülsen-Häseler und Herr von Lucanus, Graf Eulenburg und Freiherr von Mirbach, Stabsoffiziere, Geheimräthe, Sekretäre, Amtsdiener: Alle sagten unter dem Zeugeneid aus, von dem Schloßbauplan und Allem, was damit zusammenhängen solle, sei ihnen nie das Geringste bekannt geworden. Festgestellt wurde aber, daß im kronprinzlichen Hofmarschallamt genau solche Briefbogen mit korrigirter Kopfinschrift benutzt werden, wie einer den sozialdemokratischen Redakteuren ins Haus geschickt worden war. Wer den Brief geschrieben und in die Lindenstraße geschickt haben mag? ... Vermuthungen sind selbst im neusten Deutschland gestattet; unzweideutig wird die Frage vielleicht erst an dem Tage beantwortet werden, wo das Geheimniß der Lotka Briefe entschleiert wird, deren Verfasser Herr Lebrecht von Kotze ganz sicher nicht ist.

Schon während der Beweisaufnahme erregte der schlechte Stil der Vertheidigung Aergerniß. Als die Herren von Trotha und Ebhardt, die Chefs des Civil- und Militärkabinets, allenfalls noch der in alle Sättel gerechte Freiherr von Mirbach geschworen hatten, sie wüßten nichts von Inselschloßplänen, mußte man des grausamen Spieles genug sein lassen, dem Hofmarschall und dem Architekten eine rückhaltlose Ehrenerklärung geben und auf die Fortsetzung des Zeugenverhöres verzichten. Statt so zu handeln, suchten die drei Vertheidiger Haase, Levy und Liebknecht aus den Zeugen um jeden Preis irgend Etwas herauszupressen. Das war ein schlimmer Fehler; nicht nur, weil der Versuch mit untauglichen Mitteln unternommen wurde und in jedem einzelnen Fall fehlschlug: auch wenn er zufällig einmal gelungen wäre, hätte er auf das Gericht einen schlechten Eindruck gemacht. Wer beweisen will, daß Herr Müller silberne Löffel gestohlen habe, darf, wenn dieser Beweis nicht erbracht werden kann, sich nicht um den Nachweis bemüht zeigen, daß der Angeschuldigte Müller nur selten bade und manchmal schmutzige Nägel habe, unsauberen Wandels also verdächtig sei. Der Ausgang des Prozesses wäre nicht anders gewesen, wenn Graf Hülsen-Häseler zugegeben hätte, von einer veränderten Rekrutirung der Garde sei irgendwann schon die Rede gewesen. Er gabs nicht zu; und die inquisitorische Emsigkeit verrieth, wie unsicher die Vertheidigung sich fühlte und wie viel ihr daran lag, von den hartnäckigen Behauptungen des Angeklagten wenigstens einen Fetzen ins Nebelreich der Wahrscheinlichkeit hinüberzuretten. Im Bann dieser Sorge übersahen die Anwälte den wichtigsten, den, wie mich dünkt, allein wichtigen Punkt der Anklage und fochten, wenn der Bericht des „Vorwärts" nicht trügt, das

Hauptargument des Staatsanwaltes gar nicht erst an. Sie durften nicht den Glauben wecken, das Schicksal ihres Mandanten sei an das Gelingen des Wahrheitbeweises gekettet, nach dessen Mißlingen besiegelt; durften es um so weniger, als, nach reichsgerichtlicher Entscheidung, „jeder Angriff, dessen Richtung oder thatsächlicher Erfolg die Verächtlichmachung oder Herabwürdigung des Staatsoberhauptes in der öffentlichen Meinung ist, unabhängig von der Wahrheit oder Unwahrheit der zu Grunde liegenden Thatsachen, nothwendig ein widerrechtlicher ist." Der taktische Aufmarsch der Vertheidigung war schlecht vorbereitet, ihre Verschanzung ohne die nöthige Voraussicht aller Möglichkeiten gewählt. Daß nichts bewiesen werden könne, war nach der Aussage der ersten Zeugen nicht mehr zweifelhaft. Was blieb noch? Die Behauptung, der inkriminirte Artikel habe sich gar nicht gegen den Kaiser gerichtet. Dafür sprach Vieles, doch auch Manches dagegen. Weshalb der große Apparat eines Wahrheitbeweises, wenn die Beschuldigung, den Kaiser beleidigt zu haben, unhaltbar schien, — mochten die angeführten Thatsachen nun wahr oder unwahr sein? Zwei Eisen im Feuer zu haben, ist immer, beide voreilig zu zeigen, fast niemals nützlich. Auch hatte der schreibende die Lage des verantwortlich zeichnenden Redakteurs durch zwei Unbedachtsamkeiten verschlechtert: in seinem Artikel stand, durch das Inselprojekt werde die döberitzer Heerstraße, „deren Zweck nicht recht ersichtlich war, ihre eigentliche Bestimmung erhalten"; und er hatte später angedeutet, Herr Ebhardt sei bereits mit der Ausarbeitung des Planes beauftragt worden. Diesen Auftrag konnte nur der Kaiser ertheilen und nur er konnte der von Berlin nach Döberitz führenden Straße „ihre eigentliche Bestimmung" geben. Diese Schwierigkeit schreckte die drei Vertheidiger nicht. Unermüdlich wiederholten sie, dem Artikel fehle jede Beziehung auf die Person des Kaisers. Der alte Liebknecht hat in Breslau mit dem Versuch, zu leugnen, daß seine Parteitagsrede der Abwehr eines kaiserlichen Angriffes gegolten habe, einst üble Erfahrung gemacht. Das hinderte seinen Sohn nicht, als Vertheidiger jetzt die selbe unkluge und muthlose Taktik zu wählen. „Die Sozialdemokratie übt stets nur an Institutionen, nicht an Personen Kritik". (Oktober 1903!) „Diesen Grundsatz hat auch der ‚Vorwärts' immer befolgt, der durchaus nicht geneigt ist, den Kaiser herunterzureißen." „Der ‚Vorwärts' hat nie, wie der Staatsanwalt behauptet, dem Sport gehuldigt, dem Kaiser verschleiert die Wahrheit zu sagen." „Die Absicht des Artikelschreibers war, den Kaiser vor den Umtrieben der Kamarilla zu schützen." Konnten verständige Menschen von solchen Sätzen irgend eine Wirkung auf eine berliner Strafkammer erhoffen? Mußte nicht Klug-

heit und Ehrgefühl im Verein hier zu offenem Bekenntniß republikanischer Ueberzeugung drängen? Und durfte der Angeklagte Leid redlichen Herzens staunen, als er aus dem Munde des Vorsitzenden, der den Schuldspruch begründete, die Worte vernahm, der „Vorwärts" habe nicht die Tendenz, den Kaiser vor der Kamarilla zu schützen, sondern suche die Autorität der Krone zu untergraben? Der Landgerichtsdirektor hätte sich gegen Einwände auf den Genossen Bebel zu berufen vermocht, der in Dresden gesagt hat: „Ich will der Todfeind dieser bürgerlichen Gesellschaft und dieser Staatsordnung bleiben, so lange ich lebe, um sie in ihren Existenzbedingungen zu untergraben." Zur Staatsordnung gehört sicher das Kaiserthum. Kein Republikaner, kein Sozialdemokrat verdient Tadel oder Schmähung, weil er thut, was ihm Ueberzeugung gebietet; doch jeder sollte, was er ist, auch zu scheinen wagen.

Gegen solches Vertheidigungsystem hätte selbst ein Dutzendprokurator leichtes Spiel gehabt; und Herr Dr. Isenbiel ist unter Tessendorffs Nachfolgern der beste Mann. Aus ganz anderem Holz als Arnims Ankläger, der mühsam, mit stammelnder Zunge, die Worte zusammensuchte, dann aber den Gegner mit Keulenschlägen traf und, weil er sich nur in leidenschaftlichem Zorn stark fühlte, das den Vertreter der Staatsgewalt zierende ruhige Gleichmaß immer vermissen ließ. Tessendorf hätte in rauh wüthender Rede der Sozialdemokratie ihr ganzes Sündenregister vorgehalten, die Nothwendigkeit betont, den § 95 gegen die Umsturz sinnende Partei heutzutage mit unbarmherziger Strenge anzuwenden, den Angeklagten Leid grob gescholten, den Zeugen Eisner, weil er selbst schon wegen Majestätbeleidigung im Gefängniß gesessen habe, für vollkommen unglaubwürdig erklärt und in den Saal gewettert, bis der Brief aus dem Hofmarschallamt vorgelegt werde, sehe er in der ganzen Geschichte nur eine ruchlose Erfindung boshafter Tintenkleckser. Herr Isenbiel ist nicht so stark, aber gewissenhafter und nobler in der Wahl seiner Mittel. Er bemüht sich, gerecht zu sein, und würde bewußten Willens wohl nie einen wehrlosen Angeklagten schimpfen. Herr Leid fühlte sich durch den Hinweis auf seine ökonomische Abhängigkeit beschwert — der offenbar doch nur den Zweck hatte, ein geringeres Strafmaß zu rechtfertigen, als nach der Wucht der Anschuldigung zu erwarten war —, würde sich aber wundern, wenn er andere Staatsanwälte kennen lernte; ich kenne andere und kann ihn versichern, daß ich nie so würdig behandelt worden bin wie er. Kein grelles Scheltwort gegen die Sozialdemokratie oder deren angeklagte Vertreter; kein Zweifel an der Existenz des Briefes aus dem Hofmarschallamt, der natürlich nicht vorgelegt und über den auf wichtige Fragen die Aussage verweigert

wurde; ein Kompliment für Herrn Eisner, der „den ‚Vorwärts‘ gut redigire“ und dessen Vorstrafe unerwähnt blieb; kein Gezeter über die „bodenlose Frivolität eines Treibens, das nicht einmal durch den Schatten eines Beweises geschützt werde“; keine byzantinische Verherrlichung des Kaisers: nur gerade, was zur Sache unbedingt nöthig schien; und schließlich eine Ueberraschung, die unsere Zeitungsprache sensationell nennen könnte: der Erste Staatsanwalt bekannte sich als einen Gegner des § 95, den er freilich, als geltendes Recht, anwenden müsse, doch lieber aus dem Strafgesetzbuch verschwinden sähe. Das Bekenntniß wurde zwar rasch ein Bischen eingeschränkt, aber es bleibt eine tapfere That, die den Kühnen das Tressenbarrett kosten konnte und die sicherlich weder den Justizminister Schönstedt noch den Oberstaatsanwalt Wachler zu entzücktem Beifall hingerissen hat. Daß ein abhängiger Verwaltungbeamter, der täglich auf Wartegeld gesetzt werden kann, Solches öffentlich heute zu sagen wagt, ist immerhin der Erwähnung werth; und mir scheint, man brauche nicht servil zu sein, um einen Staatsanwalt, der, ohne gegen den Schwachen zu wüthen, die Würde des Amtes wahrt und als ein moderner Europäer angesehen sein möchte, aufrichtigen Sinnes zu loben.

Das Lob gilt dem muthigen und taktvollen Mann, dem wir glauben dürfen, daß er nicht leichten Herzens Menschen ins Gefängniß schickt, gilt nicht seiner letzten forensischen Leistung. Der Laie, der nur passiv Strafrechtsstudien gemacht hat, und der Politiker muß fast jedem Satz des Herrn Dr. Isenbiel widersprechen. Der Staatsanwalt war stärker als die Vertheidiger, deren Blößen er geschickt ausnützte, und sein Schlußvortrag hob sich beträchtlich über die Durchschnittshöhe prokuratorischer Dialektik. So kam er ans Ziel: sein Strafantrag wurde von der Kammer als gerecht befunden. Vielen aber scheint der Bau, in dem Ankläger und Richter sich zusammenfanden, auf recht morschem Gebälk zu ruhen. Die Vertheidigung hatte behauptet, der inkriminirte Artikel könne nicht auf den Kaiser bezogen werden. Der Staatsanwalt antwortete, solche Beziehung sei sehr wohl möglich und diese Möglichkeit genüge, wenn überhaupt eine strafbare Handlung als vorhanden angenommen werde, zum Thatbestande der Majestätbeleidigung. Dagegen ist, trotz der Kuppeltante Voß und ihren noch dümmeren Basen, nichts zu sagen; man braucht gar nicht an die ausschweifende Anwendung des dolus eventualis zu denken, der ja an sich auch kein kindischer Nonsens ist: selbst die modernsten Kriminalisten finden die Begriffsmerkmale des Vorsatzes erfüllt, wenn der Thäter den Erfolg für möglich hielt. Die in der Presse verfochtene Meinung, der Erfolg müsse als sicher, nicht nur als möglich vorausgesehen

sein, wird weder von der Theorie noch von der Praxis gedeckt. Hat der Redakteur Leid in sein Bewußtsein die Möglichkeit aufgenommen, daß der Artikel auf den Kaiser bezogen werden könne, so wird er, vorausgesetzt, daß der Artikel überhaupt den Thatbestand der Majestätbeleidigung erfüllt, nicht dadurch straffrei, daß die Beziehung nicht unbedingt nöthig war. Wodurch aber war in diesem besonderen Fall die Möglichkeit strafbarer Beziehung gegeben? Der Oberstaatsanwalt sagt: „Wenn man von ‚Hofkreisen' spricht, kann Seine Majestät, als das Haupt des Hofes, nicht ausgeschlossen sein." Beispiel: „Wer davon spricht, daß ‚in Theaterkreisen' die Aufführung eines verbotenen Stückes geplant werde, denkt nicht an Projekte irgend welcher Schauspieler, sondern an die maßgebenden Kreise der Theaterleiter und Regisseure." Schon dieses Beispiel steht auf schwachen Füßen. Wenn ein Theatertyrann die Aufführung plant, heißts im Börsencourier: „Direktor Schulze (oder Cohn) will das Stück den literarischen Feinschmeckern der Metropole in einer Sondervorstellung zugänglich machen"; redet unser Allerhalter Landau, unser Universalgenie Holzbock aber von „Theaterkreisen", dann weiß der Kundige, daß ehrgeizige oder schlecht beschäftigte Schauspieler sich zusammenthun wollen, um die Aufführung zu ermöglichen. Noch falscher ist, nach allgemein giltigem Sprachgebrauch, Isenbiels Hauptsatz. Niemals, beinahe niemals wird an den König gedacht, wenn von „Hofkreisen" gesprochen wird. Der Monarch gehört eben so wenig zum Hof wie — mein Beispiel hat den Vorzug allerhöchster Loyalität — der liebe Gott zu den himmlischen Heerschaaren. Schillers Philipp, der auf strengste Befolgung des Cermonialgesetzes hielt, ladet seinen „ganzen Hof" zum Blutgericht; und seine Frau ruft dem stürmischen Knaben Karl zu: „Mein Hof ist in der Nähe!" Hundert, tausend Beispiele ließen sich für die Thatsache anführen, daß fast immer und überall zwischen Herrscher und Hof unterschieden ward. Wer, fragt Molière, sah an Höfen je Einen, der nicht den eigenen Vortheil suchte? On voit partout que l'art des courtisans ne tend qu'à profiter des faiblesses des grands. Voltaire: A mesure que les pays sont barbares ou que les cours sont faibles, le cérémonial est plus en vogue. Bossuet: La cour veut toujours unir les plaisirs avec les affaires. La Bruyère: La cour est comme un édifice bâti de marbre; je veux dire qu'elle est composée d'hommes fort durs, mais fort polis. Heine: „Die Kunst der Höfe besteht darin, die sanften Fürsten so zu härten, daß sie eine Keule in der Hand des Höflings werden, und die wilden Fürsten so zu sänftigen, daß sie sich willig zu jedem Spiel, zu allen Posituren und Aktionen hergeben." Brougham: „Der Hof erzeugt, wie der Vater das Kind, selbst seine

Tyrannen." Shelley: „Im Sonnenschein des Hofes, von seiner Fäulniß nähren sich die Drohnen der Gesellschaft." Abraham a Santa Klara: „Du wirst zu Hof sehen, daß allda wenig Metall, aber viel Erz: viel Erz-Dieb, Erz-Schelmen, Erz-Betrüger". Die Liste könnte nach Belieben verlängert werden. Daß die drei Vertheidiger kein einziges Beispiel bereit hatten, zeigte, wie schlecht sie gerüstet waren. Sie fanden auch kein armes Wörtchen der Abwehr, als der Staatsanwalt von einer „Angelegenheit der ganzen kaiserlichen Familie" sprach: und das deutsche Staatsrecht kennt doch keine „kaiserliche Familie". Das Alles mochte hingehen. Viel schlimmer war, ganz unverzeihlich, daß sie den Hauptstoß des Anklägers gar nicht erst zu pariren versuchten. Herr Leid ist verurtheilt worden, weil er dem Kaiser Mangel an persönlichem Muth angedichtet habe. Das wäre so ungefähr die schwerste Beleidigung, die zu erdenken ist; und deshalb durfte ich sagen, nach der ungeheuren Wucht der Anschuldigung erscheine das Strafmaß relativ noch gering. Auch ein Wald- und Wiesenvertheidiger mußte, spätestens aus dem Plaidoyer des Staatsanwaltes, merken, daß hier die Gefahr der Sache lag, hier allein; und gegen diese Anklage die ganze Kraft aufbieten. In Moabit wurde der wichtigste Punkt von den Vertheidigern kaum mit einer Silbe gestreift.

Vor fünfundfünfzig Jahren rief ein König von Preußen: „Ich muß nach Potsdam! Hier in Berlin zwingt man mir eine Konzession nach der anderen ab." Leopold von Gerlach, der den Ausspruch des Verzweifelnden aufgezeichnet hat, erzählt, nur die Mahnung eines Arnim, der daran erinnerte, daß eine vom Herrscher verlassene Residenz selten zurückgewonnen worden sei, habe den König einstweilen noch von der Flucht abgehalten. War Friedrich Wilhelm der Vierte deshalb feig? Wars sein jüngerer Bruder, der um die selbe Zeit vor Thau und Tag aus Berlin in die spandauer Citadelle und nach zweitägigem Aufenthalt von dort vermummt ins Ausland floh? Er hat vorher und nachher bewiesen, daß persönlicher Muth ihm nicht fehlte, und heißt in der offiziellen Reichssprache heute Wilhelm der Große. An das Schicksal des Ahnen dachte der Enkel, als er 1901 die neue Kaserne des Gardegrenadierregimentes Kaiser Alexander einweihte und in der Feierrede sagte, er brauche in seiner Nähe eine „feste Burg" und eine zuverlässige Leibwache, „die Tag und Nacht bereit sein muß, für den König ihr Blut zu verspritzen"; denn „wenn die Stadt Berlin noch einmal, wie im Jahr 48, sich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben sollte, dann seid Ihr, meine Grenadiere, berufen, mit der Spitze Eurer Bajonnette die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren zu treiben". Kein Bürger hat nach unserem

Gesetz das Recht, den Muth seines Landesherrn mit ehrfurchtlosem Zweifel anzutasten. Eben so wenig aber, Herr Oberstaatsanwalt Isenbiel, hat ein König das Recht, sein Leben leichten Sinnes aufs Spiel zu setzen. Das wäre Muthwille, nicht Muth. Denn dieses Leben gehört dem Land und dem Volk. Der gekrönte Vertrauensmann der Nation hat die Pflicht, sich dem Bürgerkrieg und der Herrengewalt des fremden Eroberers zu entziehen, Attentate und feindlichen Kugelregen, so lange ers irgend vermag, zu meiden. Wellington war nicht Preußens Freund; wie der Brite aber, als ihm die Märzoperationen des Generals von Prittwitz gemeldet wurden, haben 1848 tausend treue Patrioten, jeder in seiner Mundart, gefragt: Mais pourquoi ce brave général n'a-t-il pas commencé par éloigner le roi? Gegen die Uebermacht nützt kein noch so hoher persönlicher Muth; und ein Herrscher, der in der Schicksalsstunde flüchtend sein Leben rettet, kann seinem Lande einen wichtigeren Dienst leisten als einer, der sich in heroischer Pose metzeln läßt. Nach diesem Grundsatz handeln heute alle Kronenträger: der Weiße Zar, der die Bahngleise von Kosaken bewachen heißt, der Koburger Ferdinand, den jedes Gewitterzeichen an oder über die Grenze treibt, und der Deutsche Kaiser, der durch Schutzmannschaftspaliere fährt. Deshalb war der Artikel des „Vorwärts", selbst wenn er direkt auf den Kaiser bezogen werden mußte, nicht beleidigend. Auch der tapferste Fürst hat, wenn er mit der Möglichkeit einer bewaffneten Massenerhebung rechnet, das Recht nicht nur, nein: hat die Pflicht, früh für eine sichere Stätte zu sorgen, wo er ungefährdet warten kann, bis der Sturm verbraust ist und durch schwarze Wolken wieder ein Sonnenstrahl bricht.

... Wenn Leid Glück hat, hebt der dritte Strafsenat in Leipzig das Urtheil des Landgerichtes auf. Dann sollte der Genosse ohne Vertheidiger vor seinen Richter treten und also sprechen: „Ich bin Republikaner und gebe mich nicht für Einen, den Neigung oder Beruf treibt, den König vor Hofkabalen zu schützen. Ich bin Sozialdemokrat und habe gern nach einem vom Glanz amtlicher Weihe umleuchteten Blättchen gegriffen, das zu beweisen schien, wie völlig man auf unnahbarer Höhe unser Hoffen und Streben verkennt. Aber ich habe nie, nicht eine Sekunde, für möglich gehalten, der Deutsche Kaiser könne dadurch beleidigt sein, daß ich ihm die Absicht zuschrieb, sich, seine Frau und Kinder vor übermächtigem Aufruhr in einer Inselfeste zu sichern. Mein Irrthum kann lehren, daß die organisirte Masse nicht das Leben des Kaisers bedroht, der Kaiser ihr in ruhigen Stunden kein böses Trachten zutraut. Solche Lehre ist nützlich. Meinen Leichtsinn habe ich im Gefängniß und durch Erregungen aller Art nicht zu gelind gebüßt. Jetzt darf ich den Hohen Gerichtshof mit gutem Gewissen um Freisprechung bitten."

◆

Impressionistische Weltanschauung.

Eine Kunst, die allen Bedürfnissen großer Gemeinschaften genügt und darüber hinaus der allgemeinen Sehnsucht Antworten zu finden weiß, kann mit Erfolg ästhetisch betrachtet werden. Denn alle Lebensinstinkte und Weltbegriffe, die das künstlerisch Formale entscheidend determiniren, sind dann Gemeinbesitz, werden überall unbewußt vorausgesetzt und innerhalb des Kollektivempfindens wird die ästhetisch prüfende und genießende Betrachtungweise möglich. Anders ist es, wenn in einer Epoche verschiedene Kunstauffassungen einander fremdartig, ja, feindlich gegenüberstehen. Dann versagt die Aesthetik, weil der Streit des Artistischen im Grunde auf einen Kampf der Lebensideen zurückzuführen ist. Vor Werken solchen zwiespältigen Wollens sagen die Menschen: Dieses ist schön und Jenes ist häßlich. Sie meinen aber: Dieses ist wahr und Jenes unwahr; sie sehen die Wahrheit durch verschieden gefärbte Ueberzeugungen und ihrer Anschauungform entspricht immer das Ideal, das aus verwandten Weltbegriffen konstruirt worden ist. Es zeigt sich, daß die Aesthetik nicht einen absoluten Maßstab darbieten kann.

Wo es, innerhalb konsequenter Kulturentwickelungen, künstlerische Zwiespältigkeiten giebt, ist es sicher, daß das Höchste in der Kunst nirgends erreicht ist; denn auf dem Gipfel laufen alle Entwickelunglinien in einem Punkt zusammen. Trotz dieser theoretischen Gewißheit muß, wer zwischen den heterogenen Kunsterscheinungen der Gegenwart steht, ein Verhältniß zu den thätigen Kräften zu gewinnen trachten. Man kann es in verschiedener Weise. Scheut man sich, die ruhigen Gebiete der Aesthetik zu verlassen, so schließe man sich innig der Kunstform an, die den eigenen sicher umschriebenen Ueberzeugungen entspricht, und suche in dieser Beschränkung Entzückungen intimer Art: dann gehört man zur Partei. Oder man spüre Schönheitelemente verschiedenster Art in allen Aeußerungen des antagonistischen Kunstgeistes auf, beachte überall mit spitzem Geist, was leise oder lauter im Gefühl widerklingt, und koste immer nur die Nuance: dann ist man ein ästhetischer Gourmet. Wer aber die verschiedenen Richtungen der Kunst in ihren geistigen und artistischen Wesenszügen erkennen und diese Erkenntniß zu einer höheren Entwickelungidee ausreifen lassen möchte, kommt mit der Aesthetik nicht aus. Er muß den Geist aller Parteien in sich wirken lassen, durch die Weltgefühle, woraus die so verschieden gearteten Blüthen der Schönheit hervorwachsen, als Erlebender hindurchschreiten und sich über seine Erlebnisse dann erheben. Wenn er es nur um ein Geringes kann, ist ein Beweis von der Unzulänglichkeit der Kunst, die er betrachtet, geliefert. Denn eine vollkommene Kunst läßt nur Untersuchungen innerhalb ihrer Grenzen zu und erlaubt

nichts über sich, weil sie höher steht und nach jeder Richtung weiter greift als der kühnste Verstand.

Die charakteristische Kunsterscheinung der Gegenwart, die Impressionismus genannt wird, fordert, mehr als eine andere, neben der ästhetischen die kulturphilosophische Betrachtung. Die Erbitterung, der diese Malerei begegnet, wäre nicht zu erklären, wenn es sich nur um Fragen des Geschmackes handelte. In Wahrheit stehen Dinge in Frage, die mehr oder weniger jeden modern Empfindenden, auch außerhalb der Kunst, angehen und zu denen ein lebhaftes Verhältniß der Bejahung oder Verneinung nöthig ist. Welche Unterströmungen zu beachten sind, wird verständlich, wenn man die geographische Grenze des Impressionismus sucht. Es zeigt sich, daß diese Grenzlinie sehr genau einer anderen entspricht, die Gebiete religiöser Vorstellungen trennt. Geboren im revolutionären pariser Geist, der sich schon vor mehr als hundert Jahren nicht scheute, den katholisch christlichen Gott offiziell abzusetzen, hat sich der Impressionismus nach Belgien gewandt, ins Land des Industrialismus, der sozialen Noth und der konfessionellen Spaltungen, hat in Deutschland überall da eine Heimath gefunden, wo der kühle, zweifelnde, präatheistische Protestantismus die Gemüther lenkt, sich Skandinavien und Finland, die Länder nüchterner Mystik, erobert und ist im Begriff, sich dem großstädtischen Nihilismus Rußlands anzuschließen. München und Düsseldorf, die katholischen Städte, weisen die impressionistische Kunst ab, in der romanischen Welt Italiens, Südfrankreichs und Spaniens kann sie nicht Fuß fassen, das puritanische England bleibt ihr gegenüber gleichgiltig und nur das schwankende wiener Temperament spielt ängstlich und frech mit ihren gefährlichen Reizen. Und noch ein Charakteristikum: die spirituelle jüdische Natur neigt sich entschieden dieser Kunst zu. So stellt sich der Impressionismus als eine Anschauungform des Atheismus dar. Nicht um die Malerei handelt es sich in erster Linie, sondern um die Anschauungform und diese ist Produkt eines über große Volksgemeinschaften Europas verbreiteten fatalistischen Weltgefühles. Wer es erlebt, nicht nur gedacht hat, mit ehrlichem Schmerz, unerträglich kalter Verzweiflung und in müder Resignation, daß sich ihm die Welt unter dem Wirken der neuen Kausalitätlehren entgötterte, wer in dem gewaltigen, aber grausam gleichgiltigen Spiel von Ursache und Wirkung, als das der moderne Mensch, im ersten Stadium jungen wissenschaftlichen Erkennens, die Natur begreifen zu müssen glaubt, Hoffnung und Vertrauen auf sittliche Endziele des Lebens verloren hat, wem der prüfende, zersetzende Verstand, zu plötzlich bereichert von neuen exakten Wahrheiten, den Weg auf die Höhe gewiesen hat, wo das zagende Herz hoffnunglos ins Nichts starrt und entweder verzweifeln oder kalt werden muß, vor Dessen Augen hat sich das Bild der Welt verwandelt. Denn dieses Bild ist nie draußen, sondern immer im

Menschen. Wo sonst Hoffnungen das Frühlingsblühen verklärten, die lebensfrohe Phantasie alle Natur mit einem Götterleben bevölkerte, wo das Vertrauen auf eine ewige Güte sich Antworten auf jauchzende Fragen erfand, da glotzt dem Ernüchterten nun der unbeseelte Weltenwille in seinem blinden Walten entgegen. Der Wald ist nicht mehr das trauliche Heim schöner Träume und Verheißungen, sondern eine Ansammlung unheimlich pilzartiger Gewächse. Die Wolken ballen sich nicht mehr zu heldischen Gebilden, zu lustig bunten Gleichnissen, sondern sind nichts als Nebel, die in formlosen Schwaden ewig zerfließen und sich erneuen. Der Mensch erscheint nicht länger vom Odem des Schöpfers beseelt, sondern ist ein willenloses Produkt einer ziellosen Nothwendigkeit, in Allem determinirt; und seine schönen Gefühle sind auf physikalische und chemische Vorgänge im Organismus zurückzuführen. Das Schönheitgefühl stirbt und eine Trostlosigkeit, der nichts groß und nichts klein, Alles gleich wichtig und unwichtig scheint, lacht des Ideals. Doch das Leben geht weiter; der Wille zum Dasein ruht nicht einen Augenblick, arbeitet selbst unter dem Eis der Verneinung und der Verzweifelte muß sich mit seiner Weltstimmung, so gut es gehen will, abfinden. Die kritische, rein spiritualistische Betrachtungweise wird zur Gewohnheit und in ihr geht Alles unter, was an Religion, Ethik und Aesthetik der Seele überliefert worden ist. Doch da, in dem Augenblick, wo alle idealen Werthe vernichtet scheinen, stellt sich unmerklich eine neue Art von religiöser Poesie ein; denn kein Mensch kann dauernd ganz ohne Symbol des Ewigen sein. Der auf öden Verstandeshöhen Weilende blickt kühl auf seine Erde, die ihm nur eine mit wucherndem Schimmel bedeckte riesige Planetenmasse ist; und da erweckt ihm dieser Augenblick plötzlich Gefühle, denen ähnlich, die wir als Kinder vor den hypothetischen Urweltbildern der Steinkohlenperiode hatten. Die unbegreifliche, nie rastende Zwecklosigkeit des millionenfachen Lebens, das Werden und Sterben und über Allem das wesenlose, bunte Spiel des in immer neuen Stimmungen wechselnden Lichtes: das Alles wächst unmerklich wieder, von neuen Voraussetzungen aus, ins Mystische hinein. Der Betrachter wundert sich nicht mehr darüber, daß das Einzelne ist, wie es ist, sondern darüber, daß das Ganze überhaupt vorhanden ist. Die letzten facettirenden Endgefühle spiegeln sich in ursprünglichen Empfindungen. Und wenn der Geist sich an diese Empfindungen gewöhnt und eine Denkrichtung gefunden hat, die dem Alltag von solchen Standpunkten genug zu thun weiß, so findet er sich im Besitz einer optischen Anschauungform, die in keiner anderen Weise als in dieser geistig-seelischen entstehen konnte. Der auf Umwegen und Irrpfaden zur Primitivität Gelangte phantasirt nun nicht mehr das Ideal in die Natur hinein, sondern in seinem von keiner heißen Hoffnung mehr abgeblendeten Auge spiegeln sich die Naturbilder mit einer Ob-

zektivität und Präzision, die nur dadurch möglich sind, daß die Phantasie in die Anschauung nicht hineinredet. Diese durchaus geistig gewordene Anschauung, in die die überlieferten Schönheitformen nur noch als Erinnerungen hineinspielen, bringt einen ungeahnten Reichthum optischer Erscheinungen; das Auge erlebt Impressionen und Ueberraschungen und sieht die Wahrheit von einer Seite, von der sie noch nie gesehen worden ist. Das Individuum ist den optischen Reizen gegenüber durchaus im Zustande der Passivität, es glaubt allein noch den Erlebnissen des Auges und lernt, weil die Seele nach Inhalt hungert, genau auf die Empfindungen und Regungen achten, die von den optischen Reizen erweckt werden. So dringen die automatisch empfangenen Reize in die Seele und gewinnen dort Bedeutung, werden zu Symbolen für die Empfindungen und Stimmungen, die sie erweckt haben, und die Erhöhung der Anschauung beginnt: die Stilbildung. Mit diesem Reichthum, der aus der Verzweiflung eines ehrlichen Gemüthes hervorgegangen ist, baut sich der Resignirende eine neue Hoffnung und Freude; aus dem Nihilismus wachsen die Keime einer Schönheit empor.

Die Künstler, die all Das — wenn nicht bewußt, so doch tief und reich und mit der vollen Kraft einer starken Sinnlichkeit — erleben, haben mit den so gewonnenen Schönheitformen ihr artistisches Spiel getrieben und sie Dem vermählt, was sich an Traditionen, trotz der großen Reinigung, siegreich erhalten hat. Was ihre Malerei groß macht, ist die Wahrheit, was sie beengt, ist die Nüchternheit des Ursprunges. Ihre neue Anschauungform hat die Malerei mit Wahrheit und Schönheit bereichert, Entdeckungen ermöglicht, die unverlierbarer Besitz der Menschheit werden müssen, Züge des Lebens sehen gelehrt, denen nun nicht mehr auszuweichen ist, und dem Auge Möglichkeiten gezeigt, die es noch nicht kannte; ihren Ursprung aber, der die resignirende Verzweiflung ist, kann sie ganz erst überwinden, wenn die Verneinung überwunden worden ist, wenn sie hinter dem Spiel der Kausalitäten und über die Mystik hinweg von Neuem das Antlitz einer Göttlichkeit entdecken zu können meint; einer Göttlichkeit, die das sieghafte Glücksgefühl, das der Zuversicht bedarf, erneuert und damit die Phantasie freigiebt.

In diesem Sinn ist der Impressionismus die Malerei des Atheismus. Die pariser Künstler, die Kinder der Revolutionen, machten zuerst die Entdeckung. Denn ihre Kunst ist im Wichtigsten mehr eine Entdeckung als eine Geniethat; erst in der Ausbeutung des Gefundenen entwickelten sie Genie. Darum tritt der Impressionismus auch als Schule auf, die nicht an die That eines Einzelnen gebunden ist, sondern an die Anschauungform eines Künstlergeschlechtes. Es giebt in ihr keine ganz überragenden Persönlichkeiten, sondern nur starke Talente, die nach gemeinsamem, nicht verabredetem Plan arbeiten. Diese Kunst ist ein Schicksal.

Menschen, deren Empfindungleben an irgend einen religiösen Instinkt, und beruhe er selbst auf der Ueberzeugung vom Kategorischen Imperativ, gefesselt ist, verstehen diese Malerei äußerster Relativität nicht. Freilich hat die Wissenschaft auch auf sie gewirkt und einen Umschwung der Meinungen erzeugt; doch ist ihnen die Skepsis nicht Erlebniß, nicht Schicksal geworden. Diesen leichter entzündbaren, aber meist weniger ernsten Temperamenten ist das Vertrauen zu den letzten Ursachen aller Dinge nicht im Tiefsten erschüttert worden. Der Gottbegriff liegt ihnen, vermöge einer kräftig nachwirkenden Tradition, so fest im Blut, daß er den biblischen Christengott überdauert. In der impressionistischen Anschauungform ist das Wesentliche, daß die Natur als eine große, bunte Relativität betrachtet und darum ganz objektiv empfunden wird, während sie sich in der Anschauungform der Vertrauenden absolut und deshalb subjektiv verklärt darstellt. Der impressionistische Künstler liebt die einzelnen Objekte nicht, weil sie ihm nur Produkte des kausalen Kräftespieles sind, und richtet den staunenden Blick immer aufs Ganze; der religiöse Illusionist aber verehrt das Einzelne, ihm ist das Schöpfungwunder in jedem Objekt. Dieses Wunder individualisirt sich ihm und fordert zur Symbolisirung auf, zur Wiedergabe der schönen Linien und Farben, die am plastischen Objekt gebunden sind: der Künstler wird Stilist, Idealist und Individualist, ist der ewige Jüngling, der im Hoffnungrausch durchs Leben geht.

Unmerklich aber verkehrt sich das Verhältniß. Der Werdeprozeß des impressionistischen Künstlers bedingt ein starkes sittliches Verantwortlichkeitgefühl. Um über die selbst vollzogene Entgötterung des Lebens zu verzweifeln, muß man Gott sehr lieben und ein großes Verehrungbedürfniß haben. Diese Eigenschaft kann den Gegenstand wechseln, unterdrückt, aber nie vernichtet werden; in dem Augenblick, wo aus der Anschauungform eine Kunst geworden ist, wird sie wieder schöpferisch, bemächtigt sich der neuen Wahrheiten und Schönheiten und übt entscheidenden Einfluß auf deren artistische Entwickelungen. So sehen wir eine geradezu fanatische Wahrhaftigkeit, so konsequent, daß sie nur aus lange gehemmtem Verehrungdrang zu erklären ist, sich im Impressionismus bethätigen; der verlorene Glaube an ein Ideal ist Wille zur Wahrheit geworden. Bei den Künstlern der anderen Richtung aber rächt sich der Mangel an Eigenleben, der darin besteht, daß sie Das nicht erleben wollen, dem sie doch nicht widersprechen können, den Himmel der Schönheit suchen, aber den nothwendigen Weg durchs Fegefeuer scheuen. Diese halbe Untreue, die aus zu egoistischer Lebenslust und rücksichtlosem Glückverlangen entspringt, unterhöhlt die stolzen Gebäude ihrer Romantik und des repräsentirenden Idealismus. Da eine eigene, gelebte Anschauung fehlt, greift der Stilkünstler zu dem artistischen Rüstzeug vergangener Geschlechter, derem Geist er sich verwandt glaubt, benutzt Kunstformen, die einst

aus einem Erleben entstanden sind, als träger Erbe, der den überkommenen Schatz nicht zu erwerben versteht. Denn was er an Eigenem hinzufügt, ist auch nur halb erlebt, weil eine Halbheit die andere bedingt. So erscheint der Idealismus, der mit großen Ansprüchen auftritt, oft gefälscht, die Romantik wird zur Phrase und die Sittlichkeit entscheidet wieder einmal über Dinge der Kunst. Trotzdem liegt in der epigonischen Stilkunst Etwas, das sich den Wahrhaftigkeiten des Impressionismus gegenüber behauptet: das Element der Zuversicht, der Bejahung. In der Bejahung allein — freilich nur in einer, die vom Lebensgefühl der Mannheit wieder erworben, nicht vom Erhaltungtrieb der Kindheit instinktmäßig geübt wird — kann die Kunst Sprache der Seele zu allen Seelen werden, eine Majoritätkunst, in dem hohen Sinn der Antike oder der Gothik.

Aus solchen Lebensgründen, die man in einzelnen Bildern freilich nicht leicht erkennt, sondern nur in der Gesammtheit der Werke, wachsen die individuell verschiedenen Kunstleistungen. Bei den Impressionisten bestimmt die Anschauungform der Schule das von der Persönlichkeit Gewollte so stark und gleichmäßig, daß dem Laien zuerst kaum unterscheidende Merkmale auffallen. Es geht dem noch nicht geübten Auge vor dieser Malerei eben wie vor der japanischen Kunst. Das Stilgepräge dominirt so stark, daß die persönlichen Sonderzüge zurücktreten. Hierin liegt ein Beweis, daß man es mit einer organisch gewordenen Form zu thun hat. Die Stilkünstler — Englands oder Münchens etwa — unterscheiden sich dem ersten Blick viel deutlicher. Aber nicht, weil sie starke Individualitäten sind, sondern, weil sie sich durch besonders gearteten Archaismus die Originalität sichern und vermeiden, einander ins Gehege zu kommen. Doch auch hier kehrt sich das Verhältniß wieder um. Denn je näher man mit den Impressionisten bekannt wird, desto klarer unterscheiden sich die einzelnen Maler, in Zügen, die zuerst unwesentlich erscheinen und im Grunde doch die wichtigsten sind, weil sie auf erlebter Anschauung beruhen. In den Werken der Stilkunst aber erkennt man, je länger man hinsieht, desto weniger lebendige Originalität und findet, daß die Künstler in Allem, was sie selbst dem Archaismus hinzufügen, leicht akademisch uniform werden. Diese Stilkunst redet in Versen, der eigentlichen Sprache der Kunst, aber sie tönen und rollen nur, ohne Wahrheit und Anschauung zu vermitteln; der Impressionismus giebt in kultivirter Profansprache lebendig angeschaute Wahrheiten. Jene bringt das Ideal in Verruf; dieser dient ihm, ohne es je laut anzurufen.

Den Werth des artistischen Temperamentes, mit dessen Hilfe der Künstler eine Anschauungform ästhetisch organisirt, erkennt man im Vergleich Dessen, was die französischen und die deutschen Maler bei gleichen Tendenzen leisten; der Unterschied besteht nicht nur darin, daß die Deutschen die Schüler der

Franzosen sind. Diese geben sich, vermöge einer freieren Anschauungskraft, inniger, naiver und sinnlicher als ihre deutsche Gefolgschaft. Es ist ihnen gelungen, mit einem Monumentalmaterial intime Kunst zu machen und eine neue Art von Heimathkunst zu schaffen. Freilich nicht in dem engen Sinn, der dem Wort heute anhaftet. Trotz dem pessimistischen Grundton ihrer Kunst wissen sie die kleinen wechselnden Freuden des Lebens sehr temperamentvoll zu erfassen; ihr Geist wird in der Resignation nicht stumpf, sondern bewahrt sich Geschmeidigkeit, Interesse und Liebe. So sind sie dahin gekommen, die Gegenstände ihrer Gewohnheiten, die Plätze ihrer Tagesinteressen in einer neuen und seltsamen Weise zu schildern. Sie malen die Seinelandschaften bei Saint Denis und Argenteuil, das Treiben der Ruderer mit ihren Mädchen, die Gartenlokale mit einer sonntäglichen Menge, die wimmelnden Boulevards und die tristen Montmartrestraßen, geben Szenen aus Ballkokalen und der Coulissenwelt, zeigen das Treiben auf den Rennplätzen, das Innere öffentlicher Häuser und kleiner Werkstätten, erzählen vom Tagesleben der Armuth und vom Nachtleben des Reichthumes. Aber all Das ist ihnen nie Selbstzweck. Was sie suchen und oft auch finden, sind Ewigkeitzüge, die an Objekt und Heimath nicht gebunden sind, Farbe und Form jenseits vom Stoff, das Typische einer Naturstimmung oder einer psychisch malenden Geste, Züge des Lebens, die das verwandte Temperament in der ganzen Welt wiederfinden kann. Es leuchtet ein, daß für solche vom Zufälligen abstrahirende Sinnlichkeit nur der große Stil taugt, der erreicht ist, wenn Form und Stoff auf gleicher Höhe stehen. Weil den Parisern dieser Stil fehlt und sie für eine große Form nicht den passenden Stoff finden, verschwenden sie ein großes Kunstprinzip an Dinge des Alltags und schaffen eine intime Heimathkunst, malen vertraute Dinge der täglichen Umgebung, um das Ewige, wovon diese Dinge nur zufällige Objektivationen sind, zu schildern. In ähnlicher Weise benutzt Ibsen die nahe norwegische Umgebung, um Menschheitprobleme zu zeichnen. Hier wie dort hat man Einmaliges und Typisches neben einander; die Wahrheit ist zugleich umfassend und spezifisch.

Die deutschen Impressionisten gehen im Heimathgefühl leicht unter. Maler wie die Worpsweder haben zu viel Zärtlichkeit für die besondere Landschaft ihrer Wohnsitze, ihre Seele ist zu sehr vom Gegenstand eingenommen und doch nicht frei von einer anderen Anschauung, der der Gegenstand gleichgiltig ist. Ihre Liebe ist immer ein Bischen philisterhaft. Sie dürfte es sein, wenn sie sich ganz auf sich selbst beschränkte; dann wäre die produzirte Kunst eng und kleinlich, aber in sich stilvoll. Diese Heimathliebe steht aber im Dienst höherer Anschauung und ist doch stärker: der Diener beherrscht den Herrn, die Nebensache wird zur Hauptsache. So kommt es, daß man in den Bildern dieser Maler gerade die Werthe vermißt, die das Gegenständliche zum

Gemeingut machen, die abstrahirende Sinnlichkeit, die der pariser Malerei kosmopolitische Geltung giebt und dadurch auch das nebenbei Geschilderte international verständlich macht. Wie die Worpsweder, arbeiten auch die impressionistischen Maler in Hamburg, Weimar, Karlsruhe und Dresden. Bei Allen vermißt man den philosophischen Muth der Franzosen, die eine Wahrheit, wenigstens nach einer Seite, ganz ausschöpfen und sie dadurch zum Weltbesitz machen.

Anders verfahren die modernen berliner Maler. Von den Fehlern der deutschen Heimathkünstler halten sie sich frei; aber auch von den Vorzügen der Franzosen. Wenn Diese ihre Resignationkunst am geliebten Gegenstand messen, so messen die Berliner sie am absolut Gleichgiltigen. Auch geht es ihnen wie Allen, die eine Idee nicht organisch im eigenen Geist entwickeln können, nur eine Disposition dafür haben und die Erfüllung von stärkeren Temperamenten, die ihnen ihr eigenes Wünschen und Wollen erst erklären, empfangen: die Fülle sinnlichen Lebensgefühles fehlt und diese Empfindungarmuth läßt keine Initiative zu. Die berliner Maler sind Mitglieder einer Schule, von deren Wahrheiten große und kleine Geister leben können; doch muß diese Wahrheit sich in einer Persönlichkeit spiegeln, wenn der Künstler nicht zum Parteimann herabsinken soll. Aber selbst dann ist es möglich, daß solche mittelmäßige Parteiintelligenz einem geistvollen Stilkünstler gegenüber Recht behält. Die bessere Wahrheit, die er vertritt, stärkt das Rückgrat und giebt den Philistergefühlen ein gewisses Relief. Darum machen die berliner Impressionisten im Durchschnitt bessere Malerei als die münchener Stilkünstler, trotzdem sie ihnen als Persönlichkeiten in manchem Zug nachstehen. Wenn der Idealist vom blassen Gedanken ausgeht, setzt der Impressionist sich vor die Natur. Er weiß nie vorher, was er malen wird; aus einer Anschauung gewinnt er die optischen und aus diesen dann erst die ästhetischen und die geistigen Elemente seiner Kunst. Der Stilist erdenkt sein Bild, empfindet im Bett, beim Wein oder sonstwo die Grundstimmung dafür. Er tritt also präokkupirt vor die Natur und sieht nur, was seiner Absicht gemäß ist. Bei ihm entscheiden allein die Fülle und Wahrhaftigkeit der aufgenommenen Natureindrücke, die artistische Erinnerungskraft darüber, ob sein Werk lebendig wird. Hier herrscht der Traum, dort die Empirie. In beiden Arbeitweisen läßt sich Großes schaffen; die Namen Böcklin und Manet beweisen es. Dem Einen verklärte sich die Anschauung, der Andere wußte seine Träume zu naturalisiren. Daran fehlt es den mittleren Talenten. Die Impressionisten verlieren sich leicht in Technik und Experiment und die Stilkünstler kommen in die Gefahr, Phrasen zu machen, weil ihr anspruchsvoller Apparat nur von starken Geistern frei und selbständig regirt werden kann.

Welche Schwierigkeiten das große universale Wollen in der Malerei zu bewältigen hat, wenn die natürliche Entwickelung der Kunst nicht die

Form darbietet, der sich Alle, die Großen und Kleinen, bedienen können, beweist Böcklins Werk, das als höchste Aeußerung des malerischen Idealismus der Gegenwart gelten kann. Nach einem langen Aufenthalt im berliner Rembrandtsaal ging ich neulich ins Böcklinkabinet. Die Farben des großen Träumers erschienen nun, wo die des Niederländers noch im Auge flimmerten, hart, gewaltsam und ohne Tiefe; Das heißt: ohne innerste Wahrheit. Ich war nicht voreingenommen, denn diese Beobachtung, die ein Ausweichen nicht gestattete, erschreckte mich. An einem anderen Tage bin ich von Rembrandt zu der Sommerlandschaft Monets gegangen, die in der Nationalgalerie unter dem Dach hängt. Dieses Bild verlor in seinen farbigen Werthen nicht an Eindringlichkeit. Nun ist daraus gewiß nicht die Lehre zu ziehen, Monet sei größer als Böcklin. Der Schweizer hat Qualitäten, die dem Franzosen ganz abgehen. Ob diese zeichnerisch, koloristisch oder sonstwelcher Art sind, gilt gleich, wenn sie nur als Kunst die Seele berühren. Aber die Tiefe der Kunstwirkung ist doch abhängig vom Grade dieser Qualitäten; und die Farbe ist in einer Malerei nicht das Letzte. Von Böcklin stammt das Wort von der imaginären Palette, die der Maler, gegenüber der Unmöglichkeit, das Licht mit Farben — die doch vom Licht erst hervorgebracht werden — wiederzugeben, sich bilden muß. Wer zu sehen versteht, wird erkennen, wie gut gerade die französischen Impressionisten die Naturtöne umzuwerthen und eine Skala zu schaffen wissen, die den äußersten Möglichkeiten nach oben und unten durchaus fern bleibt, sich nur in Mittellagen bewegt und doch jeder Absicht genügt. Das ist ihre feinste, rein artistische Phantasiethat, die nur vom Unwissenden unterschätzt werden kann. Böcklins Skala reicht über alle Höhen und Tiefen und versagt doch oft, weil seiner Palette die wahrsten Farbenwerthe fehlen. Seine Stärke liegt gar nicht in der Farbe, sondern in der Veranschaulichung eines großartigen Traumlebens, wofür die vorzügliche Reproduktionfähigkeit seiner Bilder ein überzeugender Beweis ist. Die gewaltsamen und lauten Mittel braucht er, weil er viel mehr will als irgend ein Impressionist: und dieses Wollen zeichnet ihm den formalen Weg vor. Die Nachfolge Böcklins aber beweist, wie abschließend die Arbeitweise der modernen Stilkünstler ist; nicht einer seiner Schüler kommt über die brutale Dekoration, über das Kunstgewerbe (München ist die Hauptstadt des Kunstgewerbes!) hinaus. Die Münchener versuchen nicht, eine Heimathkunst in irgend einem Sinn zu machen. Daß sie Höheres wollen, wäre lobenswerth, wenn sie dem Wollen das Können anzupassen suchten. Denn gewiß ist der höchste Punkt der Kunst erreicht, wenn die Anschauung sich solcher Objekte bedient, die ihr graduell entsprechen, wenn die Arbeit des Vereinfachens den dargestellten Gegenstand in seiner menschlichen wie in seiner malerischen Bedeutung zugleich umfaßt. Besser: wenn malerische und poetische Gedanken untrennbar

geworden sind. Jetzt aber fehlt jeder Richtung unserer Malerei immer, was die andere ihr Eigen nennt. Die Stilkünstler vergöttlichen den dargestellten Stoff; aber sie thun es mit erborgter Anschauungsform und unwahrer Aesthetik; die Impressionisten sind in ihrer Aesthetik ursprünglich und frei, den Stoff aber humanisiren, sozialisiren und proletarisiren sie. In diesem Unterschied zeigt sich, wie die beiden Schulen von verschiedenen Weltbegriffen ausgehen. Darum hassen Fürsten und Priester den Impressionismus in allen seinen Aeußerungen und Reflexerscheinungen; in ihm wittern sie die Malerei der absoluten Geistesfreiheit, des religiösen Nihilismus.

Der nach Selbstüberwindung strebende Mensch wird in solchem Nihilismus nicht beharren; aber er muß hindurch und darf ihn nicht umgehen. Den Impressionismus darf nur schelten und verneinen, wer Alles, was an Weltbegriffen mit ihm zusammenhängt, in Erkenntnißschmerzen und faustischen Sorgen erlebt hat. Wer dann gelernt hat, im Sinn dieser Künstler die Natur zu sehen, wer sich im ganzen sichtbaren Leben Bilder von eben solcher Wahrheit und Schönheit, wie die Franzosen sie uns gemalt haben, aufsuchen kann: Der allein hat ein Recht, Höheres zu verlangen, als diese Kunst zu bieten vermag, eine Malerei zu ersehnen, in der Empirie und Traum einen Schöpferbund schließen und Werke hervorbringen, die höher stehen als jeder Wunsch des Laien und des Theoretikers. Aber auch er rede nicht viel von solchem Wunsch, wenn er nicht von der Entwickelung, die ihre eigenen Wege geht, verleugnet werden will; vielmehr suche er der Kunst seiner Zeit, wie sie nun einmal ist, von seiner Gedankenhöhe aus, zu dienen. Denn die kleine That ist stets noch mehr als der große Gedanke.

Friedenau. Karl Scheffler.

Südwestafrikanische Skizzen.*)

Ejdnozoko; Ort und Begriff.

Ejdnozoko heißt unser Ort. „Skorpionenplatz", weil dieser unangenehme Pseudokrebs hier nur selten vorkommt. Auch „Bitterwasser" — der Hereroname drückt stets einen Begriff oder Vorgang aus —, weil das Wasser hier nicht bitterer als anderswo schmeckt. Das polizeiliche Melderegister — jawohl, so was giebt es! — belehrt mich, daß Ejdnozoko vierundsechzig Weiße, einschließlich der Kinder, zählt. Dazu kommt die Stationbesatzung und eine größere Zahl Eingeborener. Das himmelwärts gekehrte Institut der Mission wird durch — sage und schreibe — sechs weltzugewandte Kneipen paralysirt. Nicht etwa umgekehrt! Zwei kleine Wagenbauereien bilden den Uebergang zur Industriestadt. An den Tagen, an denen er nicht betrunken ist, backt uns ein

*) S. „Zukunft" vom 3. Oktober 1903.

Bäcker Semmeln. Draußen vor dem Thor steht eine vereinzelte nagelneue „Villa“. Sie ist unser „Vorort“. Da bauen zwei Anfänger (Optimisten) in einem Garten am Rivier so viel Kohl, wie ihnen die Heuschrecken übrig lassen. Schräg gegenüber, etwas weiter hinaus, haben sich zwei ehemalige „Schutztruppler“, in diesem Jahr mit besserem Erfolg, auf den Kartoffelbau geworfen. Centner 45 Mark loco. Der Umfang der von ihnen gezogenen Erdfrüchte läßt weitgehende Schlüsse auf ihre Intelligenz zu.

Hüben vom Rivier wohnen die schwarzen Christen — sit venia verbo! —, drüben die Heiden, die Ehrlichen.

Vormittag. Aus der Schmiede ertönen Arbeitlaute. Ein dicker Staubschwaden quillt die Dorfstraße entlang. Hinter einem beweglichen Wald von Hörnern quält sich unhörbar ein plumper Ochsenwagen durch den mahlenden Sand. Phlegmatisch wälzen sich im letzten Augenblick die schwarzen Rangen aus der Fahrbahn. Vor dem store lungert eine Gruppe Negergigerln herum. „Alle Neune!“ ruft der Kaffernjunge aus der nahen Kegelbahn. Becherklirren antwortet ihm. Hinter der Kneipe thürmt sich ein Flaschenhaufe riesiger Dimension auf. Böse Zungen behaupten, die Flaschen seien einst voll gewesen. Längs dem Wasserfaden im gelben Riviersande hockt eine Reihe plappernder Waschweiber. Ein junges Ding hat sich mit geschürztem Rock breitspurig aufgerichtet und blickt wohlgefällig auf ein Paar strammer, vom Wasser überperlter Waden herab. Ein Reiter der Schutztruppe, der vorbeischlendert, theilt mit ihr Besichtigungobjekt und Wohlgefallen. Als er, hinter dem Gartenzaun verborgen, den Missionar erblickt, wendet er schnell den Kopf, fängt den „Kleinen Kohn“ zu pfeifen an und markirt den Harmlosen.

Zwei Stunden darauf rührte sich nichts mehr in Ejdnozoko, das der volle Strahlenkegel des über ihm schwebenden Riesenbrennglases traf.

Als Begriff ist Ejdnozoko vielseitiger denn als Ort.

„Ein ganz hübscher Platz“, sagt der Eingesessene und drückt damit unbewußt das Relative aller Dinge aus.

„Ejdnozoko ist auch nicht viel besser als der übrige Zimmet“, quatscht der Kolonialnörgler und beweist damit, daß Befangenheit des Urtheiles für seine Spezies typisch ist.

„Fern von Ejdnozoko will ich leben“, brüllt der Ochse, der hier nämlich nichts zu fressen findet.

„Mein Ejdnozoko ist ein Klein-Paris und bildet seine Leute“, schmunzelt der Kaufmann, während er die schwarzen Schönen mit theurem Flitterschund behängt.

„Ejdnozoko ist ein Sündenbabel“, grollt es dumpf über die Lippen des Missionars hinweg, wenn die Gläser an einander klingen und „Schwarz“ und „Weiß“ eine preußische Farbenverbindung eingehen.

„Und die Regirung hat doch ihr Gutes“, denkt der Häuptling des Ortes, als er die ihm von mir gestiftete Flasche Rum entkorkt.

Das Seltsamste an der Sache ist aber, daß dieses Ejdnozoko gar nicht existirt.

Um eine Löwenhaut.

Eines Tages verirrte sich ein richtiger Löwe nach Ehabmoko. Im Kaokowald fingen die Paviane an, etwas knapp zu werden. Hunger aber thut weh

und macht dreist. In Ehabmoko gab es schöne Ziegen. Leider auch böse Menschen, die sie bewachten. Die schlugen Lärm und kamen in höchster Aufregung zu den beiden Weißen des Ortes gestürzt. Konkurrenten natürlich!

„Löwenjagd!" Das kommt nicht alle Tage vor in Südwestafrika. Hinz sowohl wie Kunz rüsten also Jeder für sich eine Jagdexpedition aus und machen sich unverzüglich auf die Suche. Hinz hat Glück und trifft nah bei dem Ort zuerst auf die Bestie, der es, im Dickicht verborgen, vor den Konsequenzen ihres Vorwitzes zu bangen beginnt. Das Geschrei der Kaffern, die den Busch umstellen, macht sie vollends nervös. Sie springt — das Dümmste, was sie thun konnte — aufs Gerathewohl ins Freie. Das Verhängniß will, daß in dem selben Augenblick auch Kunz mit seiner Schaar auf dem Plan erscheint. Sofort hebt unter betäubendem Lärm ein wildes Kreuzfeuer an.

Von einem Dutzend Kugeln getroffen, bricht der Räuber zusammen. Ein frenetisches Triumphgebrüll begleitet seine letzten Zuckungen. Dann stürzt man sich auf den Kadaver und beginnt, das Fell über die Ohren zu ziehen. Hinz und Kunz stehen, auf die Büchse gelehnt, in den seltenen Anblick versunken, einander gegenüber. Ein Jeder denkt für sich: „Na, Den hätten wir!" Pluralis majestatis, wohl verstanden. Hinz, der verheirathet ist, hält es nicht länger zurück. Er eilt nach Hause, seiner Frau die große Mär zu künden. Er war der Erste am Platz gewesen und seine Leute hatten das Feuer eröffnet. Wer konnte ihm da den Besitz der Haut streitig machen?

Als die blutige Arbeit des Abhäutens beendet ist, formirt sich der Zug zum Einmarsch in den Ort. Auf einem Spieß trägt ein Kaffer den Kopf des Löwen voran; ein zweiter wirft sich die Haut über die Schultern. So wälzt sich, unter dem Jubel der mobilisirten Einwohnerschaft, der ausgelassene Haufe in wildem Karnevalstaumel gen Ehabmoko. Der Zug geht geraden Weges auf Kunzens Haus zu. Athemlos kommt Hinz in banger Ahnung herbeigestürzt. Zu spät; denn schwer fällt Kunzens Thür hinter der glücklich gelandeten Löwenhaut ins Schloß.

„So 'ne Gemeinheit von dem Kerl!" schnaubt Hinz, geht nach Hause und schreibt eine grimme Klage an die Polizei: „Mein ist die Haut und mir gehört sie an!" Als der Brief in meine Hände gelangt, stelle ich mit der in solchen Fällen stets empfundenen Genugthuung fest, daß ich nicht „zuständig" bin, und weise den Kläger an den Kadi. Der belegt die Löwenhaut mit Beschlag und fängt an, die schwarzen Zeugen zu vernehmen. Hier kann nur der Kenner mitempfinden . . . Je mehr das Aktenheft anschwillt, desto verworrener wird die Sache, desto schwindliger aber auch dem Kadi. Er rafft seine letzte Ueberredungskunst zusammen und bringt schließlich einen Vergleich zu Stande, durch den Herrn Hinz gegen Erlegung von sieben Mark und fünfzig Pfennig Gerichtskosten die Haut zugesprochen wird.

Nach einiger Zeit suchte ich Hinz in seinem Heim auf. An der Wand prangte, ganz leidlich präparirt, die viel umstrittene Löwenhaut. Darunter war auf einem Täfelchen zu lesen:

„Erlegt Ehabmoko, den vierzehnten Juni 19 . .

Hinz."

Vierzehnter Juni... Das war das Datum, an dem er die sieben Mark und fünfzig Pfennig bezahlt hatte.

Der Wunderdoktor.

Heute ist der Wunderdoktor eingetroffen. Er soll gegen Rinderpest impfen. Sein Ruf ging ihm voraus und seine Thaten folgten ihm nach. Er kam frisch aus dem blauweiß gestreiften Lande des Gerstensaftes. Kein Mensch verstand seinen Dialekt. Er sah aus wie ein unten eingekerbter Rettich mit einem Umhängebart. Toilettengeheimnisse hatte er nicht. Beim Essen sorgte er dafür, daß ihm die Mundwinkel nicht zusammenwüchsen. Das Fehlen eines oberbayerischen Wirthshauses auf je fünfundzwanzig Kilometer sah er als eine persönliche Rücksichtlosigkeit des Landes gegen seine Person an. Zuerst wollte er reformiren. Das will Jeder, der nach Südwestafrika kommt, bis er sich die alldeutschen Hörner an den Felsenkanten abgestoßen hat.

Zu Hause hatte man dem Wunderdoktor Goldene Berge in Aussicht gestellt, die sich hier rasch in nackte Klippenhaufen verwandelten. Das konnte er nicht verwinden und beschloß daher, wieder abzudampfen. Er liebte als Bauer einen guten Trunk. Nach dem fünften Seidel hatte er unfehlbar „Kurzschluß" mit seinem Nachbar. In einer Kneipe in Usuramo hat man ihm demonstrirt, daß Gewalt vor Skandal gehe. Nach dem dritten Kurzschluß flog er in einer für sein Körpergewicht ziemlich gekrümmten Kurve zur Thür hinaus auf eine alte Konservenbüchse. Mit blutender Stirn erschien er wieder im Lokal und forderte ein Glas Bier. Damit die Herren sähen, daß er auch Spaß verstehen könne. Das Bier wird ihm verweigert. „Dann will ich zahlen", ruft er. Er hatte acht Tage lang auf Kredit gelebt. „Das schenke ich Ihnen", entgegnete der Wirth, der das Konto längst in den Schornstein geschrieben hatte. „Die Herren habens gehört": schreit der Wunderdoktor triumphirend. „Das ist die Quittung!" Dabei deutet er auf seine aufgebeulte Stirn. Und raus war er.

Als ich eben nach Hause gekommen war, rollte er wie ein Bierwagen in den überwölbten Thorweg ein. In seiner Stube begann er dann, den Mittelpunkt der Erde zu suchen. Dabei erschien ihm, wie ich aus seinen Phantasien entnahm, der „gesalzene" Bulle, der auf zwanzig ebcm Rinderpestblut nicht reagirt hatte, in der Apotheose.

Mit einer Bitte um Vorschuß verabschiedete sich der Wunderdoktor von mir. Vorher hatte er sich vergeblich bemüht, das Letzte, was er besaß, seine Tricot-Reithose, zu versetzen. Mutter hatte sie ihm eigenhändig zur Afrikafahrt gestrickt.

Ich bin sonst sehr gut mit ihm ausgekommen. In Briefen habe ich nie das „Hochwohlgeboren" vergessen. Das konnte der Mann verlangen.

Nach zwei Monaten traf eine vergnügte Ansichtkarte aus dem münchener Hofbräuhaus von ihm ein. Wir haben ihm ein treues Andenken bewahrt. Afrika „lag" diesem Wunderdoktor nun einmal nicht.

Fritz Trekker.

Partei und Gewerkschaft.

Die Neubelebung der Industrie steht diesmal mehr denn je unter dem Zeichen der Organisation. Der privatkapitalistischen Spekulation zieht das die Produktion bestimmende Kartell immer engere Schranken, um sie allmählich in die Monopolfestung der Industrie, das Syndikat, zu drängen. Das gierige Hasten des Proletariers nach persönlichem Wohlstand und individuellem Glück wird mehr und mehr durch das Gemeinstreben der den Lohn und die Arbeitzeit regelnden Gewerkschaft diszipliniert und so der gesammten Arbeiterschaft nutzbar gemacht. Trotzdem ist die Anschauung noch weit verbreitet, die Gewerkschaften und Gewerkvereine seien nichts weiter als an sich bedeutunglose Anhängsel der jeweiligen politischen Parteien. Ein oberflächlicher Blick auf unsere Arbeiterorganisationen rechtfertigt dies schnell gefällte Urtheil allerdings. Denn Das, was die Grundbedingung zur Erfüllung eines einheitlichen Zweckes ist, Das, was die Unternehmerverbände von Anfang an als Basis ihrer Organisationen anerkannten, die Einigkeit, die parteipolitische und religiöse Neutralität, fehlt ihnen in den meisten Fällen noch. Es dürfte daher nützlich sein, das Verhältniß der verschiedenen Gewerkschaftgruppen zu den Parteien einen Augenblick zu betrachten.

Das Aufsteigen jeder Klasse setzt Selbständigkeit in der Vertretung der in Frage kommenden Interessen voraus. Diese längst banal gewordene Wahrheit findet, auf die Arbeiterschaft angewandt, ihren extremen Ausdruck in dem Satz: „Die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein." Fast wie eine Ironie empfinden wir es im ersten Augenblick, daß diese Worte dem Proletariat von Männern zugerufen wurden, die selbst der akademischen Bourgeoisie entstammten. Die scheinbare Ironie wird aber durch ihre beharrliche Wiederholung zur ernsten historischen Thatsache. Wieder wird hier gezeigt, wie eine aufstrebende, aber bisher unterdrückte Kulturmacht das intellektuelle Arsenal der bevorzugten Gesellschaftklassen sprengt oder wie ihr — in den meisten Fällen — die geistigen Waffen von ihren Klassengegnern bewußt oder unbewußt geliefert werden. Die feindlichen Klassen treffen sich da, wo sich die spezialisirten Standesbestrebungen in allgemeine Ideale auflösen, also auf dem neutralen Gebiet einer alle Interessengruppen umfassenden allgemeinen Politik.

Als im Jahr 1848 die Forderungen unseres deutschen Bürgerthumes ihre Verallgemeinerung im demokratisch-liberalen Verfassungideal fanden, begann die intelligente Arbeiterschaft, vor Allen die Buchdrucker, Tabakarbeiter, Handschuhmacher u. A., die Konsequenzen der feierlich proklamirten Grundsätze auch für ihre Klasse zu ziehen; und Vorkämpfer der bürgerlichen Demokratie, wie bei den Buchdruckern Robert Blum und Born, waren es, die damals die erwachende Arbeiterbewegung vor utopistischen Irrgängen zu schützen und in die Bahnen einer bewußten Demokratisirung des wirthschaftlichen und sozialen Lebens zu lenken suchten. Zum Beleg dieser Auffassung citire ich aus dem Cirkular, das die erste Nationalversammlung deutscher Buchdrucker im Juni 1848 an die Prinzipale ergehen ließ: „Seit den glorreichen Tagen des Monats März, an welchen der Zeitgeist seine Schwingen mächtig ausbreitete, an welchen, gleichsam gemahnt durch die Posaune des Weltgerichtes, die Völker Europas sich erhoben, um die ihnen vorenthaltenen Menschenrechte zurückzufordern, an welchen der

Kampf der Intelligenz gegen Vorrechte der Geburt begann, erhebt sich der in diesem Jahrhundert besonders gedrückte Stand der arbeitenden Klasse gegen die Unterdrückung durch das Kapital; gerechte Ausgleichung zwischen Kapital und Arbeitkraft ist der überall ertönende Ruf, im Norden und Süden, im Osten und Westen Deutschlands. Nicht die politische Freiheit allein ist es, welche der Arbeiter so schmerzlich entbehren mußte; wie weit mächtiger noch ist sein Ruf nach Brot und Obdach! Es gilt nicht allein seiner politischen, sondern weit mehr seiner materiellen Existenz. Warum, fragt man vielleicht, hört man erst jetzt diesen Nothruf? Warum auf einmal in allen Gauen Deutschlands? Antwort: Der Mangel an politischer Freiheit machte es dem Arbeiter unmöglich, seine Klagen laut werden zu lassen; bei Erhebung ganzer Werkstätten für Verbesserung der Lage der Arbeiter schritt die Polizeigewalt ein; die allgemeine Verständigung durch die Presse war durch die Censur unmöglich."

So ist denn unsere Gewerkschaftbewegung ein Kind der politischen Revolution, sie trägt die Merkmale ihrer Zeit und unterscheidet sich von den ersten Gewerkvereinsgebilden Englands gerade durch die Eigenthümlichkeiten, die wir als allgemeine Wesenszüge der revolutionären Epoche bezeichnen können. Der unnatürlich frühzeitige Drang nach Centralisirung, der in Großbritanien erst nach Jahrzehnte langen inneren Kämpfen über den partikularistischen Geist siegte, spiegelt die zoll- und wirthschaftpolitischen Einigungbestrebungen wider. Die mit dem Kampf um die Verfassung und das allgemeine Wahlrecht verbundene Proklamirung der Gleichberechtigung aller Stände und einer allumfassenden Brüderlichkeit findet ihre praktische Anwendung in der gemeinsamen Organisation von Prinzipalen und Gehilfen. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß die junge Gewerkschaftbewegung heimathlos wurde und auf dunkle Irrwege gerieth, als das auf den Barrikaden angeknüpfte Solidaritätverhältniß zwischen Bürgerthum und Arbeiterklasse, dem die Berufsorganisation entsprossen war, ein rasches Ende fand.

Die Legitimirung des verlassenen Kindes wurde am Ende der sechziger Jahre von Max Hirsch und anderen Anhängern der Volkspartei durch eine künstliche Wiederverbindung des Kleinbürgerthumes und des Industrieproletariates versucht. Unter dem Banner der Gleichberechtigung der Stände traten auch die deutschen Gewerkvereine in Thätigkeit, vereinigten fortschrittliche Arbeitgeber und Arbeitnehmer und ließen noch einmal in abgetönteren Farbennuancen die schöne Illusion von der prästabilirten Harmonie zwischen Kapital und Arbeit aufleben. Deutlich offenbart sich hier der starke Einfluß, den politische Strömungen auf unsere Arbeiterbewegung übten. Die deutschen Gewerkvereine waren eine Kopie der englischen Trade Unions; Alles, selbst deren Unarten, hatten sie übernommen, nur in einem Punkt waren sie originell: Das war die im nüchternen England mit Hohnlachen zurückgewiesene Aufnahme von Arbeitgebern in die Organisationen der Arbeiter. Es wäre nicht nur kleinlich, sondern auch unhistorisch, wollte man dem verdienstvollen Gründer der Gewerkvereine den Vorwurf machen, daß er trotz der im Statut festgelegten Neutralität seine Organisationen absichtlich in das Schlepptau seiner Partei gebracht habe. Die politische Abhängigkeit der Gewerkschaften liegt tiefer und ist nicht auf heuchlerische oder gewaltthätige Bestrebungen einzelner Personen zurückzuführen, die ihren politischen Freunden die Gefolgschaft der Arbeitermassen sichern wollten. Die Macht, die hervorragende

Persönlichkeiten des Bürgerthumes oder der Aristokratie in die Reihen der Arbeiter drängt, ist in den meisten Fällen ein allgemeines Kulturstreben, das seinen vollkommensten Ausdruck in einem politischen Staatsideal findet und auch dann noch entscheidend wirkt, wenn der Deklassirte sein neugewähltes Arbeitfeld betreten hat. So lange also die geistige und damit auch politische Unselbständigkeit die Arbeiter unter die meist gut gemeinte, aber oft sehr schädliche Leitung klassenfremder Führer zwingt, kann von wahrer Neutralität nicht die Rede sein.

Was hier vom Liberalismus gesagt ist, gilt in entsprechend anderer Farbenabtönung auch für den Sozialismus. Lassalle und Marx, die Beide die Kulturentwickelung nicht von der Hebung der Arbeiterklasse innerhalb der bestehenden Gesellschaft, sondern von der Aufhebung der Lohnarbeit, von der endgiltigen Befreiung der Gesellschaft vom Druck des Kapitalismus abhängig machten, hatten eben so gut wie ihre demokratischen Vorläufer ein alle Stände umfassendes Staatsideal, die „Aufhebung der Klassen durch den Sozialismus", im Auge. Ihr Einfluß mußte, obgleich er sich fast ausschließlich auf die Arbeiterschaft erstreckte, doch ein allgemein politischer sein und ihr Streben mußte in der Gründung einer Partei gipfeln, die, den politischen Gepflogenheiten folgend, nur eine allgemeine, also alle Stände umfassende sein konnte. Daß die lassallischen und die internationalen marxischen Gewerkschaften die Stützen dieser Partei und damit die Träger der sozialistischen Weltanschauung wurden, ist selbstverständlich. Eben so erklärlich ist aber, daß seit der Geburt beider Gewerkschaftgruppen, der sozialistischen und der liberalen, die machtraubenden Bruderkämpfe ins Lager der organisirten Arbeiterschaft getragen wurden. Die Folgen einer solchen Spaltung sind zu bedauern, weil durch die unverständige Zersplitterung der finanziellen und geistigen Kräfte, durch den häßlichen Konkurrenzkampf bei der Agitation und durch die unvermeidlichen Eifersüchteleien bei gemeinsamen Lohnbewegungen die planmäßige Akion der Arbeiter gehemmt wird. Zu diesen rein praktischen Nachtheilen gesellen sich aber für den aufmerksamen Beobachter noch Mißverhältnisse, die zwar zunächst rein theoretisch-ethischer Natur sind, aber den Keim großer praktischen Gefahren in sich bergen. Der Kampf um den Vorrang im wirthschaftpolitischen Wirken innerhalb der Arbeiterschaft treibt die Organisationen, Das besonders zu betonen, was sie von den Gegnern scheidet. So muß der Haß und das Mißtrauen fortzeugend Haß und Mißtrauen gebären. Die immanente Unduldsamkeit trat in der Annahme des berüchtigten Reverses, durch den die Gewerkvereine im Jahre 1876 die Sozialdemokraten von ihrer Organisation ausschlossen, besonders täppisch zu Tage, sie offenbarte sich aber nicht minder gemeinschädlich in der hochmüthigen Herablassung, ja, Verachtung, mit der sozialistische Arbeiter ihre andersgläubigen Berufsgenossen oft behandelten. Das Gefühl der Selbstzufriedenheit, das unter ungünstigen Voraussetzungen bis zum Wahn der Unfehlbarkeit gesteigert werden kann, ist auch unseren Arbeiterverbänden nicht unbekannt geblieben. Vergegenwärtigt man sich dazu noch, daß mangelhafte Vorbildung den Eigensinn in doktrinären Fragen erhöht, so wird man ruhig sagen dürfen, daß gerade die Verbindungen von Arbeitern diesem unglückseligen Gefühl noch öfter zum Opfer gefallen sind und vielleicht noch zum Opfer fallen werden als die Organisationen anderer Interessengruppen. Daß sich die Unduldsamkeit gegen den äußeren Feind auch gelegentlich mit ihrer ganzen

Wucht gegen eine innere Opposition kehrt, bedarf kaum der Erwähnung. Als der Oeffentlichkeit am Meisten bekannt, ist, zum Beweis für die dogmatische Verknöcherung einzelner Organisationen, der zähe Kampf zu erwähnen, den die fortschrittlichen jugendlichen Elemente der deutschen Gewerkvereine gegen den Beamtenbureaukratismus ihrer berliner Centralleitung führen müssen. Aehnliche Konflikte haben natürlich auch die sozialistischen Gewerkschaften besonders während des Ausnahmegesetzes erschüttert. Daß es in ihren Reihen seltener zu offenen Gefechten gekommen ist, erklärt sich zum Theil wohl aus der den sozialistischen Arbeitern anerzogenen Disziplin und Unterordnung unter die Majoritätbeschlüsse, zum anderen, ich glaube: zum wesentlichen Theil aus der größeren Anpassungfähigkeit der freien Gewerkschaften an die neuzeitlichen Bedürfnisse.

Noch deutlicher als die Meinungverschiedenheit über Grundsätze weist die abweichende Auffassung der praktischen Gewerkschaftarbeit auf eine verschiedenartige Beeinflussung der beiden Organisationen hin. Bis zur Aufhebung des Sozialistengesetzes konnte man die Taktik der Mehrzahl der freien Gewerkschaften eine revolutionär-sozialistische, das Wirken der Gewerkvereine, mit der nöthigen Anerkennung weniger Ausnahmen, ein kleinbürgerlich-opportunistisches nennen. Auf den Lohnkampf übertragen, machen diese allgemeinen und daher unvollkommenen Bezeichnungen die Thatsache verständlich, daß die Gewerkvereine Alles zur Vermeidung von aussichtlosen, vielleicht da und dort auch zur Verhinderung von hoffnungvollen Strikes aufboten, während die Gewerkschaften in jedem Kampf, ohne Rücksicht auf seine Wirkungen auf die gegenwärtigen Verhältnisse, eine willkommene Gelegenheit begrüßten, das Klassenbewußtsein der Proletarier zu wecken. Auch auf dem Gebiete der gegenseitigen Hilfeleistung können wir die Spuren der verschiedenen Taktik-Maximen verfolgen. Die Gewerkvereine konzentrirten fast ihre ganze Kraft auf den Ausbau des Unterstützungwesens und bevorzugten sogar unter den vielen Versicherungzweigen die ausschließlich den Charakter der Wohlthätigkeit tragenden, wie die Kranken-, Sterbe- und Invalidenversicherung; die Gewerkschaften dagegen bekämpften so ziemlich jede genossenschaftliche Selbsthilfe als untaugliches Flickwerk an einer unverbesserlichen Gesellschaft. Theoretisch wurde diese Antipathie gegen heilsame innere Reformen mit der mindestens in nicht wissenschaftlichen Kreisen sehr schematisch aufgefaßten Verelendungtheorie gerechtfertigt; praktisch hielten wohl die kindlichen Illusionen von der Allmacht des Parlamentarismus und der unendlichen Leistungfähigkeit des Staates die Sozialisten von der Pflege des Unterstützungwesens zurück: sie erklärten diese, wenn sie sich überhaupt um sie bekümmerten, rundweg für eine Pflicht des Reiches.

Der 1866 neu konstituirte Buchdruckerverband, der von Anfang an verstanden hatte, sich von den verschiedenen parteipolitischen Einflüssen frei zu halten, fand zwischen den von den beiden Organisationgruppen gewählten Umwegen die gerade Mittelstraße. In kräftiger Vertretung der Arbeiterinteressen ging er unvermeidlichen Kämpfen gefaßt und vorbereitet entgegen und errang — man könnte fast sagen: erzwang — sich schließlich durch seine streitbare Macht den gewerblichen Frieden, die Tarifgemeinschaft mit den Prinzipalen. Was die schwachen Gewerkvereine seit der Zeit ihrer Gründung herbeisehnten, was die Gewerkschaften mit dem Radikalismus der Unfähigkeit verabscheuten: die friedlich tarifarische Regelung der Lohn- und Arbeitbedingungen, haben die Buchdrucker

zuerst praktisch durchgeführt. Die Angriffe, die alle alten Verfechter der Verelendungtheorie und des gewerkschaftlichen Revolutionarismus gegen die buchdruckerlichen „Harmoniebuseler" schleuderten, sind bekannt. Die konsequentesten Anhänger der alten revolutionär-sozialistischen Richtung unterstützten sogar, trotz ihren sonst streng centralistischen Tendenzen und trotz der starken Betonung der demokratischen Unterordnung der Minderheit, eine Absplitterung, die sich, als die Tarifgemeinschaft erreicht war, 1896 vom Buchdruckerverband unter dem Namen Gewerkschaft lossagte. Der Kampf zwischen diesem Sonderbund und dem legitimen neutralen Verbande*) ist zu einem heißen Gefecht um die parteipolitische Unabhängigkeit der Berufsorganisationen geworden. Das Ende war der Triumph des Verbandes. Die Gewerkschaft hat sich in Erkenntniß ihrer Bedeutunglosigkeit wieder unter die siegreichen Fahnen der Neutralen gestellt. Und mit dem Verband triumphirte bald auch die neue Auffassung der gewerkschaftlichen Taktik.

Die Werthschätzung des Unterstützungwesens hatte sich längst in aller Stille Bahn gebrochen und es ist äußerst bezeichnend für diese Thatsache, daß sogar die radikale Buchdruckergewerkschaft mit einem ganzen Ballast von Versicherungzweigen ins Leben getreten war. Wenige Jahre, nachdem man sich mit der Tarifgemeinschaft der „Harmonieapostel" abgefunden hatte, gaben die bis auf die Knochen sozialdemokratischen Maurer ihre Unterschrift zu kollektiven Arbeitverträgen. Damit haben die Revolutionäre selbst den Boden ihrer Doktrin verlassen. Diese Entwickelung konnten auch die Lokalisten, ein seltsames Gemisch von anarchistisch individualistischen und kleinbürgerlich sozialdemokratischen Elementen, nicht hindern. Diese Gewerkschaftgruppe hat bis zum heutigen Tage mit harmlosem Biertischradikalismus, inspirirt durch einflußreiche Inhaber von Arbeiterwirthschaften, gegen die „Versumpfung" der Centralverbände gekämpft. Für diesen Heiligen Krieg suchten sie die Mithilfe der Sozialdemokratie, zu der sich die Lokalisten laut Statut bekennen, zu werben. Die offizielle Partei hat allerdings in der letzten Zeit kaum mehr als das Entgegenkommen gezeigt, das sich mit der neutral vermittelnden Rolle einer politischen Körperschaft verträgt, die bestrebt sein muß, ihre Anhänger nach Kräften zusammenzuhalten, und also nirgends ganz verletzend auftreten darf. Es giebt kaum einen deutlicheren Beweis für das allmähliche Anwachsen der Macht und damit auch des Einflusses der freien Gewerkschaften auf die Sozialdemokratie als diese Thatsache.

Was an der lokalistischen Bewegung interessirt, ist übrigens nicht ihr Radikalismus, sondern ihre decentralistische Richtung. Völlige Autonomie der einzelnen Ortsvereine und in diesen wieder jedem Mitglied möglichst ungehemmte Bewegungfreiheit, kein Einspruchsrecht eines „ortsunkundigen Centralvorstandes", keine Einordnung der lokalen und individuellen Bestrebungen in ein einheitliches nationales Gesammtwirken: mit diesen engherzigen und kindlichen Anschauungen erklärte diese Vereinigung den „centralverbändlerischen Päpsten" den Krieg. Und doch hat unstreitig der Anarchismus in der Gewerkschaftbewegung reinigend und erfrischend gewirkt. Ich habe schon erwähnt, wie leicht die Organisationen dem

*) Die der Centralkommission der deutschen Gewerkschaften angeschlossenen Verbände nennen sich legitime Verbände.

Bureaukratismus verfallen, und muß hinzufügen, daß ein allzu schematischer Centralismus in den Berufsorganisationen eben so verderblich werden kann wie im Staatsleben. Der oft raffinirten Wühlarbeit der Lokalisten ist es nun ohne ihr Wollen gelungen, die Verbände zu einer vorbeugenden Taktik zu veranlassen. Sie suchten örtliche Absplitterungen durch die Anstellung von Vertrauensleuten und Agitationleitern an den verschiedensten Orten im Reich zu vermeiden und tragen so den berechtigten föderalistischen Ansprüchen Rechnung.

Ohne sich Illusionen hinzugeben, kann man heute sagen, daß die beiden eingebürgerten alten Gewerkschaftgruppen Deutschlands, die liberalen und die sozialistischen, in ihrem praktischen Wirken und in ihren Grundanschauungen einander schon sehr nah gekommen sind. Ich will nicht nachrechnen, wer mehr nach rechts, wer mehr nach links gewichen ist; der Zwang der Entwickelung hat beide Organisationen auf den Punkt gedrängt, wo sie Arbeiterinteressen einheitlich vertreten müssen: auf das wirthschaftliche Gebiet. Damit ist allerdings weder eine baldige Verschmelzung beider Gruppen noch die Durchführung der parteipolitischen Neutralität verbürgt. Die Gewerkschaften müssen Politik treiben, bis ihre sozialpolitischen Forderungen erfüllt sind; also wohl immer. Die Arbeiter werden aber so lange in geistiger Abhängigkeit von klassenfremden Strömungen bleiben, bis sie vom Fonds der eigenen Erfahrung, des eigenen Wissens und der eigenen Ideale zehren können. Daraus folgt, daß sich auch die Gewerkschaften um die Gunst der politischen Parteien bemühen müssen, bis sie sich aus eigener Kraft eine parlamentarische Vertretung schaffen können.

Während sich die alten Gewerkschaftgruppen von der parteipolitischen Vormundschaft langsam befreiten, sammelte sich eine kleine, aber rasch wachsende Arbeiterschaar um das Banner der christlichen Demokratie. Um die Mitte der neunziger Jahre gelang es einigen Sozialpolitikern und warmherzigen katholischen Pfarrern, die in Vergessenheit gerathenen Gedanken des tapferen Bischofs Ketteler neu zu beleben und ihnen durch die Gründung der christlichen Gewerkschaften zu praktischer Anwendung zu verhelfen. Wie einst die Verjüngung der liberalen Partei durch die Arbeiter erhofft wurde, suchten nun tiefer blickende und wohl auch ernstere Anhänger des Centrums ihre innerlich durch die Standesgegensätze zerklüftete Partei unter Mithilfe der Proletarier wieder zu einen und zu demokratisiren. Das Christenthum, das so lange den Interessen der Besitzenden dienen und deren politische und wirthschaftliche Kämpfe unterstützen mußte, wurde zum allgemeinen Volksideal gemacht. Aus dieser Verallgemeinerung schälte sich dann allmählich die Religion der Enterbten, das Christenthum der Gewerkschaften heraus. Keine Arbeitergruppe hat sich mit so wenig Originalität und mit so großem Geschick bereits anerkannten Erfahrungen und Gepflogenheiten angepaßt und keine hat sich so schnell die Einrichtungen ihrer Gegner angeeignet wie die christliche. Es dürfte schwer fallen, die unterscheidenden Merkmale zwischen der christlichen und der freien Gewerkschaftbewegung zu erkennen; alle Gegensätze verflüchtigen sich in die Schemen ungreifbarer Weltanschauungen. Und dennoch das unleugbare Gedeihen der christlichen Gewerkschaften? Vielleicht gerade deshalb. Das religiöse Empfinden ist im besten Fall von den übrigen Berufsorganisationen ignorirt, im schlimmsten Falle aber gröblich von ihnen verletzt worden; und doch bildet es die einzige Brücke, über die der gläubige

Arbeiter ins neutrale Wirthschaftgebiet schreiten kann. Wir brauchen also in dem Entstehen der christlichen Gewerkschaften keinen Rückschritt zu beklagen, trotzdem ihr Auftreten die leidige Arbeiterzersplitterung noch verschlimmert hat. Wenn auch die Förderung dieser Organisationen vielleicht vielfach nur dem Zweck dienen mag, dem alten Centrum neue Kraft zuzuführen: die christliche Gewerkschaftbewegung hat einem Theil der indifferenten Arbeiterschaft so viel an bleibenden Idealen gegeben wie die sozialistische der Mehrzahl unserer organisirten Proletarier. Christenthum und Sozialismus müssen im Dienste der Arbeiterbewegung zu den selben praktischen Konsequenzen im wirthschaftpolitischen Wirken führen und können daher auf die Gesammtaktion einen einheitlichen Einfluß ausüben, sobald jede klassenfremde und parteipolitische Einmischung unterbleiben muß.

Wer das Verhältniß der Berufsorganisationen zu den politischen Parteien kennen lernen will, darf sich nicht bei Aeußerlichkeiten aufhalten, sondern muß den Geist erfassen; er darf nicht bei der Betrachtung der verschiedenen Banner und Abzeichen die einheitliche Vorwärtsbewegung der Armee übersehen und sein Ohr darf durch die Festphraseologie der Kongresse nicht taub gemacht werden gegen die Forderungen des Alltagslebens, die alle Organisationen übereinstimmend erheben und gemeinsam erringen. Grundsätze, mit denen die Praxis vielleicht schon längst gebrochen hat, leben im Volksbewußtsein noch fort; und noch konservativer als der Intellekt ist das Gefühl. Wie es zweifellos ist, daß der politische Befreiungskampf der Gewerkschaften sich vorbereitet, so klar ist es auch, daß liebgewordene Traditionen nicht mit einem Ruck aus den Herzen der Arbeiter gerissen werden können. Uns genüge aber einstweilen die unleugbare Thatsache, daß der bisherige Kampf unserer Arbeiterorganisationen nicht nur ein planmäßiges Ringen nach wirthschaftlicher Macht, nicht nur unerschrockener Streit um die Verallgemeinerung der Kulturgüter, sondern auch ein unaufhaltsames Streben nach Ueberwindung der eigenen Schwäche gewesen ist. Die Gewerkschaften werden sich ihrer hohen Verantwortung für das Wohlergehen der ganzen Arbeiterklasse und das Gedeihen der ganzen Nation mehr und mehr bewußt und ihre wirthschaftlichen Funktionen dehnen sich auf immer weitere Gebiete aus. In taktischen und wirthschaftlichen Fragen haben sie bereits ihren eigenen Weg gefunden; sie werden früher oder später gezwungen sein, ihre sozial- und wirthschaftpolitische Aktion der Eigenthümlichkeit ihres ökonomischen Wirkens anzupassen. Ob eine der bestehenden Parteien sich zur parlamentarischen Exekutive der Arbeiterorganisationen machen, also auf ihren allgemein politischen Charakter zu Gunsten einer Klassenvertretung verzichten oder ob eine politische Neuorganisation im Sinn einer Gewerkschaftpartei erstehen wird: Das gehört ins Reich der Prophezeiungen. Aber daß unsere organisirten Arbeiter in und außerhalb der Parlamente ihre eigene Politik treiben müssen, wenn sie mit der Neutralität die Beeinflussung der Gesetzgebung verbinden wollen, wird schon heute kaum mehr angezweifelt. Die Gründe der Abhängigkeit der Berufsorganisationen liegen in der intellektuellen Unselbständigkeit der körperlich überanstrengten und geistig vernachlässigten Arbeiter. Wer es ernst nimmt mit der Neutralität, Der helfe die Arbeitverhältnisse bessern und die Volksbildung heben. Hier wäre auch für unsere Regirung, die sich durch die aufdringlichen sozialdemokratischen Dekorationen auf Gewerkschaftkongressen so abgestoßen fühlte, ein Feld zur Reformarbeit.

Düsseldorf. Fanny Imle.

Selbstanzeigen.

Meine Haide. Gedichte. Max Hesses Volksbücherei. Leipzig. 20 Pfennig.

Ich möchte, daß diese Gedichte auf Den, der sie liest, wie ein Sommer wirken, wie ein Sommer voll Glanz und Gluth, voll Schwüle und Schwere, voll Ruhe und Reife, wie ein Sommer, verlebt in der einsamen norddeutschen Haide. Wer aus der Welt, aus Kampf und Leben, Lieben und Hassen, in die Haide entflieht, der ist sich selbst und der Natur, wie ein Kind der Mutter, preisgegeben. An all ihren Freuden wird sie ihn theilnehmen lassen und den Befangenen wieder hellsehend machen wie ein Kind; aber auch all ihre Schauer werden sein von einsamen Gedanken und von der Phantasie erhitztes Blut durchjagen und durchpeitschen. Der Zauber der Stimmungen wird ihn immer intensiver, das Leben aufsteigender Traumgestalten immer greifbarer und wirklicher umgeben, sein Fühlen, Glauben und Wissen wird immer tiefer und reicher werden, bis es ganz eins wird mit der Natur, seiner Heimath, seiner Mutter ... Das ist der Zauber der Haide: ein süßes, seliges Gliederlösen, nur Träumen, nur Lauschen und Sehen ...

Wie dunkle Träumeraugen glühn
verschwiegne Weiher hier und dort,
Leuchtkäfer in den Lüften sprühn,
die Grillen singen fort und fort.

Wie Silber glänzt der Haidesand,
die Hummeln läuten durch das Kraut,
still übers flache Hügelland
schwimmt ein verworrner Glockenlaut ...

Die Romantik mit all ihrem hellen Zauber erwacht. Da hört man den dumpfen Hufschlag jagender Rosse, das leise Klirren von Waffen, das hetzende Athemholen muthiger, schnellfüßiger Bracken; da rauscht es von Sammet und Seide und zu Harfenzupfen klingt das Lied heiß fordernder Minne. Lichte Gestalten erscheinen dem Träumer auf der noch frühlinghaften Haide.

Mädchenträume.

Sie saß und stickte emsig fort,
sie sang das schwere Lied vom Königsmord,
von Lilien sang sie, die verblühn,
von Liebesgluthen, die verglühn,
vom Schiffer, fern in Nacht und Wind,
von Mädchen, die verlassen sind.

Sie sang, bis daß der Abend kam ...
Als sie das Tüchlein von den Brüsten nahm,
legt sie ein Blättchen Wegebreit,
das gegen Sucht und Sehnsucht feit,
in ihren Gürtel still hinein
und schlief mit einem Seufzer ein ...

Mit friedvollen Gesängen, wie sie nur Der singen kann, der sich eins mit der Natur fühlt und dem sie die Ruhe des Herzens wiedergab, klingt der erste Theil des Buches: „Selige Sommertage“ aus. Aber es bleibt nicht so. Mit der Sommersonnenwende und ihrer Schwüle, mit den Todesahnungen der Natur, mit Sommersturm und Gewitter erwachen all die dunklen Regungen in der Menschenseele, das Gefühl des Verlassenseins, die Furcht vor der Natur, die Furcht vor dem Tode. Das Totenvöglein singt um Mitternacht, der apokalyptische Reiter erscheint im Abendnebel, die dunkle Sehnsucht nach einer Frühverstorbenen wird wach, der müde Wanderer sucht das Grab seiner Mutter: Alles ist Illusion, Liebe und Haß, Glaube und Wissen, — wir sind unrettbar dem Walten der Naturkräfte hingegeben. Was tröstet uns, wenn die Seele, das Bewußtsein, die Individualität für immer mit dem Tode erlischt? Der Ergründung dieses furchtbarsten Problems, das erst dem Mann, der die Sommersonnenwende des Lebens überschritten hat, mit allen seinen Schrecknissen erscheint, ist der zweite Theil des Buches: „Sommersonnenwende“ gewidmet. Bis zur Verzweiflung werden diese Stimmungen durchlebt und gewissermaßen zur Katastrophe in der Gespensterballade: „Die Heimkehr“ und in den Visionen „Der Bauer und der Tod“, „Christus beruhigt das Meer“ und „Traum“ geführt und auch überwunden. Die Leitmotive des ersten Theiles werden nun wieder aufgenommen. Der Herbst naht.

Reiter im Herbst.

Vier wilde Gänse schrecken scheu empor —
Wer reitet noch zum Abend übers Moor?
Der dicke Nebel theilt sich schwer und träg —
Ein rothbraun Rößlein klappert übern Weg.

Ein Rittersmann! Sein Fähnlein schwimmt in Thau,
Schwarz ist die Rüstung und sein Auge grau
Blickt starr und still wie in ein weites Grab.
Sein Rößlein nagt am Weg die Kräuter ab.

Er reitet wie verdrossen, wie im Traum,
Wohin er blickt, erschauern Busch und Baum,
Und was er streift mit seiner Eisenhand,
Riedgras und Rohr, sinkt nieder wie verbrannt.

So taucht er langsam in das Nebelmeer —
Dicht fallen welke Blätter hinterher.

Mit solchen Herbstimmungen, mit Bauernballaden und Schwänken, mit Liedern von Herdglück und Kinderlust schließt das Buch.

Uebrigens wurde mit diesem etwa hundert Seiten starken Büchlein, so viel ich weiß, der erste Versuch gemacht, ein modernes Gedichtwerk durch eine Volksausgabe weiteren Volkskreisen zugänglich zu machen.

Wilmersdorf. Hans Benzmann.

Fantoccini (Vers und Prosa). Pierson 1902. 4 Mark.

Ich schlage — manchmal in dürrem Zorn, öfter in genußfähigem Humor — von einem nach ernstestem Suchen endlich gefundenen standfesten Mittelpunkt nach allen Seiten um mich. Treffe ich, halb wider meinen Willen, einen Arno Holz: dann habe ich die Narrenpritsche in der Hand; denn ich liebe den stolzen, tapferen Arno. Aber den Wuthknüppel oder das ironische Stilet gebrauche ich gegen das Banausenthum verschiedenster Vermummung: gegen täppische Wissensknechte oder ölige Glückseligkeitphilister, gegen alle Gut- und Schönmeierei, gegen krampfige Brutalität eben so wie gegen verlogene Zärtelei. Wenn mans nicht laut hinausschreit, verwehts im Winde. Was thuts, ob eine zarte Seele Ohrenschmerzen davon bekommt? Dr. Otto zur Linde.

✤

Stunden und Sterne. Neue Gedichte. Oesterreichische Verlagsanstalt in Wien.

Neue Gedichte selbst anzuzeigen, ist nicht so leicht; denn wie soll man von Lyrik sagen, was man mit ihr „gewollt" hat? Ich darf höchstens andeuten, daß ich mein Dichten hier als eine Poesie der seelischen Unterströmungen, des Unbewußten bezeichnen möchte, auch als Poesie der landschaftlichen Hintergründe: denn Landschaft ist Lyrik. Wird man die Musik zwischen den Zeilen hören? Die Abtheilung „Heimath und Jugend" enthält Manches, was ich vor langer Zeit, ganz am Anfang der achtziger Jahre, als Jüngling geschrieben habe; ich nahm es auf, um zu zeigen, daß ich damals, ehe es noch eine moderne deutsche Stimmunglyrik gab, ihre Töne ahnte, — leider zu früh! Die „Stunden und Sterne" sind meine zweite Gedichtsammlung. Ihnen gingen 1897 „Helldunkle Lieder" voraus. Bodo Wildberg.

✤

Die Zuständigkeit des Preußischen Heroldsamtes. Archiv für öffentliches Recht. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Die Schrift behandelt einen Gegenstand, der bisher zwar mehrfach in richterlichen Entscheidungen zur Sprache gekommen, aber noch nicht im Zusammenhang in wissenschaftlicher Weise behandelt worden ist. Ich habe versucht, ihn nicht nur wissenschaftlich erschöpfend zu erörtern, sondern auch Allen, die mit dem Heroldsamt zu thun bekommen, die wünschenswerthen Aufklärungen zu geben.

Großlichterfelde. Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

✤

Walt Whitman: Grashalme. Eugen Diederichs, Leipzig.

Eine Auswahl der Dichtungen Whitmans, mit einer Einleitung, auf die hier statt aller weiteren Erläuterung hingewiesen sei. Möchte der Mensch Whitman, der nie den Ehrgeiz hatte, ein Literat oder Reimschmied sein zu wollen, auch in Deutschland die Beachtung finden, die ihm gebührt. Vielleicht kann er Manchem von uns zur verlorenen seelischen Gesundheit und Freude — die höher ist als alle Vernunft — zurückverhelfen.

Kiel. Wilhelm Schölermann.

✤

Oskar Wilde: Die Ballade vom Zuchthause zu Reading. In einer numerirten Auflage von 200 Exemplaren, ohne Buchschmuck. Insel-Verlag. Leipzig.

Dieser Versuch einer Uebertragung der „Ballad of Reading Gaol“ in der sechszeiligen Strophe des Originals entsprang einem zufälligen Antrieb, nicht dichterischem Ehrgeiz. Die Aufgabe des Uebersetzers schien mir darin zu bestehen, Inhalt und Stimmung in der gegebenen Versform festzuhalten, also der Form zu Liebe den genauen Wortlaut vereinzelt zu opfern. Die Mängel der Uebertragung wird man um so nachsichtiger beurtheilen, je mehr aus ihnen die Vorzüge des Originals zu erkennen sind.

Kiel. Wilhelm Schölermann.

Der Sklavenboom.

„Ich, Abraham Lincoln, Präsident der Vereinigten Staaten, bekräftige und erkläre, daß alle Sklaven frei sind und hinfüro sein sollen und daß die Exekutive der Vereinigten Staaten, mit Einschluß der Armee- und Marinebehörden, die Freiheit dieser Personen anerkennen und verbürgen wird. Und für diesen aufrichtigen Akt der Gerechtigkeit rufe ich das ruhige Urtheil der Menschen und die gütige Gnade des allmächtigen Gottes an.“ So geschehen am ersten Tage des Jahres 1863. England jubelte Lincoln zu, denn damals gefiel es sich noch in der erhabenen Rolle des milden Sänftigers der Sitten, der die Menschheit auf den Weg zum Guten führt: sceptra tenens mollitque animos et temperat iras. Andere Zeiten, andere Lieder. Vierzig Jahre nach der Emanzipation der unterm Sternenbanner hausenden Neger läßt die englische Regirung in Südafrika die Sklaverei wieder aufleben. Nur in einer anderen Couleur: gelb statt schwarz. Und den Börsen entringt sich ein Freudenschrei. Die Jobber springen vor Lust. Direktoren umarmen einander. Liane de Pougy bekommt das theuerste Automobil. Der Boom ist da. Europa beglückt von China! Das Reich des Himmelssohnes wird die hohe Ehre, so rasch nach der Züchtigung von Taku, hoffentlich zu schätzen wissen. Wenn das erste chinesische Kulischiff von Shanghai nach dem Kap ausläuft, wird, denke ich, der englische Konsul den chinesischen Gouverneur zu einer Flasche Sekt einladen, sein Glas erheben und sprechen: „Lassen Sie uns, Excellenz, auf eine Völkergemeinschaft trinken, die ihre edelste Blüthe in dem Bestreben zeitigt, einander beizustehen!“ Und die chinesische Excellenz wird in ehrerbietiger Rührung den süßen Inhalt des Kelches leeren.

Von den vielen Schändlichkeiten, die, seit Law das Werthpapier erfand, einer Aktienhausse als Leiter dienten, ist diese Einfuhr von Chinesen nach Südafrika die schändlichste. Die Verträge zur Beschaffung des Menschenmateriales schließt man mit chinesischen Lieferanten ab. Der Preis für das Stück zweibeinigen Viehs versteht sich franko Südafrika. Das Risiko der Sachbeschädigung bis zur Ankunft am Bestimmungorte trägt der Verlader. Jede Sendung wird nach drei Jahren retournirt, um der Gefahr zu steuern, daß das Vieh etwa zu sehr von der Kultur beleckt und am Ende gar von Menschenwürde durchdrungen werden könne. In der Heimath muß sich das zurückbeförderte „Material“ zu-

nächst erst wieder zerstampfen lassen, um zum zweiten Mal auf das Rohstoffniveau hinabzusinken, auf dem es allein verwendbar ist. Schönheitfehler schaden nicht. Und zu den Schönheitfehlern zählt auch Lues. Man sorgt ja dafür, daß das Vieh hübsch isolirt bleibt. Drei Jahre lang — Das heißt: bis der Kontrakt mit dem Großunternehmer, recte Sklavenhändler, zu Ende geht — führt der Weg vom Stall zur Arbeit und von der Arbeit zum Stall. Das Futter liefern die Minenmagnaten. Jedem Stück der Heerde wird am Ende seiner Zeit dann ein kleiner Beutel mit Goldstücken umgehängt. Das ist die Löhnung und hauptsächlich dazu bestimmt, das noch intakte Brudervieh aus China anzulocken. Selbst die Kaffirneger haben diesen Lohn zu karg gefunden und der größte Theil Derer, die sich in bitterster Noth verdingen müssen, kehrt so rasch wie möglich der Arbeit wieder den Rücken. Die Engländer legten bei Ausbruch des Krieges Werth darauf, sich des Wohlwollens der eingeborenen Schwarzen zu versichern, und garantirten ihnen deshalb volle Freiheit und Gleichheit mit den Weißen. Nie wieder sollte der Bur sie mit dem Stock schinden, nie wieder ihnen verwehren dürfen, wie hellerfarbiger Leute Kind den Bürgersteig zu benützen. Nach dem Krieg war das Erste, was man dem Neger bot, eine Kürzung seiner ohnehin nicht zu fetten Löhne. Das war nicht die Freiheit, die der Kaffer meinte. Es war die Freiheit, zu verhungern, die leider in England überhaupt die sicherste aller Freiheiten ist. Das hat die Kaffern abgeschreckt. Sie sind aus ihren Hütten nicht mehr hervorzulocken und hungern lieber auf eigenen Füßen als im Frohndienst wuchernder Magnaten. Noch aber lebt John Chinaman. Den kennt John Bull als ein frommes Thier, fast ohne menschliches Bedürfniß, schon seit vielen Jahren. Der ist der Richtige. Den kann man Tag vor Tag in Wagenladungen haben; und auf Tausend, die krepiren, kommen Tausend, die noch gut drei Jahre in den Minen unter strenger Aufsicht schuften können, ehe sie krepiren. Indien läge zwar näher und der Inder frißt nicht mehr als der Chinese, ist sogar noch hündischer. Da aber sei der Stern von Großbritanien vor! Was würde die Welt sagen, wenn England Rotten indischer Kulis, seiner eigenen Unterthanen, offen in die Sklaverei abführen ließe? Seiner Selbstachtung als Großmacht und seiner traditionellen Begeisterung für die Gleichheit aller Bürger — honny soit qui mal y pense! — ist man immerhin Etwas schuldig, wenn auch nicht viel. China ist schließlich doch nur China; und daß man dem Ueberschuß der chinesischen Bevölkerung die Gelegenheit bietet, sich in den Dienst der ersten Firmen der City von London zu stellen, ist eine Leistung, die der Betroffene als eine schmeichelnde Ehrung zu betrachten hat.

Die Zöpfe werden also kommen und der Ertrag der Minen wird sich heben, weil der Preis der Arbeit auf ein Minimum herabgedrückt ist, das zum Himmel schreit. Die Kurse steigen. Die Hausse bläht sich. Wer aber wagt, hier von einer „Errungenschaft“ zu reden? Wenn das ungeheure Kapital, das in den Goldminen (in den Minen selbst, nicht in ihren Aktien) angelegt ist, durch eine höhere Lohnstufe gefährdet wäre, dann gäbe es wenigstens noch vom rein volkswirthschaftlichen Standpunkt aus, der jede irrationelle Werthvernichtung verpönt, eine theoretische Entschuldigung für das Vorgehen der Magnaten, das jeder Gesittung, jedem menschlichen Empfinden Hohn spricht. So aber liegt hier der Fall nicht. Der Lärm, mit dem die Magnaten und ihre verblendete Trabantenschaar, das Minenpublikum, die Welt seit Jahr und Tag zu erfüllen

versteht, hat die meisten Menschen zu der falschen Annahme verleitet, das Wohl einer riesigen Industrie stehe auf dem Spiel, das Wohl eines Landes, das Wohl der Noteninstitute in allen Großstaaten, die des Metallzuwachses aus dem Transvaal dringend bedürften und ihn doch nicht erhalten könnten, ohne daß die chinesische Abscheulichkeit mit in den Kauf genommen wird. Wie sehen die Dinge aber in Wirklichkeit aus? Das in die transvaaler Minen hineingesteckte Kapital bedarf zu seiner Rentabilität nicht erst der chinesischen Sklaverei. Es trägt fünfzig und hundert Prozent und darüber, also das Vielfache Dessen, was man sonst von einer Anlage beansprucht, selbst wenn sie etwas riskanter Natur ist. Und all diese Nominalkapitalien afrikanischer Minen sind doch schon eine Verwässerung des Objektes, die den Gründern auch ohne ein Agio der Aktien geradezu fabelhafte Gewinne in den Schoß geworfen hat. Die Gründer also erscheinen, selbst reichlich gemessen, vollauf befriedigt. Der Nennwerth des Kapitales verzinst sich ungemein hoch. Was will man also noch und wozu wird aus den Löhnen der letzte Pfennig herausgepreßt? Die Antwort ist leicht gefunden: weil die nimmersatten Gründer die Aktien dem Publikum mit vielhundertprozentigem Agio angehängt und weil die Magnaten noch Berge von Aktien haben, die sie mit enormem Aufgeld loswerden wollen, obgleich sie selbst daran nur das Papier und den Druck zu bezahlen hatten. Wer sich die Mühe giebt, einen Blick auf den Kurszettel zu werfen, wird, wenn er sich vorher von dem wüsten Geschrei über die Arbeiternoth betäuben ließ, seinen Augen nicht trauen. Da sieht er fast all die „entwertheten“ Minenaktien mit einem Agio notirt, das sich bis zu Höhen versteigt, wie sie eine deutsche Industrieaktie oder ein amerikanisches Bahnenpapier niemals auch nur annähernd erlebt hat, das aber auch mit seiner Tiefgrenze im Vergleich mit heimischen Ziffern noch Respekt einflößt. Agiotage, nichts als Agiotage, und zwar der wildesten Art, auf ein ohnehin schon riesenhaftes Agio gepfropft: Das ist der einzige Zweck der wilden Agitation, die jetzt die Einfuhr von Chinesensklaven nach dem Transvaal durchsetzen soll. Man darf getrost sagen, daß noch niemals ein so verruchtes, die ganze Menschheit erniedrigendes Mittel gebraucht wurde, um der unsaubersten Geldmacherei die Wege zu ebnen.

England mag den Niedergang seiner politischen Moral, der sich in der Beihilfe der Regirung zur Beschaffung chinesischer Kulis ausdrückt, selbst betrauern. Doch die Minenmagnaten erfreuen sich in Großbritanien der Gunst der Mächtigsten; und gegen einen solchen Wall hätte selbst ein stärkerer sittlicher Wille, als er heute in England fühlbar ist, schweres Spiel. Traurig aber ist, daß wir uns nicht verhehlen dürfen: mit diesem ruchlosen Werk sind mehr deutsche als andere Namen verknüpft. Das scheint der Schande noch nicht genug. Auch die in Deutschland heimische Hochfinanz hat sich an der transvaaler Minenagiotage so eifrig betheiligt, daß unser deutsches Publikum in das widrige Lügennetz mitverwickelt worden ist. Der Einfall, die Minenagiotage zur Verbesserung deutscher Bankbilanzen zu benutzen, stammt nicht gerade von den erlauchtesten Persönlichkeiten unserer Handelswelt; und selbst wenn man mit Isidor Lechat findet, daß les affaires sont les affaires, müßte man immer noch wünschen, Deutschland wäre vor den Genies bewahrt geblieben, deren Gewinngier im papiernen Reich der Goldminen ein Feld zu skrupelloser Thätigkeit suchte und fand.

Dis.

Dippold.

Der Fall Dippold eignet sich dazu, mit ihm die Irrationabilität (Fremdwörter sind mitunter nützlich) des Institutes ein Wenig zu beleuchten, das man Justiz nennt. Zwar scheint der blinden Göttin diesmal leidlich Genüge geschehen zu sein: Richter Publikum hat die acht Jahre Zuchthaus mit Beifall begrüßt. Aber der Psychologe läßt sich dadurch in der Ueberzeugung nicht beirren, daß das Strafen eine unhaltbare Einrichtung ist, weil der Mensch weder eines anderen Menschen subjektive Verschuldung zu ermessen noch die beiden Objekte: das vom Verbrecher angerichtete Unheil und das Strafübel, gegen einander abzuwägen vermag. Von den haltbaren Zwecken des Institutes entfällt der eine: die in integrum restitutio der Geschädigten, auf den ersten Blick; Heinz kann nicht mehr zum Leben erweckt werden, und wenn Jojo keinen lebenslänglichen Leibes- und Seelenschaden davonträgt, so hat er nicht den Herren Richtern dafür zu danken. Besserung oder Erziehung des Bösewichtes würde ein Wissender auch dann nicht erwarten, wenn das Zuchthaus eine Besserung- und Erziehung-Anstalt wäre. Jugendlicher Fanatismus kann durch Belehrung zu erleuchteter Begeisterung geläutert werden, abnorme Sexualität kann sokratisch veredelt und außerdem so gut gezügelt werden wie die normale, die ja alle Menschen bis zu einem gewissen Grade beherrschen müssen und thatsächlich beherrschen. Aber der hervorstechendste Zug in Dippolds Naturell ist Grausamkeit. Mit der läßt sich nichts anfangen. Wenn ein Mensch einmal so konstruirt ist, daß ihm nicht das Glück, sondern die Qual lebendiger Wesen Genuß bereitet, so läßt sich Das nicht ändern. Damit ist auch der Hauptzweck des Institutes, der Schutz der Gesellschaft, vereitelt. Den Kerl nach acht Jahren, wo er noch ein kräftiger junger Mann ist, auf die Gesellschaft wieder loslassen, ist schlimmer, viel schlimmer als einen tollen Hund frei laufen lassen. Trotz Polizeiaufsicht kann er noch ein Dutzend und mehr Menschen langsam zu Tode quälen, ohne daß er, der nun Gewitzigte, noch einmal dem Strafrichter verfällt. Nur wenn das Zuchthaus seine Energie vollständig bräche, trüge die Verurtheilung zur Erfüllung dieses Zweckes einigermaßen bei. Das ist, wie das hier neulich angezeigte Buch von Leuß wieder lehrt, eine gewöhnliche, in den meisten Fällen zu beklagende Wirkung der Zuchthaushaft. Doch was würde es nützen, die Schaar der Energielosen — Das heißt, praktisch gesprochen: der Vagabunden — um Einen zu vermehren? Wirklich erfüllt wird der Zweck nur durch lebenslängliche Einsperrung oder Tötung. Jene nun ist unvernünftig. Ein schönes Raubthier füttert man im Käfig, zur Befriedigung der Schaulust; eine menschliche Mißgeburt zeigt man — abscheuliche Barbarei! — für Geld; einen Verbrecher stellt man nicht zur Schau; was wäre auch an ihm zu sehen? So bleibt Tötung das einzige wirklich Vernünftige; Tötung, nicht Hinrichtung, nicht Todesstrafe! Die Tötung wäre zugleich eine Wohlthat für das moralische Monstrum, denn ein solches hat, gleich einer Mißgeburt, in seinem ganzen Leben keinen glücklichen Tag. Will man aber dem Monstrum keine Wohlthat erweisen, weil man aller Vernunft zuwider auf der Einbildung beharrt, der menschliche Richter könne und müsse das gestörte Gleichgewicht der Gerechtigkeit wiederherstellen, so würde in Fällen wie dem vorliegenden nichts übrig bleiben, als zur qualifizirten Todesstrafe zurückzukehren.

Neisse. **Karl Jentsch.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 31. Oktober 1903.

Geschäftsmann und Sturmgeselle.

Isidor Lechat hat ein großes Vermögen gemacht; groß nicht nur in den Augen der kleinen Leute. Grundstückspekulationen, Gründereien, Goldshares: was sich gerade bot. Wählerisch war er nie; aber schlau genug, um die Mausfallen des Strafgesetzes zu meiden. Einmal bildeten täppische Prokuratoren sich ein, sie hätten die Zibetkatze im Käfig. Doch die Familie der viverridae ist flink: Herrn Lechat war nichts zu beweisen und der Gerichtshof mußte ihn freisprechen. Von der Anklage blieb nichts übrig als Stank. Läßt sich ertragen und, wenn man will, mit extraits d'odeur überduften. Auch lieben manche Menschen den Zibetgeruch. Nur nicht zimperlich sein. Die Hauptsache ist, daß man Geld hat; dann kommen die Ehren von selbst und man kann sich jeden Tag eine neue aussuchen. Isidor ruht nicht, bis er den Ruhm erreicht hat, in Paris der größte Geschäftsmann zu heißen. Er schätzt sich auf fünfzig Millionen. Vielleicht ists ein Bischen weniger; wer auf zwanzig Löchern zugleich kocht, kann nie genau wissen, wie es in jedem Topf aussieht. Immerhin genügts für den Hausgebrauch. Herr Lechat kauft ein Schloß und eine Zeitung. Im Schloß werden die Säle und Zimmer nach den Königen von Frankreich und Navarra genannt und im Stil des majestätischen Pathen eingerichtet. In der Zeitung wird der Treiberdienst für die Geschäfte des Verlegers besorgt. Mit dem Verkehr haperts freilich noch. Da ist die dumme Kriminalgeschichte; die frische Erinnerung an einen Selbstmord, den der Millionär hindern konnte und nicht gehindert hat; und allerlei böses Geraun. Den Kleinwucher könnte der Mann jetzt wirklich Bedürftigeren überlassen; seine Mittel erlauben ihm, den Schein der Wohlanständigkeit

zu wahren. Isidor lacht. Ja, wenn ers nicht weiter bringen wollte! Doch was sind fünfzig Millionen in der Zeit der Großbanken und Kontinentaltrusts? Wer heute mitreden will, muß die Arme rühren und darf sich das Hirn nicht mit sentimentalem Krimskrams befrachten. Den Nächsten lieben, mit Philanthropie auf die Thränendrüsen wirken? Blödsinn. Jeder Stand hat seine eigene Moral. Ein Feldherr, ein Fürst fragt nicht erst lange, wie viele Leute hinter ihm beim Sturmangriff fallen, und freut sich, wenn er die Saat des Gegners zertrampeln, die Jungmannschaft des Feindes niedermähen kann. Ein Narr, wer im Kapitalistenkrieg anders handelt. Den Luxus, ein guter Kerl zu sein oder wenigstens zu scheinen, mag Jeder sich nach Geschäftsschluß gönnen. Isidor gönnt ihn sich. Wo sein Profit nicht gefährdet ist, macht er Keinem das Leben schwer. Seine Kleine, irgend ein Theatermädchen, das er möblirt hat, darbt sicher nicht. Seine Frau wird höchstens freundlich gescholten, weil sie, die der Spießbürgerenge nicht entwachsen will, nicht bei Paquin arbeiten läßt und zehnmal überlegt, ehe sie sich entschließt, zum Mittagessen ein Huhn zu schlachten. Seine Tochter darf den ganzen Tag Musset, Lamartine und Hugo lesen und wird wohlwollend belächelt, wenn sie vom Rechte der Enterbten spricht und die Ausbeuter verdammt. Und sein Junge gar ist Papas Wonne. Ein famoser Bengel. Beinahe feudal. Die theuersten Weiber, das modernste Automobil, den feinsten Cercle. Das kostet hübsche Summen. Herr Xavier Lechat ist beim Baccarat und Bridge so gut wie bares Geld. Doch der Alte hats ja und läßt sich nicht lumpen. Die Beziehungen, die sich im Klub, in Maxims Bar und im Salon der Horizontalen knüpfen, sind nicht zu verachten; und die Familie Lechat muß nachgerade an eine Verbesserung ihres Gesellschaftranges denken. Daß sie als Kastellan einen entgleisten Vicomte hat, den der Schloßherr duzt und in schlechter Stimmung anschnauzt, ist recht nett, reicht aber nicht; man müßte manchmal ein paar nicht allzu fleckige Vicomtes oder Marquis mit ihren Ehehälften an der Tafel haben. Einstweilen schleppt Papa heran, was er irgend aufzugreifen vermag. Staat ist damit nicht zu machen; aber man sitzt nicht allein bei der Suppe und hat das Vergnügen, zu sehen, mit welcher Gier die armen Teufel ihr Futter schlingen. Isidor ist wirklich ein guter Kerl. Ganz ungebildet und unkultivirt; eigentlich auch ganz dumm; ein Prahler, eitel, wie nur je ein Parvenu im Buch stand, und von unersättlicher Lust an kindischem Spaß. Wer ihn zu Haus oder bei Nachtmädchen sieht, muß ihn für einen gutmüthigen Flachkopf halten. Schlauheit, Brutalität, Raubthierinstinkt zeigen sich nur im Geschäft. Der Typus ist nicht selten. Nur ein

Tropf beurtheilt Großindustrielle, Bankdirektoren und Jobber nach dem Zufallsstand ihrer allgemeinen Bildung; gerade die stärksten unter ihnen haben nur ein Interesse, denken immer nur an ihr Geschäft und schämen sich gar nicht, den Aestheten, Dilettanten und anderen Müßiggängern als Banausen zu gelten. Herr Lechat ist, wo ers sein will, beliebt und, wo ers braucht, gefürchtet. Die Kleinen, die er noch nicht ganz ausgewuchert hat, jubeln ihm zu und das Kontorgesinde, die Konkurrenz selbst blickt in scheuer Ehrfurcht zu ihm empor.

Jetzt wittert er eine Konjunktur. Sein Nachbar, der Marquis von Porcelet, ist reif. Schlechte Wirthschaft, nie ordentlich meliorirt, überschuldet: der Mann muß ihm bald kommen. Lechat, der seinen Größenwahn gern an abenteuerlichen Plänen weidet, in Frankreich tropische Kulturen schaffen will, in einem unzulänglichen Gutslaboratorium spielerisch herumexperimentirt und seinen künftigen Latifundienbesitz mit bunter Tinte auf der Landkarte abgrenzt, wärmt das Zibetfell schon an der Gewißheit des nahen Triumphes. Doch auch das Tigerthier regt sich in ihm. Das Opfer mit einem Biß töten? Allzu kurze Freude. Lieber trägt mans im Maul fort, zähmt es durch Schrecken und sparts für spätere Bedürfnisse auf. Der Marquis ist für mindestens drei Projekte zu brauchen. Erstens kann er einer neuen Gründung, die zwei Mittelgauner eben dem Stärkeren apportiren, die Gunst des Kriegsministers werben, ohne die mit dem Militärfiskus nichts Rechtes zu machen ist. Zweitens kann er Herrn Isidor, der als Radikaler kandidirt, zum ersehnten Mandat verhelfen. Drittens kann, soll und muß sein Sohn so schnell wie möglich Lechats Eidam werden. Die Konjunktur aller Konjunkturen. Le déput é Lechat: Das klingt. Ein Elektrizitätwerk unter hohem Patronat: da springen Millionen heraus, besonders, wenn die Zeitung für die nöthige Reklame sorgt und die Konkurrenten verschreit und wenn der Meinungmacher in der Deputirtenkammer offene Hände zudrücken kann. Und ein Schwiegersohn von ältestem Adel: dann wird der in der Hochfinanz noch immer verachtete Spekulant endlich vom Bann gelöst und Niemand scheut noch den Wildgeruch des lange Gemiedenen. Der Marquis muß ihm kommen. Er kommt auch; röstet sich aber an allerlei altmodischen Ehrbegriffen, die in der Asche einer verflackerten Existenz fortglimmen. Mit dem Minister wird er, wenns sein muß, reden, ihn wahrscheinlich auch angeln. Doch einen gottlos Radikalen kann er, als guter Katholik und Legitimist, den Wählern nicht empfehlen. Und ein Ehebund zwischen dem Marquis von Porcelet und dem Fräulein Lechat ist undenkbar. Der unbefleckte Name, die Ehre des Hauses Porcelet . . . Chouette! Isidor spricht ungefähr wie Falstaff im Lager bei Shrewsbury.

Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein. Kann sie den Schmerz stillen? Nein. Und er hat Argumente, die den Standhaftesten kirren könnten. Wollen Sie nicht, Herr Marquis: schön; dann aber ziehe ich die Schlinge zu, Sie müssen als Bettler von Ihrer Scholle wandern, — und was danach aus der Ehre des Hauses Porcelet wird, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Seien Sie doch vernünftig! Ihr feudaler Hochmuth lockt keinen Hund mehr vom Ofen weg. Längst schon hat unsere Stunde geschlagen. Kampf ums Dasein. Auslese der Tüchtigsten. Sieger bleibt, wer sich den Grundbedingungen des modernen Lebens am Besten anpaßt. Gottlos soll ich sein? Warum denn? Weil ich unterm Schirm der Radikalen Stimmen sammle? Lassen Sie mich einen Sitz haben: und Sie werden eine feste Stütze des Altars in mir finden. Reiche Leute sind stets für Ordnung und den lieben Gott; Frömmigkeit und Patriotismus wachsen mit der Vermögensziffer. Fragen Sie mal Ihren Beichtvater, ob ich ihm als Abgeordneter nicht willkommener bin als irgend ein ruinirter Edelmann, der für den Wahlkreis nichts thun und für die Kirche nur beten kann. Die Kirche ist viel moderner als Sie und macht ihre Geschäfte, geistliche und weltliche, mit genau den selben Kniffen wie wir. Der Klerus liegt nie auf der falschen Seite. L'église est dans le mouvement! Hat die Monarchie aufgegeben, agitirt in Zeitungen und straft widerspenstige Ministerien durch Kreditentziehung. Jeder Fromme wird Ihnen bestätigen, daß die Interessen der Kirche nicht besser vertreten sein können als durch Isidor Lechat. Und Ihr Junge soll froh sein, wenn er meine Tochter bekommt; sie kann sich sehen lassen und paßt mit ihrer romantischen Uebergeschnapptheit in Ihre Kreise. An der Mitgift und Rente werde ich nicht knausern; also los! ... Der Marquis ist mürb. Was hülfe auch längeres Sträuben? Er wird den Wahlaufruf unterzeichnen und wirbt im Namen seines Sohnes um das Fräulein Lechat. Ein Glückstag für Isidor. Den beiden Banditen, die ihm die Elektrizitätgründung brachten, hat er das Fell über die Ohren gezogen; und nun ist auch dem steifen Grandseigneur das Rückgrat gebrochen. Da, dicht vor dem Ziel seiner Wünsche, äfft das Schicksal den Schlauen. Seine Tochter will nicht Marquise von Porcelet heißen, brüstet sich ohne Scham mit dem Verlust ihrer Magdschaft und läuft mit einem Habenichts von Chemiker davon, dem sie jauchzend einst die Jungfräulichkeit gab. Und Xavier Lechat ist auf der Automobilfahrt verunglückt und wird sterbend ins Schloß gebracht. Das ist selbst für Isidors Haut zu viel. Die Wildkatze stöhnt, als hätte ein Schuß sie mitten ins Herz getroffen. Da schleichen die spitzbübischen Elektrotechniker herbei; sie wollen den Zusammenbruch ausnützen und legen dem fassung-

losen, vergreisten Vater einen gefälschten Konsortialvertrag zur Unterschrift vor. Lallend liest er, liest wieder, sucht mit feuchtem Blick und kreischt auf: „Halunken! Lumpengesindel! Ihr habt den wichtigsten Paragraphen weggelassen und hofftet, ich würde in meiner Trauer nichts merken!" Der tote Leib des Sohnes ist vor der Thür. „Ich komme in fünf Minuten." Nicht eher, als bis die Beiden geschrieben und unterzeichnet haben, was er diktirt. So. Das Geschäft ist gemacht, der Löwentheil ihm gesichert. Jetzt kann er seinen einzigen Sohn, seinen Liebling auf der Bahre sehen und weiterweinen. Und morgen mag der Marquis von Porcelet seine sieben Sachen packen, wenn er nicht Alles thut, was der Nachbar noch von ihm zu heischen hat.

Das ist der Inhalt eines Theaterstückes, das Herr Octave Mirbeau geschrieben und, mit dem Titel Les affaires sont les affaires, ins nächtige Land der Leinwände geschickt hat. Als Drama lebt es von groben Markteffekten, grellen Kontrasten und Zufallsereignissen, die nicht aus dem Wesenskern der handelnden und leidenden Menschen hervorwachsen; als Satire kann es nur auf Weltfremdlinge wirken. Einen großen Geschäftsmann will es schildern, einen gegen Menschenwallung dreifach gepanzerten Geldmacher, der früh und spät nichts im Sinn hat als seinen Erwerb und über Leichen, fast immer lachend, zum Sieg schreitet; einen Geschäftsmann, dem sogar der Tod des auf seine Weise geliebten Sohnes nicht für eine Viertelstunde den Spekulantenblick trübt. Das wäre ein guter Modestoff, von dem die Reporter mit Recht sagen könnten, er habe „in der Luft gelegen". Der Komoedie des Herrn Mirbeau, der nie stark, doch oft fein und, bis er sich des Erwerbes wegen zu den billigen Zoten des Journal d'une femme de chambre herabließ, literarisch unbescholten war, dürfte man höchstens nachsagen, sie sei aus der Luft gegriffen; und nicht einmal aus weltstädtischer Luft. Alles Geschäftliche ist in diesem Geschäftsstück falsch gesehen oder mindestens grundfalsch dargestellt. Mit der Technik Isidors Lechat käme vielleicht ein Dutzendjobber aus, aber nicht ein Mann, dem die pariser Börse als ihrem König huldigt. Wie ein Märchen aus rasch vergangener Zeit klingt uns heute schon die Kunde von der Gold zeugenden Kraft der Elektrizitätindustrie; wir hören ja täglich, daß diese Industrie zu lästigen Bündnißverträgen gezwungen ist, um ihre Preise und Kurse vor dem Bröckeln zu schützen. Der Wasserfall bei Grenoble wird dem Ausbeuter keine Millionen in den Schoß sprudeln, wird einen Gründer, der nur kleine Schliche und Schwindeleien im Kopf hat, vielleicht von der Börsenbildfläche wegschwemmen. Mit Winzigkeiten, wie sie das Trachten Lechats ausfüllen, giebt ein Spekulant großen Stils sich überhaupt nicht ab und

marodirende Knirpse vom Schlag Derer, die hier das Vorkaufsrecht auf den Wasserfall ergaunert haben, dringen in der Alltagswirklichkeit kaum bis zu einem Prokuristen vor; und wären sie je auch nur so weit gekommen, dann wüßten sie ganz sicher, daß sie in Paris, wo für jede halbwegs gute Gründung französisches oder fremdes Geld leicht zu haben ist, sich nicht willenlos den frechen Räuberlaunen eines Lechat zu fügen brauchen. Isidor selbst steht als ein Zwerg aus dem Wunderreich Sues vor uns. Wir glauben nicht an seine fünfzig Millionen, glauben nicht, daß er jemals ein großes Geschäft gemacht hat, halten ihn gar nicht für tanti, mit einem ausgewachsenen Finanzmann fertig zu werden. Doch er amusirt und paßt aufs Haar an den Ort, für den er bestimmt war. Der schlaue Herr Mirbeau, der sich gern einen Anarchisten nennt, schrieb sein Stück für die Comédie-Française; und der genius loci forderte gerade diesen Spekulantentypus und hätte einen moderneren, der Lebenswahrheit näheren nicht geduldet. Im Hause Molières giebt das Faubourg Saint-Germain den Ton an; auch die armen Marquis, die Porcelet und Standesgenossen erschwingen noch das Geld für ein Abonnement. Und ihnen mußte, Reichen und Armen, Herr Lechat gefallen. So hatten sie sich den neuen Tyrannen gedacht, der ihre Schlösser und ihre Söhne kauft und seinen schlecht gepflegten Plebejerleib zwischen ihren Ahnenbildern spazieren führt. Ein Radikaler natürlich, der in Wählerversammlungen das Heer und die Priesterschaft schimpft, doch ohne Ueberzeugung und immer bereit, vor der Kirche zu dienern, die seiner Macht nicht die Weihe versagt. Ein mit allen Salben geschmierter Gauner, mit dem ein Blaublütiger von einiger Selbstachtung und Sauberkeit sich gar nicht erst in einen Wettkampf einläßt. Er hat das Geld, wir haben die Ehre; 1853 schon, in Ponsards Tagen, tröstete man sich mit dieser Losung. Damals war Balzacs Mercadet, le faiseur, noch jung, Augiers Charrier noch nicht geboren. Seitdem hat Frankreich Hirsch und Bontoux, Herz und Reinach erlebt. Aus den Transvaalminen ist über Nacht ein Millionärschwarm aufgetaucht, der kaum Muße hatte, sich nothdürftig zu säubern. Auch im Gallierland steigt der Adel mählich von seinen alten Burgen und zieht ins dritte Stockwerk der Häuser, deren Prunkgemächer die Sprossen der nouvelles couches bewohnen. Und schließlich kam die Affaire Dreyfus, der Kampf gegen die Armee und die Kongregation ... Die Zeit war erfüllt: Mercadet mußte im Modefrack wiederkehren. Zolas Saccard und Lavedans Baron Horn waren, mit all ihren Schmutzspuren, nicht schwarz genug. Ein Schreckbild war nöthig, ein vom Wirbel bis zur Zehe ruchloser Schuft: so sind diese Leute. Das Faubourg jubelte; und trüffelte

seine Freude mit der Erinnerung, daß der Mann, dem es Herrn Isidor dankte, sich einen Anarchisten nennen ließ und im ersten Gliede der Dreyfustruppe gefochten hatte. Der mußte seine Bundesgenossen ja kennen. Herr Mirbeau scheint von Skrupeln nicht geplagt worden zu sein. Wahrscheinlich dachte er isidorisch: L'Affaire est l'Affaire; et les affaires sont les affaires.

In Berlin kam das Stück ins Deutsche Theater, allwo das schärfste Glas nicht viele Herzoge, Grafen und Junker entdecken wird; aus dem Hause Molières in den Kunstpalast Brahms, der den Abendbedarf der hohen und mittleren Finanz mit ansehnlichem Agio befriedigt. Wer den Blick über die theuren Plätze hinschweifen ließ, mußte für Herrn Lechat zittern; die hier Versammelten wissen ja, wie man Geschäfte macht: sie werden Isidor als eine plumpe Karikatur verhöhnen und wüthen, wenn sie merken, daß der Gauner die Gattung der großen Spekulanten vertreten soll. Doch die Furcht erwies sich als grundlos. Bank und Börse stimmte für Porcelet gegen Lechat. Kein Wuthausbruch, an keiner Stelle auch nur eine Regung des Aergers. Der Marquis, der die heiligsten Güter der Händlerdemokratie in den Staub zerrt — so sagt man ja wohl? —, wurde stürmisch beklatscht; und gerade ihn mußte dieses Publikum auszischen, selbst wenn es Lechat unähnlich und deshalb ungefährlich fand. Ist unsere liebe liberale Bourgeoisie so kraftlos geworden, daß sie nicht einmal mehr den Muth ihres Klassenbewußtseins hat? Einst war es anders. Vor zweihundert Jahren, als Le Sage seinen Turcaret, Isidors Urahnen, auf die Bühne bringen wollte, stieß er auf hartnäckigen Widerstand. Ein Händler, un traitant sollte öffentlich an den Schaupranger gestellt werden? Das durfte kein ehrenwerther Bürger dulden. Prosper Poitevin berichtet: „Die schamlose Goldgier, das die Epoche beherrschende Laster, war vor allen ernsthaften Angriffen bisher bewahrt geblieben und mußte sich um jeden Preis weiter davor schützen. Schon die erste Nachricht vom Inhalt der neuen Komoedie scheuchte die Händlerwelt auf; große und kleine Finanzleute schrien entsetzt um Hilfe: Paris durfte nicht auf ihre Kosten lachen. Sie waren mächtig und ihr Einfluß reichte so weit, daß ein einsamer Komoedienschreiber dagegen nicht aufkommen konnte. Das sah Le Sage bald ein. Er vermochte Turcaret nicht auf die Bühne zu bringen und begnügte sich einstweilen damit, ihm unter den Feinden der Finanzleute Helfer zu werben. Mit seinem Manuskript zog er durch die Salons des Adels. Man drängte sich zu seinen Vorlesungen und Jeder, der das Werk kennen gelernt hatte, sagte, es sei eine Schande, daß dieser ernsten Arbeit die Theaterthür gesperrt werde. Die Händler verloren nach und nach die Hoffnung, ihren Willen durchsetzen zu können, und boten dem Dichter

hunderttausend Francs, die er abheben dürfe, sobald er sich verpflichtet habe, sein Stück nicht aufführen zu lassen. Alain René Le Sage war arm und sagte trotzdem ohne Zaudern: Nein. Endlich sprach der Dauphin, der Sohn Ludwigs des Vierzehnten, ein Machtwort und Turcaret, le financier, durfte die Bretter besteigen." Also geschehen zu Paris im Jahr 1709. Und 1903 wurde Lechat in Berlin geduldet, sein feudaler Gegner mit Beifall überschüttet. Wills im Bürgerreich wirklich schon Abend werden? .. Als Frankreichs Adel sich an Figaros Bosheit berauschte, zog das Unwetter herauf, das bald danach mit Donner und Blitz die Privilegien aller Almavivas zerstörte.

So schlimm wirds diesmal nicht werden. Einen Lechat läßt man sich gefallen. Hintertreppenfinanz. Schließlich doch nur der berüchtigte Wucherer aus der Fabel, den der Zorn eines Rachegottes schlägt. Schon Strousberg und Geber sahen anders aus; und wie weit wars von ihnen noch bis zu Beit, Schwab und Pierpont Morgan! Die Zibetkatze kann passiren. Wehe Jedem aber, der heiliges Bürgergut antastet, mit Frevlerhand nach dem Krüglein greift, in dem seit einem Menschenalter und länger das „demokratische Oel" für die stets nahe, stets ferne Weihestunde bewahrt wird! Das darf ungestraft nicht einmal ein Liebling wagen. Herr Sudermann hats erfahren, der treue Bürgergardist, der so oft gelobt ward, weil er aus rostiger Pflichtflinte auf böse Junkerlichkeit Feuer gab. Das war echte Heldenleistung und nur der Neid konnte da von leicht erschmeichelten Tendenzerfolgen reden. Jetzt hat der Mann, auf dessen Zuverlässigkeit der Thiergartenfreisinn geschworen hätte, ein paar Achtundvierziger zu höhnen versucht: und der Scheiterhaufe schien Vielen der solcher Schandthat gebührende Lohn. Dümmeres war nicht zu ersinnen. Zwar hörte ein feines Ohr aus dem Gewinsel den Vorwurf heraus: Haben wir Dich dazu ein Jahrzehnt lang großgepäppelt und wider besseres Fühlen einen Dichter genannt, Undankbarer, damit Du uns Dieses thuest? Das war nützlich und amusant, fast also, nach Horaz und Scherer, poetisch. Dennoch bliebs dumm. Das neue Stück des Herrn Sudermann — es trägt den Ziertitel „Der Sturmgeselle Sokrates" — konnte nicht gefallen, weil es langweilig ist. Nicht so aufreizend schlecht wie andere Werke des Verarmenden, doch so dünn, daß selbst die reichliche Zotenzuthat es nicht schmackhaft machen konnte. Einzelne derbe Späßchen, manche nette Dialogstelle; das Ganze auch für den wohlwollenden Beurtheiler nur eine Schnurre, die ein witziger Kopf in drei Tagen für die Fidelitas eines Kneipabends zu liefern vermöchte. Das sollte nun ernst genommen werden; als Tragikomoedie. Ernst der Zahnarzt, der seinen Söhnen flucht, weil der eine nicht Burschenschafter, sondern

Corpsstudent geworden ist, der andere, des Vaters Gehilfe, dem Hund eines durchreisenden Prinzen ein Zahngeschwür aufgestochen hat. Ernst ein Rabbi und sudermännischer Nathan, der mit seinem Söhnchen Feuilletons austauscht, lauter Brillanten, und ein preußischer Landrath, der dem alten Zahnarzt einen Orden erwirkt, weil der junge den Prinzenhund kurirt hat. Früher führten solche Sachen den Ekelnamen „Humoresken" und wurden von besseren Zeitunglesern überschlagen. Das mußte gesagt werden, ruhig und höflich; denn der Irrthum eines begabten Theaterschreibers ist kein Verbrechen. Aber Herr Sudermann hat selbst in seiner schwächsten Stunde noch Glück. Gute Menschen und schlechte Musikanten geriethen in Wuth. Schändung der Heroenzeit des Bürgerthumes in Stadt und Land! Das glorreiche Martyrium von 48 besudelt! Schnöder Verrath! Die Sturmgesellen, die unter normalen Verhältnissen keinen zweiten Mond gesehen hätten, wurden beinahe wieder interessant und Herr Sudermann konnte zwei Artikel wider seine Ankläger schreiben. Zwei rechtschaffene Leitartikel mit langen, meist verständlichen Schachtelsätzen; nur ganz wenige Fremdwörter waren falsch angewandt. Der Sinn ungefähr: Ich kein Demokrat? Ich bin ja aus Rickerts Schule gelaufen, weil ich das für einen freisinnigen Zeitungmann „nöthige Quantum monarchischen Gefühles beim besten Willen nicht aufbringen konnte", und schätze auch jetzt nur „die schlichtmenschliche Noblesse des höchsten Reichsbeamten", der mich zu seinen Abendgesellschaften lud. Kann ein Demokrat anders denken und handeln? Ich bin einer vom ältesten Schrot und Korn und wäre sogar zu den Röthesten gegangen, wenn die Leute in Dresden nicht so unsanft geredet hätten. Ihr aber ... Darauf folgt, im „Tag", nicht bei Mosse, dann die Frage, warum wohl dem liberalen Gedanken die werbende Kraft entschwunden sein mag.

Herr Sudermann ist reizbar, aber kein vates. Er bejammert das Schwinden des freien Bürgersinnes und merkt nicht, daß ihn ein Verfallssymptom dünkt, was in gemeiner Wirklichkeit ein Beweis strotzender Gesundheit ist. Für Freiheit schwärmt jede Klasse, bis sie am Ziel des Begehrens steht; dann muß sie den Nachdrängenden ein paar kleine, ganz kleine Freiheiten weigern, um ungestört schmausen zu können. Die Tragikomoedie der Sturmgesellen fing damit an, daß sie zu Geld kamen, sich behaglich im Vaterland fühlten und gegen die Begehrlichkeit des Proletariates die berühmten sittlichen Mächte anrufen mußten. Und die Tragikomoedie des „entschiedenen Liberalismus" wird erst enden, wenn er aus der Vermummung schlüpft und zugiebt, daß er heutzutage mehr zu konserviren hat als der konservativste Junker. Keine andere Klasse ist auf die Erhaltung des Bestehenden so angewiesen wie die Bourgeoisie. Das wird noch bestritten. Im verdunkelten Schauspielhaus aber wacht der Klasseninstinkt und stimmt gegen Vechat sogar für einen Marquis.

Politische Anthropologie.

Die von Juristen gepflegte „Allgemeine Staatslehre" als Theil des „Allgemeinen Staatsrechtes" hat abgewirthschaftet. Kein Mensch sucht mehr in ihr Belehrung über den Staat. Man weiß, daß sie juristische Konstruktionen und scholastische Spiegelfechtereien enthält. Kein Wunder darum, daß neben diesen ausschließlich dem „akademischen Gebrauch" dienenden Werken das Bedürfniß, sich über Natur und Wesen des Staates Klarheit zu verschaffen, dazu geführt hat, von anderen Ausgangspunkten als dem juristischen das große Problem in Angriff zu nehmen. Das versuchte zunächst die Soziologie. Sie faßte den Staat auf als ein Produkt des Kampfes sozialer Gruppen, erklärte daraus das Entstehen des Rechtes und aller Rechtsinstitute. Das ist die „soziologische Staatsidee"; ihr vornehmster Vertreter ist heute Gustav Ratzenhofer. Neben der Soziologie hat die von Friedrich Ratzel begründete Anthropo-Geographie und Politische Geographie den erfolgreichen Versuch gemacht, den Staat als einen „bodenbeständigen Organismus", als ein Produkt der natürlichen geographischen Bedingungen zu erweisen. Ratzels Werke enthalten mehr und wichtigere Erkenntnisse über den Staat, als die gesammte „allgemein-staatsrechtliche" Literatur seit hundert Jahren sich träumen ließ. Ratzel nimmt die Resultate der Soziologie insofern in seine Gesammtansicht vom Staate auf, als er „die letzten Elemente des staatlichen Organismus" in den „gesellschaftlichen Gruppen" anerkennt. Doch ergänzt er die soziologische Staatsidee, indem er ihr seine „politisch-geographische" Staatsansicht zu Grunde legt. Man kann sagen: Die Soziologie schwebte in der Luft und erst Ratzel gab ihr den Unterbau, die tief im Boden wurzelnden Fundamente. Erst durch Ratzel ist die Soziologie unerschütterlich gefestigt, weil er „den geistigen Zusammenhang" der gesellschaftlichen Gruppen mit dem Boden nachwies.

Damit scheint die neuste Entwickelung der Staatswissenschaft noch nicht vollendet zu sein. Zur soziologischen und zur politisch-geographischen gesellt sich nämlich noch eine dritte: die „politisch-anthropologische" Staatsidee, die in die Wissenschaft vom Staat ein ganz neues Element einführt und in die Natur des Staates neue Einblicke gewähren will. Ich meine die Auffassung, wonach der Staat ein Produkt der „Rassen" ist, wobei angenommen wird, daß die „edelste" Rasse obenauf und die gemeinste ganz unten zu stehen kommt. Diese politisch-anthropologische Staatsidee ist zuerst von Gobineau angeregt worden, der meinte, daß alle höhere Kultur immer und überall von der „weißen" Rasse geschaffen werde. Wie diese Theorie von

Houston Stewart Chamberlain angewandt wurde, bei dem die „weiße“ Rasse der „germanischen“ Platz macht, ist bekannt: er weist den civilisatorischen Einfluß der „Germanen“ in der ganzen Weltgeschichte nach und versichert uns, daß, wo immer etwas Großes und Civilisatorisches geschehen sei, stets und überall die germanische Initiative am Werke war. Christus war Germane, Dante auch; und so weiter. Diese neue Staatsidee wissenschaftlich zu formuliren und zu begründen, unternimmt Ludwig Woltmann in seiner „Politischen Anthropologie“. Er geht von der Annahme aus, daß „eine genetische Analogie zwischen Organismus und Gesellschaft“ bestehe und daß in dem „sozialen Organismus die selben biologischen Grundgesetze wirksam sind wie in dem (physischen) Organismus“. Nun könnte man glauben, daß Woltmann uns da die Lehrer der „Organiker“ (Schaeffle, Lilienfeld, Worms u. A.) wieder auftischt. Das ist nicht der Fall: Woltmann untersucht vielmehr die physiologische Beschaffenheit des Menschen als sozialen Elementes, insofern sie ein Produkt der Vererbung ist und sich in der „Rasse“ zu einem gesellschaftlichen Faktor summirt.

Seine Ansicht wird am Besten durch die folgenden Sätze dargelegt: „Das Wachsthum der Gesellschaft nimmt von einem Paar menschlicher Individuen seinen Ursprung, das mit seinen Kindern, Kindeskindern, Verwandten und Nachkommen eine soziale Einheit bildet. Ist diese größer geworden, so stößt sie einzelne Gruppen von sich ab, die anderswo ein ähnliches soziales Gebilde hervorrufen. Die Entstehung von Bruderstämmen, Kolonien ist der Ausdruck dieses Wachsthumes der Gesellschaft über sich selbst hinaus.“ Innerhalb dieser Gesellschaften vollzieht sich eine Arbeitstheilung auf Grund natürlicher Differenzen und Differenzirungen. „Die primitivste Arbeitstheilung ist die zwischen Mann und Weib.“ Dann folgt die Arbeitstheilung, die „in höher entwickelten Gesellschaften zur Bildung von Kasten und Ständen führt“. Zwischen diesen „Theilen der Gesellschaft besteht eine Wechselwirkung, insofern die eine Gruppe ohne die andere nicht existiren kann“. Zugleich ist „eine Ueberordnung von Gruppen und Personen vorhanden, des Vaters in der Familie, des Führers in der Horde, der Aristokratie im Feudalstaate“. In Folge dieser Differenzirung der Berufe entsteht Gegensatz von Interessen und ein sozialer Kampf. Trotz diesen inneren Spannungen tritt die Gesellschaft nach außen als ein Ganzes auf. Nur so weit, aber ja nicht weiter, darf in der Gesellschaft „Organisches“ gesehen werden. Denn die Gesellschaft ist nicht ein Organismus, sondern eine Mehrheit von Organismen, die in einem „spezifischen Verhältniß zu einander stehen“; und „die physiologische Grundlage“ dieses Verhältnisses, also „des sozialen Lebens“, ist nichts Anderes als die Rasse. Das ist die neue Lehre, die Woltmann (nach dem Vorgange früherer, minder scharf gefaßten Ansichten

der selben Richtung) verkündet. Das ist die neue „politisch-anthropologische" Staatsidee. Das soziale Leben, das ein spezifisches Verhältniß vieler natürlichen, biologischen Organismen zu einander ist, beruht auf der Rasse. „Erst dieser Begriff macht die Problemstellung und Problemlösung vollständig klar", die den Organikern und Soziologen, „die Organismus und Gesellschaft in einen realen Vergleich brachten, dunkel vorschwebte". Εὕρηκα! ruft Woltmann aus! Die Rasse ists, die die Gesellschaft und den Staat erzeugt. Deshalb muß die „Soziologie biologisch sein". Das heißt: „sie muß Rasse und Gesellschaft in ihrem gesetzmäßigen Zusammenhang und den Rasseprozeß als natürliche Grundlage des Sozialprozesses begreifen".

Das thut nun Woltmann. Während die Deszendenztheorie den „Entwickelungprozeß der sozialen und politischen Formationen als einen biologischen Vorgang auffaßt, der im Dienste der physiologischen Zucht und intellektuellen Entfaltung des Menschengeschlechtes steht", hebt Woltmann neben dieser biologischen Seite der Menschheitgeschichte die anthropologische hervor, die sich „in der physiologischen Eigenart und Ueberlegenheit einzelner Rassen und Persönlichkeiten bemerkbar macht". Diese „Rassen sind Naturfaktoren, die in die Bilanz der geschichtlichen Ereignisse als gegebene Ursachen und Mächte einzusetzen sind" (wie es schon Gobineau und Chamberlain machten). Diese „Einstellung in die Bilanz der geschichtlichen Ereignisse" kann natürlich nur in dem Sinn geschehen, daß erstens, da jeder Staat aus mindestens zwei Rassen besteht, die tüchtigere herrscht und die minderwerthige unterliegt, und zweitens, daß alle Großthaten der Kultur auf das Credit der edleren Rasse gebucht werden müssen.

Das soziale Credo dieser neusten Staatswissenschaft enthält folgende These, die uns in jüngster Zeit oft gepredigt wurde: „Alle soziale Gliederung und Ordnung ist physiologisch bedingt. Der soziale Werth des Einzelnen wird nicht allein durch seine individuelle Organisation, sondern auch durch seine Rasse bestimmt. Niemand kann aus seinen organischen Zeugung- und Abstammungbedingungen heraustreten: denn er ist das Produkt einer langen Kette von Vorfahren, in denen sich gleiche und ungleichartige Elemente gemischt haben." Da es nun höhere und niedere, edlere und ordinärere Rassen giebt, so erklärt sich daraus nicht nur das Institut der Sklaverei, sondern auch die Erscheinung der Herrschaft der höheren Rassen über die niederen. „Bei all diesen Völkern (Griechen, Römern, Galliern, Indern und Germanen) sind die Sklaven ursprünglich Menschen anderer Rasse gewesen." In den tropischen Ländern wird der Weiße „immer nur die Herrenrasse bilden, von der die Dispositionen und Initiativen ausgehen." In diesen Rassenunterschieden liegt der Schlüssel zur Erklärung des Ganzes der Welt- und Kulturgeschichte. „Die volle Ausbildung des Ackerbaues und der Gewerbe, welche die ökono-

mischen Grundlagen aller höheren Civilisation bilden, ist fast nie ohne Sklaverei fremder Rassen möglich gewesen." Die Griechen also hätten bereits die richtige Erkenntniß der Wahrheit gewonnen, die der modernen Menschheit offenbar durch das semitische Christenthum abhanden gekommen ist. Denn „Euripides hielt es für gerecht, daß die Griechen über Barbaren herrschen, da Barbar sein und Sklave sein das Selbe bedeute." „Nach Aristoteles ist der Sklave ein lebendiges Werkzeug. Die Sklaverei sei in der Natur der Menschen begründet." Und wie es von je her war, so ist es noch heute. Rassenunterschiede, seien es primäre oder sekundäre, sind die Ursachen sozialer Schichtung. „Die Arbeiterklasse der modernen Industriestaaten ist das Ergebniß eines sozialen Zuchtwahlprozesses, der durch eine Reihe von Generationen hindurch den Grundstock der Arbeiterbevölkerung herangebildet hat und die Lücken immer wieder ausfüllen muß." Ueberhaupt faßt die Politische Anthropologie die ganze Menschheitgeschichte als einen Rassenzüchtungprozeß auf; und alle Vorgänge, die wir bisher als ökonomische, soziale, politische betrachtet haben, sind nach ihr rein anthropologische mit ausschließlich anthropologischen Zielen. Die Kulturresultate aber, die wir als Erfolge dieser historischen Vorgänge bewundern und feiern, sind nur bewirkt durch diese anthropologischen Wandlungen, sind nur die Außenseiten dieser intimen Rassenzüchtungvorgänge, die sich demnach als die eigentliche Seele aller geschichtlichen Vorgänge entpuppen.

„Die Differenzirung zwischen Land- und Stadtbevölkerung, Auswanderung und Kolonisation, die Eintheilung in Kasten und Stände ist aus rein soziologischen, ökonomischen oder geographischen Ursachen nicht zu erklären, sondern ist ursprünglich ein Prozeß der anthropologischen Gruppen- und Individualauslese, die auf der Macht von individuellen oder Rassenunterschieden beruhen. Umgekehrt können die veränderten Lebensbedingungen in Stadt, Kolonie und Kaste auf den anthropologischen Typus zurückwirken, sei es, daß neue und abweichende Eigenschaften herangezüchtet werden oder organische Entartungen auftreten." Damit wären Inhalt und Umfang der neuen Staatsidee im Umriß angedeutet.

Wie jede Wissenschaft nach Erschließung der Erkenntniß des Thatsächlichen zu gewissen Forderungen behufs Anwendung ihrer Erkenntnisse auf das Seinsollende gelangt; wie die Rechtswissenschaft sich nicht damit begnügt, de lege lata zu raisonniren, sondern nach Erkenntniß des gewordenen und bestehenden Rechtes zu Vorschlägen de lege ferenda übergeht: so gelangt auch die Politische Anthropologie zu gewissen Nutzanwendungen ihrer Erkenntnisse. Wenn von dem Adel der Rasse die Höhe der Kultur abhängt, so muß getrachtet werden, diesen Adel zu erhalten, ihn von allen schädlichen Einflüssen (Beimischungen) zu bewahren, ihn durch geeignete „Reinzucht" zu einer

größeren Vollkommenheit zu erheben, die „Hochzucht“ der Rasse zu fördern. An die Erkenntnisse der Politischen Anthropologie wird sich deshalb eine „angewandte“ politische Anthropologie schließen, die alle Resultate der Inzucht und Reinzucht untersuchen wird (was schon Reibmayer in seinem Werke „Inzucht und Vermischung beim Menschen“ in sehr scharfsinniger Weise begonnen hat) und schließlich muß eine „Rassenhygiene“ geschaffen werden, wie es schon Plötz („Gesundheit unserer Rasse“) versuchte.

Auch Woltmann bleibt bei den Thatsachen nicht stehen, sondern giebt Rathschläge, die auf der Erkenntniß dieser Thatsachen beruhen. Allerdings ist die Berechtigung zu solchem Rathschlage von einer Voraussetzung abhängig: davon, daß die Rassen nicht nur wandlungfähig sind, sondern daß auch der Mensch solche Wandlungen herbeiführen kann. Nach der Theorie Weismanns von der „Unsterblichkeit und Unwandelbarkeit des Keimplasmas“ wäre man geneigt, hier jede „Züchtungarbeit“ für vergeblich zu halten. Und diese Meinung scheinen ja Lapouge und Chamberlain eigentlich zu vertreten. Woltmann theilt diese Ansicht nicht. Zwar liegt nach ihm „die Entstehung der Rassebegabungen jenseits der eigentlichen Geschichte im engeren Sinn. Sie ist ein Stück organischer Vorgeschichte der Kulturgeschichte“, woraus man schließen sollte, daß die Rassen Dauertypen sind. Dennoch meint Woltmann, daß „trotz der Beharrung der fundamentalen Rassenunterschiede . . . eine gewisse Umwandlung der menschlichen Natur in der Geschichte stattfindet.“ „Was den geschichtlichen Veränderungen zu Grunde liegt, ist ein fortwährender Rassenwechsel, eine Wandlung in der anthropologischen Struktur der Gesellschaft“. „Die physiologischen Umwandlungen geschehen entweder durch eine einseitige positive Auslese mit nachfolgender Inzucht, wodurch bestimmte, von Natur gegebene Eigenschaften einer Rasse oder Gruppe von Individuen besonders hoch gezüchtet wurden, oder durch einseitige negative Auslese, die die organischen Träger bestimmter Charaktere durch Auswanderung, Kinderlosigkeit, Ehelosigkeit oder direkte Ausrottung aus dem Rasseprozeß ausscheidet, oder endlich durch Rassemischungen, die entweder günstig oder ungünstig die Entwickelung der physischen und geistigen Merkmale beeinflussen können.“ Das sind Mittel, deren sich auch der Mensch bewußt bedienen könnte, die er, wenn er das Wesen des anthropologischen Geschichtprozesses erst erkannt und dessen Ziele sich zu klarem Bewußtsein gebracht hat, anwenden kann, um eine immer edlere Rasse heranzuzüchten. Da stünden wir nun allerdings vor der wichtigsten aller Wissenschaften, vor der, die uns die „Hochzüchtung“ der Menschheit, also den wichtigsten aller Fortschritte ermöglichen würde. Die Politische Anthropologie würde uns durch Erkenntnisse, die sie uns erschließt, die Mittel geben, eine immer edlere Rasse heranzuzüchten und die gemeinen durch verschiedene Mittel „aus dem Rasseprozeß auszuscheiden.“

Diese Mittel sind zwar nicht gerade idyllisch: Auswanderung (wenn nöthig: Austreibung), Kinderlosigkeit (eventuell also Kinderaussetzung), Ehelosigkeit (eventuell Eheverbote oder noch etwas Schlimmeres), endlich „direkte Ausrottung“. Doch sollte nicht auch hier der Zweck die Mittel heiligen? Freilich: das Bischen semitisch-christlicher Moral, auf die wir so stolz sind, müßten wir opfern; auch einige andere „fortschrittliche und humane“ Schrullen, wie Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, müßten preisgegeben werden. Doch was verschlägts? Das sind Velleitäten, mit denen ja schon Nietzsche aufgeräumt hat. Und dann hätten ja thatsächlich diese etwas barbarischen Maßregeln ihre volle Rechtfertigung und vielleicht gar Berechtigung, wo es sich darum handelt, die Menschheit zu veredeln. Leider aber merken wir bei Woltmann, was uns schon aus Nietzsche, Chamberlain, Lapouge bekannt ist: daß diese neue Staatswissenschaft sich nicht in den Dienst der Menschheit stellt, sondern in den Dienst der nordgermanischen Rasse, die nach der Ansicht dieser Schriftsteller die „edelste“ ist. „Die nordische Rasse“, sagt Woltman, „ist die geborene Trägerin der Weltcivilisation“. Und ähnlich wie Gobineau von der „weißen Rasse“ behauptet, daß sie durch ihren Bluteinfluß überall die Civilisation fördere, meint auch Woltmann, daß die nordische Rasse „durch Vermischung mit anderen Rassen diese physiologisch auf ein höheres Niveau gehoben“ hat, „sowohl Mittelländer wie Mongolen und Neger“. Er ist davon so fest überzeugt, daß er überall, in allen Welttheilen, wo immer er nur eine höhere Kultur findet, den Bluteinfluß der „nordischen“ oder mindestens der „kaukasischen“ Rasse wittert. „Was die amerikanischen Kulturen betrifft, so sind die Inkas ohne Zweifel eine fremde Rasse gewesen, deren morphologische Merkmale auf die kaukasische Rasse hinweisen“. Woltmann meint sogar, „nicht allzu fern liege die Hypothese, daß europäisches Erobererblut bis Tahiti gelangte, auch die Westküste Amerikas erreichte.“ Diese Rasse, die „indogermanische“, ist in „nordischen Bezirken entstanden“, wie neuerdings nachgewiesen sein soll. Skandinavien ist „das Ursprungsland dieser arischen oder indogermanischen Rasse“; und was allüberall in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit Großes irgendwo sich zugetragen hat, ist auf das Konto dieser „edelsten Rasse“ zu buchen. „Die Büsten Caesars zeigen echtgermanische Schädel- und Geistesbildung“. Eben so hatte Alexander der Große „germanische Schädel- und Gesichtsbildung, röthliche Haare und tiefblaue Augen.“ Daß Christus und Dante Germanen waren, lehrte uns schon Chamberlain. Woltmann fügt noch Bonaparte hinzu. „Die ganze europäische Civilisation auch in slavischen und romanischen Ländern ist eine Leistung germanischen Geistes“. „Das Papstthum, die Renaissance, die französische Revolution und die napoleonische Weltherrschaft sind Großthaten des germanischen Geistes gewesen“. „Das Papstthum und das Kaiserthum sind germanische Schöpfungen,

Beide germanische Herrschaftorganisationen, dazu bestimmt, die Welt zu unterjochen. Die germanische Rasse ist berufen, die Erde mit ihrer Herrschaft zu umspannen, die Schätze der Natur und der Arbeitkräfte auszubeuten und die passiven Rassen als dienendes Glied ihrer Kulturentwickelung einzufügen."

Das also ist des Pudels Kern. Ists aber noch Wissenschaft? Hat Woltmann diese Bestimmung der germanischen Rasse aus physiologischen Untersuchungen erkannt? Doch gesetzt, es wäre so: was werden die anderen Rassen dazu sagen? Sollten die Brünetten und Kleinen sich der Herrschaft der Blonden und Großen fügen? Das werden sie offenbar nicht thun. Da ziehen sie vor, zu kämpfen. Der „politisch-anthropologische" Nachweis, daß alle nicht blonden Rassen der blonden zu dienen haben, wird den Nichtblonden offenbar nicht imponiren; sie werden diesen Anspruch nicht anerkennen, — und die Totschlägerei kann beginnen. Ist denn aber die Schlußfolgerung von dem absolut höheren Werthe der germanischen Rasse wirklich wissenschaftlich begründet und die an diese Schlußfolgerung geknüpfte Prophezeiung Woltmanns von der „erdumspannenden Herrschaft" dieser Rasse berechtigt? Ich kann hier keine eingehende Kritik dieses ganzen wissenschaftlichen Systems geben; aber ein paar gewichtige Bedenken mögen mir gestattet sein.

Ist „Rasse" der Grundbegriff, der uns die Räthsel des Staates und der Gesellschaft lösen soll, so muß vor Allem klar definirt werden: Was ist Rasse? Es sind nach Woltmann „Verschiedenheiten", die „bei der Verbreitung des einheitlichen Menschengeschlechtes über die Erdoberfläche entstanden sind, durch eine auslesende Anpassung an die ungleichartigen Existenzbedingungen." Zugegeben. Soll nun in der Welt eine Rasse herrschen, soll sie in den einzelnen Staaten die Vorherrschaft genießen, so müßte sie mindestens eine genealogische Kontinuität bilden. Das heißt: gleichrassige Elternpaare müßten mindestens gleichrassige Nachkommen erzeugen. Nicht einmal Das ist verbürgt. Denn wie der bei Woltmann citirte Ausspruch Luschans richtig betont, kommt es häufig vor, daß ein großer, blonder, blauäugiger Mensch einen kleinen, dunkeläugigen, schwarzhaarigen Bruder hat, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß der Erste ein Rindvieh, der Zweite ein genialer Mensch ist. Was soll nun da geschehen? Soll der Blonde den Schwarzen als andersrassig und minderwerthig betrachten und sich die Herrschaft über ihn anmaßen? Da wird es wohl Bruderkrieg und Brudermord geben. Will uns die neue Staatswissenschaft eine solche Periode bringen und sanktioniren? Obendrein sind heutzutage alle Völker ohne Ausnahme gemischtrassig und eben so die Ehepaare; woraus sich die vorherrschende Verschiedenrassigkeit der Familien erklärt. Denn wie der von Woltmann citirte Luschan ganz richtig erklärt, „vererben sich die einmal fest erworbenen physischen Eigenschaften immer und immer wieder auf die Kinder", und zwar so, „daß sie auch allen Rasse-

mischungen mit der größten Energie widerstehen und daß sie immer und immer wieder zum Vorschein kommen, wobei es beinahe einerlei ist, ob jetzt die Rassemischung durch die Eltern und Großeltern oder vor Hunderten von Generationen erfolgt ist.“ Das ist nun eine fatale Sache für die Lehre von dem Vorrang der blonden germanischen Rasse und ihrer Vorherrschaft in der Zukunft; denn selbst wenn man von nun an Ehen zwischen Blonden und Brünetten verböte, so entsprießen ja auch den Ehen blonder Eltern brünette und brünetter Eltern blonde Kinder. Wie will man Das verhüten, wenn die diese Verschiedenrassigkeit der Kinder verursachenden Umstände vor „Hunderten von Generationen“ sich ereignet haben konnten? Nun, da die Rassenfanatiker in den Mitteln, die reinrassige Hochzucht zu fördern, nicht wählerisch sind und vor „Eliminirung“ der minderwerthigen, also der nichtblonden, ungermanischen Rassen nicht zurückschrecken, könnte vielleicht eine „direkte Ausrottung“ aller andersrassigen Geschwister und Familienmitglieder ans Ziel führen. Leider belehrt uns aber Woltmann, daß für das Erkennen der Rasse die äußeren Merkmale, der Typus, nicht ausschlaggebend sind. Denn die Verschiedenheit der Rasse „muß sich keineswegs in einem bestimmten Typus offenbaren.“ „Der Typus ist ein morphologischer, die Rasse ein genealogischer Begriff. Rasse und Typus brauchen nicht genau übereinzustimmen.“ Aus „dem Typus allein ist es fast unmöglich, auf die Rasse zu schließen, so daß nur eine genealogische Untersuchung die organische Verwandtschaft feststellen kann.“ Unter solchen Umständen wäre eine „direkte Ausrottung“ gefährlich; denn es könnte leicht geschehen, daß man einen brünetten Germanen totschlüge und einen blauäugigen, blonden Juden am Leben ließe. Woltmann empfiehlt eine genaue „genealogische Untersuchung“ der Abstammung. Was nützt aber eine solche, wenn, wie wir wissen, eine Vermischung von „vor Hunderten von Generationen“ noch immer ihre Wirkung äußeren und die Reinrassigkeit der Familien nach Jahrhunderten trotz aller Inzucht trüben kann? Wenn nun die Reinrassigkeit eine Utopie und die Mischrassigkeit die Wirklichkeit ist, so fehlt der ganzen Theorie die feste Grundlage. Die Reinrassigkeit auch nur der weißen Menschen scheint schon vor Jahrhunderttausenden gründlich verpfuscht worden zu sein, — vielleicht für immer.

Das wäre ein anthropologisches Bedenken gegen die politisch-anthropologische Theorie; nun aber ein soziologisches. Diese ganze von Woltmann ins Auge gefaßte Reinzüchterei der germanischen Rasse sollte den Zweck haben, die Welt mit solchen „Großthaten des germanischen Geistes“, wie Papstthum und Kaiserthum es sind, zu beglücken? Ich weiß nicht, ob das heutige Deutschland sich für das Papstthum begeistert; oder müßte es dazu erst einer germanischen Reinzucht unterworfen werden? Und auch für das Kaiserthum (das protestantische?) ist die Begeisterung nicht überall allzu groß;

jedenfalls sind die germanischen Römlinge nicht Anhänger des deutschen Kaiserthumes. Wo steckt also der germanische Geist? Bei Welfen oder Ghibellinen? Denn die Rasse erzeugt ja den Geist.

Nach den anthropologischen und soziologischen Bedenken möge ein blos logisches noch hier Platz finden. Es ist wohl richtig, daß nordgermanischer Einfluß fast überall in europäischen Staaten seit dem frühesten Mittelalter zur Geltung kommt; aber gestattet die Logik, da von „germanischen“ Schöpfungen zu sprechen? Man kann doch logisch höchstens sagen, daß die Germanen an diesen Schöpfungen mitwirkten. Wenn in Rom das Papstthum entstand, so entstand es doch offenbar unter aktiver Mitwirkung des alten römischen Blutes und Geistes. Wer will und wer kann behaupten, daß es nur Germanen waren, die diese allerdings staunenswerthe Weltherrschaft-Organisation ins Leben riefen? Ist das Papstthum nicht offenbar eine Fortsetzung der römischen Weltherrschaft mit feineren, geistigen Mitteln? Und kann man aus dem Papstthum ganz das semitische Element lösen, das uns isolirt, sozusagen in Reinkultur, in ostgalizischen Wunderrabbis entgegentritt, die ausschließlich mit Hilfe ihrer Wunderthaten und Segenspenden weit und breit die Lande beherrschen, Pilgerzüge empfangen und reichliche „Peterspfennige“ einsammeln? Wer kann abstreiten, daß im Papstthum all diese Elemente vereinigt sind, orientalische, römische und germanische? Und darf man es dann eine ausschließlich germanische Rassen-Schöpfung nennen? Man könnte ja einfach fragen: Warum haben die Nordgermanen nicht von ihrer Heimath, etwa von Upsala aus eine päpstliche Weltherrschaft gegründet? Das wäre dann eher eine Schöpfung der germanischen Rasse. Warum haben sie erst die weite Reise nach Rom gemacht und sich allerlei Strapazen ausgesetzt? Ist es denn nicht klar, daß es zuerst eine römische weltliche Herrschaft gegeben haben, daß erst orientalische Seelenverknechtung vorhergegangen sein mußte, ehe aus all diesen Elementen unter Hinzutritt normannischen Piraten- und Banditengeistes die großartige Weltherrschaft-Organisation des Papstthumes entstehen konnte? Der Irrthum der modernen Rassentheoretiker scheint also darin zu liegen, daß sie für eine einzelne mitwirkende Rasse reklamiren, was nur aus dem Zusammenwirken einer Vielheit von Rassen erklärt werden kann. Es ist, als ob man die Wirkung eines Orchesterkonzertes nur für die darin mitwirkende große Pauke reklamiren wollte.

Die Wahrheit scheint mir zu sein, daß alle „Großthaten“ Orchesterkonzerte sind, bei denen die unzähligen vielen Rassen die verschiedenen Instrumente spielen, aus deren Zusammenwirken jene „Großthaten“ und „Schöpfungen“ entstehen: sie sind eben soziale und nationale Großthaten und Schöpfungen und dürfen nicht auf das Konto einer einzigen mitwirkenden Rasse gebucht werden.

Mit solchen Organisationen wie Papstthum, Kaiserthum und Staat überhaupt verhält es sich so wie mit der Sprache. Auch sie ist eine soziale und nationale und keine Rassenschöpfung. Die Normannen des frühen Mittelalters hatten eine äußerst dürftige, an Begriffen arme Sprache, die kaum für das Leben eines Piratenvolkes ausreichte. Was war sie gegen die Sprache des Hohen Liedes, gegen die Sprache der Pindar und Aeschylos, Vergils und Ciceros? In jener reingermanischen, von allerlei späteren Beimischungen noch nicht „verunreinigten" Sprache hätten Schiller und Goethe ihre unsterblichen Werke nicht zu schaffen vermocht. Es bedurfte erst Jahrhunderte langer gründlicher „Verunreinigung" der germanischen Ursprache, um sie fähig zu machen, solche dichterischen Werke hervorzubringen. Und dabei vergesse man nicht, daß die Sprache nicht nur durch fremde Lehnworte bereichert wird, sondern noch viel mehr durch fremde Lehnbegriffe, aus denen heimische Worte hervorgetrieben werden. Nur in einer auf solche Weise entstandenen „Sprachpfütze" — um im Sinne der Rassenreinzüchter zu sprechen — konnten die unsterblichen Meisterwerke wachsen. Da kommt nun ein Chamberlain und wirft sich stolz in die Brust: Das sind Werke germanischen Geistes! Die Welt der Sprachen ist aber ein getreues Spiegelbild der Welt der Rassen. Wie es unter den Kultursprachen keine reine mehr giebt, so giebt es unter den Kulturvölkern keine reine Rasse mehr. Vielleicht finden wir im Innern Afrikas und im Feuerland noch reine Rassen mit reinen Sprachen.

Woltmanns Werk hat das Verdienst, eine in Frankreich und Deutschland seit einigen Jahrzehnten aufgekommene Theorie in ein wissenschaftliches System gebracht zu haben. Die politisch-anthropologische Staatsidee tritt in voller Rüstung auf den Plan. Nun kann der Kampf beginnen. Sie findet hier nicht viele Gegner. Die theologische Staatsidee geht nur noch als schwarzes Gespenst um, die juristische liegt mausetot im Sande, die sozialistische giebt noch Lebenszeichen, wird aber nicht mehr aufkommen. Was bleibt? Die soziologische und die anthropo-geographische Staatsidee. Wird der Kampf für eine von ihnen tötlich enden? Wer weiß? Nicht ausgeschlossen ist, daß die Kämpfenden einander versöhnlich die Hand reichen und einen ehrenvollen Frieden schließen. Das ist um so mehr zu hoffen, als die zwei hervorragendsten Vertreter der soziologischen und der anthropo-geographischen Staatsidee, Ratzenhofer und Ratzel, in ihren Systemen das Rassenmoment gebührend berücksichtigen.

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.

George Moore.

Von den vier lebenden Romandichtern Englands: George Meredith — den vor Kurzem Federn den Lesern der „Zukunft“ in Sehweite rückte —, Thomas Hardy, Rudyard Kipling und George Moore, die ganz Europa angehören sollten und früher oder später auch werden, ist Meredith der älteste und, trotz Kipling, der den größeren Leserkreis hat, am Höchsten geachtet. George Moore, den ich den deutschen Lesern näher bringen möchte, ist der jüngste, auch drüben am Wenigsten gelesen, aber gerade deshalb verfehmt. Das englische Publikum nimmt ihm gegenüber etwa die Stellung ein, die deutsche Philister Ibsen gegenüber Ende der achtziger Jahre einnahmen. Uns bietet er wohl neben Hardy am Meisten von den vier Genannten. Notizen über seinen äußeren Lebenslauf und seine Persönlichkeit habe ich fast gar nicht erhalten. Der Name verräth, daß er irischer Abkunft ist, wie Wilde und Shaw. Der Datirung des Briefes, mit dem er die Tauchnitzausgabe seines letzten Novellenbandes The untilled field, wie er Irland schön nennt, einem Freunde zueignet, entnehme ich, daß er in Dublin lebt. Der Originalausgabe von Sister Teresa ist sein Bild nach einer wohl nicht allzu starken Zeichnung beigegeben. Danach ist er ein Mann von etwa vierzig Jahren. Das Gesicht rundlich, mit kräftiger, leicht gebogener Nase. Der obere Theil des Mundes von einem starken Schnauzbart bedeckt, nur die Unterlippe, die sich voll ein Wenig vorschiebt, sichtbar. Die scharfen Linien, die sich bereits in das Gesicht eingegraben haben, zeigen, daß es, leichten Mienenspieles fähig, häufig der Spiegel starker innerer Erregung ward. Die Augen fesseln sofort, sie verrathen die Grundstimmung: Ernst aus Theilnahme an allem Geschehen mit feiner Traurigkeit. Nur der vorgeschobene Mund scheint manchmal über eigene und allgemeine Menschenthorheit behaglich lächeln zu können. Die Augen haben sehr viel Trübes gesehen.

Moores Romane verrathen mehr von seinem Entwickelungsgang. London ist in ihm am Lebendigsten. Er hat jeden Reiz von London, der nie trivialen, selten heiteren, immer grandiosen — das deutsche „großartig“ giebt nicht alle Obertöne — Stadt, in sich aufgenommen. Paris übte auf ihn seine Reize aus und im Zusammenleben mit der Boheme in Barbizon konnte er auch bei Anderen als sich selbst künstlerisches Temperament beobachten. Italien ist ihm nicht fremd. Die stärksten Schwingungen erregte Bayreuth in ihm. Deutschland scheint ihm überhaupt viel gegeben zu haben, mehr als seine eigene Kultur; Deutschland war es wohl auch, das ihm die der nordischen Völker vermittelte. Moores Weg war weit. Anregungen hat er viele und mannichfach gewonnen; aber London und Irland sind der Mutterboden, bei dessen Berührung ihm ursprünglichste Kraft zuströmt. Die Technik seiner

Erzählung steht auf der Höhe der Turgeniew, Flaubert, Maupassant; die Redeweise seiner Personen gewinnt oft Fontanes Herzlichkeit. Er hat von den Meistern gelernt, abhängig ist er nicht von ihnen geworden. Er hat eigen Gesehenes zu sagen und sagt es auf seine Weise. Ich habe auch — abgesehen vom Erstling — bei keinem seiner Werke den Eindruck gehabt, daß es ohne Vorgänger nicht hätte entstehen können. Wohl sind aber zwei bedeutende deutsche Erscheinungen ohne seine beiden großen Romane undenkbar: „Renate Fuchs“ trägt wesentliche Züge von „Evelyn Innes“ und „Das tägliche Brot“ enthält ganze Auftritte aus „Esther Waters“. Moores Darstellung selbst giebt ausnahmlos englisches und irisches Wesen. Dabei ist er nicht etwa Nationalschriftsteller; er ist Dichter und giebt Menschliches in seiner Dürftigkeit und in seiner tragischen Größe; aber er giebt es, wie es sich äußert, wie es sich zu äußern gezwungen ist unter den besonderen Lebensverhältnissen Englands und Irlands. Er giebt immer den Menschen und die Tiefen des Menschen. Charakteristisch für ihn sind die Beweggründe, aus denen er, wie er in dem Widmungbrief seines neusten Novellenbandes The untilled field sagt, zwei Geschichten wegläßt: They seemed to be less deep rooted in the fundamental instincts of life than some of the others. Des Lebens Grundtriebe erschaut er klar und tief, wie nur einer unserer großen festländischen Psychologen. Aber nicht nur die Fähigkeit eindringlichster Beobachtung ist ihm gegeben: mich dünkt, er ist auch einer der reichsten Künstler. Der Ereignisse sind bei ihm nicht viel, ihr Knäuel ist nicht so romanhaft verworren, wie es der englische Geschmack liebt, dem hierin sogar Meredith und Hardy allzu willfährig sind. Seine Handlung besteht, fast immer ohne Knalleffekte, Graßheiten und Ueberraschungen, aus alltäglichen Geschehnissen. Wie sie Herr Jedermann, nur mit weniger tiefem Erfassen, durchmacht, die der Standesbeamte von Amtes wegen gleichgiltig notirt, von denen sich aber keine Spuren in den Polizeiakten finden. Aber bei Moore werden sie Menschenerlebniß und daher Menschenschicksal. Sie verlieren ihre Gleichgiltigkeit durch seine Kunst.

Ein Hausmädchen auf der Stellungsuche ist trivial genug. Nicht aus Menschenliebe folgen wir der kleinen tapferen Esther Waters auf ihrer Suche mit der selben angstvollen Spannung, die sie durch den zur Hochsommerzeit entvölkerten Westen Londons treibt. Wir wissen, daß Hunderttausende von Mädchenmüttern von Stellenvermittlerin zu Stellenvermittlerin laufen, daß wir eine Entscheidung, schwerwiegend wie eine vom Reichsgericht, fällen, wenn wir das demüthig uns überreichte Dienstbuch annehmen oder zurückgeben, eine Mark Monatslohn mehr bieten oder verweigern. Es ist Massenlos, das solches darbende Hausmädchen trifft und das kühl anzusehen wir uns längst gewöhnten. Moore ruft uns nicht zum Mitleid; er ist kein beredter

Agitator wie Björnson, Tolstoi, der Hauptmann der „Weber". Er ist ein Schöpfer; er bildet aus Erlebnissen Menschen. Jede Thür, die mit dröhnendem Schall eine Hoffnung auf auskömmliche Stellung für Esther und ihr Kind vernichtet, entwirkt — wie Goethe das Wort schön geprägt hat — ihr Sein. Weil Moore die Kraft besitzt, uns erfühlen zu lassen, wie die unbedeutendsten Ereignisse in der Seele Furchen ziehen und hinwieder das Wesen des Menschen die Erlebnisse bewirkt, die an sie herantreten, wächst die Trivialität zur Tragik.

Die Kraft, das Ereigniß aus der Sphäre des Zufalles, des Unbedeutenden herauszuheben und uns zum Glauben an seine allgewaltige Nothwendigkeit, der auch wir eingefügt sind, zu zwingen, ist wohl das Zeichen des Kunstwerkes. Des idealistischen wie des naturalistischen. Der Unterschied besteht nur in der Wahl der von ihnen dargestellten Ereignisse. Zum Erlebniß muß sie jedes Kunstwerk und jeder Stil für uns gestalten.

Bei Moore wird Alles zum Erlebniß, die Landschaft und das Kunstwerk; selbst die fossilen Dogmen erstarrter Glaubensbekenntnisse treten wieder flüssig in den Blutkreislauf seiner Menschen. Ich weiß nicht, ob Moore Lessings Laokoon kennt; jedenfalls gelingt ihm, in Worten Landschaften wiederzugeben. Er schildert sie nicht: er erzählt die Empfindungen seiner Menschen vor ihnen. Er giebt das Entstehen ihres Bildes im menschlichen Auge und die Bewegungen, die sie in seinem Herzen auslösen. Aber er läßt seine Menschen nicht über diese Gefühle reden: ihre Entschlüsse, ihre Handlungen allein sprechen von diesen Empfindungen. Schon der Novellenband „Celibates", der nicht nach allen Seiten hin erfreulich ist, weil hier der Künstler noch nicht zu dem reinsten Geschmack vorgedrungen war, wird von dieser Fähigkeit durchleuchtet. Regentpark und die Wälder von Fontainebleau und Barbizon sehen wir in den Augen Mildred Lawsons.

Zu dem Schönsten, das Gabriele d'Annunzios von Schönheit trunkene Seele geschaffen, gehören seine Analysen fremder Kunstwerke, vor Allem die Nachempfindungen der Musikdramen Wagners in Trionfo della morte und in Fuoco. Aber mit welcher bezaubernden Sprachgewalt seine Begeisterung auch ihren Ausdruck fand: für die Erzählung sind diese Stellen tote Punkte; das Kunstwerk des Romans überladen sie häufig mit Prunk. An überzeugender Wärme, Tiefe und Schönheit stehen die Kunstbetrachtungen Moores namentlich in „Evelyn Innes" und „Mildred Lawson" nicht hinter denen des Italieners zurück. Bei ihm sind sie aber nicht Ornamente, sondern konstruktive Träger, sind ein Theil der Handlung. Wenn Evelyn sich in Isolde wandelt und die Bedeutung der Motive erfühlt, die den Liebestrank umspielen, wird sie ihrer Sehnsucht nach dem Bezwinger ihrer Weiblichkeit gewahr: sie spricht mit Ulick über Tristan. In der Musik der Sprache, mit der Moore das Paar umkleidet, hören wir seines Lebens innersten Rhyth-

mus, fühlen wir unser eigenes Selbst, wie wenn Wagners fluthendes Tönemeer an unseres Seins innerste Pforte heranrauschte.

Denn Moores Sprache ist Musik. Sie ist wundersam lyrische Melodie in der Wiedergabe von Naturempfindungen, wandelt sich zu reizvollen charakterisirenden Rezitativen im Gespräch und schrillt zum machtvollen Allegro, wenn Leidenschaft seine Menschen in ihren Wirbel reißt. Hat Oskar Wilde sich die englische Sprache zum schmiegsamsten Instrument für entzückende Plauderei geschaffen, wie man sie nur im Idiom Mussets möglich halten sollte, so gab ihr Moore nie geahnten Klang von Herzlichkeit und süßem Wohllaut.

Es ist nicht in unserer Sprache, was nicht vorher in unseren Empfindungen wäre. Wirkliche Höhe der Sprach- und Erzählungtechnik ist immer das Ergebniß tiefster Aufnahmefähigkeit für künstlerische Eindrücke. Man kann sie nicht Anderen abschauen, höchstens die eigene im Vergleich mit der Anderer schärfen. Oberflächlich reden wir wohl von einer glänzenden Mache, aber die Anwendung dieses Wortes verräth eben, daß auch die größte, Meistern abgelauschte äußere Geschicklichkeit die innere Dürftigkeit des Handwerkers nicht zu verdecken vermag. Das Gewand, das die Körperpracht des Riesen nur hervorhob, nicht verhüllte, schlottert um den Leib des Pygmäen; am Ende stolpert er sicher über das allzu lange Gewand, das er sich mit frecher Hand anmaßte. Kunst ist der gesteigerte Ausdruck eigenen Erlebens. Die Ausdrücke lernt jeder Betriebsame; das Erlebniß giebt nur eigene Persönlichkeit.

Eine Kunst der Erzählung wie die Moores hat Werthvolles zu berichten. Ein solcher Erzähler hat tief ins Leben geblickt; ihm verriethen die Gesichtszüge der Menschen die Schicksale, die sie bildeten. Er las ihren Gesichtern die Fragen ab, die ihnen das Leben stellte, die Antwort, die sie fanden, und was es sie kostete, diese Antwort zu finden. Problemdichter ist George Moore, wie jeder echte Dichter. Nicht in dem falschen Sinn, den kritische Unzulänglichkeit dem Wort angeheftet hat. Er ist weder Pädagoge, der zu billigen Marktweisheiten Beispiele ersänne, noch Agitator, der politische oder religiöse Ideen der Menge durch körperliche Gestaltung faßlicher vor Augen bringt. Zwar rückt auch Moore die Probleme, die den besten Theil unseres Lebens bilden, in unsere Sehweite. Aber nicht, um für die Lösung, die er etwa gefunden, Anhänger zu werben; wir erfahren auch kaum mittelbar, wie er über sie denkt. Wir fühlen nur das Gewicht, womit sie seine Menschen belasten, wie sie an der Aufgabe wachsen oder, von ihr zu Boden gedrückt, brechen. Vielleicht, weil die Fragestellung falsch ist, vielleicht, weil sie die Frage nicht richtig verstehen. Außerdem wird oft genug der Unterschied zwischen des Daseins Grundfragen, die die wirkende Natur stumm in unserem Blut stellte, stellt und stellen wird, und die die Menschheit, die sprechen gelernt hat, nicht beantwortet, denen höchstens hier und da ein Einzelner wort-

los wiederum mit seinem Wirken, seinem Leben, Genüge thut, und den Bilderräthseln verwischt, die die Völker nicht müde werden aus ihren jeweiligen — keine Scheu vor der Tautologie! — Idolen sich zusammenzustellen. Ihre Macht erlischt, sobald die Bedeutung einmal erkannt ist oder die Idole unverständlich geworden sind. Kunstwerke, die sich mit ihnen beschäftigen, werden unausbleiblich zu Tendenzwerken und verlieren zusammen mit ihnen ihren Werth. Gutzkows, Spielhagens Romane, „Jena oder Sedan".

Die Fragen bleiben; und die Menschen, auf deren Antlitz wir lesen, daß auch sie, wie wir, von ihnen gequält werden, bis sie dahingehen, wo es entweder die Antwort oder auch nur die Ruhe giebt, verlieren nie unsere Theilnahme. Und in den Menschen Moores pocht und hämmert unermüdlich das Weshalb, Wozu, Wohin.

Dresden. Dr. Herman Jacobson.

In der Hölle.*)

Die Göttliche Komoedie ist noch nicht ausgespielt, wird niemals ausgespielt werden.

Heutzutage würde man die Hölle vielleicht anders darstellen; aber den Himmel? Dem scheinen wir seit Dantes Zeiten nicht näher gekommen, sondern immer gleich fern geblieben zu sein. Woran liegt Das wohl? Sind wir Verurtheilte, die den Himmel niemals schauen dürfen, außer in der Todesstunde, — die wir Todesstunde nennen, weil wir nicht wissen, was dann ist? Die Erde ist ein zweifelhafter Aufenthaltsort, denn sie ist auf lauter Angst aufgebaut, auf gegenseitiges Vertilgen der Individuen, zur Erhaltung des Leibes, der bei Allen gleichermaßen früher oder später dem vollkommenen Verfall, dem Uebergehen in ihm ganz ungleiche Stoffe bestimmt ist. Und dieses Erhalten des Leibes erscheint allen Erdenbewohnern von so ungeheurer Wichtigkeit, daß sie sich nicht scheuen, die größten Grausamkeiten an Ihresgleichen zu begehen, nur um ihren Leib zu erhalten. Und doch ist es eben der Leib, der alle sogenannte „Sünde" enthält oder zu Dem, was wir Sünde nennen, verleitet. Auch Krankheiten sind nur Sache des Leibes; denn was man früher irrthümlich Geisteskrankheit nannte, erweist sich heute als Gehirnkrankheit, als eine Störung der Verkehrsmittel zwischen dem Kranken und der Außenwelt, keineswegs aber als eine Trübung der Seele, die sich unserer Beobachtung in den meisten Fällen, hier aber gänzlich, entzieht. Alle Versuchungen, die das Leben verdunkeln, alles Leid, das unerträglich werden kann, hängt mehr mit dem Körper zusammen als mit Dem, was wir Seele nennen.

Der Tod ist körperlich; denn wir wissen durchaus nicht, ob die Seele

---

*) Der Wunsch, diese Gedanken und Phantasien der gekrönten Verfasserin, die in einer süddeutschen Zeitung veröffentlicht wurden, auch anderen Europäern zugänglich gemacht zu sehen, wird hier gern erfüllt.

vom Tode erreichbar ist. Daß Kranksein körperlich ist, beweisen uns die unzähligen Geisteshelden, die, mit einem elenden Körper ausgestattet, wahre Meisterwerke geliefert und den Spruch Mens sana in corpore sano schon lange widerlegt haben. Wir haben im Gegentheil oft die Erfahrung gemacht: je geringer an Kraft und Schönheit der Körper, um so heller leuchtet der Geist. Abgeklärt steht er da und besiegt die schwächliche Hülle wie ein Triumphator seine Feinde. Viele wollten sogar in der vollständigen Abtötung des Fleisches das Heil sehen und sind damit auf neue Irrwege gerathen; denn sie hatten das nothwendigste Instrument willkürlich zerstört und machten es unfähig zu rechter Leistung.

Die schwersten Versuchungen entspringen dem Körper, die schwersten Verbrechen kommen daher, daß man dem Körper zu viel Gewalt einräumt, daß man sich an seinem eigenen Blute berauscht. Darum ist auch kein Mensch ganz sicher davor, ein Verbrechen zu begehen, — weil ihm sein eigenes Blut einen Streich spielen kann. Der Hunger, der Zorn sind zwei Dinge, die den Körper willenlos machen und den unglücklichen Menschen den furchtbarsten Qualen preisgeben. Wäre der Körper immer in unserer Gewalt, so würden wir nicht bis zum Verbrechen kommen, selbst wenn die Gedanken böse wären; oft aber führt eine einzige Blutwelle das Unglück herbei.

Nun möchte man auch beständig fragen, warum die Erde so eingerichtet ist, warum wir einen so ganz bestimmten und deutlichen Begriff von Gut und Böse haben oder zu haben glauben. Denn auch Gut und Böse ist Sache des Klimas und der Rasse; Seinesgleichen zu verzehren, ist in gewissen Zonen ein Menschenrecht; und ein Mädchen rühmt sich der vielen Gatten, deren Zahl es an einer geknüpften Schnur um den Hals trägt. Warum es Wesen giebt, die wir mit vollem Recht „Wilde“ nennen zu dürfen glauben, während wir uns bereits für civilisirt halten und nicht denken, daß vollkommenere Geschöpfe uns wahrscheinlich mit Grauen für „Halbwilde“ ansehen würden, die einander totschlagen und totschießen, ja, alljährlich immer grausigere Mordwaffen erfinden und Den belohnen, der sein Ebenbild am Besten totschießen kann.

Ist es nicht ein Meer von Räthseln, in dem wir uns bewegen?.. Nun kommt es uns öfters so vor, als seien wir einfach Verurtheilte: zu einer Art Gefangenschaft, zu unerhörten Versuchungen, denen wir, unserem Wesen nach, kaum entrinnen können, und zu einem sicheren, oft qualvollen Tode. Darum drängt sich manchmal die Frage auf, ob die Erde nicht am Ende wirklich ein Ort der Strafe, eine der vielen Höllen ist, deren Bezirke Dante so wunderbar eintheilte; wohl mit Recht hielt er die eisigen Gegenden für die fürchterlichsten.

Unsere Erde ist noch lange nicht eine der denkbar schlimmsten- Höllen; denn wir haben noch Sonnenlicht, wenigstens ein mäßiges, uns angemessenes; eins, dem wir angemessen sind, sollten wir lieber sagen. Wir haben noch Grün und liebliche Gegenden, — oder was uns als lieblich erscheint, da unsere Augen dafür geschaffen sind. Aber wozu all die unbegreiflichen Geschöpfe, die uns Entsetzen einflößen? Wozu all die Krankheiten, deren Zahl so groß ist, daß sie die Wissenschaft in Hunderten von Jahren noch nicht annähernd ergründet haben wird? Wozu? Ist es nicht oft, als sollten wir ein Verbrechen büßen, dessen Begehung man uns aus Gnade und Barmherzigkeit verhüllt? Denn wüßten wir, wer wir sind, so könnten wir nicht mehr zusammenleben, so würde das

Kind in der Wiege schon verurtheilt und der Weg zum Heil ihm durch das allgemeine Uebelwollen abgeschnitten, das seine Fremdheit und seine liebliche Kleinheit ihm gewähren.

Die Einen sind vielleicht Verbrecher, die man erlösen oder denen man wenigstens die Möglichkeit geben will, höher zu steigen und sich zu vervollkommnen; die Anderen sind vielleicht Engel des Lichtes, die sich willkürlich für eine Zeit auf die Erde verbannen lassen, in der Hoffnung, den Brüdern zu helfen und Einigen den Weg zu zeigen, hinaus, fort aus dieser Hölle.

Warum der Selbstmord so verpönt ist und von der selben menschlichen Gesellschaft so bitter gerügt, an den Nachkommen noch gerächt wird, während diese menschliche Gesellschaft allein daran die Schuld trägt — denn rechtzeitige Hilfe hätte dieses Aeußerste oft verhindert —: Das wissen wir wiederum nicht. Haben wir die Empfindung, daß wir die Zeit der Strafe nicht abkürzen dürfen und dann wieder anfangen oder noch schwerer gestraft werden müssen, um zu erreichen, was wir erreichen sollen? Wer sagt es uns?

Wir tasten umher, wie die Thiere der tiefen Höhlen, die keine Augen haben, weil sie keiner Augen bedürfen. Wir haben überall dichte Nebel vor uns. Warum, da wir doch die Sehnsucht haben, die Schleier zu lüften und klar zu sehen? Unser ganzes Streben ist nur auf Licht und Klarheit gerichtet und Jeder, der einen Strahl erfindet, wird von uns gepriesen, wie Prometheus, der den Menschen das Feuer brachte und dafür in ewiger Qual schmachtete. Warum schmachtete er denn in ewiger Qual? Hatten die Menschen das Gefühl, daß sie des Feuers nicht werth seien und daß das Licht nur das Attribut eines Gottes sei? Aber die Erde hat sich doch nach unseren Begriffen vervollkommnet. Im Grunde wissen wir auch davon nichts und jede Entdeckung wirft eigenthümliche Streiflichter auf vergangene Civilisationen. Dabei ist der Wissensdrang uns in die Seele gepflanzt, ein brennendes Streben nach Vervollkommnung, die Manche in äußeren Glücksgütern, Andere in gänzlicher Abtötung aller irdischen Begierde suchen.

Und dabei urtheilen wir hart über einander und sind doch Alle in der selben Gefangenschaft, Alle zu gleichem Tode verurtheilt, nur zu verschiedenen Todesarten, die aber wiederum gar nicht unseren Thaten angemessen erscheinen. Denn Die gerade, die wir für unschuldig halten, sind oft Märtyrer; und Alle, die wir zum Tode verurtheilen, haben einen viel leichteren Tod als die Krebskranken und Herzleidenden. Die Angst, die ein Herzleidender tausendmal durchmacht, hat der zum Tode Verurtheilte nur einmal; und doch widersteht es uns, Einen zum Tode zu verurtheilen, denn uns sagt der richtige Instinkt, daß wir eine Strafe auferlegen, deren Ende wir nicht kennen. Wir verkürzen die Höllenzeit, die der unglückliche Mensch vielleicht auf der Erde durchmachen sollte, um erlöst zu werden, und die er nun noch einmal beginnen muß. Was wissen wir davon? Für uns bleibt dunkel, was hinter dem Schweigen des Toten steht; er sagt es uns nicht, und wenn er versucht, es uns mitzutheilen, so fürchten wir uns und haltens für eigene Hirngespinnste oder lachen gar darüber. Aber wer sagt denn, daß wir gar nicht mit den Toten verkehren dürfen? Vielleicht wird eine Zeit kommen, wo solcher Verkehr natürlich erscheinen wird — Telegraphie mit dem Jenseits — und wo uns die Augen über viele Dinge aufgehen werden, die wir heute in unserer grenzenlosen Unwissenheit hochmüthig zu belächeln wagen.

Die Entdeckungen unseres Jahrhunderts sollten uns lehren, wie viel wir noch zu entdecken haben. Denn Alles, was unsere Kindheit als Märchen verschönte, ist heute Wirklichkeit; und wir müssen viel merkwürdigere Dinge erfinden als Schlösser, die von selbst hell werden, als Spiegel, in denen wir sehen können, was unsere Lieben machen, als Apparate, durch die man aus weiter Ferne spricht, wie wenn man nah wäre, oder als Wagen, die von selbst fahren, Luftschiffe und Aehnliches. Das Alles haben wir und arbeiten rastlos fort: wir leuchten in die Körper und in die Wohnungen hinein, und wenn ein Leuchtkörper eben entdeckt ist, so kommt schon wieder etwas viel Helleres.

Kann es so weiter gehen? Werden wir alle Wunder unserer Erde ergründen oder sollen wir plötzlich wieder in Nacht versinken und von vorn anfangen?

Dabei werden die Lebensbedingungen täglich schwerer zu erfüllen; die Zahl der Arbeitplätze schrumpft zusammen; Geldgier, Habgier, Glanzgier nehmen immer beängstigendere Formen an. Und endlich kommt man auf den Gedanken, daß man in äußerster Einfachheit gesunder und glücklicher lebt als in dem Prunk, der das Leben belastet und dem Geist die Fittige lähmt. Und dann werden wir wieder einfach; aber dann leidet die Industrie, die von der Prunksucht lebt. Wissen wir, was wir sollen?

Einzelne Dinge sind uns ganz klar und deutlich. Daß wir unseren Nächsten helfen sollen. Daß wir ihn lieben sollen. Das haben wir wenigstens mit den Lippen gelernt; von dem Meister, den wir göttlich nennen, weil uns etwas so Vollkommenes nur außerirdisch, also göttlich, erscheinen kann. Denn wir sind von dem Entsetzen und Schrecken losgekommen, den die Gottheit kindlichen Völkern einflößte. Warum? Wir haben die Milde der Gottheit erkennen und fassen gelernt. Wodurch? Furchtbare Strafen sehen wir mit eigenen Augen über ganze Geschlechter, über ganze Völker und Völkerfamilien hereinbrechen; oder was wir für Strafen halten. Denn bei manchem Unglück sagen wir: „Jene sind Gottes Kinder, denn sie sind besonders schwer geprüft.“ Und bei anderem wieder sagen wir: „Gottes Gerechtigkeit offenbart sich in den furchtbaren Strafen, die er über die Sünder verhängt!“ Sind wir zu diesem Urtheil berechtigt? Und in welchem Fall urtheilen wir richtig? . . Wir sprechen von Ueberzeugungen, als ob wir Ueberzeugungen haben könnten oder dürften!

Ich glaube an ein ewiges Leben, an ewige Gerechtigkeit, an eine Fortentwickelung von einer Existenz in die andere . . . Mein Freund lacht mich aus und sagt, unser ganzes Leben sei werthlos und zufällig, und es gelingt mir nicht, ihn von meinen Gedanken auch nur den kleinsten Theil für Wahrheit hinnehmen zu lassen, obgleich mir sehr am Herzen liegt, ihn zu überzeugen, da ich glaube, mit meiner Ueberzeugung glücklicher zu sein und mehr ertragen und erreichen zu können.

Das Wort Ueberzeugung ist sonderbar in unserem Mund, so sonderbar, als wollte der Maulwurf von der Existenz der Sterne überzeugt sein, die er doch niemals gesehen hat. Ist Ueberzeugung nicht vielleicht ein einfaches Gnadengeschenk? Nicht schon eine erste Erleichterung der Strafzeit, die wir in der Erdenhölle erdulden müssen? Allen, die auf Erlösung warten, ist vielleicht diese Ahnung ins Herz gesenkt worden, ohne das geringste Zuthun von ihrer Seite; und Anderen ist die Strafe durch Unglauben erschwert.

Vielleicht gehen Einige mit einem sicheren Wissen über die Erde oder haben nicht vergessen, daß sie aus dem Licht gekommen sind, wie die Gralsritter; die sogenannten Engel mögen nichts Anderes sein. „Zu gut für diese Welt" ist eine allgemein giltige, populäre Redensart, die man Jedem nachruft, der für unser Gefühl zu früh die Erde verließ. Und warum weinen wir dann und sagen: „Sie haben das Leben nicht genossen"? Wenn sie zu gut für diese Welt waren: welchen Genuß konnte ihnen dann wohl die Erde bieten? Wir sollten Gott danken, daß er sie mitleidig der Erdenqual entrissen hat, bevor ihre Leidenszeit anfing. Vielleicht sollen diese Wesen an uns vorüberschweben, um uns die Gewißheit zu geben, daß sie aus dem Licht kamen, ins Licht zurückkehren und auf der Erde nur zu kurzer Rast weilten, um uns noch einmal glauben und hoffen zu lehren. Daß die vollkommensten Wesen oft so jung sterben, dürfte uns auf den Gedanken bringen, daß die Erde eine Prüfunganstalt ist, aus der man befreit wird, sobald man gelernt hat, was man lernen sollte. In seinem herrlichsten Buch, den Volkserzählungen, sagt Tolstoi etwas Aehnliches. Die Erde kann ihren Lebensbedingungen nach unmöglich viel angenehmer werden, als sie jetzt ist, wohl aber viel unangenehmer, viel qualvoller; sie braucht nur ein ganz klein Wenig zu erkalten, so wird das Weilen auf ihr für unser Gefühl unerträglich. Alle Thiere sind behaart oder befiedert, der Mensch allein ist nackt und muß unzählige Thiere töten, um sich zu kleiden. Das schon macht die Erde den Menschen viel unbequemer als den Thieren und erniedrigt sie zu Raubthieren, die der Anderen Leben nehmen müssen, um leben zu können.

Wo keine Früchte wachsen, wäre es schwer, indische Askese zu üben, ohne bald zu verhungern. Warum leben denn Menschen in solchen Gegenden und warum verlassen sie diese Orte nur in ganz seltenen Fällen, meist nur nach großen Rassenverschiebungen? Jeder glaubt sich zu dem Ort verurtheilt, wo er zufällig geboren ward. Uns Allen gehts ungefähr wie den nach Sibirien Verschickten, von denen Einige in ein weicheres Klima gesandt werden, Andere in ewiges Eis und ewige Ketten. Und Die wissen meist auch nicht, warum.

Das große „Warum" des Lebens verfolgt uns auf Schritt und Tritt. Warum all das Leben überhaupt? Warum das Gedräng von Lebewesen, die nicht zugleich auf dem winzigen Planeten verweilen können, also sterben müssen? Und warum ist uns der Tod dennoch so furchtbar und so beklagenswerth? Weil wir ihn nicht verstehen. Verstünden wir ihn, so gäbe es vielleicht keine Thränen mehr. Die Brüdergemeinde hat es dahin gebracht, keine Trauer zu tragen und den Thränen zu wehren. Logisch denken nur die Menschen, die sagen: Da die Erde ein Ort des Jammers und Leidens ist, so wäre es Unrecht, um Den zu klagen, der abgerufen wird und die Erde verlassen darf. Andere staunen, wie es möglich sei, daß wir uns um so viel höher dünken als einen Wurm, den der Gärtner bei jedem Spatenstich in Stücke schneidet und den Niemand fragt, ob er dabei leidet und wie groß seine Schmerzen sind.

Das Einzige, was uns von der Thierwelt, der uns noch immer unergründlich fremden, unterscheidet, ist das seelische Leid, dessen Opfer wir sind, das uns in unseren Augen erhebt und werth erscheinen läßt, fortzuleben. Denn von einem Schlemmer und Lebemann mag man schwer glauben, er könne würdig befunden werden, seine Existenz fortzusetzen. Warum? Wissen wir, ob er Dessen

so unwerth ist, wie wir glauben, nur, weil er mehr Freude am Leben hat als wir, die Leidenden? Er ist in unseren Augen eine solche Ausnahme, daß wir nicht zu glauben vermögen, er könne nach dem Tode das selbe Los haben wie wir, die zum Leiden Geborenen.

Unsere Begriffe von Allem sind so unglaublich beschränkt und verworren, daß wir geradezu kindisch verwegen in unseren Urtheilen und Muthmaßungen sind und der einzige Maßstab höherer Bildung wohl da zu finden ist, wo über nichts mehr geurtheilt, über Keinen der Stab gebrochen und, ohne Achselzucken, in tiefster Bescheidenheit gesagt wird: „Vielleicht!"

Segenhaus. Carmen Sylva.

Syndikat und Syndikat.

Drei Silben, mit denen auch die lebendigste Einbildungskraft nichts anzufangen weiß und deren Wohlklang nicht gerade berauschend ist: und dennoch schlägt das Fremdwort die Geister immer wieder in seinen Bann. Syndikat! Syndikat! Syndikat! Die Börse hat in Seligkeiten geschwelgt. Kohlenwerthe schnellten empor Denn da war das neue Kohlensyndikat mit Thyssen und Haniel als Hauptgestalten. Hütten- und Stahlwerkaktien fanden die Kletterlust der Jugend wieder. Denn da war das neue Roheisensyndikat und das zur Ausführung reif gewordene Projekt eines deutschen Stahlsyndikates. Elektrizitätpapiere schienen förmlich Funken zu sprühen. Denn da war der Plan eines Syndikates mit Amerika. Im Gebiete der Turbanwerthe bot jeder neue Tag ein neues Lockbild. Da war das ottomanische Syndikat, die deutsch-französische Alliance für Türkenlose und Bagdadbahn. Lloyd und Packetfahrt feierten die Verleimung des Risses im Syndikatsverhältniß der transatlantischen Linien. Südafrikanische Minenwerthe nahmen einen Anlauf, vergeblich zwar, aber kühn. Da war das Syndikat der Syndikate: London, Berlin, Paris. In einem der originellen Berichte, die Fouché, der commis voyageur der Jakobinerrevolution, 1793 von der Provinz aus an den pariser Wohlfahrtausschuß sandte, schrieb er höhnisch, die Verachtung des Ueberflusses sei in der Bevölkerung so gewachsen, daß der Besitzende sich fast schon gebrandmarkt fühle. Wie unter der Schreckensherrschaft der phrygischen Mütze der mépris pour le superflu, so grassirt heute, wo dem von der Hochfinanz und dem industriellen Großbetrieb aufgepflanzten Geßlerhut Reverenz erwiesen werden muß, die Verachtung selbständiger Existenz. Wehe Jedem, der noch auf eigenen Füßen steht! Syndizire Dich, Vogel, oder stirb!

Kein Unbefangener kann leugnen, daß die Syndikate, namentlich auf industriellem Gebiet, Nützliches geleistet haben. Diese unbestreitbare Thatsache erklärt, warum seit Jahr und Tag selbst in der „demokratischen" Presse, die lange ohne wilde Schimpfereien auf alles Syndikatliche nicht leben zu können schien, von den Syndikaten in einem glimpflicheren Ton gesprochen wird. Von Fehl und Schuld völlig frei waren die großen Industrie-Syndikate in ihrer bisherigen Laufbahn natürlich eben so wenig wie irgend eine andere menschliche Einrichtung, zumal eine, die erst tastend ihren Weg zu finden hat. So sind uns, zum Beispiel, die Syndikate noch den Beweis schuldig, daß sie, wie sie sich anfangs laut nachrühmen ließen, jede wesent-

liche Ueberproduktion unter allen Umständen zu vermeiden wissen. Im Ganzen aber haben die wichtigsten Syndikate während der letzten zehn Jahre ihre Existenzberechtigung so unzweideutig bewiesen, daß sie wenigstens leidenschaftlose Beurtheilung, wenn schon nicht rückhaltloses Lob verlangen können. Was viele Doktrinäre des Liberalismus noch vor einem Jahrzehnt nicht in den Mund nehmen konnten, ohne Gift und Galle zu speien, hat sich als genießbar erwiesen. Die neue Wirthschaftform hat sich aus eigener Kraft, nicht etwa nur durch rohe Gewalt, die ihre Mittel ihr erlaubten, eine Stellung erobert, aus der sie nie wieder verdrängt werden kann, — mindestens so lange nicht, bis eine noch modernere, noch besser entwickelte Schöpfung ihr den Platz mit dem selben Recht streitig macht, das ihr an die Stelle älterer Formen verhalf. Für heute wäre es zu umständlich, all die Momente aufzuzählen, aus denen selbst bei den anfangs Widerstrebenden schließlich der Respekt vor dem Syndikatsgedanken entstanden ist; hier genügt einstweilen der Hinweis, daß diese mühsam abgerungene Anerkennung einen theoretischen, nicht nur einen praktischen Fortschritt bedeutet. Als solchen hat ihn die Wissenschaft durch das zustimmende Votum der zweifellos klügsten ihrer Lehrer bestätigt. Diese Errungenschaft ist nicht gering zu schätzen; sie gab den Hauptinteressenten der Industrie, die mit dem Syndikatsgedanken stehen und fallen, die Möglichkeit, in das zweite Stadium einzutreten, das vom Syndikatswesen durchzumachen sein wird. Die staatlichen Faktoren nicht minder als das Bürgerthum haben diesen Uebergang mit wohlwollender Theilnahme begleitet. Ein Hinderniß wurde ihm nicht einmal von den Extremsten in den Weg gelegt. Die Vorkämpfer der Syndikate waren vor jedem gefährlichen Angriff von außen sicher, sicher auch, daß die Verbündeten Regirungen nie und nimmer einen Zollvertrag schließen würden, der das Glück der Landwirthe höher stellt als das Wohl unserer großen Industrien: und so konnten sie ruhig an die Bewältigung der Aufgabe gehen, auf erweiterter und verbesserter Grundlage die vor Jahren geschaffenen Formationen umzugestalten. Diese Umgestaltung, die zum Theil schon vollendet ist, zum Theil der Vollendung entgegengeht, führt die Syndikate aus dem Kindes- und Jünglings- in das Mannesalter. Diese Entwickelung festzustellen, ist wichtig. Vor Kindern und auch vor Jünglingen noch braucht man sich nicht zu fürchten, wenn man seine Ueberlegenheit wahrzunehmen versteht. Anders vor Männern, die man im Besitz starker Waffen weiß. Die Syndikate, die im Lauf dieses Jahres ans Licht kamen, haben die Harmlosigkeit abgelegt. War der blinde Tadel, der das ganze Syndikatswesen von manchen Seiten traf, vor Jahren ungerecht zu nennen: in gar nicht so ferner Zukunft mag er plötzlich berechtigt werden. Der Egoismus der Syndikate wird sich, wie man fürchten muß, von nun an in schärferer Ausprägung und häßlicherer Gestalt zeigen. Die Zeit des langsamen Reifens ist vorbei; jetzt wird die Sucht, sich zu sättigen, alle Lebensprozesse beherrschen. Die Empfindung, daß es nach Ablauf der neuen Syndikatverträge — das heißt, um bei unserem Bilde zu bleiben, an der Schwelle vom Mannes- zum Greisenalter — in der Welt ganz anders aussehen kann als heute, wird die Syndikate antreiben, sich fett zu mästen, ohne jede Rücksicht, ohne jede Verschämtheit. Nach uns die Sintfluth, werden sie vielleicht denken. Solcher Uebermuth könnte aber Konflikte heraufbeschwören, deren Ausgang den Syndikaten und den Dividenden der Aktionäre syndizirter Unternehmungen nicht gerade günstig zu sein brauchte. Der Börse darf man freilich nicht zumuthen, sie solle sich bei ihrer Kursbestimmung von solchen Zukunftbildern leiten lassen, während die neuen

Syndikate eben erst gebildet werden. Den Banken aber, die gleich nach der Rückkehr des Publikums aus den Sommerfrischen eine allgemeine Hausse vorzubereiten begannen, um noch rechtzeitig vor Jahresschluß ihre schwerbepackten Effektenportefeuilles zu entlasten, schweben diese Möglichkeiten sicher schon vor. Ehe sie Wirklichkeit werden, wird freilich noch sehr viel Wasser die Spree hinunterfließen. Dem Publikum aber, das heute schon mit lüsternem Auge aus der Herbsthausse von 1903 eine neue Hoch-, Höher- und Höchstkonjunktur für 1904 oder spätestens 1905 hervorwachsen sieht, wird wahrscheinlich wieder gerade um einen Tag zu spät die richtige Erkenntniß aufdämmern, obwohl es früh genug gewarnt worden ist und aus mancher üblen Erfahrung Vorsicht gelernt haben könnte.

Vorläufig läßt man den lieben Gott einen guten Mann sein. Das alte Spiel mit geborgtem Gelde, das hübsche Spielchen, das sich im September vom Montanmarkt aus über das ganze Feld der berliner Börse verbreitete und nicht nur das kranke Wien, sondern auch das reiche Paris und das gewaltige London neidisch auf das röthliche Haus in der Burgstraße blicken läßt, wird fortgesetzt und, weil die Banken dazu animiren, nicht so rasch aufhören. Pausen werden natürlich von Zeit zu Zeit eintreten; auch die schlechteste Verdauung macht manchmal ja ihre Rechte geltend. Die Banken triumphiren. In ihren kühnsten Träumen hatten sie nicht erwartet, daß ihnen das Publikum schon drei kurze Jahre nach der großen Katastrophe die Effekten, mit denen sie damals den Anschluß versäumten, in Mengen und zu Kursen abnehmen würde, deren Abstand von den Rekords des ersten Quartals 1900 vielfach nur noch mit der Lupe wahrzunehmen ist. Wer heute noch daran denkt, zu welchen beträchtlichen Abschreibungen auf ihre Effektenbestände die Banken sich nach dem Krach entschließen mußten, kann ermessen, mit welchem guten Recht sich jetzt die Herren Direktoren in der Behrenstraße, zumal die etwas östlicher domizilirten, vor Freude die Hände reiben. Als ein äußeres Merkmal der guten Wochen, die ihnen der Herbst schon gebracht hat, kann ja auch die Smartheit gelten, womit einzelne von ihnen sich kopfüber in das Minensyndikat gestürzt haben. Von diesem famosen Syndikat — unter Führung der londoner Firma Wernher, Beit & Co. — ist laut in die Welt hinausposaunt worden, daß es sich hauptsächlich mit dem Ankauf preiswürdiger Kaffernshares zu den stark herabgeminderten Kursen der letzten Zeit befassen wolle. Ein Käufer, der allen irgendwie erreichbaren Leuten in die Ohren bläst, daß er billig kaufen will, ist jedenfalls eine Sehenswürdigkeit. Daß Wernher, Beit und ihre londoner Konsorten das deutsche Geld zur Stützung des kompromittirten Minenmarktes sehr gut brauchen können, bedarf nach Allem, was man in diesem Jahr von London zu sehen bekam, nicht erst der Bekräftigung. Die Eilfertigkeit aber, womit einzelne deutsche Bankdirektoren in die gnädige Nehmerhand, die ihnen der kleine Chef der großen Cityfirma entgegenstreckte, eingeschlagen haben, erinnert bedenklich an den Leichtsinn des glücklichen Spielers, der aus dem Vollen schöpft. Ich will diesen Banken keine mala fides vorwerfen. Aber wenn ich mir das Minensyndikat betrachte und an die Genesis der deutschen Betheiligung denke, kommt mir das Delikt in den Sinn, das die Rechtswissenschaft mit dem Ausdruck crimen syndicatus bezeichnet: Verletzung der richterlichen Amtspflicht zu Gunsten einer Partei, rein aus Freundschaft, aus Gefälligkeit. Ich weiß augenblicklich nicht, wie hoch es bestraft wird ... Das ist natürlich nur eine Analogie.

Dis.

Selbstanzeigen.

Ruthenische Revue. Halbmonatsschrift. Verlag der Ruthenischen Revue, Wien I, Dominikanerbastei.

Wer genau hinsieht, findet, daß auch in dem nationalen Empfinden der Völker die Wellenbewegung herrscht. Nach Zeiten starken nationalen Empfindens kommt die Zeit des gemäßigten Nationalgefühles und wiederum nach der Periode nationaler Lethargie die Epoche eines starken völkischen Strebens. Während in Frankreich der Nationalismus im Schwinden ist, in Deutschland drei Millionen Wähler den Vertretern des Internationalismus ihre Stimme geben, in dem geeinigten Italien die Irredenta immer engere Kreise umfaßt, führen die Vlamen, die graubündner Rhäto Romanen, die Bulgaren, Polen, Letten, Finen, Georgier, Armenier, Katalonier u. s. w. immer schärfer den Kampf um ihre ungehemmte nationale Entwickelung. Da meldet sich nun auch ein Volk, das Jahrhunderte hindurch geschwiegen hat und dessen Existenz von Europa fast vergessen wurde, trotzdem es noch heute fünfundzwanzig Millionen stark ist, seine eigene Sprache, eigene Geschichte, Kultur und Sitten besitzt. Es sind die Ruthenen, für die der europäische Sprachgebrauch (auch in der Wissenschaft) den von Katharina der Zweiten als offiziell angeordneten Namen „Kleinrussen" angenommen hat. Was die Zarin mit dieser Maßregel angestrebt hat, ist auch erreicht worden: man hält die „Kleinrussen" für einen Zweigstamm der Großrussen, hat vergessen, daß dieses „Kleinrußland" bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ein selbständiges Reich und der historische Träger des Namens Russia oder Ruthenia war, während die Zaren bis zu Peter dem Großen sich als Herrscher des moskowitischen Reiches bezeichneten. Was Katharina begonnen, haben die nachfolgenden Zaren fortgesetzt; und heute kann man mit Recht sagen, daß die Ruthenen das bedrückteste Volk Europas sind. Mit dem Ukas vom fünften Juli 1876 wurde der ruthenischen Sprache — und die Sprache ist der Lebensnerv jeder Nation — der Todesstreich versetzt. Dieser Ukas lautet: „Der Kaiser und Gebieter geruhte, allergnädigst zu befehlen: I. Die Einfuhr in die Grenzen der Monarchie — ohne spezielle Bewilligung der Oberpreßbehörde — jeder Art der im Ausland herausgegebenen ruthenischen Druckschriften ist zu untersagen. II. Innerhalb der Monarchie ist das Drucken und Herausgeben von Originalwerken und Uebersetzungen in dieser Sprache zu verbieten, mit Ausnahme: a) von historischen Dokumenten, b) von Werken aus dem Bereich der schönen Literatur, unter der Bedingung aber, daß bei Veröffentlichung der historischen Dokumente die Orthographie des Originales, bei belletristischen Werken ausschließlich die russische Rechtschreibung angewendet wird, daß ferner die Bewilligung des Druckens dieser ruthenischen Bücher nicht anders als nur nach Prüfung der Handschrift von der Oberpreßbehörde ertheilt wird. III. Eben so sind Bühnenvorstellungen jeder Art und Vorträge in der ruthenischen Sprache, ferner die Drucklegung ruthenischer Texte in Musiknoten zu verbieten." Dieser Ukas ist heute noch in Kraft; und so kommt es, daß die mindestens zwanzig Millionen Ruthenen im Zarenreich keine Literatur, nicht einmal eine Zeitung in ihrer Sprache besitzen. Die ruthenische Literatur wird nun von den in Oesterreich (Galizien) lebenden Ruthenen gepflegt, die eine Reihe bedeutender Zeitungen und Revuen besitzen. Der Kampf, den

die österreichischen Ruthenen gegen die schlachzizischen Machthaber in Galizien führen, ist in den letzten Jahren wohl auch im Auslande bemerkt worden. Was aber nicht allgemein bekannt sein dürfte, ist, daß sie das einzige deutschfreundliche slavische Volk sind. In Rußland von den Russen, in Galizien von den polnischen Schlachzizen bedrückt, sind sie von dem Gedanken der „allslavischen Brüderlichkeit" gründlich geheilt. Das gilt für die russischen wie für die österreichischen Ruthenen. In Rußland ist — nach freier Wahl — an den Mittelschulen die deutsche oder französische Sprache obligatorisch. Während man nun an den Universitäten in Paris, Genf und Lausanne fast ausschließlich Studenten aus Nordrußland antrifft, sind an den deutschen Universitäten und in Zürich und Bern überwiegend Studenten aus Südrußland — dem ruthenischen Sprachgebiet — zu finden. Das beweist wohl ihre Sympathie für die deutsche Kultur. In Oesterreich aber sind die Ruthenen im politischen Kampfe mit ihren Sympathien immer auf der Seite der Deutschen und der ruthenische Abgeordnete Professor Romanczuk trat — wie früher schon oft — auch im März 1903 im Reichsrath offen für die deutsche Vermittelungsprache ein. Für beide Völker hat diese Alliance große Bedeutung, denn nur den in Galizien lebenden Ruthenen kann es gelingen, die Schlachzigen aus dem Reichsrath zu verdrängen und so den unheilvollen Einfluß des Polenklubs auf das Gesammtreich zu mindern oder zu brechen, was sehr im Interesse der Deutschen liegt. Für die Ruthenen ist es aber werthvoll, statt der schlachzizischen westösterreichische Beamte zu erhalten, was nur durch Einführung der deutschen Amtssprache in Galizien oder der ruthenischen Sprache in das fast rein ruthenische Ostgalizien als Amtssprache möglich ist. Um nun mit den Deutschen, überhaupt mit Westeuropa in nähere Fühlung zu treten und sie mit der Geschichte und den Bestrebungen der Ruthenen bekannt zu machen, erscheint jetzt in deutscher Sprache die „Ruthenische Revue", deren Eigenthümer das ruthenische Nationalkomitee ist. Die Zeitschrift, deren Mitarbeiter sich aus allen politischen Parteien rekrutiren, erfüllt ihre Aufgabe vollständig. Den galizischen Polen muß das Erscheinen dieser Revue in deutscher Sprache wohl sehr unangenehm sein, denn sie gehen daran, eine polnische Korrespondenz zu gründen, die in deutscher und französischer Sprache erscheinen und über die Zustände in Galizien „objektiv unterrichten" soll.

Wien. Karl Morburger.

Ueber die Freiheit des Willens. Verlag Hans Priebe & Co., Berlin-Steglitz. 1,50 Mark.

Diese philosophische Abhandlung ist eine Erwiderung auf die von der Königlich Norwegischen Sozietät der Wissenschaften gekrönte Preisschrift Schopenhauers „Ueber die Freiheit des Willens", die bisher als unwiderlegt und unumstößlich galt. Ich behaupte und will beweisen, daß die Nothwendigkeit der Handlungen nur für die Naturobjekte besteht, nicht für Kulturorganismen; ich will beweisen, daß einem Kulturmenschen in jedem Moment seines Lebens verschiedene Handlungen möglich sind; daß der zurückgelegte Lebenslauf eines Kulturmenschen unbedingt anders ausfallen konnte, als er ausgefallen ist; und daß der Fatalismus auf Einbildung beruht. Fritz Wüst.

Hallischer Musenalmanach. Verlag von Kreibohm & Co., Halle a. S.

Bestand bisher die moderne Lyrik — Dehmel, Liliencron und ein paar Andere ausgenommen — aus fein ciselirten Stimmungbildern und pikanten Scherzgedichtlein, so wollen wir, daß die Poesie wieder der großen und freien Persönlichkeit die Zunge löse. Die Kunst soll nicht Endzweck sein, sondern die Entwickelung des Individuums fördern. Nicht Kultur der Menschheit, sondern des Menschen! Wir Sechs sind Individualisten vom reinsten Wasser.

Hugo Ernest Luedecke.

Halbmaske, Verlag Axel Juncker, Stuttgart. Preis 3 Mark 50 Pfennig.

Das Buch enthält eine kleine Auswahl lyrischer, erzählender, dramatischer und betrachtender Arbeiten aus den Jahren 1895 bis 1902. Daß ich beim Schreiben eine Halbmaske trug, erkannte ich selbst erst, als die Arbeitzeit abgeschlossen hinter mir lag und neue Horizonte mir auftauchten. Trotzdem veröffentliche ich dieses Buch; denn noch immer liebe ich heimlich die flatternde, flimmernde Seele, die darin gaukelt. Poor soul! Du hast mit mir unter der brütenden Sonne des Südens gejauchzt, tändelnd haben wir an den Kaminen von Paris gesessen, unter den Nebeln Englands haben wir phantastische Gesichte geträumt. Jetzt, nach der Heimkehr, mußt Du vor der Schwelle einer stärkeren Schwester weichen, die, während wir bunte Reigen tanzten, meinen Herd vorm Verglimmen geschützt hat.

München. Oskar A. H. Schmitz.

Kämpfer. Ein Roman aus der neuen Völkerwanderung. Verlag von H. Costenoble in Berlin. 4 Mark.

Ich habe versucht, mir allerlei mächtige und unaustilgbare Eindrücke früherer Jahre von der Seele zu schreiben. Als Sohn eines brandenburgischen Fabrikanten und Enkel bäuerlicher Besitzer hatte ich von Klein auf Einblick in viele Seiten des Stadt- und Landlebens. Lange ließ ich als stiller Beobachter, gelegentlich auch als Mitarbeiter verschiedener Zeitungen, die merkwürdigsten Bilder des öffentlichen Lebens, soziale und politische, immer wieder an mir vorüberziehen und besonders beobachtete ich immer wieder das Schicksal der an der neuen Völkerwanderung betheiligten Leute. Natürlich kann ich dieses Quellengebiet nicht voll ausschöpfen; immerhin glaube ich, auf dem von mir gewählten Hintergrund an verschiedenen Einzelschicksalen dem diesem Leben und Treiben ferner stehenden Leser eine wichtige Seite unseres wirthschaftlichen Lebens näher gebracht und so doch etwas mehr als bloße Unterhaltung gegeben zu haben. Und vielleicht — Dessen würde ich mich besonders freuen — zeigt das Buch auch, daß die rohe Außenseite dieser Bauern durchaus nicht so oft, wie man aus manchem deutschen Bauernroman schließen dürfte, der Ausdruck eines verrohten, gefühllosen Innern ist, daß vielmehr die Noth des Lebens und eine geradezu schamhafte Scheu vor weichen Gefühlsregungen auch da scheinbar harte Worte veranlaßt, wo ein gesundes Herz recht gut und vernünftig fühlt und gern hörbarer mitsprechen möchte.

Freiburg in Br. Max Bittrich.

Notizbuch.

Zum Präsidenten des Reichsgerichtes ist der Wirkliche Geheime Rath Dr. Gutbrod, Excellenz, ernannt worden, der seit sechsundzwanzig Jahren im Reichsjustizamt sitzt; seit elf Jahren als Direktor. In der ersten Hälfte der siebenziger Jahre soll er in Württemberg als Richter der untersten Instanz fungirt haben. Seitdem hat er mit der Rechtsprechung nichts mehr zu schaffen gehabt; nun ward er, mit verdoppeltem Gehalt, an die Spitze des höchsten Gerichtshofes im Reich gestellt. Vor sieben Jahren, als der Kolonialdirektor Kayser dem Reichsgericht als Senatspräsident verliehen worden war, sagte hier ein zur Kritik Berufener: „Seine langjährige Vorbildung im Ministerialdienst, der Sinn für Unabhängigkeit und Unparteilichkeit, den eine solche Commisstellung zu entwickeln pflegt, wird ihn vorzüglich befähigen, dermaleinst als Präsident des vereinigten zweiten und dritten Strafsenates über Hoch- und Landesverrath angemessen zu judiziren. Aber man lasse die verleitliche Uebung nur noch weiter einreißen, das Reichsgericht als Asyl für abgenutzte oder unbequem gewordene Ministerialbeamte des auswärtigen oder des inneren Dienstes zu verwenden: und man wird sich bald überzeugen, in wie rascher Progression das schon heute nicht mehr ausschließlich in den sozialdemokratischen Volkskreisen verbreitete Mißtrauen gegen die reichsgerichtliche Rechtsprechung an Breite und Stärke wachsen wird. Daß diese Gefahr uns droht, ist mit den Händen zu greifen; darüber leicht hinwegzudenken, wäre Frevel.“ Nun ist der selben Sphäre auch der Präsident des Reichsgerichtes entnommen worden. Der Wirkliche Geheime Gutbrod soll Verdienste um die Patentgesetzgebung und das Bürgerliche Gesetzbuch haben. Sehr schön. Ersetzen solche Verdienste aber Alles, was von dem ersten Richter des Reiches zu fordern ist? Wird in bureaukratischer Abhängigkeit, in dem täglich zur Fügsamkeit mahnenden Ministerialdienst etwa der Respekt vor unabhängiger Gesinnung, mag sie sich auch in unbequemen Formen äußern, gelernt? Ein starkes und sicheres Gefühl für die Heiligkeit der Rechtspflege erworben, die, wie ein zartes Knösplein, von jedem rauhen Luftstoß verletzt werden kann? Oder sind wir an Männern so arm, daß nicht einmal für das vornehmste, begehrenswertheste Amt ein Name zu finden war, der auch lauerndes Mißtrauen zum Schweigen gezwungen hätte? Den Oberreichsanwalt Olshausen, der, seit die Kandidatur Beseler aufgetaucht ist, für die Nachfolge Schönstedts nicht mehr in Betracht zu kommen scheint, den Senatspräsidenten Freiherrn von Bülow, die Professoren Binding und Kahl, irgend einen als besonders tüchtig bewährten Oberlandesgerichtspräsidenten: sie Alle hätte das von manchen Erscheinungen deutscher Rechtspflege geängstete Volksempfinden lieber als Präsidenten des Reichsgerichtes gesehen als einen in der Reichsamtsbureaukratie ergrauten Herrn. Offenbar verbot der index virorum prohibitorum eine andere Wahl. Und dann: Excellenz Gutbrod ist Süddeutscher — seine Ernennung zeigt also Zweiflern wieder deutlich, daß Preußen im Reichsdienst nicht begünstigt werden — und steht erst im sechzigsten Lebensjahr. Das ist wichtig. Denn nach neuster Usance sind Männer über Fünfundsechzig zwar noch rüstig genug, um sich in die Geschäfte des Reichskanzlers und des Reichsschatzsekretärs einzuarbeiten, fürs Reichsgericht aber nicht mehr zu brauchen. Und der neue Herr soll in Leipzig doch recht lange hausen. Einerlei: die Namen der drei Reichsgerichtspräsidenten Simson, Oehlschläger, Gutbrod bezeichnen keine aufwärts führende Wegstrecke deutscher Rechtsgeschichte.

* * *

Im Verlag der Leipziger Buchdruckerei-Aktiengesellschaft hat Herr Dr. Mehring jetzt die Brochure veröffentlicht, die er auf dem dresdener Parteitag angekündet hatte. Er wollte „auf jeden Punkt der vorgebrachten Anklagen antworten", hat seine Absicht inzwischen aber geändert. Die wichtigsten Punkte werden gar nicht erwähnt. Der Leser erfährt nicht, wie es kam, kommen konnte, daß Herr Mehring zuerst Sozialdemokrat, dann Sozialistentöter und Sozialistenbeschimpfer war und schließlich wieder Sozialdemokrat wurde, und warum er die in seiner ersten Geschichte der Sozialdemokratie über Personen und Vorgänge gefällten Urtheile in seiner zweiten „Geschichte" mit so spaßhafter Fingerfertigkeit in ihr Gegentheil verkehrte, manchmal, ohne sich auch nur um einen neuen Satzbau zu bemühen. Trotzdem nennt er diese vorläufig neuste Brochure „Meine Rechtfertigung", bescheinigt sich, daß er ein „edler Mann" ist, und sagt, er sei „in den Augen aller Menschen gerechtfertigt, an deren Achtung mir gelegen ist". Das ist seine Sache. Und Sache der sozialdemokratischen Partei, ob sie auf die leise Drohung hören will, die sich durch das grüne Heftchen zieht; Herr Mehring pocht recht vernehmlich an die Schrankwand seines „reich gefüllten Archives". Wie zu erwarten war, werde ich am Meisten geschimpft; die vor ein paar Wochen hier angebotene Wette, mein einst so zärtlicher Freund werde sich selbst an Schimpfreden nicht mehr überbieten können, hätte ich jetzt aber gewonnen. Die „Rechtfertigung" klingt müde, wie der Nothruf eines Abgehetzten, und kann Mitleid mit dem Mann werben, dem auch die Kraft des Stilisten mählich zu schwinden scheint. Ich muß ihm dankbar dafür sein, daß er ein paar elf Jahre alte Briefe von mir abdruckt, die ich, wenn ich sie gehabt hätte, trotz mancher Ueberreiztheit des Tones, trotz manchem ungerechten Urtheil über Menschen und Dinge, in den Artikeln über „Bebel und Genossen" gern selbst benutzt hätte, weil sie deutlich beweisen, wie richtig ich später meine Stimmung von 1892, meine „Bismarckschwärmerei" und mein damaliges Verhältniß zu Mehring und seiner Partei dargestellt habe. (In einem dieser alten Privatbriefe wird auch erwähnt, die Vossische Zeitung habe sich einst um mich beworben. Diese Angabe, sagt Tante Voß, entstammt lediglich der Phantasie des Herrn Harden. Ich könnte nachweisen, daß sie sich am Anfang der neunziger Jahre um mich beworben hat, bin aber gar nicht stolz darauf und bestätige viel lieber, daß ich zum Mitarbeiter der Vossischen Zeitung nie das allergeringste Talent gehabt habe.) Zugleich zeigen die Briefe, wie wahrhaftig Mehrings frühere Behauptung war, ich hätte ihm meine „Bismarckschwärmerei" sorgsam verhehlt und „auch später nie davon gesprochen". Für seine Gewissenhaftigkeit noch einen zweiten Beweis: „Im Herbst 1890 schleppte der mir bis dahin ganz unbekannte Mann (Harden) das Material gegen Lindau in mein Haus" („Rechtfertigung.") Auf der fünften Seite seiner Brochure „Der Fall Lindau" hat Herr Mehring erzählt, wer ihm das „Material" geliefert habe; ich konnte es ihm nicht liefern, weil ichs nicht hatte, und besuchte ihn, den ich nicht kannte, auf seine Bitte, erst, als sein Alarmartikel gegen Herrn Lindau erschienen war. Von dem selben Kaliber sind seine übrigen Behauptungen. Alles irgendwie Wesentliche habe ich am vierten März 1899 in der „Zukunft" ausführlich widerlegt; wer sich dafür interessirt, mag diese Erwiderung nachlesen, von der Genosse Braun mir schrieb: „Jeden nicht direkt gehässig Urtheilenden muß sie überzeugen." Natürlich wird auch wieder von einem „Komplot" gegen Mehring geredet, an dem ich betheiligt gewesen sei. Zwar ist festgestellt, daß Mehrings Briefe wider mein Wissen und Wollen in Dresden gegen Mehring benutzt

worden sind; zwar hat Genosse Heine selbst im „Vorwärts“ erklärt: „Herr Harden hat mir in der That niemals den Wunsch zu erkennen gegeben, gegen Mehring vorzugehen.“ Das genirt den alten Freund aber nicht; er schwatzt weiter über „Harden und seine Spießgesellen“. Da nun sogar schon die Redakteure des „Vorwärts“ seine „Virtuosität in der Umkehrung von Urtheilen über Personen“ öffentlich anerkannt haben, darf ich nicht den Ehrgeiz hegen, all seine Lügen hier noch einmal zu enthüllen; wer irgend eine Auskunft wünscht, mag sich an mich wenden. Mir ist Mehrings Urtheil längst so gleichgiltig geworden wie seine Stellung in der Organisation und Presse der sozialdemokratischen Partei. Er deutet aber auch an, Bruno Schoenlank — den er in seinen Briefen an mich „Lümmel“ und „Schuft“ genannt und gegen den er mir „Material“ angeboten und anvertraut hatte — habe später seinem Urtheil über mich und meine Wochenschrift zugestimmt. Ich greife deshalb aus den vielen Briefen, die Schoenlank mir schrieb, einen der letzten heraus. Hier das Hauptstück:

14. 11. 1901.

> Ihr Brief war ein willkommener Gruß aus der Reihe der guten Europäer. Ich hoffe und wünsche, daß Ihre Besorgnisse wegen der „Zukunft“ unbegründet sind: die Minirer werden selbst in die Luft fliegen. Gescheite Gelehrte und Publizisten thäten gut, Ihre Zeitschrift als freies Organ zu benutzen. (Folgt Empfehlung des sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten Adolf Müller in München.) Soeben habe ich Ihren Artikel „Der Tag“ gelesen. Wer sich so verabschiedet, kommt siegreich und frisch auch aus dem Weichselsumpf zurück. Für Ihren Rath, mich mit meinen Leiden an Schweninger zu wenden, besten Dank. Ich halte ihn auch für einen großen Praktiker, einen Künstler ... Auf gutes Ueberstehen Ihrer Haft, auf gute Aspekten für die „Zukunft“ und auf Wiedersehen rechne ich mit bestem Gruß als Ihr ergebener Schoenlank.

Auf diesen toten Zeugen kann der liebe Herr Mehring sich also nicht berufen. Und nach Alledem ist kaum noch nöthig, ausdrücklich zu sagen, daß Alles, was diese „Rechtfertigung“ an den Namen Schoenlanks knüpft, erfunden oder völlig entstellt ist.

* * *

Ueber den kleinen Geiger Vecsey, der jetzt die Berliner entzückt, schreibt mir Herr Willy Seibert: „Der kleine Uebermensch mit der Geige, ein Knirps von zehn Jahren — wie Liszt und Joachim Magyar von Geburt —, hat Kenner und Pädagogen noch mehr in Staunen gesetzt als leicht entzückte Laien. Diese hören, was sie in vortrefflicher Ausführung wie etwas Selbstverständliches anmuthen mag; Jene wissen, wie Viele sich im Schweiß des Angesichtes mühen, um endlich, endlich ... doch nicht zu haben, was dieser Junge auf dem Präsentirteller darreicht. Nicht die außerordentliche technische Sicherheit ist es, die verblüfft: sie wäre allenfalls noch durch die völlige Abwesenheit jeglicher nervösen Selbstkritik zu erklären. Geistiges Erfassen, Wärme, Phrasirung, Größe des Tones: Das sind die Dinge an dem Kind, die mancher berühmte Kollege Vecseys nicht hat und nachstudiren könnte. Als der Junge die ersten zweiunddreißig Takte des Wieniawsky Konzertes mit vollendeter Meisterschaft gespielt hatte, wollte sich eine Hand zum Applaus rühren. Den hiergegen mit ‚Pst!‘ Protestirenden und zur Ruhe Mahnenden erschien Joachim als der Störenfried.. Es hat keinen Zweck, die Kritik zu wiederholen, wie sie einstimmig und mit Recht zur Geltung kam: ‚Ein Wunder, kein Wunderkind!‘ Ich habe eine andere, mah

nende Absicht: ein ernstes Wort in den Tunnel der Begeisterung zu rufen. Es wird verhallen, weil man Unbekannten nicht glaubt. Trotzdem!.. Vecsey ist als Menschenkind wie als Künstler durchaus gesund. Wer Das erwägt, darf wohl auch auf den Gedanken kommen, daß ein Zustand der Menschheit denkbar wäre, der alle normal musikalisch begabten Kinder so (und so früh!) gesund, richtig und vollendet geigen ließe. Wer anders denkt, müßte zu beweisen versuchen, daß der kleine Mann eine Mißgeburt sei und solche Vollendung nur einseitiger, krankhafter Veranlagung entspringen könne. Die alte Geschichte von Genie und Krankheit, — um nicht Irrsinn zu sagen. Ich denke nicht so; ich glaube, daß der Junge aus dem Kinderland stammt, das Nietzsche erträumte; daß solcher triebselige Geist über dem Nullpunkt deshalb möglich ist, weil so viele darunter bleiben ... Bach aber, das Air von Bach wurde nicht gut vorgetragen. Das will nicht viel heißen? Für den tiefer Horchenden unter Umständen Alles. Der Vortrag war auf den Effekt zugeschnitten, das schlichte Stück ins Sinnliche gezogen, kurz: ohne Stilgefühl gespielt. Der Einwand, daß man Solches von einem Kind nicht fordern könne, ist hinfällig. Von diesem Kind: Ja. Ich bin nicht der Meinung, Bach solle trocken und ohne Sinnlichkeit gespielt werden. (Der Mann hatte siebenzehn Kinder!) Es giebt, Gott sei Dank, so viele Auffassungen bachischer Musik, wie es Individuen giebt; Johann Sebastian läßt sich in alle Sprachen übersetzen. Aber es giebt nur eine richtige Phrasirung. Und die wars nicht. Die Verzerrungen werden sich mit dem Erfolg steigern — eine alte Erfahrung! —, wenn nicht das Richtige geschieht. Jedem ernsten Musiker drängt sich da die Künstler-Erscheinung Joachims auf. Meister Joachim müßte diesen Jungen lehren und ihm ein Vermächtniß anvertrauen, das zu wahren dies Kind befähigt ist. Geschieht Das nicht und wird das Wunder, wie es jetzt den Anschein hat, in immer größeren Sälen gezeigt und ausgenutzt, dann wird auch auf diese Begabung der Rausch des Erfolges seine blasirende Wirkung üben und wir werden in absehbarer Zeit wohl einen hervorragenden Geiger mehr haben, aber den neuen ‚Großen' — damit soll dem Können der Prachtgeiger, die wir heute haben, nicht zu nahe getreten sein! — weiter suchen."

* * *

Wenn mein Gedächtniß nicht trügt, ist während der ganzen vorigen Woche in Berlin kein Denkmal enthüllt worden; kein einziges. Schlimm, doch entschuldbar. Denn vier Stück waren eben erst fertig geworden: Kaiser und Kaiserin Friedrich, Wagner und ein herrlicher Herkules; und ein paar andere reifen der Vollendung entgegen. Im Reich aber wurde eifrig weiterenthüllt. In Küstrin gleich zwei Denkmale an einem Tage. Und wie sich versteht, durfte auch die bürgermeisterliche Rede nicht fehlen. Der Kaiser war zur Feier nach Küstrin gefahren; und also begrüßte ihn dort der Vertreter des freien städtischen Bürgerthumes: „Allerdurchlauchtigster, Allergroßmächtigster, Allergnädigster Kaiser, König, Markgraf und Herr! Euer Kaiserliche Majestät wollen allergnädigst geruhen, den allerunterthänigsten Dank der Bürgerschaft Küstrins entgegenzunehmen dafür, daß Euer Majestät die Gnade gehabt, Ihrer getreuen Stadt Küstrin die allerhöchste Genehmigung dazu zu ertheilen, daß Eurer Majestät erhabenem Vorfahren hier ein Denkmal errichtet werde, den allerunthänigsten Dank insbesondere aber dafür, daß Euer Majestät allergnädigst geruht haben, die Feier der Enthüllung dieses Denkmales durch Euer Majestät erhabene Gegenwart zu verherrlichen." Das geschah im Oktober des Jahres 1903.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. November 1903.

Ein neues Strafgesetzbuch?

In der Voßstraße steht ein schönes Gebäude; wenn ich mich recht erinnere, sind daran Motive von der Zecca verwendet. In dem Gebäude befindet sich ein Etablissement zur Herstellung von Gesetzesparagraphen unter der Firma „Reichsjustizamt". Als das Bürgerliche Gesetzbuch sammt seinen Nebengesetzen vorbereitet wurde, war großer Bedarf an Gesetzesparagraphen. Das hatte zur Folge, daß die Fabrik vergrößert und eine Anzahl neuer Maschinen, genannt „Vortragende Räthe", eingestellt wurde. Seitdem hat sich der Absatz einigermaßen verringert. Zwar sind nach dem Abschluß der bürgerlichen Gesetzgebung noch mehr als genug neue Gesetze dem Reichstag vorgelegt worden; aber im Verhältniß zu der vorangegangenen Zeit ist die Zahl der gefertigten Paragraphen doch viel kleiner geworden. Export nach dem Ausland ist nicht vorhanden. Die Fabrik ist daher nicht vollauf beschäftigt. Zu einer Verminderung des aufgestellten Apparates hat man sich bisher nicht entschlossen. Begreiflich also, wenn sich die Direktion nach neuen Absatzgelegenheiten für ihre Fabrikate umthut. Da haben wir nun ein Strafgesetzbuch, das zwar noch nicht sehr alt, aber unter den größeren Reichsgesetzen doch das älteste ist. Das könnte man durch ein neues Gesetzbuch ersetzen. Dabei könnte man vier- bis fünfhundert neue Paragraphen absetzen und die Fabrik hätte wieder auf Jahre Beschäftigung. So ließ denn die Direktion während der Tagung der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung im April 1902 durch den Geheimrath von Tischendorf urbi et orbi verkünden, daß man im Reichsjustizamt an die „Vorbereitungen zu den Vorbereitungen" zu einem neuen Strafgesetzbuch herangetreten sei.

Brauchen wir ein neues Strafgesetzbuch?

Gewiß haben sich bei der Anwendung des geltenden Gesetzes Mängel

herausgestellt. Jeder, der sich mit der Strafrechtspflege aktiv oder auch nur als Beobachter befaßt, kann an den Fingern Urtheile herzählen, die gegen das allgemeine Rechtsbewußtsein gröblich verstoßen. Aber man muß sich vor dem Fehler hüten, all solche Erscheinungen auf die Rechnung mangelhafter oder verkehrter Gesetzesbestimmungen zu setzen. Ein guter Theil der anstößigen Urtheile beruht vielmehr auf unrichtiger Anwendung des Gesetzes. Was kann das Gesetz dafür, daß sich Gerichte dazu versteigen, den berüchtigten Paragraphen vom Groben Unfug, in Widerstreit mit seiner Entstehungsgeschichte und wider alle Auslegungregeln, auf die Boykottirung von Wirthschaften oder Geschäften, auf das Ausstellen von Strikeposten, auf einen Zeitungartikel, der über die Krankheit eines deutschen Fürsten berichtet, oder gar auf eine Simplizissimus-Zeichnung anzuwenden, die die auswärtige Politik des Reichskanzlers persiflirt? Könnte man eine Statistik der auf falscher Gesetzesanwendung und der auf mangelhaften Gesetzesvorschriften beruhenden Urtheile herstellen, die unser Rechtsbewußtsein nicht befriedigen, so würde die Zahl dieser im Verhältniß zu jenen gewiß sehr klein ausfallen.

Ein anderer Vorwurf, der gegen das geltende Gesetz erhoben wird, behauptet, es entspreche nicht dem obersten Zweck jedes Strafgesetzes: der möglichst wirksamen Verhütung von Verbrechen. Nach der von Reiches wegen bearbeiteten Kriminalstatistik ergingen im Jahr 1899 von den deutschen Gerichten 478139 rechtskräftig gewordene Verurtheilungen wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze. Die Vergehen gegen die Landesgesetze und die zahllosen Uebertretungen der Reichs- und Landesgesetze sind dabei nicht mitgezählt. Unter den 478139 Verurtheilten sind 47512 Jugendliche, also Personen, die zur Zeit der Strafthat zwölf, aber nicht achtzehn Jahre alt waren, und 195215 wegen Verbrechens oder Vergehens Vorbestrafte. Für das Jahr 1900 ist ein kleiner Rückgang zu verzeichnen: 469819 Verurtheilte, darunter 48657 Jugendliche, 193857 Vorbestrafte. Das sind erschreckend hohe Zahlen. Dazu kommt aber noch, daß die Kriminalität seit den ersten von der Reichsstatistik berücksichtigten Jahren absolut und prozentual zugenommen hat. Im Jahr 1882 entfielen auf 100000 Strafmündige der Civilbevölkerung 1040, im Jahr 1900 dagegen 1195 (im Jahr 1889 sogar 1244) Verurtheilte. Vorbestrafte Verurtheilte entfielen auf 100000 Strafmündige in den Jahren 1882 bis 1886 durchschnittlich 277, in den Jahren 1892 bis 1896 durchschnittlich 452 Personen. Mit diesen Zahlen will man beweisen, daß das in unserem Strafgesetzbuch kodifizirte Strafrecht nichts taugt und daß wir daher ein neues Gesetz auf anderer Grundlage schaffen müssen.

Man wird auch dieser Beweisführung mit Zweifeln entgegentreten müssen. Die selbe Statistik beweist nämlich, daß das Anschwellen der Ziffern

hauptsächlich der Mehrung der Verbrechen gegen das Eigenthum zuzuschreiben ist und daß namentlich die großen Städte an der Mehrung der Verbrechen betheiligt sind. Bei der Häufung der Eigenthumsverbrechen spielt gewiß die in den letzten Jahrzenten eingetretene Steigerung des Preises aller Lebensbedürfnisse und das damit verbundene Anwachsen des sozialen Elends eine viel größere Rolle als das Strafgesetzbuch. Und noch ein Anderes: die Zahl der strafbaren Handlungen, wegen deren die Verurtheilung erfolgt, bleibt naturgemäß sehr weit hinter der Zahl der thatsächlich begangenen strafbaren Handlungen zurück. Alljährlich werden Tausende von strafbaren Handlungen begangen, von denen die Behörden niemals Etwas erfahren, weil Niemand eine Anzeige erstattet. Und von den den Behörden angezeigten Verbrechen gelangt wieder nur ein gewisser Prozentsatz zur Aburtheilung, weil bei vielen der Thäter nicht zu ermitteln oder der ermittelte Thäter nicht aufzufinden oder außer Landes ist. Es ist nicht möglich, die Differenz zwischen den begangenen Delikten und den bestraften in genauen Ziffern festzustellen, da die Statistik nur die bestraften Delikte verzeichnet; aber es ist klar, daß die Differenz um so kleiner wird, je besser die Polizeieinrichtungen sind, die zur Entdeckung und Ergreifung der Thäter führen. Nun sind in den letzten Jahrzehnten die Einrichtungen der Kriminalpolizei wesentlich verbessert worden. Man braucht nur an die gewaltige Ausdehnung des Telegraphen- und des Telephonnetzes zu erinnern, die die Aufspürung und Verfolgung von Verbrechern erleichtert hat. Auch die technische Ausbildung der Polizeiorgane hat sich, wenigstens in den großen Städten, nicht unerheblich gehoben. Diese Umstände machen es sehr wahrscheinlich, daß die Differenz zwischen den begangenen und den zur Aburtheilung gelangten strafbaren Handlungen abgenommen hat. Und diese Annahme findet eine gewisse Bestätigung darin, daß es namentlich die Kriminalität in den Großstädten ist, die das stärkste Anwachsen aufweist; denn hier sind die Einrichtungen der Kriminalpolizei am Meisten verbessert worden. Auf Grund dieser Erwägungen darf man behaupten, daß die Schlußfolgerung von der wachsenden Zahl der Verurtheilungen und der Rückfälle auf die unzureichende Wirkung unserer Strafgesetzgebung nicht gerade zwingend ist. Sie wäre es nur, wenn das Verhältniß zwischen den begangenen und den abgeurtheilten Delikten konstant geblieben wäre. Das ist aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht geschehen. Es ist sehr wohl möglich, daß die Zahl der begangenen Delikte — und nur auf diese kommt es bei der Bewerthung der praktischen Wirkung des Gesetzes an — nicht oder doch nicht erheblich gestiegen ist, obwohl die Zahl der Verurtheilungen sich beträchtlich vermehrt hat.

Darf man hiernach bezweifeln, daß ein dringliches Bedürfniß nach einem neuen Strafgesetzbuch besteht, so könnte man trotzdem die Schöpfung

eines neuen Gesetzbuches mit Freude begrüßen, wenn dabei ein wesentlich besseres Werk als das geltende Gesetzbuch herauskäme. Aber darauf ist wenig Aussicht. Daß die Gesetzgebungskunst in Deuschland nicht auf besonderer Höhe steht, davon kann man sich aus jeder Seite unseres Bürgerlichen Gesetzbuches überzeugen. Dieses ist die Sphinx unter den Gesetzbüchern; es giebt den Juristen die schwierigsten Räthsel auf. Fräße die moderne Sphinx, wie ihre thebanische Urahne, Alle auf, die ihre Räthsel nicht zu lösen vermochten, so würde ein arges Blutbad unter den deutschen Juristen entstehen. Zu dem allgemeinen Mißtrauen gegen die Gesetzgebungskunst der Gegenwart kommt aber speziell für die Strafgesetzgebung noch ein besonderer Umstand hinzu.

In der Strafrechtswissenschaft giebt es heute zwei Schulen. Die eine, die sich die klassische heißt, fußt auf dem Grundgedanken, daß die Strafe Vergeltung für das begangene Unrecht ist. Der Verbrecher wird gestraft, weil er sich gegen die Rechtsordnung aufgelehnt hat. Ausschließung aus der Rechtsgemeinschaft oder Einbuße von Rechtsgütern sind die Elemente, auf die nach dieser Schule die Analyse der Strafe führt. Die Strafe ist das Aequivalent des Verbrechens. Sie soll das gestörte Gleichgewicht in der Rechtsordnung wieder herstellen; die Aufgabe der Strafgesetzgebung ist, die Strafe in das richtige Verhältniß zu der Schwere der begangenen Missethat zu setzen. Die andere Schule — man heißt sie die kriminalsoziologische — verwirft den Gedanken an Vergeltung. Vergeltung durch Strafe soll unmöglich sein, weil die Strafe nichts mit der Missethat Gleichartiges ist und uns der feste Maßstab fehlt, nach dem die aufzuwiegenden Werthe oder Unwerthe mit einander verglichen und veranschlagt werden könnten. Das Augenmerk der Kriminalsoziologen ist nicht auf die Gesetzesunterthanen, die durch Strafandrohung vom Verbrechen zurückgehalten werden sollen, sondern auf den Verbrecher als den sozialen Schädling gerichtet. Nicht auf den Erfolg der That, sondern auf die antisoziale Strebung, die Gesinnung, kommt Alles an; daher soll der Versuch gleich dem vollendeten Verbrechen behandelt werden. Wie der Kranke in der Heilanstalt, der Jugendliche in der Zwangserziehung, der Trunkenbold und der Morphiumsüchtige in den Asylen, so ist der Verbrecher in der Strafanstalt zu behandeln: den Unheilbaren macht man durch lebenslängliche Einsperrung unschädlich, den Heilbaren kurirt man von seiner antisozialen Gesinnung durch Abschreckung und Erziehung. Die Begriffe Schuld und Vergeltung scheiden aus; die verbrecherische That ist das Symptom der antisozialen Gesinnung; diese, nicht das Verbrechen, bildet den Grund und den Maßstab der Stufe. Zweck der Strafe ist der Schutz des Gemeinwesens nach dem Maß der antisozialen Gesinnung. Das Strafgesetz, das auf bestimmte Arten von Handlungen eine größere oder geringere Strafe setzt, bezweckt nicht den Schutz der Bürger gegen den Verbrecher, sondern den

Schutz des Verbrechers gegen den Mißbrauch der Strafgewalt. Das Ideal wäre die freie Anwendung der Strafe nach Maßgabe der durch die That bekundeten antisozialen Gesinnung bis zur Heilung, Anpassung oder Ausscheidung des Verbrechers. Da dieses Ideal praktisch nicht durchführbar ist, verlangt man wenigstens möglichst weite Strafnahmen für die einzelnen Arten von Delikten.

Noch ist der Streit zwischen den beiden Schulen nicht ausgefochten. Hüben und drüben stehen wissenschaftliche Autoritäten hohen Ranges. Man sollte nun meinen, daß die Männer, die ein neues Strafgesetz machen wollen, zu den Prinzipien der einen oder der anderen Schule Stellung nehmen und danach ihre Gesetzesvorschläge einrichten müßten; denn es leuchtet ein, daß das Gesetz ganz verschieden ausfallen muß, je nachdem man von den Grundgedanken der einen oder von denen der anderen Schule ausgeht. Aber die Herren vom Reichsjustizamt scheinen anderer Ansicht zu sein und zu glauben, daß solche Entscheidung nicht nöthig sei. Das schließe ich nicht daraus, daß zur Vorberathung und Besprechung Vertreter der beiden wissenschaftlichen Schulen eingeladen wurden — Das war unter allen Umständen zur Information der mit der Vorarbeit betrauten Juristen zweckmäßig —, wohl aber daraus, daß der Staatssekretär des Reichsjustizamtes bei diesen Vorberathungen Verbeugungen nach beiden Richtungen hin machte und sich für eine Mittellinie zwischen beiden aussprach. Kann dabei ein Werk herauskommen, das den heutigen Rechtszustand wirklich verbessert?

Zu diesen Bedenken kommt noch ein weiteres: wird es gelingen, einen Entwurf zu einem Strafgesetzbuch herzustellen, den der Reichstag annimmt? Bei der Abfassung eines Strafgesetzbuches spielt eine Menge politischer Momente mit herein. Das gilt nicht nur für die politischen Verbrechen, wie Hochverrath, Landesverrath, Majestätbeleidigung, sondern auch für viele andere Delikte ohne spezifisch politische Färbung, für die Vergehen gegen Religion oder Sittlichkeit und für das praktisch sehr wichtige Vergehen des Widerstandes gegen die Staatsgewalt. Nun müssen wir mit einem Reichstag rechnen, dessen zerklüftete Parteien bei der Behandlung aller dieser Delikte auf ganz verschiedenen Standpunkten stehen. Wird es möglich sein, von einem solchen Reichstag die Zustimmung zu einem neuen Strafgesetzbuch zu erreichen?

Im Reichsjustizamt wird man sich vielleicht mit dem Gedanken trösten: Et voluisse juvabit! Jedenfalls haben die Gesetzgebungmaschinen wieder Material. Sonst könnten sie ja einrosten. Und Das wäre doch jammerschade.

Seillières Gobineau.*)

Vor hundert Jahren mußte der kirchlichen und der unkirchlichen Metaphysik gesagt werden, daß das Wissen nur so weit strenge Wissenschaft ist, wie es Mathematik enthält; heute brauchen die mancherlei neuen Wissenschaften, weil sie sich mit dem Schein der Exaktheit schmücken, unter ihnen die verschiedenen Zweige der Anthropologie, die Mahnung noch nöthiger. Seekrank wird, wer denkend zwar, aber des eigenen festen Haltes entbehrend, im rassentheoretischen Fahrwasser von Gobineau, Richard Wagner und Dühring bis zu Ammon, Chamberlain und Woltmann herabschwimmt. Exakt können ja diese Wissenschaften nur sein, so weit sie Thatsachen beschreiben (womit Kants Satz von der Mathematik zu ergänzen ist); mit der Kombination der Thatsachen fängt die Unsicherheit, freilich aber auch erst der Versuch an, aus dem Wissensmaterial eine Wissenschaft aufzubauen. Doch kann man sich aus Thatsachen und Wahrscheinlichkeiten ein Gerüst zimmern, von dem aus man gesichert und in Ruhe zu überschauen vermag, was die vom Forschungdrang (von der politischen Leidenschaft des Tages, behauptet Seillière) geschwellte Woge täglich Neues vorbeiflößt; und manchem Leser wird es nicht unangenehm sein, wenn ich ihm, ehe ich zum eigentlichen Thema übergehe, ein paar Bretter des Gerüstes vorlege, das ich mir gezimmert habe.

Mit Gobineau erkenne ich an, daß die Rasseneigenschaften sehr beständig sind und daß Rassenmischung eine Triebkraft der Weltgeschichte ist. Aber ich halte den Rassencharakter nicht für an sich unveränderlich, leite nicht alle Veränderungen der Rassen, alle Ereignisse der Weltgeschichte und alle Kulturerscheinungen von Rassenmischung ab. Mit Chamberlain glaube ich, daß die Ursprünge der Dinge, so auch die des Menschengeschlechtes und seiner Rassen, unerforschlich sind, das Bemühen, die letzten Ursachen aufzusuchen, eitel ist und daß im Lauf der Zeit immer neue gute Rassen, also Menschenarten von ausgeprägtem Charakter und von guten Eigenschaften, entstehen; aber ich meine, man dürfe mit Gobineau die weiße, die schwarze und die gelbe Rasse — wenn auch nicht als die Urrassen, so doch — als Haupt- und Grundtypen gelten lassen. Beide Forscher fehlen dadurch, daß sie die sekundären Ursachen der Rassenbildung, die unter Umständen die primären sein können, theils übersehen, theils unterschätzen: Klima, Boden (manche Bodenarten, zum Beispiel: kalkhaltige, sollen Pferde, Rinder und Menschen langleibig machen), geographische Lage, Lebensweise und Beschäftigung, lange Zeit geübte Herrschaft oder erlittene Knechtschaft. Die zuerst genannten,

*) La Philosophie de l'Impérialisme I. Le Comte de Gobineau et l'Aryanisme historique par Ernest Seillière. Paris, Librairie Plon, 1903.

nicht sozialen dieser sekundären Ursachen sind ohne Zweifel ursprünglich die primären gewesen, denn ehe die Rassenmischung ihr Werk beginnen konnte, mußte vorher Klima und Boden die Rassenunterschiede erzeugen. (Um der aus Thatsachen gezogenen Folgerung, daß die proletarische Lage nicht immer durch angeborene Untüchtigkeit verschuldet, sondern umgekehrt oft genug die Entartung ganzer Bevölkerungen eine Wirkung aufgezwungener proletarischer Lebensweise ist, zu entgehen, nehmen die Rassentheoretiker zu der von Weismann angeblich bewiesenen, in Wirklichkeit nur angenommenen Unveränderlichkeit der Zeugungstoffe, des sogenannten Keimplasmas, ihre Zuflucht.) Mit den genannten Forschern unterscheide ich edle und unedle Rassen, halte die edlen Rassen für die Kultur erzeugenden, die weiße Hauptrasse für edler als die anderen beiden, ohne jedoch allen Negern jeden Leibes- und Seelenadel abzusprechen — denn es giebt körperlich wohlgebildete, geistig hochbegabte und von Gemüth gutartige unter ihnen —, beschränke aber den Vorzug nicht auf den germanischen Stamm und finde die Versuche, die gemacht worden sind, den Charakter des Edelmenschen zu definiren, sehr unbefriedigend. Dühring sieht ihn in den edlen sittlichen Eigenschaften der Germanen, spricht diese Eigenschaften den Romanen und den Slaven in minderem Maße zu und den niederen Rassen, zu denen er auch manche weiße rechnet, ganz ab; die Juden malt er bekanntlich kohlschwarz. Das ist nun thatsächlich falsch und Gobineau hat ganz richtig erkannt, daß es nicht die sogenannten sittlichen Eigenschaften, am Wenigsten die Eigenschaften des christlichen Heiligen sind, was den vornehmen Völkern Macht verleiht. Chamberlain schilt zwar auch die Selbstsucht und daneben die Weltlichkeit der Juden und preist die metaphysische Anlage und die echte Religiosität der arischen Inder, kann aber doch nicht behaupten, daß die Inder ihre Befähigung zum Herrschen bewiesen hätten, und muß in Beziehung auf die älteren Germanen und die neueren Angelsachsen gestehen, daß es nicht gerade aufopfernder Idealismus gewesen ist, was sie groß gemacht hat. Dabei passirt ihm, daß seine Schilderung des Judencharakters Zug für Zug (den einen Zug der geistigen Unfruchtbarkeit ausgenommen) auf die Angelsachsen, die Holländer, die Schweizer, überhaupt auf die Stämme paßt, die das reformirte Bekenntniß angenommen haben oder ihm zuneigen. Es ist eben eine gewisse Mischung von Eigenschaften, was politische und wirthschaftliche Erfolge sichert; zu dieser Mischung gehören auch solche Eigenschaften, die der Christ für böse erklären muß, und die Mischung ist nicht konstant, sondern je nach den wechselnden Umständen werden immer neue Mischungen erfordert; manchmal ist ein stärkerer Zusatz von brutaler Gewalt nöthig, manchmal sind Geschmeidigkeit und Hinterlist mehr angezeigt. Ich denke mir die Sache so:

Eine eigenthümliche Civilisation entsteht, wenn ein Volk an Geist,

Willen und Leib stark genug ist, die in seinen Bereich gerathenden Erscheinungen seinem Vorstellungskreis einzuverleiben, sich die ihm erreichbaren materiellen Güter anzueignen, den Reichthum an Ideen, Gütern und Einrichtungen, den es so erwirbt, zu einem geordneten Ganzen zu verbinden, das ein unterscheidbares Gepräge zeigt, und diese seine Daseins- und Lebensform in einem großen Gebiet zur Herrschaft zu bringen. Von der Civilisation unterscheide ich mit Chamberlain (und habe ich von je her unterschieden) die Kultur. Wilhelm von Humboldt hat als deren unterscheidende Merkmale Kunst und Wissenschaft angegeben. Nun: auch die Chinesen haben Kunst und Wissenschaft, — aber was für eine! Es handelt sich hier um den Kern der Wissenschaft vom Menschen und es wäre Anmaßung, wenn ich mir einbilden wollte, ihn erfaßt zu haben. Aber ich glaube, ihm wenigstens nahe gekommen zu sein, indem ich im hellenischen Wesen das Humanitätideal verwirklicht sehe, den Hellenen daher echte und höchste Kultur zuschreibe. Man wird also den Begriff der Kultur gewinnen, wenn man das hellenische Kulturleben in seine Elemente zerlegt. Die Griechen haben die Methoden begründet, nach denen unsere heutige, von chinesischen und sonstigen asiatischen „Wissenschaften" himmelweit verschiedene Wissenschaft arbeitet, und sie haben uns unsterbliche Muster wissenschaftlicher Untersuchung hinterlassen. Sie sind die einzigen unter den alten Völkern, also die ersten von allen, die in der Kunst Schönheitideale verwirklicht haben, und sind wenigstens in einem Zweige der bildenden Künste unübertroffen geblieben. Bei ihren Dichtern und Philosophen finden wir die äußerste Zartheit und den feinsten Takt des sittlichen Empfindens, so daß noch heute Jeder Herz und Gemüth an ihnen bilden kann. Und diese drei Gebiete des Seelenlebens erscheinen unter sich und mit dem Leibesleben zur harmonischen Einheit verschmolzen in vielen ihrer geschichtlichen wie der von ihren Dichtern geschaffenen Gestalten; denn es gehörte ja bekanntlich zum Wesen ihres Volksthumes, daß ihre Geistes- und Herzensbildung nicht zur Verkümmerung, sondern zur Vollendung ihrer leiblichen Kraft und Schönheit führte. Dieses Humanitätideal konnte deshalb nur kurze Zeit und nur in einem winzigen Bruchtheil der weißen Rasse verwirklicht werden, weil, wie auch Gobineau richtig bemerkt hat, die Aufgaben, die der wechselnde Strom des Lebens den Völkern stellt, einander für gewöhnlich ausschließen, so daß man die eine fahren lassen muß, wenn man die andere ergreift. Deshalb erscheint die Kultur der Völker wie der Einzelnen einseitig, die Gesammtkultur stückweise an ihre Träger vertheilt; daß diese Träger Theilhaber der echten Kultur sind, die man als die europäische bezeichnen darf, haben sie immer wieder aufs Neue dadurch zu beweisen, daß ihnen die Sehnsucht nach dem im hellenischen Vorbilde verwirklichten Ganzen und das Verständniß für dieses Vorbild nicht verloren gegangen ist. Das

Aesthetische bleibt dabei das Entscheidende, wie sich Jeder klar machen kann, wenn er überlegt, was uns denn eigentlich die exotischen Kulturen niedriger erscheinen läßt als die unseren; nicht etwa, weil leibliche Schönheit das Höchste, aber, weil es das unmittelbar Wahrnehmbare ist, Das, worin sich uns das Wesen des Menschen offenbart. Auch Gobineau hebt hervor, daß von wirklicher Schönheit nur bei der weißen Rasse gesprochen werden könne. Eine Rasse aber, deren Mitglieder keine Menschenschönheit zu sehen bekommen, kann von Schönheit überhaupt keinen Begriff haben; und schon darum fehlt ihrem Seelenleben ein wesentlicher Bestandtheil, schon darum leidet ihr ganzes Dasein an einer Unvollkommenheit, die als Häßlichkeit oder Mangel an Schönheit zu Tage treten muß. Aus dem Gesagten geht hervor, daß unter den weißen Völkern keins das Menschheitideal vollständig verwirklichen kann, daß aber die Theilhaberschaft an diesem Ideal keinem ganz abgesprochen werden darf. Im Kunstgeschmack und in der allgemein verbreiteten Schönheit des Gesichtes bleiben wir Nordländer hinter den Romanen zurück, obwohl in allen Gebieten der Kunst einzelne Deutsche das Höchste geleistet haben. Zu wirthschaftlichen und politischen Erfolgen gehören vor Allem Willenskraft und Stetigkeit; darin sind die Germanen und namentlich die Angelsachsen den Romanen und den Slaven überlegen. (Die russische Politik wird nicht von Russen gemacht, sondern von russifizirten Deutschen.) Daß die Europäer zur Beherrschung der Farbigen befähigt und berufen sind, lehrt jeder Tag; ob und wie weit die Deutschen heute noch den übrigen Europäern in dem Grade überlegen sind, wie sie es in der Zeit von 1000 bis 1300 waren, muß die Zukunft lehren. Höchste Kultur sichert keineswegs den politischen Erfolg, kann ihm sogar hinderlich sein, wie klassische Beispiele beweisen, aber nur die zur höchsten Kultur befähigten Völker sind auch befähigt, dauerhafte politische Herrschaft zu begründen. (Der schwankende Sprachgebrauch erschwert die Verständigung; wenn von den Kulturen der Naturvölker und der Barbaren gesprochen wird, so ist Das gemeint, was ich Civilisation nenne. Hohe Civilisation kann mit niederer Kultur, ja, mit Unkultur verbunden sein und umgekehrt.) Zu den Stücken, in denen ich vollständig mit Chamberlain übereinstimme, gehört sein Urtheil über die Entwickelungtheorie. (Sein Darwinismus ist Züchterdarwinismus, also eigentlich vordarwinischer Darwinismus). Er kennt weder Fortschritt noch Rückschritt im Weltganzen, sondern nur Entfaltung der einzelnen selbständigen Wesen, zum Beispiel: der Völker, und bemerkt treffend, daß gerade die darwinische Theorie den Fortschritt eigentlich ausschließe, weil die Monere das im darwinischen Sinn vollkommenste, nämlich das widerstands- und anpassungfähigste Wesen ist, daß Naturforscher von Haeckels Art vielmehr Religionstifter sind und daß Darwin „immerfort mit einem Fuß in unverfälschter Empirie, mit dem

anderen in haarsträubend kühnen philosophischen Voraussetzungen breitbeinig fortschreitet." Weismann hat den Moneren sogar die Unsterblichkeit zugeschrieben. Freilich werden Millionen gefressen und verdaut, aber Das würde nicht geschehen, wenn sie nicht so dumm gewesen wären, größere und komplizirtere Wesen aus sich zu entwickeln, die der Idealist vollkommener nennt. Die Rassentheoretiker darwinischer Richtung unterschieben gewöhnlich dem darwinischen Begriff „angepaßt" die idealistischen Begriffe „höher" und „vollkommener" und lassen durch Anpassung und Naturzüchtung zuerst aus niederen Thierarten höhere, dann aus Thieren Menschen und zuletzt aus niederen Menschenrassen höhere hervorgehen; dabei verkoppeln sie manchmal mit dem unechten idealistischen Darwin gedankenlos Gobineau, indem sie mit Jenem die Entwickelung vom Niederen zum Höheren lehren, zugleich aber mit Diesem über die fortschreitende Entartung der weißen Rasse jammern. Mit Chamberlain halte ich Gobineaus Pessimismus, der nur zunehmende und unabwendbare Entartung sieht — die weiße Rasse mit ihren edlen Eigenschaften soll im ekeln Völkergemisch verschwinden —, für unberechtigt, erkenne an, daß es gute und schlechte Mischungen giebt, und füge hinzu, daß eine weise und kräftige Sozial- und Kolonialpolitik der Entartung, wo solche droht, vorbeugen und die Rasse verbessern kann. Was den Fortschritt betrifft, so beschränke ich ihn auf die Technik, auf die Anhäufung des Wissens, der Fertigkeiten und der Güter und auf die Vermehrung des geistigen Reichthumes durch die Vervielfältigung der Kombinationen, dagegen glaube ich nicht, daß der Menschennatur neue Kräfte zuwachsen oder die, die sie hat, sich erhöhen, noch daß die Menschen moralischer oder glücklicher werden oder einem Gesellschaftzustande entgegengehen, der allen früheren Zuständen und Staatsverfassungen vorzuziehen sein wird. Ein letztes objektives Ziel der Veränderungen, die man heute Entwickelung zu nennen liebt, erkenne ich nicht an; alle Veränderungen haben nur den Zweck, den Menschen jeder Zeit und jeden Ortes die Entfaltung und Bethätigung ihrer Anlagen zu ermöglichen, und diesem rein subjektiven Zweck dienen auch die wechselnden objektiven Zwecke der Entwickelung wie die Schöpfung neuer Rassen und Kulturen und die Gründung neuer Staaten.

Die Absicht, seinen Lesern einen festen Halt darzubieten, hat den Verfasser des Buches, das uns nun ein Wenig beschäftigen soll, nicht geleitet. Er verwirrt sie vorläufig nur noch mehr (ich sage vorläufig, weil man ja nicht weiß, was die folgenden Bände seiner Philosophie des Imperialismus bringen werden), indem er Gobineaus Theorien und Geschichtkonstruktionen kritisch zersetzt und durch Aufdeckung ihrer Widersprüche, ihrer Willkürlichkeiten, ihres phantastischen Charakters dem Spott preisgiebt, ohne ihnen eine andere Lehre entgegenzusetzen. Damit soll nicht gesagt sein, daß das Buch

frivol wäre oder daß der Verfasser die dem Genie und dem edlen Charakter des Grafen schuldige Pietät verletzte; den hohen literarischen Werth der meisten Schöpfungen Gobineaus erkennt er ohne Rückhalt an. Und seine kritische Aufgabe, für die er sich mit dem nöthigen gelehrten Rüstzeuge versehen hat, nimmt er sehr ernst. Auch sein Spott ist nur die Hülle für den bitteren Ernst, der sich darunter verbirgt. Es kann einem französischen Patrioten unmöglich gleichgiltig sein, wenn ein Landsmann von ihm lehrt, zwei Drittel der Franzosen stünden als Menschen niederer Rasse außerhalb der arischen Kultur, und wenn dieser Landsmann das Haupt einer einflußreichen deutschen Schule wird. Zwar hatte Gobineau auch die Deutschen als ein minderwerthiges Mischvolk geschildert; aber nachdem sie 1870 ihre Ueberlegenheit über die Franzosen bewiesen haben, kann sich die deutsche Jüngerschaft darüber mit dem Gedanken trösten, daß der Meister in diesem einen Punkte geirrt habe. Seillière nun macht, um einer Ansicht, die für Frankreich wenig schmeichelhaft ist und sogar praktisch unheilvolle Folgen haben kann, den Boden zu entziehen, gleich im Anfang seiner Einleitung ganze Arbeit: alle Geschichtphilosophien sind von der Leidenschaft, vom Vorurtheil und vom Interesse eingegebene willkürliche Konstruktionen und die von Rousseau, Hegel, Comte sammt denen der allerneusten Autoritäten stehen als Apokalypsen auf einer Stufe mit dem Buche Daniel und der Offenbarung Johannis, die nichts Anderes sind als die Geschichtphilosophien ihrer Zeit. Die neuste Geschichtphilosophie hat nach unserem Kritiker drei Wurzeln: den Feudalismus, den Germanismus und die von den Sanskritgelehrten verbreitete Schwärmerei für die indischen Arier. Die gemeinsame Frucht ist der Imperialismus, die Lehre, daß den europäischen Ariern die Weltherrschaft bestimmt sei. Der Verfasser bemerkt gelegentlich, daß der Name Arier heute eigentlich nicht mehr zeitgemäß ist. „Die wissenschaftliche Mode hat gewechselt; die Zugehörigkeit zur indogermanischen Sprachenfamilie soll noch nicht die Blutsverwandtschaft eines Volkes mit den Herrenvölkern beweisen; man setzt die Entstehungzeit der indischen und der iranischen Sprachdenkmäler herab, um die asiatischen Kulturen zu Ablegern europäischer machen zu können, und erklärt die europäische Kultur für autochthon. So verblaßt das Bild des Ariers immer mehr, bis ihm eine Reaktion in der Gelehrtenwelt neuen Glanz verleihen wird.“ In Frankreich ist nach Seillière, der sich vielfach auf Augustin Thierry stützt, die Sache anders verlaufen. Der Adel blieb sich seiner Abkunft von den fränkischen Eroberern bewußt, die Stadtbürger führten ihre Verfassungen auf die Römer zurück, die Bauern hatten gar keine Traditionen und pochten in Zeiten der Empörung auf die natürliche Gleichheit aller Menschen. Die Legisten endlich halfen mit dem römischen Recht die sich über alle Stände erhebende Macht des absoluten Königs begründen. Da-

neben wurde über den Ursprung der Franken gestritten; während ihnen die Einen ihre germanische Abkunft ließen, machten Andere sie zu Galliern, die über den Rhein ausgewandert und später von da zurückgekehrt seien. Der „Keltismus“ wurde eine Zeit lang Mode und sah Kelten in allen germanischen Stämmen, schließlich sogar in den Hunnen. Unter Ludwig dem Vierzehnten wurde diese Theorie dazu benutzt, die französischen Eroberungpläne zu rechtfertigen; „so wahr ist es, daß die Geschichte immer die Magd der augenblicklichen Leidenschaften Derer ist, die sie schreiben.“ Der keltische Ursprung der Hauptmasse der französischen Bevölkerung konnte selbstverständlich nicht angezweifelt werden. Der erste Begründer des Germanismus ist Hotman gewesen. Er bewies in seiner Frankogallia (1574), daß die alte französische Verfassung auf die Freiheit und Gleichheit aller Bürger gegründet und der König an die Beschlüsse der Nationalversammlung gebunden gewesen sei. Hotman gehörte dem Bürgerstande an. Hundert Jahre später verquickte seine Theorie der Graf Boulainvilliers mit dem Feudalismus. Auch er verkündete die Freiheit und Gleichheit, aber nur die der Mitglieder des Adels, dem sich der König unterzuordnen habe, und dessen Recht, das Volk zu beherrschen, in der fränkischen Eroberung wurzle. Der gräfliche Staatsphilosoph bekämpft die „königlichen Bastarde“, die sich als Prinzen von Geblüt über den echten Adel erhöben, die Befreiung der ländlichen Knechte und die Berufung von Bürgern in hohe Staatsämter. Ein Abbé Dubos suchte dadurch Versöhnung zu stiften, daß er die Franken als Bundesgenossen der Galloromanen im Kampf gegen die übrigen Barbaren auftreten ließ. Mably wendet dann wieder das hohe Gut der germanischen Freiheit dem ganzen Volk zu und macht Karl den Großen zum Wiederhersteller der Volksrechte und zum konstitutionellen Mustermonarchen. Im selben Fahrwasser gelangte der populärere Rousseau zum Sozialkontrakt, von dem aus man nicht mehr weit hatte zur Herrschaft des tiers état und zum Abbé Sieyès, der die sich ihrer Abstammung von Eroberern rühmenden Aristokraten in ihre deutschen Wälder zurückschicken wollte. Nach der Restauration stellte der Graf Montlosier die aristokratische Doktrin wieder her. Nur durfte er nach Dem, was zwischen der Revolution und 1815 geschehen war, nicht wagen, die Ansprüche des französischen Adels auf seine deutsche Abstammung zu gründen. Ihm ist der Adel die Gesammtheit der Freien, der Herrschenden, gleichviel welchen Ursprungs, gegenüber dem handarbeitenden Volke; in beiden Ständen sind alle drei Rassen vertreten: Gallier, Römer und Germanen. In Deutschland läßt Seillière den Germanismus als Reaktion gegen die Eroberungskriege des vierzehnten Ludwig und gegen seine Keltomanen entstehen und nennt Leibniz als den ersten Träger der neuen Strömung, die sich dann in Herder fortgesetzt habe. An ihn schlossen sich die Dichter und Philosophen der

Freiheitkriege, dann die Rechtsphilosophen, die Romantiker, die Indologen. Damals wurde ganz Europa vom Rassentaumel ergriffen. „Dieser Rassenwahnsinn: Schlachten, die man mit Wörterbüchern, Archivalien und Volksliedern gewann, blutige Heldenthaten, die man um historischer Legenden willen verrichtete, diese bis dahin beispiellosen Erscheinungen charakterisiren den politischen Gemüthszustand eines Theils von Europa im neunzehnten Jahrhundert.“ Damit war für einen Gobineau der Boden bereitet und zugleich ihm das Material geliefert. Die Kritik seiner Schriften bildet den Inhalt des vorliegenden Buches.

Eine Analyse dieser kritischen Analyse würde ein gleich dickes Buch erfordern. Sie wäre auch überflüssig, wie schon Seillières Buch selbst es sein würde, wenn es nichts weiter als eine Kritik der Rassentheorie enthielte. Denn die Uebertreibungen und Phantasien des Romantikers der Anthropologie, etwa, daß die ästhetische Anlage aus Negerblut stamme, nimmt doch kein ruhiger Denker ernst; und die enthusiastischen Verehrer lassen sich durch Kritik nicht anfechten. Vielfach geht Seillière in der Ablehnung zu weit; so, wenn er gegen die Schilderung der „arischen“ Schönheit den Einwand erhebt, daß die Schönheit Geschmackssache sei und daß sie von jeder Thier- und Menschenart anders verstanden werde. Freilich, meint er, werde Gobineau diesen Einwand nicht gelten lassen, da er die Schönheit für eine absolute Idee halte. Dafür halte auch ich sie und nicht, wie manche Biologen lehren, für eine dem Geschlechtstrieb dienende Illusion, die auch dem Heuschreck die Heuschreckin als das schönste aller irdischen Wesen erscheinen lasse. Bei Menschen ist es bestimmt nicht so, daß sich Jeder sein Schönheitideal nach der eigenen Gestalt formt. Der Häßliche liebt nicht eine Häßliche, der Krüppel nicht die Verkrüppelte, und während sicherlich noch kein Weißer gewünscht hat, wie ein Neger oder Mongole auszusehen, beneiden wahrscheinlich alle gebildeten Neger und Mongolen die Europäer um ihre Hautfarbe und ihren Gesichtsschnitt. Hier und da flicht Seillière treffende, ja, glänzende Charakteristiken seines Helden oder vielmehr Opfers ein; ein Beispiel: „Wenn man Gobineaus Parteinahme für die Kasten, seine Vorliebe für Ausdrücke wie Mißheirath, Emporkömmling, Exklusivität ins Auge faßt, so erscheint er Einem als unverbesserlicher Junker. In Wirklichkeit gehört er eher unter die extremen Republikaner als (ich würde sagen: eben so — wie) zur Kavallerie das ancien régime. Reaktionär ist er gewiß und nicht etwa blos um ein Jahrhundert, auch nicht um fünf Jahrhunderte, sondern um drei Jahrtausende zurück, denn sein Feudalismus beruht ja schon auf Resignation (weil durch das Vasallenverhältniß die ursprüngliche Freiheit und Gleichheit aufgegeben wird). Sein Ideal ist der äußerste Individualismus, der souveraine Besitz eines Allodiums in Gardarike. Nichts Anderes ist er als ein aristokratischer

Rousseau, der für die Arier fordert, was der genfer Philosoph auch der ganzen Menschheit wünschte. Hat nicht dieser wahre Vater der Romantik damit angefangen, die Skythen, die alten Perser, die Germanen des Tacitus zu verherrlichen, die Korruption der Athener, das dekadente Rom, die treulose Renaissance des sechzehnten Jahrhunderts zu verdammen? Der Abscheu vor der Rassenmischung hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Verwünschung des Gesellschaftlebens. Die Wirkungen dieser beiden gefährlichen Wandlungen des vermeintlichen Urzustandes sind in den Augen beider Utopisten die selben: für die Entstehung der verderblichen Künste und Wissenschaften macht der Eine die Gesellschaft, der Andere die Mißheirath verantwortlich. Und Keiner von Beiden wagt, das gefährliche Element ganz zu verbannen: Rousseau kann ein Wenig Gesellschaft, Gobineau ein Wenig Kultur erzeugende Rassenmischung nicht entbehren, — aber um Gottes willen nur eine homöopathische Dosis! Sonst degenerirt der Arier des ‚Versuchs über die Ungleichheit der Menschenrassen‘ wie der gute und glückliche Urwäldler der ‚Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen.‘ Auch haben Mischung und Gesellschaft gemeinsam, daß ihre verderbliche Wirkungsweise erst in einem Stadium sichtbar wird, wo es für die Umkehr zu spät ist. Wenn Gobineau der Mischung zuschreibt, was sein Vorgänger für eine Folge der bloßen Vergesellschaftung hielt, so kommt Das daher, daß Jener als Schüler Boulainvilliers besser weiß, welche Rolle Gewalt und Eroberung bei der Gesellschaftbildung gespielt haben. Aber aus dem Schoß der weißen Rasse, die ihm die echte Menschheit ist, verbannt auch er Kampf und Sklaverei auf Grund des Naturrechtes. Noch mehr: in diesen engeren Kreis führt er den Gesellschaftvertrag ein — denn die Feudalität ist nach ihm als eine Uebereinkunft zwischen Gleichen entstanden —, nicht, ohne, gleich seinem Meister über diesen ersten Schritt zur Entartung einige Thränen zu vergießen."

Könnte man die Kritik des Gobinismus, so interessant und geistreich sie ist, recht gut entbehren, so ist dagegen Einem, der kein Mitglied der Schemann-Wagner-Gemeinde ist und der sich daher mit diesen Dingen nicht ex professo beschäftigt, das Buch deshalb hochwillkommen, weil es eine fragmentarische Biographie des Grafen und den Inhalt seiner zahlreichen übrigen Werke angiebt, die zu lesen man wenig Veranlassung hat, wenn man nicht zur eben genannten Gemeinde gehört. Die Novellen und Romane zu lesen, würde Einem Seillières Bericht wohl Lust machen, wenn man mehr Muße hätte und der Tag nicht so viel Neues brächte; aber wer hätte Zeit übrig für eine aus orientalischen Märchen geschöpfte Geschichte der Perser (die freilich nach der Meinung, die Seillière von der Geschichtschreibung im Allgemeinen hegt, ihm so viel werth sein müßte wie jede andere Geschichte) oder für Gobineaus nicht weniger phantastische Keilschriftendeutung, die von

den Assyriologen verspottet wird, oder für die Geschichte Ottars Jarl, worin der Sprößling einer südfranzösischen Familie sein Geschlecht auf einen skandinavischen Seehelden zurückführt? Den Uebersetzer Gobineaus, das Haupt der deutschen Gobinisten, den Professor Schemann, der sich die Mission zuschreibt, Richard Wagners Testament zu vollstrecken, behandelt unser Franzose recht ironisch. Er meint, das Urtheil über die Sprache Gobineaus in seinen poetischen Werken möge der Herr nur den Franzosen überlassen, und schreibt: „Welcher Franzose würde nicht über die Werthung der Tragoedie ‚Alexander der Makedonier' (eines Jugendwerkes) durch ihren deutschen Herausgeber lächeln?" Was das Verhältniß Gobineaus zu Richard Wagner betrifft, so glaubt der Kritiker, die gemeinsame Liebe zur Kunst, die Gobineau in die seltsamsten Widersprüche mit sich selbst, mit seiner kulturfeindlichen Theorie verwickele, habe Beiden die Kluft verdeckt, die sie trennte. Zu der Zeit nämlich, wo sie Freundschaft schlossen, hatte Wagner schon den von Nietzsche so tief beklagten Zusammenbruch erlitten: er war katholisirender Christ geworden und sah das Heil nicht im Arierblut, sondern im Heiligen Gral, im Blute des Erlösers, das sich erneuernd in die Adern der Menschen aller Farben ergieße. In seinen letzten Tagen hat Gobineau einen Aufsatz für die Bayreuther Blätter (Ueber den gegenwärtigen Zustand der Welt) geschrieben, den der Meister mit einer Vorrede einführte. Dieser Aufsatz treibt den Pessimismus auf die Spitze, entwirft von den „revolutionären" Romanen das gehässigste Bild und schreckt mit der gelben Gefahr: binnen zehn Jahren könnten die Mongolen, von den Slaven eingelassen, Europa umgestaltet haben. Dazu bemerkt der Vorredner ganz gemüthlich: wie Schopenhauers Pessimismus durch die Vernichtung des falschen Optimismus die Hoffnung auf Erlösung geweckt und damit diese selbst vorbereitet habe, so sei auch diese Schilderung allgemeinen Verderbens ein neuer Hoffnungerreger; denn man höre aus ihm den selben Seufzer tiefsten Mitleides heraus, der von Golgatha ertöne. Das sei, meint Seillière, das gerade Gegentheil von Dem, was Gobineau gewollt habe. Dieser habe also seine ganze Mühe verloren. „Können zwei Leute einander mehr lieben und einander doch unverständlicher bleiben als dieser Vorredner und Der, den er einführt?

Dem Endurtheil Seillières über Gobineaus Hauptwerk kann ich beistimmen, ohne jedoch den Gobinismus so gefährlich zu finden, wie ihn die Furcht des Franzosen sieht. Der „Versuch" müsse als ein Heldengedicht aufgefaßt werden, das sich in der Form dem wissenschaftlichen Geschmack der Zeit anpasse, aber aus der Seele eines Aöden, eines Troubadours ströme. Gobineau sei, schopenhauerisch zu reden, nicht ein logisches, wohl aber ein intuitives Genie gewesen. Solche Menschen würden von kleineren Geistern berichtigt, erwiesen sich aber als fruchtbare und schöpferische Inspiratoren. In

einer Geschichte der Ideenentwickelung habe man den Werth von Literaturwerken nicht an ihrem Gedankengehalt abzumessen (Seillière schreibt: par leur mérite intrinsèque), sondern an der Tragweite und Dauer ihres Einflusses. Wer glaubt, daß seine auf die Darstellung des Aryanismus und Gobinismus verwendete Arbeit in keinem Verhältniß stehe zum Gegenstande, daß den Phantasien eines Dilettanten eine zu große Wichtigkeit beigelegt werde, Der möge sein Endurtheil aufschieben, bis ihm über Das, was sich (in Deutschland) vorbereite, berichtet worden sein werde, über die Nebenbäche, in denen verwandte Gedanken rinnen und die sich zu Strömen vereinigen. Vorgreifend solle für jetzt nur bemerkt werden, daß der wirkliche, wenn auch nicht eingestandene Jünger Gobineaus jenseits des Rheines nicht Richard Wagner sei, sondern der anfängliche Bundesgenosse und spätere Feind des Meisters von Bayreuth: Friedrich Nietzsche.

Neisse. **Karl Jentsch.**

Kosmische Wanderungen.

„Jeden, der auf das neunzehnte Jahrhundert zurückblickt, muß die Gestalt des Philosophen aus dem Rosenthal, Fechners, fesseln wie kaum eine zweite. Alles ist in ihr, was in dem vollendeten Wogenliede dieses Jahrhunderts zusammenklingt: das grenzenlos, sternenweit vergrößerte Wissen und die grenzenlose Sehnsucht, die zwischen all diesen Fixsternsonnen und Aeonen auf ihrer schwarzen Erde liegt und singt: Was bin ich? Was bin ich, der ich auf diesen schimmernden Aeonen heraufschwimme, wenn ich morgen hinabstürze in die ewig sternenlose Nacht der Vernichtung? Was sind diese strahlenden Lichtpunkte da oben am Firmament, wenn ich allein eine Seele habe, während durch diese Billionen Meilen des Raumes nichts rinnt als innerlich tote Kraft? Was bist Du, mein Mitmensch, den ich liebe, der mein Nächster sein soll, was bist Du, wenn zwischen uns selbst die Grabeshülle, Grabesschwärze einer seelenlosen Körperwelt sich schiebt? Meine Lippe preßt sich im brennenden Kuß auf Deine, — und zwischen Lippe und Lippe liegt dieser ganze schweigende Raum mit all seinen Milliarden starrer Sternenaugen, die nicht sehen können . . . Wer diese Stunde des Ringens mit sich selbst nicht erlebt hat, kann freilich Fechner nicht begreifen.“ Diese Worte Bölsches, die er dem Andenken des fast vergessenen großen Naturforschers vor Jahren widmete, lassen uns klar die Leerheit der gewöhnlichen Schlagwörter erkennen, mit denen wir die geistige Bedeutung großer Männer begreifen zu können vermeinen, die Hinfälligkeit der üblichen Kategorien, die vielleicht bequeme Schemata für den trockenen Verstand sein mögen, aber nicht

entfernt den wahren, zeugenden Lebensgehalt der Ideen erfassen. Ein solcher, mit elementarer Expansivkraft wirkender Gedanke war die Ueberzeugung von der organischen Entwickelung alles Wirklichen: er hat denn auch unsere ganze geistige Kultur, unsere gesammte Wissenschaft von Grund aus umgestaltet. Selbst Fechner, der unter ganz anderen Anschauungen erwachsen war, kann sich, wie er selbst bekennt, dieser magnetischen Berührung nicht entziehen und wählte seinen Standpunkt nah bei Darwin. Was besagen da noch die alten Rubriken: Materialismus und Idealismus? Kommt nicht Alles darauf an, was ich unter diesen ewigem Wechsel unterworfenen Begriffen verstehe? Wenn Lotze, jedenfalls ein unverdächtiger Zeuge, offen erklärte, die Materie sei ihm nur begreiflich als Wiederschein eines inneren geistigen Lebens: wie viel fehlte noch daran, daß, als die Schranken des Dualismus gefallen waren, in monistischer Auffassung Natur und Geist als wesentlich identisch erschienen, nur verschieden vielleicht in ihren Formen, in ihrer Entfaltung, mindestens für den persönlichen Standpunkt des einzelnen Menschen? Je mehr die Unklarheiten und Ueberschwänglichkeiten der anfangs vielleicht allzu enthusiastischen Stimmung einer ruhigeren, tiefer eindringenden Prüfung Platz machen, um so fester wird der Glaube an die untheilbare Einheit alles Werdens und Geschehens.

Eins der gebräuchlichsten und bequemsten Schemata, mit denen wir die Wahrheit der Wirklichkeit fälschen, ist die bekannte Gegenüberstellung der mechanischen, streng gesetzmäßigen, empirischen und der animistischen, mit Wundern und plötzlichen unvermittelten Eingriffen in den Naturlauf vertrauensselig rechnenden religiös-mythologischen Weltanschauung. Diese zeige sich besonders anschaulich bei den Naturvölkern, in der Auffassung ekstatischer Persönlichkeiten oder ganzer Zeitalter. Jene sei das untrügliche Kennzeichen klarer, nüchterner Forschung, die mit diesem Spuk unmündiger Generationen gründlich aufräume. Das klingt bis zu einem gewissen Punkt ganz plausibel; richtig und erfreulich zugleich ist die Beseitigung aller nachweisbaren Irrthümer durch die Wissenschaft; und in diesem Sinn mag der alte, oft mißverstandene Spruch des Lukrez immerhin heute noch gelten: Tantum religio potuit suadere malorum. Aber falsch, grundfalsch und verderblich ist der Wahn, daß der Mechanismus das große Räthsel des Daseins endgiltig zu lösen vermöge. Das hat das scharfe Auge Bölsches richtig erkannt, der deshalb auch ingrimmig gegen das stolze und hohle Wort „selbstverständlich" kämpft, das die Gedanken nivellire, wie der diluviale Sand das Gesteinsprofil der Mark. Was wollt Ihr denn, ruft er zornig aus,*) mit dem Selbstverständlichen? „Dieses Selbstverständliche ist ja das große Wunder unserer Zeit, das Wunder aller Wunder. Nicht, daß mystische Blumen im

*) Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Georg Bondi, Berlin 1903.

dunklen Kabinet aus den Lüften regnen, ist das wahre Wunder für den echten Ostersucher von heute, sondern daß überhaupt auch nur die schlichteste Blume nach schlichtestem Naturzusammenhang aus dem Erdboden wächst. Nur eine Rettung giebt es, daß unsere Sehnsucht den großen Osterpfad wiederfindet durch unser sternenweit gedehntes modernes Wissen. Wir müssen uns wieder darauf besinnen, wie wunderbar das Natürliche selbst ist, als Natürliches. Ich will ihm nichts fortnehmen im strengsten Naturforschersinn; ich will es nirgends durchbrechen. Aber gerade diese absolute, in sich geschlossene, durch und durch einheitliche Natur ist mir dann auch wieder das höchste Wunder. Was für ein unsagbar Geheimnißvolles ist diese ‚Gesetzmäßigkeit‘ alles Geschehens? Warum ist die Welt nicht wirklich ein Haufe regellos stäubender Atome? Im Grunde schon: welches Wunder ist es, daß überhaupt Etwas ist! Und dann, da uns dieses erste Wunder immer wieder wie ein Auferstehungmorgen geschenkt ist, das zweite, nicht minder große, daß es Verschiedenes giebt. Immer, wohin wir sinnen und forschen mögen, bewegt uns dieses dunkle Ahnen, daß Alles in einem ewig Einen schwimmt, eine tiefste kosmische Einheit bildet. Und doch ist dieses Eine auseinander gespannt zu dem unendlichen Majaschleier des Vielfältigen. Nicht nur Sonne, sondern auch See, der sie spiegelt. Und am See dieses liebliche Blumenauge, eine Individualität, wie ich. Und ich selbst, in dessen Ostern suchendem Auge noch wieder das Alles schwimmt.“ Das mag Manchem, dem für dies letzte, höchste Problem der Sinn fehlt, schwärmerisch vorkommen, mystisch, wie man es wohl in thörichter Ueberlegenheit fast mitleidig nennt, und es ist trotzdem der Treffpunkt, wo alle Weltweisen aus allen Zonen und Völkern, trotz allen ethnographischen und kulturgeschichtlichen Verschiedenheiten, einander begegnen. Gerade unsere moderne Wissenschaft, die uns durch schärfste Analyse, wie Max Müller einmal sagt, begreifen lehrt, wie natürlich, wie organisch entfaltet das Uebernatürliche, die Entstehung von außerweltlichen Spiegelungen, sei, darf in ihrem eigenen Interesse nicht gleichgiltig an dieser Fundamentalvoraussetzung alles Denkens und Erkennens vorübergehen. Thut sie es, so läßt sie Kopf und Herz kalt und zwingt Viele, sich außerhalb dieser klaren Erkenntnißsphäre in Dogmen, die ihnen ein sacrificio dell intelletto auferlegen, Rath und Trost zu holen. Doch auch das Schauspiel, für das der blöde, selbst nicht durch die schärfsten Instrumente genügend erleuchtete Blick des Menschen ausreicht, auch die Rundsicht auf die Zergliederung in die ursprünglichen, einfachen Elemente und Keime alles Werdens nöthigt uns zu der stummen Verehrung, von der als der Weisheit letztem Schluß alle wahrhaft großen Seher, Weisen und Dichter von je her redeten. Wer durfte sich als ehrlicher Forscher, im vollsten Besitz aller wissenschaftlichen Hilfsmittel, je des Glaubens vermessen, er kenne das Leben? Wir wissen nicht, sagt Bölsche, wie es

ursprünglich entsteht. Möglich wäre im Sinn solcher Betrachtungweise, daß es sich unter Verhältnissen gebildet hat, die wir gar nicht kennen, da sie in Urtagen auf zonenfernen Sternen vielleicht nur einmal gegeben waren. Zu uns wäre das Leben erst spät, als längst fertiges Bazilluskörnlein, herübergewandert. Oft, immer wieder kamen solche fliegende Körnlein im Trockenheit- und Kälteschlaf des Raumes zu uns heran. Lange aber glühte die Urerde gleich der Sonne; da hielt sich nichts. Bis die Erdrinde sich auf hundert Grad etwa abgekühlt hatte: da konnte der erste Bazillus gedeihen, mehrte sich, änderte, entwickelte sich und umgrünte die Erde endlich als Wiese und Wald. Freilich verschiebt diese geistreiche Hypothese Bölsches das Räthsel nur um eine Station, da der ursprüngliche Entstehungherd hier ausgeschaltet ist. Und nicht minder offenherzig gesteht Bölsche, daß dieser erste fragwürdige Bazillus schon im Keim die ganze spätere Generationenreihe bis zum Menschen hin in sich getragen haben müsse. Und da stehen wir abermals vor einem Räthsel der Erkenntniß, das der Natur der Sache nach in alle Ewigkeit menschlichen Scharfsinnes spotten wird, weil es ganz und gar jenseits von kritischer Erfahrung liegt. Dagegen läßt sich wohl von diesem Anfangspunkt aus die weitere organische Gestaltung des Lebens beobachten, die verschiedenen Formen der Individualität, der sozialen Erscheinungen in Thier- und Pflanzenreich, der eigenthümlichen Symbiose, des gemeinschaftlichen Haushaltes, den Pflanzen und Thiere auf gleiche Kosten bestreiten. Endlich kann man auch noch, wie Bölsche sagt, die ganz wunderbare Zähigkeit, mit der sich, selbst unter den ungünstigsten Existenzbedingungen, eine ursprüngliche zeugende Lebenskraft hält, nachweisen. Doch wir gelangen damit, wie schon bemerkt, nicht an des „Lebens Quelle". Ich möchte dies Axiom, um ein etwas hochtrabendes Wort zu gebrauchen, noch durch einen anderen Hinweis erhärten. Bekanntlich hat die moderne vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis und mit ihr im Verein die Soziologie die völlige Relativität (wesentlich durch die jeweiligen sozialen Verhältnisse und die ganze Kulturstufe bedingt) aller sittlichen und rechtlichen Anschauungen nachgewiesen; und doch kommt man nicht um einen wichtigen Punkt herum: um das Zugeständniß eines freilich ganz formalen Gefühles, je nach Lage der Dinge entscheiden zu können, was Recht oder Unrecht ist.

Der Zweifel an der Bedeutung des Mechanischen läßt sich auch nach der ästhetischen Seite verwerthen. In der guten alten Zeit des Dualismus konnte für die Kunst der Schnitt haarscharf zwischen Mensch und Thier gezogen werden; und was sonst etwa an aufdringlichen, unbequemen Erscheinungen bei unseren Verwandten entdeckt wurde, gehörte einfach, so weit man es überhaupt zuließ, in das Kapitel vom Instinkt. Je weniger man sich über dieses Räthsel klar wurde, um so willkommener war solcher Schlupfwinkel, um

böswilligen Verhören und Fragestellungen auszuweichen. Da kam die Sturmfluth Darwins und seiner Nachfolger, überall fielen die früheren Schranken, nichts hielt mehr Stand, Alles schien aufgelöst, seit die mikroskopische, induktive Detailarbeit überall einsetzte. Gewiß ist in dieser rasch erblühenden Thierpsychologie manche voreilige Hypothese entstanden, die dann bald in ihr wohlverdientes Grab sank; aber der wissenschaftliche Gewinn dieser Untersuchungen war trotzdem beträchtlich. Man braucht nur an Ameisen und Bienen zu denken; da haben wir eine sehr reichhaltige Literatur, die auch nach der ästhetischen Seite noch viel Material liefern wird. Was Fechner, zum Entsetzen seiner ihn als Sonderling betrachtenden Zeitgenossen, von einer Aesthetik von unten sagte, gewinnt jetzt an greifbarer Deutlichkeit. Ohne Zweifel, ruft uns Bölsche zu, ist die Natur auch unterhalb des Menschen voll von Objekten, die unserem menschlichen Sinne noch als vollkommene künstlerische Leistung erscheinen, die zweifellos Objekt der Lehre vom Schönen, der Aesthetik, sein müssen. Man betrachte einen Schneekristall oder Bergkristall. Da ist die Anlage dieser Dinge schon im Anorganischen, im sogenannten „Toten". Nach geheimnißvollen Gesetzen der Natur erscheint eine rhythmische, eine harmonische Anordnung der Stofftheilchen, die uns als „künstlerisch", als „schön" entzückt, — sogar noch jenseits der Grenze des sogenannten „Lebendigen". Für den Laien hat allerdings die Frage immer das Hauptgewicht, ob diese Gestalten nur rein „mechanisch" oder ob sie durch einen bewußten künstlerischen Akt geschaffen seien. Wenn er hört, daß diese köstlichen Kieselskelette der Radiolarien doch von lebenden Wesen geformt seien, so neigt er dazu, noch an diese Wesen zu denken. Beim Kristall aber erscheint ihm Alles bereits als „mechanisch". Wenn man nun aber die Gebilde selbst vergleicht, wenn man die Aehnlichkeit zwischen Kristall und Radiolarienschale erkennt und sich sagt, daß gerade das „Schöne" in Beiden unverkennbar für unser Auge das Gleiche ist, so muß man schwankend werden, ob jene Unterscheidung wirklich etwas Präzises aussagt. Bölsche läßt die Aesthetik der Radiolarien in die Philosophie münden; jedenfalls führt eine ununterbrochene Linie von den Pflanzen über die Thiere zu den Menschen, wo dann in thörichter Kontrastirung Kunst und Natur einander gegenübergestellt werden.

Bölsches Werk bedarf keines Lobes; seine Essays sprechen für sich selbst. Wer den Verfasser kennt, weiß aus Erfahrung, daß er eines wissenschaftlichen und zugleich eines künstlerischen Genusses sicher sein kann. Das Beste an Bölsche ist aber, daß er Probleme anzufassen und dem trägen Bildungphilister recht eindringliche Fragen zu stellen versteht.

Bremen. Dr. Thomas Achelis.

Drei alte Weiber von Berlin.

Die alte Seilern machte in einer Laube ihres schönen Obstgartens den Kaffeetisch zurecht. Sie stellte die Tassen und eine große Kaffeekruke auf den Tisch und einen Teller voll Streußelkuchen daneben. Dann setzte sie sich in die Laube, sah in ihren Obstgarten hinaus und dachte, bis die beiden anderen alten Weiber kamen, über ihr Leben nach. Sie bohrte mit etwas zitternder Hand die Streußelkügelchen von den Kuchenstücken und steckte sie einzeln in den Mund. Nach einem Weilchen bemerkte sie, daß dadurch auf einem Kuchen leere Stellen entstanden. Deshalb nahm sie von den anderen Stücken einzelne Kügelchen weg, legte sie säuberlich auf die kahle Stelle, damit die Gäste nichts merkten, und guckte sich verstohlen um, ob man sie nicht aus den Nachbargärten etwa beobachte.

Sie schaute in ihren Obstgarten hinaus, wo die Kirschen schon in rothen Glöckchen sommerlich reifend im Schatten der Blätter hingen und einzelne Vögel noch zwitscherten. Sie empfand wieder einmal mit angenehmem Gruseln, daß sie nun schon die zweite Hälfte der achtziger Lebensjahre hinter sich hatte. Das war ihr Stolz. Und sie hoffte, neunzig und hundert erreichen zu können. Denn wenn sie auch ein Wenig mit der Hand zitterte beim Kuchennaschen, so war sie doch noch fest im Geist, wie sie meinte, konnte der Portierfrau mit lauter Stimme, die man durch den ganzen Garten hörte, befehlen und die Miether ihres Hauses in Ordnung halten, so daß die Frauen und Dienstmädchen in trockener Sommerszeit nicht zu viel Wasser aus der Wasserleitung verschwendeten, was ihr ein Gräuel war.

Wie war doch das Leben so sonderbar lang und kurz zugleich gewesen! Fast seit dreißig Jahren hauste sie hier im Vorort, als Villenbesitzerin, die selbst mit ein paar Zimmern im Gartenhäuschen fürliebnahm und vom Miethertrag der Villa lebte. Offiziere, Künstler, Geschäftsleute hatten da gewohnt und die schönen Lauben des großen Gartens benutzt, an Sonntagen mit geputzten Damen und Kindern ihre Frühlingsfeste da gefeiert und Maibowlen getrunken. Die waren gekommen und wieder ausgezogen, je nachdem Beruf und Schicksal es mit sich gebracht. Sie war selbst schon eine ältere Frau gewesen, als ihr Mann nach dem großen Kriege billig das Land kaufte und die Villa baute; eine starke Fünfzigerin, für die damals schon die schönen Zeiten der Liebe und des Scherzes mit den Männern in weiter Ferne der Vergangenheit lagen. Und sie hatte doch die Männer immer gern gehabt und mit siebenzig Jahren sogar noch einmal flüchtig ans Heirathen gedacht. Denn einst, als die Leute noch in Alt-Berlin in engen Hosen und Vatermördern gingen, war sie eine lustige Kellnerin gewesen, die nichts dagegen hatte, wenn ein schmucker Soldat sie einmal beim Kinn nahm und in der Stehseidelstube zwischen Bier und Rauch sich einen Kuß stahl. Das hatte sie immer gern gehabt. Und als sie in der Zeit, da „Unter den Linden" das Denkmal des Alten Fritz aufgerichtet wurde, eine ehrbare Bierwirthsgattin und Stehseidelstubenbesitzerin geworden war, später aber auch ein größeres Gasthaus mit ihrem Manne gehabt hatte, waren auch viele muntere Gesellen mit netten, lustigen Mädchen in ihrem Schutze eingekehrt und sie hatte sich immer daran gefreut, daß die Männer so hübsch mit den Mädchen umzugehen wußten. Das waren die Zeiten gewesen, wo in Berlin geschossen

wurde und die Leute vors Schloß zogen; um 1848. Und dann dachte sie an Zeiten, wo sie selbst eine große Krinoline getragen hatte und auf der Friedrichstraße allmählig größere Häuser entstanden und die alten großen Gärten dort immer mehr zugebaut und mit Hinterhäusern vollgestopft wurden. Damals hatte sie sich schon an den König, den Mann der Königin Luise, mit Wehmuth erinnert, weil er ein so schmucker Mann gewesen war und ihr vom Pferde einen Blick zugeworfen hatte, als er einmal an der Stehseidelstube vorbeiritt. Und dann war sein älterer Sohn König gewesen; wonach dann die Zeiten Bismarcks kamen. Sie hatte zwar immer gesagt, daß sie den Kaiser Wilhelm überleben werde. Das war ja auch eingetroffen; daß aber Moltke und Bismarck auch wegschwinden sollten, war ihr doch nun wie ein Traum geworden. Ihr Mann war gestorben, nachdem sie einige Jahre die Villa selbst bewohnt und vermiethet hatten. Denn die Gastwirthschaft in Berlin war ja gut gegangen und so konnten sie sich die Villa gönnen. Ihre Kinder waren auch tot; nur Enkel und Urenkelkinder lebten noch in Sachsen. Die konnte sie aber nicht recht leiden, denn sie schrieben immer nur, wenn sie Geld brauchten, und konnten, wie sie meinte, ihren Tod nicht erwarten. Deshalb hatte sie sich vorgenommen, womöglich so alt zu werden, daß die Enkel auch keinen rechten Genuß von der Erbschaft hätten. Sie ließ die Villa, die ohnehin nur sehr billig auf Spekulation gebaut war, absichtlich verfallen, um die Erbschaft zu entwerthen.

Einstweilen aber freute sie sich an ihrem Garten und daran, daß sie sich noch ans Jahr 1814 erinnern konnte, wo sie als kleines Mädchen die Freiheitkämpfer in Berlin einziehen sah und schon damals für diese schmucken Männer eine heimliche Sympathie fühlte. Indem sie ein paar Streußelkügelchen in den Mund schob, empfand sie es zu diesen Jugenderinnerungen als einen wunderlichen Gegensatz, daß jetzt nur noch ganz alte Weiber zu ihr auf Besuch kamen. Die alten Männer konnte sie nicht leiden. Die schienen ihr Alle zu kindisch. Also blieben eben doch nur die alten Weiber... Da waren sie auch schon. Zwei sehr alte Damen, unter großen altmodischen Sonnenschirmen und Hüten, deren Hutbänder sie unter dem Kinn aufgebunden trugen, da es ihnen von der Sommerhitze zu warm geworden war. Die Eine war die alte Witwe Beelitz, eine behäbige, breitgebaute Frau von sehr herausforderndem Gesichtsausdruck, als wenn sie bereit wäre, Jeden, der ihr jemals zu widersprechen wagte, sofort mit niederschmetternden Verweisen seiner Sünden oder Fehler zu Boden zu strecken. Sie trug ein Kleid von schwarzer Halbseide und einen schwarzen Spitzenüberwurf. Ueber ihre Jugend wußte Niemand etwas Genaues; sicher war nur, daß sie in den Kriegen von 1866 und 70 als Marketenderin mit im Felde gewesen war und ihr damaliger Mann durch Lieferungen viel Geld verdient hatte. Seitdem waren sie emporgekommen. Ihre Tochter war an einen höheren Staatsbeamten verheirathet, der Sohn ein angesehener Buchhändler geworden. Der Mann war gestorben; und weil Mutter Beelitz aus ihrer Jugend noch manche anstößige Manieren hatte und so derbe Reden führte, die ihrer zarter besaiteten Tochter und Schwiegertochter nicht recht gefielen, suchte sie lieber die alte Seiler auf, die ihre Stallausdrücke ohne besondere Mienenspiele geduldig anhörte.

Der andere Gast war das Fräulein Klaus. Das war ein außerordentlich langes, hageres Mädchen von siebenzig Jahren, dem auf der Oberlippe ein paar

graue Barthaare hingen und das sein schneeweißes, noch immer volles Haar in einem großen Netz trug, wie es vor vierzig Jahren Mode gewesen war. Fräulein Klaus war Elementarlehrerin in Berlin gewesen, aber schon seit zwanzig Jahren in einem nahen Stift für alte Lehrerinnen, wo sie sich eingekauft hatte. Auch in einer Sterbekasse war sie, da sie einst geglaubt hatte, sie werde früh sterben. Das geschah nicht; aber sie zahlte ihre kleinen Scherflein weiter, die allmählich ein recht stattliches Guthaben ausmachten, so daß sie einmal auf ein besonders schönes Begräbniß erster Klasse rechnete.

Als der Kaffee der Frau Seiler die Gemüther ihrer alten Gartengäste aufgefrischt hatte, geschah es, daß aus allerlei Lebenserinnerungen das Gespräch sich auch auf das Alter der Einzelnen lenkte. Fräulein Klaus wurde gefragt, wie alt sie nun wohl eigentlich sei. Das alte Fräulein nahm verschämt einen Schluck Kaffee auf den Zucker, den sie schon im zahnlosen Munde stecken hatte und brachte schüchtern die Antwort hervor: „Fünfundsiebenzig, Frau Seilern; Sie können es glauben: erst fünfundsiebenzig."

Die Seiler sah die Mutter Beelitz etwas entrüstet an. Frau Beelitz zuckte die Achseln und legte die Arme über dem Schoß in einander. „So eine Aufschneiderei!" sagte Frau Seiler.

Man muß nämlich wissen, daß Fräulein Klaus die eigenthümliche Angewohnheit hatte, auf ihre alten Tage stark zu lügen. Sie erzählte manchmal ganz verblüffende Geschichten, die ihr passirt seien; daß sie, zum Beispiel, im Stifsgarten einen ganz rothen Vogel gesehen, der wie eine Nachtigall gesungen habe, daß junge Männer vor ihrem Fenster auf und ab promenirten und ihr briefliche Anträge machten, und dergleichen Verfänglichkeiten. Was aber ihr Alter anlangt, so log sie stets. Sie hatte schon in jüngeren Jahren den Grundsatz gehabt, sich für älter auszugeben, als sie wirklich war. Ganz im Gegensatz zu anderen weiblichen Wesen. Als sie ein junges Mädchen war, hatte sie nämlich einmal einen Bewerber gehabt, der sie heirathen wollte. In einem Schäferstündchen hatte er sie gefragt, wie alt sie sei. Um ihn zu necken, hatte sie sich für Dreißig ausgegeben, während sie doch erst fünfundzwanzig zählte. Er hatte sich dadurch nicht abschrecken lassen und sie hatte sich vorgenommen, um ihn zu belohnen, ihm in der Hochzeitnacht zu sagen, daß sie fünf Jahre jünger sei, womit sie ihm eine große, angenehme, beglückende Ueberraschung zu bereiten hoffte. Aber es war niemals zu dieser glücklichen Offenbarung gekommen. Er war nicht lange vor der Hochzeit an der Schwindsucht gestorben und hatte nicht erfahren, daß seine Braut so viel jünger war. Seitdem gab sich Fräulein Klaus stets für älter aus und machte ein verschämtes Gesicht dabei.

„Nein, so 'ne Aufschneiderei!" wiederholte Frau Seiler. Und nun rechnete sie dem Fräulein vor, daß sie selbst schon ein fünfzehnjähriges Mädchen gewesen sei, als die Klausen drinnen in Berlin auf die Welt gebracht worden sei von einem Dienstmädchen, das nicht viel älter als sie, die Seilern, war. Und sie habe sie ja, da sie ein vaterloses Wurm gewesen sei, selbst trocken gelegt; und nun wolle sie hier in Gegenwart der Frau Beelitz solche Lügen anfahren! „Wenn Sie mir damit näher kommen wollen, daß Sie sich gleich fünf Jahre zulegen, dann verkennen Sie Ihre Stellung!" sagte Frau Seiler etwas bissig, während sie mit zitternder Hand dem Fräulein frischen Kaffee einschänkte. Sie ließ nicht un-

deutlich merken, daß sowohl die Beelitz wie die Klaus gegen sie mit ihren fünfundachtzig Jahren die reinen unmündigen Kinder seien. Das mache ihr doch Keiner nach, so alt zu werden und noch so energisch und fröhlich zu sein.

„Na," sagte Frau Beelitz. „Ob wir nun fünf oder sechs Jahre älter werden, darauf kommt es bei uns alten Nachtlichtern auch nicht mehr an. Auslöschen thun wir doch, und wenn wir weg sind, sagen die Leute auch nur: Herr Je! ist die alte Beelitzen und die alte Seilern nun auch nicht mehr?!"

„Wahrhaftig", rief auf einmal die Seiler, indem sie mit der Hand lustig vor sich auf den Tisch schlug, „wenn ich einmal abgegangen bin, dann denken meine Enkel und Urenkel auch nur: Na, Gott sei dank, daß der alte Haderlump weg ist! Und nicht einmal einen Kranz sollen sie mir auf den Sarg legen, denn sie werden ihn doch nur von meinem Gelde kaufen. Ich möchte überhaupt wissen, ob wir einen Kranz kriegen. Fräulein Klaus hat keinen Menschen."

„Ach, keinen einzigen", sagte das Fräulein verschämt und machte dabei ein Gesicht, als schäme sie sich dieser Lüge, während es doch eine Wahrheit war.

Die alten Damen waren im Gedanken an den Tod immer lustiger und übermüthiger geworden. Von der Unsterblichkeit hielten alle Drei nichts, wie sich herausstellte. „Was meinen Sie, Beelitzen?" fragte die Seiler; „glauben Sie, daß Sie in den Himmel kommen werden?!"

„I wo! Wat sollte ich denn im Himmel anfangen? Ick würde mir geniren, bei meiner Korpulenz, hinten mit langen Flügeln zu gehen! Und meinen seligen Mann, den möchte ich nun gar nicht wieder sehen mit so lange Flügel bei seiner untersetzten Statur; er ist mir in der bloßen Erinnerung viel lieber!"

„Na, Das ist doch mal ein Wort!" sagte die Seiler. „Das können Sie mir glauben: wenn wir erst mal unter der Erde sind mich und die Klausen nehmen die Würmer nicht mal mehr an, denn was sollen sie mit so einer alten Knochensammlung machen? Aber ein Kranz hat das Gute, daß man denkt, was darunter liegt, wäre auch noch so hübsch wie die rothen Rosen im Garten."

„Wissen Sie was?" sagte die Beelitz, indem sie vom Stuhle aufsprang: „wenn es denn eben so eine Sache mit dem Sterben ist und Niemand recht weiß, wozu man eigentlich sterben muß und die Verwandten, wenn man welche hat, auch nicht recht wissen, wozu man tot ist, so schlage ich vor, daß wir uns gegenseitig verpflichten, Jede einen Kranz zu stiften für Diejenigen, die zuerst von uns sterben, und daß wir auch bei einander mit zu Grabe gehen. Das ist doch wenigstens etwas Gewisses, daß man weiß: man bekommt von Der und Der den und den Kranz. Stirbt die Seilern zuerst, so bekommt sie von uns beiden Anderen zwei Kränze; und so weiter herum, Eine nach der Anderen. Das ist auf Gegenseitigkeit und Das hält immer besser."

In selbstgekeltertem Johannisbeerwein stießen die Drei auf dieses Abkommen an, das sie treulich zu halten versprachen. Sie tranken sogar noch ein zweites Gläschen, wovon ihre Gedanken nicht ganz klar blieben. Als die beiden Gäste sich verabschiedeten, fühlte die Seiler noch ein Bedürfniß, die Anderen zu begleiten. Sie waren sehr aufgeräumt, und als sie in die nächste Seitenstraße bogen und am Sargmagazin des Tischlermeisters Ulrich vorbeikamen, blieben sie vor dem Fenster mit den schwarzen und vergoldeten Särgen stehen und lachten darüber, daß man zuguterletzt in eine solche Truhe gesteckt werde wie ein alter

Muff in eine Muffschachtel. Die Klaus brauche wegen ihrer Länge überhaupt noch ein halbes Meter mehr als andere Frauen, was bei den theuren Holzpreisen doch auch eine Rolle spiele. Da Frau Seiler mit dem Tischler gut bekannt war, traten die Drei zuletzt in den Laden und verschworen sich, daß ihre Särge alle bei ihm bestellt werden sollten; auch erzählten sie ihm ihr Abkommen, damit er, sobald für Eine eine Sargbestellung käme, die Anderen gleich auffordern könne, Kränze zu besorgen und beim Begräbniß mitzugehen. Der Tischler war auch schon ein Mann von sechzig Jahren und notirte die Wünsche der Damen mit Humor, da er sie selbst über eine so bedenkliche Sache, wie nun einmal der Tod ist, in so guter Laune fand. Frau Beelitz wollte den Sargdeckel steil ansteigend haben, um hochliegen zu können, da sie sonst immer zu schnarchen pflege: die Seiler wollte den Sarg ausgepolstert haben, da sie, bei ihrem starken Knochenbau, sich nicht gern wund liegen wolle. So war des Spaßes kein Ende

. . . Erst ein halbes Jahr mochte vergangen sein, als eines Tages die Pförtnersfrau, die in der Dachwohnung bei Frau Seiler hauste, zu ihrer Wirthin gestürzt kam und die Nachricht brachte, die alte Frau Beelitz sei plötzlich gestorben. Es sei ein Herzschlag gekommen und da sei sie auch ganz sanft umgesunken. Beim Tischler Ulrich sei auch schon der Sarg bestellt.

Frau Seiler war nicht sehr betroffen; sie meinte nur: „Du lieber Gott! Sie war ja erst sechsundsiebenzig! Ich kann mir jeden Tag den Tod wünschen und er thut doch, als ob ich gar nicht da wäre! Nun laufen Sie aber schnell zum Gärtner und bestellen einen großen Kranz für die Beelitzen und dann gehen Sie ins Stift zum Fräulein Klaus und bringen Sie ihr die Nachricht; denn sie muß auch einen Kranz stiften und mitgehen."

„Was soll der Kranz denn kosten, Frau Seiler?!"

Die Alte schwieg einen Augenblick. Sie gab gar nicht gern viel Geld aus und dachte, drei Mark würden wohl genügen. Sie wagte es aber nicht auszusprechen, weil die Portierfrau dann ein Gesicht machen könnte. Eine Weile dauerte der innerliche Kampf, dann aber sagte sie äußerlich ganz mit der Würde einer feinen alten Dame: „Na, bestellen Sie etwa in der Höhe von zehn Mark; und er soll recht schön werden. Wenn Sie aber zu Fräulein Klaus kommen, so sagen Sie ihr nur, ich hätte zehn bis zwölf Mark daran gewendet; da muß Die ja auch und kann nicht zurückstehen, wenn ich einmal sterbe."

Im Stillen aber dachte die Seilern, daß dem Fräulein Klaus die zehn Mark sehr sauer würden und ihr Taschengeld gleich auf vierzehn Tage mindestens draufgehen müsse. Das bereitete ihr eine Art von angenehmer Genugthuung. Denn sie konnte die zehn Mark nicht leicht verschmerzen.

Am Begräbnißtage war Fräulein Klaus ganz geknickt. Als der Sarg mit der seligen Frau Beelitz in das Grab gelassen wurde, weinte das alte Fräulein sogar sehr stark, denn sie hatte wirklich auch für zehn Mark bestellt, die sie sich abdarben mußte. Und es fiel ihr ein, daß, wenn die Frau Seiler vor ihr sterben sollte, es sie Anstands halber doch auch wieder zehn Mark kosten würde; und die Seiler ging auf sechsundachtzig. Diese Empfindungen im Verein mit der rührenden Grabrede des Pfarrers wirkten so auflösend auf das Gemüth des alten Fräuleins, daß sie sich nur in einem Strom von Thränen erleichtern konnte. Die Seiler merkte dagegen, daß sie gar nicht weinen konnte; sie ver-

suchte wiederholt, mit den Augen zu zwinkern, aber es kam nichts und so konnte sie nur ein recht gottergebenes und frommes Gesicht machen, wobei sie mit ihrem zahnlosen Unterkiefer hin und her mumpelte. Als die Feierlichkeit beendet war und die beiden alten Damen, nachdem sie ihre Kränze unter den anderen am Grabe geprüft und herausgefunden, heimgingen, fing Frau Seiler an, auszusprechen, was ihr während der Herablassung des Sarges eingefallen war: „Gott, sie war eine so gute Frau, die Beelitzen, eine recht gute Frau. Und man konnte ihr auch gar nichts nachsagen! Nein gar nichts! Aber wissen Sie, Fräulein: hereingelegt hat sie uns Beide doch. Richtig hereingelegt. Denn sie hat nun ihre zwei Kränze weg! Aber wer giebt denn uns zwei Kränze? Wenn ich nun zunächst dran komme, dann können Sie ja allein mit zu Grabe gehen. Aber die Beelitzen? Die liegt ja nun fest. Und, sehen Sie, gerade sie wars, die den Vorschlag mit den Kränzen machte!"

In diesem Augenblick ging es auch Fräulein Klaus erst richtig auf, daß sie in der That das schlechtere Geschäft bei der Sache machten. Damals, in der Freude über den sinnreichen Einfall mit den Kränzen, hatten die alten Damen in einer gewissen Vergeßlichkeit des Alters gar nicht daran gedacht, daß eine solche Ehrung auf Gegenseitigkeit nicht durchzuführen war und daß die zuletzt übrig Bleibende keinen Kranz von den Anderen erhalten konnte.

Nach einer langen Weile erst, nachdem Beide diese zwingende innere Nothwendigkeit sich klar gemacht hatten, fand Fräulein Klaus das Wort: „Na, zwischen uns, Frau Seiler, bleibt es trotzdem beim Alten. Nicht wahr? Deshalb kriege ich doch von Ihnen meinen Kranz und Sie von mir, je nachdem?"

„Na, denken Sie denn, ich werde mir Ihnen gegenüber lumpen lassen?" sagte Frau Seiler. „Wegen meiner können Sie ruhig sterben. Aber seien Sie ohne Sorge: diesmal muß ich nun zuerst dran glauben!"

In den nächsten Tagen trafen die beiden alten Damen mehrmals am Grabe der Frau Beelitz zusammen. Beide kamen, um nachzusehen, ob ihre Kränze noch da seien und sich gut gehalten hätten; theuer genug waren sie ja gewesen. Aber Keine sprach darüber. Sie redeten nur von den guten Eigenschaften der seligen Frau Beelitz.

... Abermals mochte ein Jahr vergangen sein, als die alte Frau Seiler, die noch immer recht munter war, am Schaufenster des Tischlermeisters Ulrich vorbeiging. Der Meister stand in der Thür seines Ladens und rief sie gleich an: „Na, Mutter Seilern, Sie kommen ja gerade recht! Sie haben aber wirklich Glück! Darauf sollten wir eigentlich Eins zusammentrinken!"

„Ja, wieso denn, Herr Ulrich!"

„Na, wissen Sie es denn nicht? Die alte Klaus ist nun auch gestorben. Eben habe ich die Bestellung auf den Sarg bekommen. Die haben Sie nun auch überlebt. So ein Glückskind wie Sie, findet man ja in ganz Berlin und Vororten nicht mehr, Mutter Seilern!"

Die Alte mußte sich erst ein Bischen von dem Schrecken erholen. Dann aber sagte sie: „Na, habe ichs nicht immer gesagt? Sie war zeitlebens schwächlich. Es fehlte an Lebenskraft. Da konnte sies freilich nicht lange machen. Woran ist sie denn so schnell gestorben? Ich habe doch gar keine Ahnung gehabt!"

„Gott, es ist eine Rouleaustange beim Vorhangaufmachen herunterge-

fallen und ihr gerade auf den Kopf; da hats wohl eine Gehirnerschütterung gegeben; sie war schon nach einer Stunde tot!"

„Und Unsereins kann nicht sterben! Nein gar nicht! Das ist eben die Lebenskraft! Bei ihr fehlte die Lebenskraft. Was wirds denn für ein Sarg?"

Der Tischler berichtete, daß ein sehr schöner Sarg und auch das Begräbniß erster Klasse bestellt sei; die Frau Seiler würde in einer Equipage nach dem Kirchhof fahren, denn das Fräulein habe fast so gut wie nichts hinterlassen, aber tüchtig in eine Begräbnißkasse gezahlt und da könne er denn auch eine hübsche Rechnung machen. „Wissen Sie was: kommen Sie mit, Frau Seilern! Darauf machen wir uns einen vergnügten Tag. Trinken Sie mit! Sie können ja noch immer einen guten Stiebel vertragen!"

Die Alte lachte erst; dann aber sagte sie: „Na, weil ich hier das Nachsehen habe und mir Keine nun einen Kranz stiften wird, darum will ich es wenigstens ein Bißchen feiern, daß ich noch auf der Welt bin mit meinen siebenundachtzig Jahren. Zuerst muß ich ihr aber noch einen Kranz bestellen."

Der Meister zog einen Rock an, um auszugehen. Er war auch schon lange Witwer. Die alte Seiler hatte ihm in früheren Jahren Manches zugewendet und das alte Weib machte ihm Spaß, weil sie gar nicht sterben wollte. Sie gingen. Doch vorher traten sie in den nächsten Blumenladen, wo Frau Seiler, nach einigem Feilschen, wirklich einen Kranz für zehn Mark für das tote Fräulein Klaus bestellte, der einstweilen immer in die Leichenhalle geschafft werden sollte. Der Meister wunderte sich über den hohen Preis, fand es aber nett, daß die Alte ihre Freundin so ehrte. Dann gingen sie zusammen weiter, setzten sich in einen schönen Wirthsgarten und der Meister bestellte Bier; und da gerade Mittagszeit war, rieth er der Alten, sie sollte sich doch erst ein Süppchen und dann einen Braten und vielleicht noch einen guten Nachtisch bestellen. Frau Seiler that sehr bedenklich, fand die Preise hoch und wollte nicht recht daran, da ihre Sparsamkeit sich in die Gefühle der Lebenslust mischte. Da aber stieß der Meister mit seinem Glase Pilsener bei ihr an und sagte: „Ach, machen Sie keine Geschichten, Frau Seiler! Prosit! Auf Ihr neunzigstes Jahr! Wer weiß: Sie erleben noch hundert, wenn sie nur sich ordentlich ernähren. Und wegen der Preise machen Sie sich keine Sorgen. Das kommt mit auf die Sargrechnung. Es ist schon so ein schöner Sarg bestellt, daß es auf ein paar Mark mehr oder weniger nicht ankommt; und beurtheilen kann kein Sachverständiger, ob ich das Holz so oder so nehme. Kommt also auf die Geschäftsspesen."

Nun wurde Mutter Seiler lustig. Auf Geschäftsspesen mitzuessen: Das war eine andere Sache. Sie bestellte sich eine gute Suppe, als Voressen ein halbes Dutzend Austern und einen Braten. Sie ließ es sich munden und freute sich, daß es ihr bei ihrem Alter so gut schmecke. Mit dem Meister erzählte sie sich Geschichten aus Altberlin; seine Erinnerungen reichten freilich nicht so weit zurück; sie hatte immer noch fünfundzwanzig Jahre voraus. Sie erzählte vom alten Hinckeldey und von Glasbrenners Possen und vom Stralauer Fischzug, den der längst vergessene Julius von Voß beschrieben hatte. In ihrer Gastwirthschaft war auch der alte Ludwig Devrient gewesen und von Döring und Seydelmann wußte sie. Mit solchen Erinnerungen ging das Essen gut hin.

Dann fragte sie auf einmal: „Na, sagen Sie mal, Meister, für wie viel habe ich denn nun verzehrt?"

Der Tischler wollte erst als feinfühliger Mann nicht mit der Sprache heraus. Endlich gestand er, daß sie etwa für fünf Mark verzehrt habe. Da lächelte sie schlau, daß ihre alte Nase ganz spitz davon wurde, und sagte: „Erst fünf? Na, Meister, da müssen wir auch noch, weils doch auf Sargkosten geht, ein Fläschchen Champagner zusammen trinken; für zehn Mark. Wenn ich die Hälfte mittrinke, so kommen auf mich fünf Mark heraus. Das macht im Ganzen zehn. Na, und für zehn Mark darf ich ja, denn da ..." Sie wollte weiter reden, unterdrückte aber die Schlußworte „schinde ich wenigstens den Kranz wieder heraus". Es schien ihr feiner, es lieber nicht zu sagen und als geheimnißvolle Genugthuung für sich zu behalten. Und so geschah es. Der Meister bestellte wirklich Champagner, der Mutter Seiler sehr gut bekam.

Zwei Tage danach wurde das alte Fräulein begraben. Frau Seiler zog ihr bestes Kleid an, das schwarzseidene, und fuhr in der Equipage nach dem Friedhof. Beim Begräbniß stand sie neben dem Tischler, der einen sehr schönen Sarg geliefert hatte. Auch bewunderte man den großen, reichen Kranz von Frau Seiler. Sie nahm die Komplimente mit wahrhaft antiker Würde entgegen. Erst am Grabe hatte sie eine kleine unangenehme Empfindung: Da wurde nämlich für das tote Fräulein ein allerdings bescheidener Kranz niedergelegt: „auf Anordnung und im Namen der seligen Frau Beelitz". Da deren Hinterbliebene verzogen waren, hatte der Friedhofswächter den Auftrag ausgeführt, der von der Verstorbenen in richtiger Auffassung des Abkommens noch bei Lebzeiten ertheilt worden war. Hierin lag aber für Frau Seiler eine kleine Beschämung. Sie sagte zu dem Tischler am Kirchhofsausgang: „Die Beelitz wollte auch immer etwas Besonderes haben! Da renommirt sie nun noch nach dem Tode, als wenns ihr auf so ein paar Kränze nicht weiter ankäme!"

Der Meister sagte: „Geben Sie Acht, Frau Seiler! Für Sie hat sie auch einen noch bei Lebzeiten bestellt. Sie sind ein Glückskind! Denn da kommen Sie mit Ihrem Kranz auch noch heraus!

„Na, dann wäre es ja was Anderes!" meinte die Alte, sichtlich besser gestimmt.

... Erst fünf Jahre später ist auch noch die alte Seiler gestorben. Kurz nach dem Tode des Fräuleins war sie auf ihrer Gartentreppe gefallen und hatte sich beide Schenkelknochen gebrochen. Und das Wunder war geschehen, daß sie nach zwei Jahren an Krücken wieder in ihren Garten herauskonnte und sich an den Blumen und den reifenden Kirschen und den Finken erfreute. Sogar den Kukuk hörte sie zur Maienzeit von Lichterfelde herüber schlagen. Ihr Haus aber ließ sie immer mehr verfallen. Sie gönnte es den Enkeln nun einmal nicht. Sie sollten gar nichts von der Erbschaft, höchstens noch Kosten von dem Haus haben. Eines Tages aber lag sie doch tot im Bett. Das Herz hatte in Altersschwäche still gestanden und sie hatte keine Ahnung gehabt, daß sie sterben würde.

Auf ihrem Grabe lagen zwei Kränze. Der eine war abermals im Namen der Frau Beelitz gekommen. Der andere wurde im Namen des verblichenen Fräuleins Klaus vom Tischlermeister Ulrich niedergelegt. Diesen Kranz hat der Tischlermeister auf die Kosten des Sarges für die Seiler verrechnet; er dachte, damit ganz im Sinne des seligen Fräuleins Klaus zu handeln.

Steglitz. **Wolfgang Kirchbach.**

✠

Napoleon in Jaffa.

Herr Professor Dr. Julius von Pflugk-Harttung veröffentlichte kürzlich in der „Zukunft“ einen Aufsatz über „Amoralische Kriegsgeschichte“, der eine seltsame Mischung von historischer Polemik, Bußpredigt und richterlichem Urtheil über Napoleon bot. Die Kritik, die der Herr Professor an seinem historiographischen Kollegen Roloff übt, mag der Angegriffene selbst zurückweisen. Auch mit der Bußpredigt, die der Herr Professor der entsittlichten „modernen Geschichtschreibung“ in düsterem Prophetenton zu halten sich nicht entbrechen kann, mögen die abgekanzelten armen Sünder sich selber auseinandersetzen, sei es nun, daß sie demüthig zerknirscht ihre Reue bekunden oder ihren früheren baseler Kollegen an das edle Heilandswort vom Zöllner und Pharisäer „mildiglich“ erinnern. Doch wenn der Herr Professor sich auf den Richterstuhl schwingt und den großen Napoleon in summarischem Verfahren des „Mordes“ schuldig spricht, um seinem salbungvollen Zorn gegen die Vertheidiger dieses Mannes (und damit die „moralisch abgestumpfte“ moderne Geschichtauffassung überhaupt) ein besonders prägnantes Beispiel und interessantes Relief zu bieten, dann ist es ein Gebot der Gerechtigkeit, dem Herrn Professor ein Wenig das Gewissen zu schärfen, ihn daran zu erinnern, daß er entscheidende Umstände, die Napoleon zur völkerrechtlichen Begründung des „Mordes“ anführen konnte, dem Publikum verschweigt und somit das auch im historiographischen Justizverfahren analog anzuwendende Wort: Audiatur et altera pars! gröblich verletzt. Doppelt liegt diese Pflicht der Gerechtigkeit Denen ob, die in Napoleon (den „schlauen Korsen“ nennt ihn der Herr Professor) den größten Mann verehren, den die europäische Menschheit hervorgebracht hat, und zugleich einen wahrhaft von Gott gesandten Mann, ein Werkzeug in seiner Hand, geeignet zur Läuterung, Erziehung und Fortbildung der Menschheit zu dem von Gott gewollten Endziele hin, sie reinigend, wie der Blitz die Luft, und sie befruchtend, wie ein Strom Segen spendenden Regens, den Gott über Europa nach langer Dürre herniedergehen ließ.

Napoleon hat auf seinem egyptisch-syrischen Feldzug in Jaffa einen „Mord“ begangen. Nicht einen Einzelmord wie den „Mord“ des Herzogs von Enghien (so wird dieser gerechte Akt der Nothwehr unseren preußisch deutschen Schulkindern ja noch immer dargestellt). Nein: einen Massenmord, der den von Thomas in Bremerhaven beabsichtigten zehnfach übertrifft. Napoleon hat dreitausend Kriegsgefangene „wie Raubthiere mit dem Bajonnet ermorden lassen“: so verkündet sein Richter, Professor Dr. Julius von Pflugk-Harttung. Den von Napoleon angeführten Grund, daß er die dreitausend Gefangenen aus Mangel an Proviant nicht ernähren und aus Mangel an Truppen nicht überwachen konnte, läßt der Richter-Professor nicht gelten. Napoleon ist ein Mörder. Aber wenn unser Professor sich in dem Amte des Richters gefällt, der dem großen Mann das Verdikt: „Schuldig des Massenmordes!“ spricht und ihn mit stählernem Schreibschwerte köpft, muß er sich auch gefallen lassen, zu hören, daß sein Urtheil vor wahrhaft gerechten Richtern als ein historiographischer Justizmord, wenn auch glücklicher Weise nur mit Stahlfeder und Papier verübt, sich darstellt.

Napoleon hat die Thatsache der Tötung der Gefangenen (die Angaben schwanken zwischen 2000 und 4000) stets freimüthig zugestanden; nur bestritt

er, daß es mehrere Tausend gewesen seien. Walter Scott (Life of Napoleon Bonaparte, vol. II, p. 228) berichtet, auf Sankt Helena habe der Kaiser zu dem Dr. O'Meara (seinem Leibarzt) gesagt, er habe nur 1200 Gefangene erschießen lassen. Doch ob 1200 oder dreimal 1200: die grundsätzliche Frage nach der Berechtigung dieses kriegsrechtlichen Aktes wird von der Zahl der Getöteten nicht berührt. Drei Gründe führte Napoleon zur Rechtfertigung seiner That an. Nur der dritte Grund wird von unserem Richter-Professor erwähnt.

Der erste Grund. Nicht nur Walter Scott, dem bei allem edlen Streben nach Gerechtigkeit ein gewisses Vorurtheil gegen den „General Bonaparte" in seiner umfangreichen, fünf Bände fassenden Biographie überall tiefes Mißtrauen gegen Napoleon eingiebt: auch französische Geschichtschreiber der Restaurationzeit müssen zugeben, daß die Besatzung von Jaffa einen Bruch des Völkerrechtes verübt hatte, wie er schwerer kaum denkbar ist. „Bonaparte sandte an den Kommandanten einen Parlamentär, um ihn aufzufordern, sich zu ergeben. Der aber ließ dem Gesandten, statt aller Antwort, den Kopf abschlagen." (Arnault, Leben Napoleons.) Scott sucht die Berechtigung dieses ersten Grundes durch folgende Worte zu entkräften: „If the Turkish governor had behaved like a barbarian, for which his country, and the religion, which his country, and the religion (!), which Napoleon meditated to embrace (!), might be some excuse, the French general had avenged himself by the storm and plunder of the town with which his revenge ought in all reason, to have been satisfied." Scott, der seine Befangenheit durch das Nachplappern der albernen Verdächtigung, Napoleon habe Mohamedaner werden wollen, hinlänglich dokumentirt, muß dennoch einräumen, daß der Feldherr gegen „Barbaren" zu kämpfen hatte, die ihm gerechten Grund zu „Repressalien" boten. Wenn er aber meint, daß das Recht der Repressalien mit der Erstürmung und Plünderung der Stadt erschöpft gewesen sei, so verkennt er die Schwere des gegen Napoleon begangenen Verbrechens, den Umfang des Repressalienrechtes und vor Allem das Gewicht des Umstandes, daß es sich um einen Krieg gegen Barbaren handelte. Selbst ein so milder Mann wie Bluntschli hat achtzig Jahre nach Jaffa das Repressalienrecht der Tötung von Kriegsgefangenen anerkannt („Das Völkerrecht der civilisirten Staaten."). Qualifizirend kommt aber noch hinzu, daß im Kriege gegen „Barbaren" nach unbestrittener Theorie und Praxis die kriegsrechtlichen Normen des Völkerrechtes überhaupt nur gebrochene Wirkung haben. Die preußisch-deutsche Kriegführung hat schon 1870/71 von dem Repressalienrecht einen sehr ausgiebigen Gebrauch gemacht. Und die Strafexpeditionen, die von deutschen Kolonialtruppen gegen „barbarische" Negerstämme in Ost- und Westafrika durchgeführt worden sind, waren wohl vielfach nicht minder rücksichtlos als das Strafgericht, das Napoleon wegen der Ermordung seines Parlamentärs über Jaffa verhängte.

Der zweite Grund. Napoleon vertheidigte sein Verfahren ferner damit, daß die Gefangenen, die „die Besatzung von El Arisch (einer Küstenfestung südlich von Jaffa) gebildet hatten, auf ihr Wort, in diesem Feldzuge nicht weiter zu dienen, freigelassen worden waren, sich aber sogleich wieder mit den Türken vereinigt, die Besatzung von Jaffa verstärkt und durch ihren hartnäckigen Widerstand viele Franzosen das Leben gekostet hätten." (Laurent: Lebensgeschichte des Kaisers Napoleon.) Und Wachsmuth („Geschichte Frankreichs im Revolutionzeit-

alter", Theil von Heeren und Ukert, Europäische Staatengeschichte), dessen Feindschaft gegen Napoleon nur noch von dem napoleophobischen Fanatismus des Jesuitenzöglings Lanfrey überboten werden kann („eine Zeit der Gewalt", die „die Lüge zur Begleitung hatte", nennt er Konsulat und Kaiserreich), muß trotzdem über Jaffa sagen: „Von der Besatzung kamen 3200 Mann als Gefangene in die Hand des Siegers. Unter ihnen waren die auf Gelöbniß entlassenen 1600 Mann der Besatzung von El-Arisch. Der Wortbruch dieser Leute lehrte, daß auf eine Zusage der Muselmanen nicht zu rechnen sei." Wachsmuth berichtet dann die Schwierigkeiten der Ernährung und Ueberwachung der Gefangenen, deren Tötung ihm eine so unausweichliche kriegsrechtliche Nothwendigkeit zu sein scheint, daß er auch nicht ein einziges Wort des Tadels hinzufügt. Und doch gehört er zu den bornirten Historikern, die mit schmetternden Phrasen verkünden, daß „Gewalt" und „Lüge" die beiden Säulen des napoleonischen Thrones gewesen seien. Daß in solchem Fall wortbrüchige Kriegsgefangene ihr Leben verwirkt haben, ist feststehende Regel des Völkerrechtes sogar unter civilisirten Staaten: um wie viel mehr gegenüber Barbaren, die damals noch als gänzlich außerhalb des europäischen Völkerrechtes stehend erachtet wurden.

Als dritter Grund kam zu diesen beiden, schon allein ausreichenden Gründen noch hinzu: die Unfähigkeit, die Kriegsgefangenen zu ernähren und zu bewachen. Daß in solchem Fall der Sieger das bittere Nothrecht hat, die Kriegsgefangenen zu töten, nicht verpflichtet ist, sie zu entlassen oder gar gegen sich selbst wieder loszulassen (wie es, zum Beispiel, die Buren im letzten Kriege thaten, vielleicht aus Ritterlichkeit, vielleicht auch aus diplomatischer Berechnung): Das ist herrschende Theorie und Praxis des Völkerrechtes (Siehe: Lueders in Holtzendorffs Handbuch des Völkerrechtes IV, S. 441; Heffter, Völkerrecht § 128; Bluntschli, § 580: „Wenn es der eigenen Sicherheit wegen unmöglich ist, sich mit Kriegsgefangenen zu belasten"; gegen den völkerrechtlichen Doktrinär, der allein dieses Nothrecht bestreitet, den Südamerikaner Calvo, wendet sich Lueders, bei Holtzendorff, mit berechtigter Schärfe: „Es ist deshalb auch ganz unzulässig, wenn Calvo gegen die genannten Autoren von Erstickung des christlichen Gefühls und der Stimme des Gewissens, von einem crime lèse-humanité und Rückfall in die Sitten der Wilden Innerafrikas spricht.") Wenn Herr Professor von Pflugk-Harttung das Dasein dieses Nothrechtes im Stil eines mittelalterlichen Inquisitionrichters mit den Worten leugnet: „Längst ist diese von dem Schuldigen verbreitete Mär widerlegt", so erwartet man mit Spannung nun einige Details dieser Widerlegung; leider vergeblich. Pflugk-Harttung locutus est, causa finita est. Hören wir, was Laurent berichtet: „Als der Obergeneral diese Masse von Gefangenen erblickte, rief er in durchdringendem Ton: ‚Was soll ich mit ihnen anfangen? Habe ich Lebensmittel, sie zu ernähren, habe ich Fahrzeuge, sie nach Egypten zu schaffen? Was hat man mir da angethan?' Und wieder: ‚Was soll ich mit ihnen machen?'" Unser Professor vermeint, die Gründe durchschaut zu haben, die den „schlauen Korsen", den „gutmüthigen Napoleon" veranlaßten, mehrere Tage mit der Erschießung zu warten, den Spruch seiner Generale einzuholen und zu überdenken: „Er wollte die Verantwortung und mit ihr die üble Nachrede von sich ablenken." O dieser Feigling! Dieses schwächliche Bürschchen Napoleon! Dieses ängstliche Frauenzimmer im Obergeneralsrock! Er, unter dessen eiserner Faust acht

Monate später die ganze Maschinerie der Direktorialregirung zusammenbrach wie ein Kartenhaus, vor dessen Donnerworten wenige Jahre später einige Dutzend europäischer Könige zitterten wie verbummelte Schuljungen vor den Strafreden eines strengen, aber gerechten Schulmeisters, — er hat die Verantwortung für eine wichtige kriegsrechtliche Maßregel gescheut! Diese Verdächtigung ist so naiv, daß man sie kaum ernst nehmen kann. Hören wir, wie Laurent diese dreitägige Wartefrist erklärt. „Er berathschlagte drei Tage lang über das Schicksal dieser Unglücklichen, in der Hoffnung, das Meer und die Winde würden ihm Fahrzeuge zuführen, um ihn von seinen Gefangenen zu befreien, ohne Ströme Blutes vergießen zu müssen. Aber das Murren der Armee gestattete ihm nicht, eine Maßregel, die ihm den größten Widerwillen einflößte, zu verschieben. Der Befehl, die Gefangenen niederzuschießen, wurde am zehnten März gegeben." So war die Stimmung und Gemüthsart dieses „Mörders": einen aus dreifachem Grunde gebotenen Akt militärischer Selbsterhaltung inmitten eines Barbarenlandes verschob er schweren, hoffenden Herzens noch drei Tage, ehe er ihn vollzog; und doch war es eine gebieterische Nothwendigkeit, die sich eben so wenig länger aufschieben ließ wie etwa das Bombardement von Paris im Januar 1871.

Napoleon war ein Mensch und nichts Menschliches war ihm fremd. Er war, wie alle Menschen, ein Sünder und hat viel gesündigt; er hatte Fehler und hat viel gefehlt, zumal in den Jahren 1812 bis 14, als er die Grenzen seiner Macht nicht erkennen wollte, der Hybris mehr und mehr verfiel und in tragischer Verblendung sich am ersten Januar 1814 bis zu den sein treues Volk schwer beleidigenden Worten fortreißen ließ: „Frankreich bedarf meiner mehr als ich Frankreichs!" Doch wenn fast hundert Jahre nach Jena, im Deutschland Wilhelms des Zweiten, das Andenken des großen Mannes beschimpft, wenn er als ein Massenmörder, als ein zweiter Attila, als ein Tschengis Khan oder Tamerlan, als ein Gemisch von Grausamkeit, Despotismus und korsischer Schlauheit dargestellt wird, wenn er noch immer, wie es leider in den siebenziger und achtziger Jahren geschah, der heranwachsenden Jugend als ein verteufelter, der Hölle entstiegener und ihr wieder verfallener Bluthund vorgemalt wird, etwa so, wie auf dem Höllenbilde des genialen, aber bizarren Meisters im brüsseler Musée Wiertz, wo Napoleon in der Hölle inmitten von Wuth und Rache schnaubenden alten und jungen Weibern, die ihre durch ihn gestorbenen Männer, Söhne, Brüder von ihm zurückfordern, vor dem Beschauer steht, dann muß die Stimme der Gerechtigkeit aus doppelten Gründen gegen die öffentliche Ausstellung solcher Napoleon-Karikaturen Verwahrung einlegen: im Interesse Napoleons und auch im Interesse der deutschen Jugend. Gerade sie muß eindringlich vor dem zunehmenden Chauvinismus gewarnt werden, der sich in der steigenden Ueberschätzung der eigenen „Helden" und Unterschätzung der großen Männer anderer Völker besonders symptomatisch offenbart, vor einer Geschichtlehre, die auf der einen Seite den guten alten Kaiser Wilhelm mit der Gloriole der Größe umgiebt, auf der anderen Seite aber als einen Bluthund und Massenmörder den Mann hinzustellen wagt, den kommende Generationen nicht in dunkel schwärmender Mystik, sondern in klarer Erkenntniß und nüchterner historischer Kritik als einen der größten Wohlthäter der Menschheit würdigen und verehren werden, als den politisch wirksamsten europäischen Vorläufer und Bahnbrecher der messianischen Zeit.

Moritz de Jonge.

Selbstanzeigen.

Ausgewählte Falkland-Skizzen von Hermann Heijermans jr., Verlag von Bruno Feigenspan, Pößneck. 2,80 Mark.

Angeregt durch eine Mittheilung des Herrn Professors J. Sittard vom „Hamburgischen Correspondenten", der mir vor einiger Zeit mittheilen ließ, daß er gern bessere holländische Arbeiten in meiner Uebersetzung veröffentlichen würde, begann ich vor ungefähr fünf Jahren, mich in der holländischen Literatur, aus der mir bis dahin nur Multatuli genau bekannt war, umzusehen. Da es sich zunächst um feuilletonistisches Material handelte, griff ich nach den Tagesblättern und fand gleich am nächsten Sonnabend im Amsterdamer Allgemeen Handelsblad eine packende Skizze von S. Falkland, in der Erscheinung, Umgebung und Ideengang eines idiotischen Kindes geschildert wurden. Da ich selbst öfters Gelegenheit hatte, mich in das Seelenleben eines kleinen Idioten zu vertiefen, ergriff mich diese Schilderung mit doppelter Gewalt. Ich bat Herrn S. Falkland, in dem ich den starken Künstler erkannte, um die Autorisation zur Uebersetzung. Als bald darauf Herr Hermann Heijermans jr. sie mir ertheilte, war ich wohl sehr erfreut, ahnte aber damals keineswegs, daß schon zwei Jahre später ein Werk dieses holländischen Dichters, das Drama: „Die Hoffnung", die europäischen Bühnen erobern und seinen Verfasser mit einem Schlage zum ersten lebenden Dichter Hollands stempeln würde. Denn damals waren außer seinen Novellen „Trinette" (in meiner Uebersetzung bei S. Fischer, Berlin), „Ein Judenstreich?" (Wiener Verlag, Wien), „Intérieurs" (Bruno Feigenspan, Pößneck) und dem Drama „Ghetto", das in Holland großen Beifall gefunden hatte, noch keine bedeutenderen Werke von Heijermans bekannt und die allwöchentlich vom Publikum gespannt erwarteten Falkland-Skizzen brachte auch damals in Holland noch Niemand mit seinem Namen in Verbindung. Das hat sich inzwischen geändert. Heute weiß man überall, wer Heijermans und wer Falkland ist.

Hamburg Rosa Ruben.

Die Spekulation in Goldminenwerthen. F. E. Fehsenfeld, Freiburg i. B.

Ungefähr 450 Millionen Mark guten deutschen Geldes sind in südafrikanischen Minenwerthen angelegt und es ist erstaunlich, eine wie große Anzahl der rund 45000 in Goldminenwerthen spekulirenden Deutschen wenig oder falsch über die wirklichen Verhältnisse und Aussichten der von ihnen erwählten Spielobjekte unterrichtet ist. Ist es nicht eine traurige Ironie des Schicksales, daß gerade die Deutschen, die in der ganzen Welt wegen ihrer geschäftlichen Tüchtigkeit bekannt sind und die sich meist mit Aufwand hoher Intelligenz ihr Vermögen erworben haben, doch auch so leicht bestimmt werden, ihr sauer verdientes Geld in das große Loch zu werfen, das schon so viel Kapital verschlungen hat und noch verschlingen wird, ohne auch nur ein einziges Goldkörnchen zurückzugeben? Ich habe mir deshalb in meinem Buch die Aufgabe gestellt, meine leichtgläubigen und falsch unterrichteten Landsleute zu warnen, ehe es zu spät ist, zu helfen, wo Hilfe noththut, und den Betrogenen zu retten, was noch zu retten ist.

London. S. Gumpel.

Kritische Anmerkungen zu Haeckels „Welträthseln.“ Ein Kommentar für nachdenkliche Lehrer. Berlin, Skopnik. 50 Pfennige.

Es ist ein gar leichtes Ding für den Spezialisten, den Begriffsspalter oder den Kärrner philologisch-historischen Materials, in einem Werk, das so viele Gebiete menschlicher Denkarbeit berührt, mit selbstgerechtem Handwerkerstolz auf Fehler und Widersprüche in Einzelheiten hinzuweisen. Aber damit ist Haeckel nicht im Ganzen vernichtet. Die große Persönlichkeit, die kraftvolle Stimmung, die aus dem Welträthselbuch zu uns redet, ist überhaupt nicht zu wiederlegen; da giebt es nur ein mißmuthiges Ablehnen oder ein freudiges Anerkennen. Haeckel als Kämpfer für freie Wissenschaft und Lehre ist der Mann unseres Herzens. Auf dem Boden freisten Denkens entspinnt sich nun der Kampf um die höchsten Fragen. Gegen die dogmatisch-naturalistische Stellung Haeckels wird in leicht beweglichem skeptischen Geplänkel vorgegangen, wobei denn im Handgemenge auch mancher scharfe Hieb fällt. Mit den Waffen aus der unerschöpflichen Rüstkammer der großen deutschen Philosophen suchte ich meinen eigenen Standpunkt, eine theistische Weltanschauung, zu vertheidigen. Freilich: für den Katholikentag, überhaupt für orthodoxes Kirchenthum ist in dieser Streitschrift nichts zu holen.

Charlottenburg. Dr. Max Apel.

Der Synodale. Eine fast wahre Geschichte. Dresden-Bühlau, Verlag von Heinrich Minden.

Eines Sommertages saß ich nach Tisch in meinem kühlen Zimmer und las in der Zeitung von den Verhandlungen einer Synode. Und als ich an eine bestimmte Stelle gekommen war, faltete ich das Blatt zusammen und lächelte vor mich hin. In diesem Augenblick wurde „Der Synodale“ geboren. Eine Sommernachmittagslaune . . . In der Synode hatte man nämlich beantragt, die Staats- und Stadtbehörden um Einschränkung der „Variété-Theater, Singspielhallen und verwandter Lokale“ zu bitten; einige Mitglieder der Synode hatten im Anschluß daran gesagt, daß es bei den vorliegenden Anträgen doch an der genügenden Information, an ausreichender Begründung und Aufklärung fehle, und zuletzt war man übereingekommen, „einen Vertreter zu ernennen, der der Synode Bericht zu erstatten habe.“ An dieser Stelle hatte ich gelächelt. Ich stellte mir nämlich vor, wie sich wohl der gute Pastor Klemm aus Sandlage benehmen würde, wenn er als Vertreter der Synode die Singspielhallen und dann vielleicht auch die Lokale mit weiblicher Bedienung zu erforschen habe. Und allerlei absonderliche und lustige, doch auch zu ernstem Nachdenken anregende Bilder stiegen vor mir auf. Ich begleitete Gotthold Klemm auf seinen Irrfahrten durch das berliner Leben, sah ihn von Zorn, Zagen, Zweifel, Mitleid, Verständniß und Ekel erfaßt werden, sah ihn straucheln und fast fallen, aber auch sich wieder aufrichten und seine volle moralische Haltung zurückgewinnen, — so sehr, daß er später alles Menschliche, das sich vor ihm und in ihm aufgethan, und alle Lehren, die dieser Einblick ihm gegeben hatte, wieder vergaß . . . Die Wahrheit ist gleich einem Fisch, der sich wohl anfassen, aber schwer festhalten läßt. Ein Mensch, dem in allen Lebenslagen dies Festhalten besser gelingt als Gotthold Klemm, mag ihn schelten. Ein Verstehender wird lächelnd verzeihen.

Zehlendorf. Felix Freiherr von Stenglin.

Lotte.

Das macht mir Deine Eltern lieb und werth,
Daß sie den Namen Lotte Dir gegeben,
Den theuren Namen, der die Geber ehrt
Und der verpflichtet für das ganze Leben.
Du bist so schön, so abgeklärt und rein,
Du fühlst die Pflichten gegen Deinen Namen
Und fügst Dich ihm so herzgefällig ein,
Gleichwie ein Bild in seinen schönen Rahmen.
Drum duld' es gern — wie still ich sonst auch bin —,
Kann ichs den Lippen manchmal nicht versagen,
Daß sie den holden Namen vor sich hin
Und wärmeren Gefühls zu sprechen wagen . . .

Prag. Hugo Salus.

Nachwuchs.

Herr Winterfeldt junior, Geschäftsinhaber der Handelsgesellschaft, ist in der letzten Zeit sehr oft genannt worden; vielleicht noch öfter, als ihm lieb ist. Er kehrte von einem der Ausflüge nach dem Dollarland zurück, die nun einmal in die Mode gekommen sind, weil ein Gescheiter damit begann und die Anderen nicht dümmer erscheinen wollen als der Eine, und wurde plötzlich in dem Kreis der erstklassigen Menschen — ich denke an die Urwählerklassen, nicht an die Progenitur des Herrn Direktors Rudolf Koch — zum Helden des Tages. Die Börse widmete ihm nach allen Regeln ihres Comments die Blume einer recht würzigen Hausse in den Antheilen der Handelsgesellschaft und die Zeitungen schickten ihm Reporter ins Haus, um ihn „auszufragen“ oder, wie es, aus dem Vossischen in verständliches Deutsch übertragen, heißt: ihn zu interviewen. Hatte Herr Dr. Salomonsohn in seinem amerkanischen Reisebericht mehr die kosmetische Seite der Sache betont, so konnte sich Herr Winterfeldt junior an einigen verblüffenden Gedanken wirthschaftlichen Inhaltes um so eher genügen lassen, als ja das Thatsächliche, das über das moderne ökonomische Leben der Vereinigten Staaten zu sagen war, zu eben der selben Zeit in einem vortrefflichen Buch aus Goldbergers Feder artig und lehrreich gesammelt erschien. Durch einen dieser bahnbrechenden Gedanken, den der Interviewer Herrn Winterfeldt ablockte, wurde dem Leser die interessante Neuigkeit vermittelt, die mißtrauische Zurückhaltung des amerikanischen Kapitals gegen heimische Anlagen werde bewirken, daß Amerika nächstens als Geldgeber in Europa erscheint; schon jetzt wisse man in Berlin von amerikanischen Bewerbungen, deren Zweck sei, geeignete Unterlagen für Kapitalsanlagen zu schaffen. Sehr schön, mag der Reichsbankpräsident gemurmelt haben, als er diese erbauliche Kunde vernahm; schade nur, daß der junge Winterfeldt mit dem offenen Blick seine Spritztour nach Amerika nicht etwas früher machte: dann hätte ich vor meinem Jubiläum mir all die Mühe sparen können, die es mich kostete, den Metallschatz in unseren Kellern durch Zuzüge aus

London und Paris zu stärken, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Andere Leute, die nicht in der glücklichen Lage sind, die Eingebungen der Logik von Meditationen über einen Metallschatz zurückdrängen zu lassen, werden sich gefragt haben, wie es denn komme, daß die Handelsgesellschaft im Bunde mit der Darmstädter Bank einer amerikanischen Bahn und einem amerikanischen Bankhaus gerade in dem Augenblick Hilfe gewährt, da Amerika sich anschickt, Europa mit dem Ueberschusse seiner verfügbaren Kapitalien segensvoll zu befruchten. Als Hüter des Geldes der Handelsgesellschaft tritt Herr Winterfeldt in die new yorker Bankfirma Hallgarten ein. Wenn aber zutrifft, was er dem Interviewer offenbart hat, dann müßte viel eher ein Vertreter von Hallgarten Geschäftsinhaber der Handelsgesellschaft werden. So spricht die Logik. Der junge Winterfeldt hat aber die richtige Witterung bewiesen. Logisch heißt heute: Altväterisch. Voraussetzung des Erfolges ist in unseren Tagen die Verkündung eines Unsinns, der durch Graßheit selbst den trägsten Dickhäuter zum Widerspruch reizt. So ist nun aus Winterfeldt junior eine Kapazität geworden. Doch — ach! — da packt er auch schon seine Koffer und kehrt uns den Rücken, um fortan in New-York zu wohnen. Und wir? Wir bleiben zurück und betrachten mit Wehmuth die Lücke, die sein Abgang in den Nachwuchs unserer Hochfinanz reißt. „Der Verlust ist wie ein Blitz, der verklärt, was er entzieht".

Hand aufs Herz, Herr Direktor Fürstenberg: Warum lassen Sie Hans Winterfeldt ziehen? Der Gefragte schweigt. Da steht er vor uns, den Cylinder in die Stirn gedrückt, gesund und kräftig noch, aber auf dem alternden Gesicht einen ernsten Zug. Baumeister Solneß! Zittert er wirklich vor der Jugend? Möglich wäre es. Als Herr Fürstenberg den jungen Winterfeldt, sogar, als er den durch viel stärkere Leistung bekannten jungen Rathenau zum Geschäftsinhaber machte, meinten Viele, diese Wahl habe den Zweck, die fürstenbergische Alleinherrschaft in der Handelsgesellschaft zu sichern; die jüngeren Herren würden in der Hand des älteren nur Werkzeuge sein. Daß Herr Fürstenberg auch den früheren Direktor der Allgemeinen Elektrizität Gesellschaft so gering eingeschätzt habe, ist nicht anzunehmen; er soll seiner Freude über diese Acquisition oft ungemein lebhaften Ausdruck gegeben haben. Ob nun Herr Winterfeldt, Sohn seines Vaters, Pläne entworfen hat, die den Meister durch ihren Herrscherflug erschreckten? Oder genügte dem Vielerfahrenen schon die Vorstellung solcher Möglichkeit und schob er, klüger als Solneß, einen Riegel vor, noch ehe die Situation für alle Betheiligten so peinlich wurde wie in Ibsens Drama, — den alten Brovik nicht zu vergessen? In Messels Palast, zwischen der Behren- und der Französischen Straße, werden dramatische Konflikte freilich anders gelöst als auf der Bühne des Deutschen Theaters. Herr Fürstenberg wird der Jugend, die an seine Thür klopft, nicht den Gefallen thun, auf das Dach seines Bellevuestraßenhauses zu klettern und von da aufs Pflaster zu stürzen, um so die Bahn für den Nachwuchs frei zu machen. Sein Gewissen ist etwas robuster als das des Baumeisters Solneß. Wäre Dem nicht die verrückte Hilde Wangel über den Weg gelaufen, die seine Schwäche sofort erkannte und auszunützen verstand: er hätte es vermuthlich auch klüger angestellt, um den aufstrebenden Ragnar, der sich an seine Stelle setzen wollte, loszuwerden. Ein Appell an den Ehrgeiz des jungen Mannes hätte nach menschlichem Ermessen hingereicht, um ihn

selbst, der den Meister schon für abgethan hielt, auf die Spitze des Thurmes hinaufzuschicken und dem Untergang zu weihen. Herr Fürstenberg entsendet den jungen Winterfeldt „in ehrenvoller Mission" nach New-York. Die Börse inszenirt eine Winterfeldt-Hausse und die ewig blinde Freihandelspresse behandelt den jungen Herrn wie eine Persönlichkeit. Der also Gefeierte ahnt nichts Böses und drückt zum Abschied dankbar die Hand des Meisters, der ihm die berliner Direktorstelle reservirt: nur das Amt, nicht die Würde soll dem Scheidenden genommen werden. Mehr kann Winterfeldt junior wirklich nicht verlangen. Ich kann mir denken, wie gerührt er war, als Fürstenberg nach Ordnung des Wichtigsten zu ihm trat und ihn zum „Direktor à la suite meiner Handelsgesellschaft" ernannte ... All Das ist natürlich nur Kombination. Vielleicht wird Herr Winterfeldt aus ganz anderen — doch nicht minder ehrenvollen — Gründen übers Wasser geschickt. Vielleicht schätzte ich den Charakter des Herrn Fürstenberg zu hoch ein, als ich eine Seelenverwandtschaft mit Halvard Solneß konstruirte. Vielleicht den des jungen Winterfeldt zu gering, als ich annahm, er könne um äußeren Glanzes willen dem eigentlichen Ziel seines Strebens entsagen. Hans Winterfeldt ist muthig. Dafür zeugen die Narben in seinem Gesicht; dafür zeugt auch das Interview über Amerika. Muth aber, Unerschrockenheit ist eine für den Beruf der Hochfinanz sehr wichtige Eigenschaft. Ein halber Direktor up to date ist Hans Winterfeldt jetzt also mindestens schon. Wer weiß? Am Ende hat der Altmeister ihn nur zu den smarten Yankees gesandt, damit er dort auch die zweite Hälfte Dessen erwerbe, was ein vollendeter Bankdirektor heutzutage braucht, um ganz auf der Höhe der Zeit zu stehen. (Siehe namentlich Dr. Salomonsohns Darstellung amerikanischer Sitten, Kapitel über Schönheitpflege und Aehnliches.) Oder Hans Winterfeldt geht, weil für Caesar neben Pompejus kein Raum ist. Ich werde mich hüten, zu sagen, wer von den Beiden — Jung-Winterfeldt und Jung-Rathenau — hier Caesar und wer Pompejus ist.

Der Leser verzeihe mir, daß ich so viel von Hans Winterfeldt spreche. Aber wer die berliner Börse kennt, wird mir den Schmerz über das Entschwinden dieses Mannes nachfühlen. Mit seiner schmächtigen Gestalt und seinem jugendlichen Aussehen ist gerade er der markanteste Vertreter des unserer Hochfinanz beschiedenen Nachwuchses. Man mußte ihn sehen, wenn er, hoher Verantwortung voll, die Arme in die Hüften gestemmt, vorn auf dem erhöhten Podium in der Handelsgesellschaft-Nische stand und einem Makler nach dem anderen souverainen Bescheid gab, mit Freunden Grüße und Meinungen austauschte, für Jeden ein williges Ohr, für Jeden ein Weisheitkörnchen hatte. So viel Rührigkeit, so viel Jugendfrische erwärmt. Wer bleibt jetzt noch? Die Börse hofft, nach dem Abgang Winterfeldts werde Herr Dr. Walther Rathenau endlich wieder aus seinem Zelt hervorkommen, das er kaum noch verlassen hat, seit man seinen „Impressionen" einen so expressiven Empfang bereitete. Wird aber diese Hoffnung sich erfüllen? ... Junges Blut ist dann auch noch bei einer von den alten Privatfirmen, die mit den Großbanken auf gleichem Fuß stehen, und bei einer Aktienbank, die auf der linken Seite des Saales postirt ist, in leitende Stellungen gedrungen. Ich nenne die Namen der Herren nicht, weil ich nicht anzunehmen vermag, sie können eines Tages so Hervorragendes leisten, daß es nöthig würde, in einer Geschichte deutscher Finanz ihrer zu gedenken.

Im Allgemeinen ist leider mehr Nepotismus als Nachwuchs sichtbar. Wenn ich von Nachwuchs rede, meine ich ungewöhnlich begabte junge Leute, die sich mitten in dem großen Organismus eines Bankinstitutes, ohne Rücksicht auf ihre Geburt und die pekuniäre Lage ihres Vaters, solche Geltung zu verschaffen wissen, daß sie von Stufe zu Stufe aufrücken, bis zur höchsten hinauf, und zwar mit der beschleunigten Geschwindigkeit, die unsere Zeit der unaufhörlich einander überbietenden Rekords ermöglicht und von der Auslese fordert. Warum fehlt uns dieser Nachwuchs? Eine ausführliche Beantwortung der Frage würde viel Zeit kosten; nur eine Nebenursache will ich heute erwähnen. Mehr und mehr wächst unter den tüchtigen Bankbeamten die Neigung, ungeduldig aus der Bahn zu springen und sich journalistisch zu bethätigen. Prozentuell liefert die Berliner Bank, wenn ich nicht irre, das stärkste Kontingent dieser Fahnenflüchtigen; vielleicht, weil sie ihren Beamten am Meisten Muße läßt, auf andere Gedanken zu kommen, vielleicht, weil ihr Wesen die in ihrem Betriebe Stehenden am Meisten zu kritischer Regung reizt. Kaum haben solche Beamte das Bankhaus verlassen, so erscheinen sie auch schon im Börsensaal und sehen sich die Welt, die sie so lange von unten betrachtet haben, nun von oben an. Dieser plötzliche Wechsel der Perspektive bewirkt, wie die Erfahrung lehrt, auch wenn der pathologische Zusammenhang noch nicht aufgeklärt ist, gewöhnlich eine Blähung des Brustkorbes, ein Wachsthum der Figur und eine Anschwellung des Organes. Das Erste, was dann geschieht, ist eine nach allen Regeln der Kunst vorgenommene Vermöbelung der Bankdirektoren. Aus dem Hausklatsch, den man in den Kulijahren aufgespeichert hat, wird den früheren Chefs eine Suppe gekocht, die manchmal viel Talent und Sachkenntniß verräth, aber stets einen ekelhaften Nachgeschmack hat. Nach Allem, was ich selbst hier schon gesagt habe, wird mir wohl Niemand zutrauen, daß ich die Zimperlichkeit und Unehrlichkeit, die sich auf anderem Gebiet in dem heuchlerischen Aufschrei über eine „Verrohung der Kritik“ Luft gemacht hat, nun auch auf die Börsen- und Finanzkritik übertragen wolle. Ich muß auch gleich hinzufügen, daß die Bankdirektoren in ihrer Abwehr einen noch kläglicheren Eindruck machen als ihre Angreifer. Denn die Abwehr besteht darin, daß sie durch ihre Preßbureaux, trotz Börsengesetz und Pommernprozeß, noch immer allerlei unsauberen Börsenblättchen, die keinen Inhalt und kaum einen Leser haben, ihre Finanzinserate geben. Dieser Sumpf soll die Banken vor der Schimpflust ausgeschiedener Beamten schützen; vergessen wird dabei nur, daß ein Sumpf noch lange kein Wall ist. Ich denke von Banken und Bankdirektoren im Allgemeinen nicht gerade gut und finde, die Beweislast für ihre bona fides müsse in der Regel ihnen selbst zufallen. Alle Banken zusammen können aber nicht so Arges verbrochen haben, wie man anzunehmen gezwungen wäre, wollte man ihre Unmoral an der Demuth messen, die sie dem Abschaum der Presse oft zeigen. Kluge Bankdirektoren sollten den Talenten in ihren Bureaux den Weg nach oben, so weit es irgend möglich ist, ebnen, statt sie aus Dienern zu Feinden werden zu lassen. Dann würde es an Nachwuchs nicht fehlen; und das Unkraut, das sich jetzt nur von der Furcht vor entartetem Nachwuchs, vor schreiblustigen jungen Leuten nährt, könnte nicht weiterwuchern.

Dis.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. November 1903.

Nietzsche und Rohde.

Auf einem Bilde, das die Mitglieder des leipziger Philologischen Vereins darstellt (Winter 1866/67), fallen bei genauerer Betrachtung von den zehn um einen Tisch gruppirten jungen Leuten dem Beschauer zwei auf, die einen viel bedeutenderen Eindruck machen als ihre Kommilitonen: an der linken Ecke der sofort kenntliche zweiundzwanzigjährige Nietzsche, heiter und nachlässig wie Einer, der die feierliche Prozedur als einen Scherz ansieht; ganz rechts an der Ecke ein Jüngling von einem sonderbar ernsten und stolzen Ausdruck in Gesicht und Haltung; der feine Kopf merkwürdig schmal; hinter dem sich emporwölbenden Scheitel wird ein mächtiger, stark ausgerundeter Hinterschädel sichtbar, eine Kopfbildung, wie begabte Menschen, besonders Musiker, sie oft zeigen; das Kinn ist trotzig; die Backenknochen treten energisch, doch nicht unedel hervor; das Augenpaar blickt fast schwermüthig in eine unbestimmte Weite. Der also Dargestellte ist Erwin Rohde, Nietzsches bester Freund.

Ein Bild Rohdes schmückt auch die schöne Biographie des Mannes, mit der Professor Crusius die nicht sehr große Zahl werthvoller Gelehrtenbiographien um ein Werk von gründlicher Kenntniß, anziehender Darstellung und erquickender Herzenswärme bereichert hat. Die Züge des Dreißigjährigen sind noch bedeutender geworden; stärker wölbt sich die Stirn, trotziger sind die von einem schmalen schwarzen Barte beschatteten Lippen aufgeworfen; eine unausdrückbare Idealität liegt über der Erscheinung; aus den düsteren Augen spricht schmerzliche Entsagung, aber zugleich eine unbedingte, harte Wahrhaftigkeit, die sich dem Beschauer ins Herz bohrt. Ein seltsamer Zauber und Zwang geht von diesen forschenden Augen aus; sie nöthigen Ehrerbietung ab, sie heischen Liebe.

Erwin Rohde ist geliebt worden. Nicht von seiner reinen und glücklichen Ehe sei hier die Rede: wer das Buch von Crusius liest, wird manchmal ergriffen innehalten, wenn er auf rührende Denkmale dieser Liebe stößt. Aber bevor Rohde sich einen Hausstand gründete, hatte er Jahrzehnte lang in Freundschaft mit Nietzsche gelebt. Keiner von Denen, die Nietzsche ihren Freund nennen durften, ist ihm so ganz nah gekommen. Keiner war seinem Wesen so verwandt. An Keinem hing Nietzsche mit treuerer Liebe. Nun liegt der Briefwechsel zwischen Rohde und Nietzsche in einem stattlichen Bande vor. Professor Fritz Schöll hat die Briefe des Freundes, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche die des Bruders herausgegeben. Sich kennen und lieben gelernt zu haben, empfanden die Zwei als ein tiefes Glück. Dieses Glück mitzuerleben, gewährt der Briefwechsel den Freunden der Freunde.

„Rohde ist jetzt auch Ordentliches Mitglied, ein sehr gescheiter, aber trotziger und eigensinniger Kopf", schreibt Nietzsche im September 1866 an den Freiherrn von Gersdorff. Es handelte sich um den auf Ritschls Anregung gestifteten Philologischen Verein. Bald waren Nietzsche und Rohde die Flügelmänner der jungen Gesellschaft. In Nietzsches sechstem Semester, Ostern bis Herbst 1867 zu Leipzig, wurde die Freundschaft eng und herzlich; Beide sahen sich mit einem Male allein, „auf einem Isolirschemel", wie Rohde sagt; sie waren über ihre mitstrebenden Altersgenossen hinausgewachsen und auf einander angewiesen. Freund Rohde war es, zu dem Nietzsche mit dem fertigen Manuskript seiner Preisaufgabe de fontibus Diogenis Laertii in dunkler Regennacht stürmte; feierlich bewegt, tranken sie eine Freudenflasche zusammen und redeten sich von Hoffnungen und Entwürfen die Köpfe heiß. „Ich habe es bis jetzt nur dies eine Mal erlebt", notirte Nietzsche ein Jahr später, „daß eine sich bildende Freundschaft einen ethisch-philosophischen Hintergrund hatte. Einig waren wir nur in der Ironie und im Spott gegen philologische Manieren und Eitelkeiten. Für gewöhnlich lagen wir uns in den Haaren, ja, es gab eine ungewöhnliche Menge von Dingen, über die wir nicht zusammenklangen. Sobald aber das Gespräch sich in die Tiefe wandte, verstummte die Dissonanz der Meinungen und es ertönte ein ruhiger und voller Einklang." Wie ein Echo schallt es zurück aus dem ersten Brief, den wir von Rhode an Nietzsche besitzen: „Ich denke, old boy, daß auch Du mit Vergnügen an so manche Augenblicke innigster Harmonie in den Grundstimmungen des Denkens und Seins zurückdenkst. Die herzliche Theilnahme, die Du mir querköpfigen und abstoßenden Kerl erwiesen hast, empfinde ich um so wärmer und tiefer, weil ich nur zu genau weiß, wie wenig meine Art zu näherer Theilnahme auffordert. Vor Allem denke ich mit Freude zurück an die Abende, wo Du mir im Finstern auf dem Klavier vorspieltest: ich fühlte den Abstand zwischen einer produktiven Natur und mir ohnmächtig

wollenden Halbherzen, aber die Seele schloß sich doch auf unter den Tönen und ging einen somewhat elastischeren Schritt." Dieser Brief ist ein Selbstportrait, in einem anderen Sinn allerdings, als sein Schreiber es gemeint hatte. Man erräth eine vornehme, schamhafte, hochstrebende Seele, mit einer unseligen Veranlagung, sich zu quälen und Bitterniß aus den Blüthen des Lebens zu saugen; einen düsteren und leidenschaftlichen Geist, leicht verwundbar und schwermuthvoll, der das Geheimniß seiner Zartheit ängstlich hinter der Maske eines bärbeißigen Humors verhehlt; einen Freund, der bei aller unbedingten Verehrung Spuren leiser Eifersucht nicht ganz verbergen kann: der reicher und allseitig begnadete Genosse ist ihm ein wundervolles Glück und ein schmerzlich schärfender Stachel zugleich. So weiche Klänge dieser spröden Seele zu entlocken: Das erforderte einen Seelenkünder wie Nietzsche; er sah durch Falten und Schleier die hüllenlose, in einsamer Sehnsucht sich verzehrende Seele. Wie ein mühsam verhaltener Jubel braust es durch Rohdes Jugendbriefe. Gelegentlich, wie in dem herrlichen Weihnachtbriefe vom Jahre 1868, springen alle Riegel dieses verschlossenen Herzens auf und wie aus tiefen, lauteren Brunnen quillt die Empfindung: „Dir allein verdanke ich die besten Stunden meines Lebens; ich wollte, Du könntest in meinem Herzen lesen, wie innig dankbar ich Dir bin für Alles, was Du ihm geschenkt; der Du mir das selige Land reinster Freundschaft erschlossen hast, in das ich, mit liebedurstigem Herzen, früher wie ein armes Kind in reiche Gärten geblickt hatte. Der ich von je her einsam war, ich fühle mich jetzt vereint mit der Besten Einem; und Du kannst schwerlich verstehen, wie Das mein inneres Leben verändert hat; bei meinem tiefen Bewußtsein meiner Härten und Schwächen erquickt mich Liebe und Milde wie etwas Unverdientes unsäglich."

Noch sind es zwei jugendliche und harmlose Menschenkinder, die einander die schwärmerischen Brautbriefe ihrer Freundschaft schreiben; noch haben sich nicht die drohenden Schatten des Lebens auf ihre sonnige Existenz gelegt; ihr gern betonter Pessimismus hat etwas jünglinghaft Theoretisches: die müde und schmerzliche Weisheit Schopenhauers ist ihnen in Hirn und Herz gedrungen und gläubig beten sie dem Meister nach, der ihrem Geiste das auszeichnende Stigma der Philosophie aufgeprägt hat. Sie berathen einander in ihren philologischen Studien, schwärmen von Objektivation des Willens, von der platonischen Idee als Objekt der Kunst, von Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben. Daneben aber freuen sie sich kindlich auf eine pariser Reise, die sie zu machen gedenken, und Nietzsche schreibt in scherzhafter Renommisterei von der göttlichen Kraft des Cancan und vom gelben Gift Absynth. Der selbe vierundzwanzigjährige Nietzsche ist entzückt über seine Qualifikation zum Landwehrlieutenant, die ihm „von äußerstem Werth" zu sein scheint, angesichts der täglichen, immer drohenderen Kriegsgefahr.

Die gleichzeitig ausgesprochene Hoffnung „auf spätere artilleristische Thätigkeit“ klingt dem Leser ominös, der sich der Werke der achtziger Jahre erinnert. Siebenmal wird Suschen Klemm, die zierliche Naive des leipziger Stadttheaters zu jener Zeit, im Briefwechsel der Freunde erwähnt; sie haben ihr das philologische, spätgriechisch-galante Kose-Pseudonym Glaukidion gegeben; Nietzsche berichtet triumphirend, daß er sie nach Hause begleiten durfte; er sucht im ganzen Theater, ob sie anwesend ist; er weiß, wie viel Gage, wie viel Zulage sie von Laube bekommt; seine Stube ist „so glücklich, besagtes Wesen mit ihrer hübschen Schwester eine Stunde zu beherbergen. Und es war eitel γέλως und γλυκύτης“.

Zum Zeichen Dessen, was mit dem ausdrücklichen Hinweis auf diese unschuldige Herzensneigung für einen anmuthigen Theaterbackfisch beabsichtigt ist, seien drei Jahreszahlen hier verzeichnet. Das Jahr, in dem diese Briefe geschrieben wurden: 1868; das Jahr, in dem „Menschliches, Allzumenschliches“ erschien: 1878; endlich das Jahr des „Fall Wagner“, der „Dionysos-Dithyramben“, der „Götzendämmerung“, des „Antichrist“, des „Ecce Homo“, der „Umwerthung aller Werthe“: 1888. Welcher Weg, welche Entwickelung in zwei Jahrzehnten!

1868: Der normale hoffnungvolle Jüngling; heiter, sorglos, lebenslustig; sehr strebsam, aus gutem Hause: Pastorssohn, mit einem Dutzend gutmüthig bemutternder Tanten. Scheinbar nichts Außergewöhnliches ist an ihm; gewiß ist er begabt, sogar sehr und vielseitig; aber der um ein Jahr jüngere Rohde macht fast einen reiferen, ernsteren Eindruck. Gründungphilister eines Vereins gescheiter Philologen, Ritschls Günstling; dieser Nietzsche wird vermuthlich eine glänzende, wenn auch durchaus typische akademische Karriere durchlaufen: er wird brav und sittsam als Privatdozent anfangen, wird zum Extraordinarius, zum Ordentlichen Professor vorrücken; vielleicht bringt ers sogar zum Geheimen Rath und sicher bleibt ihm der Rothe Adlerorden vierter Verdünnung nicht aus. Er wird ein Weib nehmen und seine Töchter an weise Privatdozenten verheirathen; er wird zwei oder drei grundlegende Werke und eine Unzahl Zeitschriftenartikel schreiben, — Alles sehr gediegen, sehr wissenschaftlich, mit Citaten, Anmerkungen, Hinweisen, Varianten, mit kritischem Apparat . . .

1878: Er ist thatsächlich Professor geworden, abnorm früh, unter ungewöhnlich ehrenvollen Umständen. Aber er hat sich durch heillose Verquickung von Philologie und Wagnerianismus kompromittirt; für ernsthafte Philologen existirt er nicht mehr, denn er ist nicht wissenschaftlich; man hat, wie es sich gehört, seine Katheder boykottirt, angehende Jünger der Philologie vor ihm gewarnt. Seit einiger Zeit liest er nicht mehr, sondern treibt sich, angeblich aus Gesundheitrücksichten, irgendwo in Italien herum, in bedenklich

internationaler Gesellschaft. Sein neustes Werk, lauter Aphorismen, zeigt, daß er sich total ausgeschrieben hat . . .

1888: Dieser Nietzsche, auf den gewisse Leute vor fünfzehn Jahren so übertriebene Hoffnungen gesetzt hatten, ist so gut wie verschollen. Er führt ein Nomadenleben: Oberengadin, Thüringen, Venedig, Riviera. Er soll immer noch schreiben, aber kein Mensch liest ihn, Niemand kauft, Niemand bespricht seine überspannten Bücher, die jedes Jahr den Verleger wechseln. Eins davon soll sehr unmoralisch sein, hat aber dennoch keinen Erfolg gehabt; schon der Titel läßt allerlei Abscheuliches vermuthen. Ein anderes handelt von persischer Mythologie, wie man hört. Um sich interessant zu machen, hat er ein Pamphlet gegen Wagner verfaßt . . . Halt, gerade kommt eine ganz unglaubliche Zeitungnachricht über ihn: „Die von dem Dozenten Dr. Georg Brandes im größten Hörsaal gehaltenen öffentlichen Vorlesungen om den tüske filosof Friedrich Nietzsche haben enormen Zulauf; jedesmal über dreihundert Personen.“ Wie? Das Ausland nimmt Notiz von dem Manne? Sollte der Mann am Ende ernst zu nehmen sein?

— — — — — — — — — — — — — — —

Drei Dinge waren Nietzsche und Rohde gemeinsam: Liebe zum Alterthum hatte sie zusammengeführt, Begeisterung für Schopenhauer brachte sie einander näher, Hingabe an die wagnerische Kunst besiegelte den Bund. Rohde ist der Philologie treu geblieben und hat Glänzendes in ihr geleistet; er hat nie Wagner den Rücken gekehrt, obgleich auch er den weihrauchschwülen Quovadismus des Parsifal ablehnte; am Lockersten wurde sein Verhältniß zur Philosophie, wenn er auch in seinen beiden Meisterwerken philosophischen Problemen durchaus nicht aus dem Wege ging. Nietzsche löst sich von Philologie, Schopenhauer und Wagner entschlossen los: sie waren ihm nur Wegweiser zu sich selbst gewesen. Alles in seinem Leben drängte scheinbar darauf hin, daß er Richard Wagner eine Art von Paulus würde: eine junge Sekte braucht den Vermittler, der sie in Beziehung zu den vorhandenen Kulturmächten setzt; Wagner hatte, wie kein Künstler vor ihm, einen skrupellosen Ehrgeiz, mit Allem, was irgendwo einmal in der Geschichte groß war, in Beziehung zu stehen; Judenthum, Griechenthum, Christenthum, die alte Tragoedie, der Heilige Franz von Assisi, Dante, Shakespeare, Calderon, Goethe, Schiller, die Romantik, Schopenhauer, Beethoven, germanischer Mythus, ritterliche Epik, bretonische Fabulirlust: das Alles sollte in die Weltanschauung Wagners hineininterpretirt werden, und zwar so, daß es erst in und durch Wagner seine Vertiefung und Vollendung zu finden schien. Nietzsche schien so recht geschaffen, der griechische Kirchenvater des neuen Glaubens zu werden; die Umstände konnten nicht günstiger zusammentreffen; seine Berufung nach Basel wies ihm deutlich die Richtung. „Luzern ist mir nun nicht mehr unerreichbar“,

heißt es in dem Brief, in dem er Rohde seinen Ruf mittheilt. So sah er der neuen Professur froh, wenn auch nicht ohne Sorge entgegen. Rohde fühlte dunkel, daß ihnen Beiden ein Lebenssommer voll Mühe und Schwüle bevorstehe; in ergreifenden Worten nahm er Abschied vom Jugendgenossen und vom Frühling ihrer Freundschaft: „An diesem trivium unserer Lebenspfade laß michs Dir noch einmal sagen, daß Niemand im Leben mir wohler und lieber gethan hat als Du und daß ich Das empfinde mit allen Fibern meines Wesens."

Basel ist die entscheidende Wendung in Nietzsches Lebenslauf. Er wird unvermittelt und unvorbereitet in einen Beruf hineingeworfen, den er unter normalen Umständen in langem geduldigen Warten und Vorbereiten erreicht hätte; der Unterricht am Pädagogium vermehrte bedenklich Arbeitlast und Verantwortung. Die freien Stunden waren einer erstaunlichen Produktion gewidmet: Alles, was der erste, neunte und zehnte Band der Gesammtausgabe enthalten, ist in Basel entstanden. Ein ausgedehnter Briefwechsel, aufregende Musik und die Besuche in Tribschen bei Richard Wagner sind nicht zu vergessen. Mit der Berufung nach Basel scheint Nietzsches Lebensschiffchen in das idyllische Seitengewässer einer friedlichen Gelehrtenexistenz zu steuern; in Wirklichkeit treibt es sacht, aber unaufhaltsam hinaus in den Strom. Denn in Basel wuchs Nietzsche nur zu bald über das ganze Universitätwesen hinaus. Zunächst verlor er den engen persönlichen Konnex mit Rohde; lange Briefe waren ein kümmerliches Surrogat. Neuen Anschluß fand er nicht leicht. Der später vertrautere Verkehr mit Jakob Burckhardt und Overbeck beschränkte sich anfangs auf freundliches Grüßen. So drängte Alles darauf hin, Nietzsche der Macht in die Arme zu treiben, die den Menschen jäh und gründlich wandelt: der Einsamkeit. Sie verleiht von nun an seinem Leben und seinen Werken Farbe und Glanz. Die Einsamkeit ist das letzte Kriterium für alles Hervorbringen; sie ist das Auszeichnende und Unterscheidende; man fühlt es sofort, wenn ein Werk „aus der Fremde" kommt, aus Höhe und Stille; seltsam und adelig steht es da. Beethovens letzte Quartette, Schopenhauers Hauptwerk, Ibsens letzte Dramen haben alle einen Hauch und Duft der strengen Einsamkeit an sich, in der sie entstanden sind. Nietzsche, von Natur aus wie Stendhal geneigt à se singulariser, wurde durch ein sonderbares Zusammenwirken verschiedener Umstände aus Beruf und Amt, aus Tradition und sozialem Leben hinausgedrängt, unmerklich beinahe, aber unaufhaltsam. Man kann Schritt vor Schritt verfolgen, wie er die Wohnstätten der behäbig in Alltag und Gemeinschaft Lebenden verläßt, wie er immer höher seinen Berg hinansteigt und immer einsamer wird. Wohl preist sein Sonnenhymnus, da Zarathustra auf dem Gipfel steht und süßen Honig opfert, in entzückter Weiherede seiner Einsamkeiten siebente und letzte. Aber

zu anderen Zeiten entlockte ihm das Gefühl, nicht einen einzigen Menschen zu haben, der ihn liebend verstand, bitterliche Klagen.

Kaum war Nietzsche ein Jahr in Basel, als er Rohde schon ganz revolutionäre Briefe schrieb: ein radikales Wahrheitwesen sei an einer Universität nicht möglich; etwas wirklich Umwälzendes werde nie von hier aus seinen Ausgang nehmen können; er werde diese Luft nicht mehr lange aushalten. Um aus dieser Noth herauszukommen, erwog Nietzsche in vollem Ernst einen Gedanken, der zu allen Zeiten feinere Geister als selige Utopie gereizt hat: den eines weltlichen Klosters, in der Art einer Platonischen Akademie oder der Thelemitenabtei des weisen Meisters Rabelais. Er bereitete einen Aufruf vor „an alle noch nicht völlig erstickten und in der Jetztzeit verschlungenen Naturen.“ Auf Rohdes und Romundts Mitwirkung rechnete er zuversichtlich, im Stillen wohl auch auf die Deussens, Burckhardts, Overbecks. Er fing an, seine Bedürfnisse auf ein Mindestes einzuschränken, um einen kleinen Rest von Vermögen für alle Fälle zu bewahren; er wollte in die Lotterie setzen, für seine Bücher die denkbar höchsten Honorare verlangen. Rohde mahnte besonnen ab; er fand sich nicht produktiv genug zu solcher Welteinsamkeit. „Mit Leuten wie Schopenhauer, Beethoven, Wagner ist es eine ganz andere Sache; auch mit Dir, lieber Freund.“ Die Stelle ist interessant: hier also kommt Rohde schon nicht mehr mit; er hat nicht mehr die nöthige Elastizität. Und welche sonderbare Gleichstellung von Nietzsche, der noch keine seiner größeren Schriften veröffentlicht hatte, mit Schopenhauer, Beethoven, Wagner! Welchen Eindruck von Größe muß Nietzsche auf Rohde stets gemacht haben, daß Dieser eine solche Nebeneinanderstellung wagte, ohne zu fürchten, sich und den Freund lächerlich zu machen!

Nietzsche fühlte sich unbehaglich in Amt und Fach. Nun tritt ein Ereigniß ein, das in seiner einzigartigen Wichtigkeit für Nietzsches Entwickelung noch nicht erkannt worden ist: der basler Professor der Philosophie Teichmüller nimmt einen Ruf nach Dorpat an. Nietzsche hat eine solche Sehnsucht, seinen Rohde wieder bei sich zu haben, daß er ordentlich erfinderisch wird: er trägt sich mit dem Wunsch, sich um die vakante Professur zu bewerben, damit seine eigene für Rohde frei werde. In Lugano, wo er seine Erholung sucht, wiegt er sich in goldenen Träumen gemeinsamen Wirkens an der basler Hochschule; sich selbst aber — und Das ist das Entscheidende — kann er sich nur mehr als Philosophen vorstellen: so fest hat er sich schon in diese neue Hoffnung hineingelebt. „Von der Philologie lebe ich in einer übermüthigen Entfremdung, die sich schlimmer gar nicht denken läßt. Bald sehe ich ein Stück neue Metaphysik, bald eine neue Aesthetik wachsen.“ Es war der letzte Versuch, das ideale Kloster zu gründen. Der etwas spätere Plan, Rohde wenigstens an die Nachbaruniversität Zürich zu bringen, zerschlug

sich, weil Rohde mit Kiel unterhandelte. Man darf die fundamentale Wichtigkeit dieser vergeblichen Bemühungen nicht übersehen: jetzt ist Nietzsche der Philologie ganz entfremdet, sie ist ihm, wie er selbst im nächsten Briefe bekennt, „ein Ekel.“ Sie hat nur noch einen Werth für ihn, wenn sie sich in den Dienst des Lebens, der hohen Kultur, der großen Kunst stellt; diese Rolle weist ihr „Die Geburt der Tragoedie aus dem Geiste der Musik“ an. Als das Werk erschienen war und von einem jüngeren Philologen vom Standpunkt der Wissenschaft aus ungestüm angegriffen wurde, stellte Rohde sich resolut auf die Seite des Freundes. Ob auch der Sache, ist zweifelhaft. Zwar haßte Rohde die „fatale göttinger Weisheit von der Heiterkeit des echten Griechenthumes“ eben so grimmig wie Nietzsche; auch er sah die Zeit tiefster mystischer Erregung zwischen Homer und Aeschylos; „purifizirten Altenweiberprotestantismus“ nennt er die zünftige Darstellung griechischer Weltanschauung. Aber Nietzsches erstes Buch enthielt Kühnheiten und Vorahnungen seiner späteren Entwickelung, die einem sorgfältigen Leser nicht entgehen konnten.

Im Juli 1876 erhielt Nietzsche die Anzeige von Rohdes Verlobung. Sogleich schrieb er einen herzlichen Glückwunschbrief, der jedoch eine merkwürdige Stelle enthält: „Ja, ich werde ruhiger an Dich denken können: wenn ich Dir auch in diesem Schritt nicht folgen sollte. Denn Du hattest die ganz vertrauende Seele so nöthig und hast sie und damit Dich selbst auf einer höheren Stufe gefunden. Mir geht es anders. Mir scheint das Alles nicht so nöthig, — seltene Tage ausgenommen. Vielleicht habe ich da eine böse Lücke in mir. Mein Verlangen und meine Noth ist anders; ich weiß kaum, es zu sagen und zu erklären.“ Er ahnte wohl selbst nicht, welchen klaffenden Abstand er mit diesem Bekenntniß zwischen sich und dem Freunde konstatirte; auch Rohde scheint die Stelle „Du hattest die ganz vertrauende Seele nöthig“ nicht verstanden zu haben; noch einmal flammt, zum letzten Male und am Höchsten, seine Liebe auf: „Mein Freund, ja, wahrlich mein Freund und Bruder! Eins denke immer: daß in meinem zukünftigen Hause Dir Herz und Herd allezeit zur Verfügung stehen; nicht wie ein Geschenk, sondern wie Dein eigener und rechtmäßiger Besitz! Ich bleibe Dein in unveränderter Liebe.“

Dieser Brief steht auf Seite 534 des Bandes; dann folgen nur noch fünfzig Seiten. Wann schreibt man einem Mädchen die glühendsten Briefe? Wenn man sich unbewußt mit dem Wunsch trägt, ihr den Abschied zu geben.

Zwei Dinge giebt es, die den Menschen entjüngen; sie schneiden seine Entwickelung ab: Amt und Ehe. Sie sind des Durchschnittsmenschen Los und Glück, auch des sehr begabten. Dem Philosophen aber ist jedes Amt eine Kette und die Ehe ein Verhängniß; er versagt sich Beides aus Instinkt. Schon dem vierundzwanzigjährigen Nietzsche stand dieser Satz fest. „Ich

habe hier Gelegenheit, mir die Ingredienzien eines glücklichen Familienlebens in der Nähe anzusehen: hier ist kein Vergleich mit der Höhe, mit der Singularität der Freundschaft. Das Gefühl im Hausrock, das Alltäglichste und Trivialste überschimmert von diesem behaglich sich dehnenden Gefühl: Das ist Familienglück, das viel zu häufig ist, um viel werth sein zu können." So ungefähr sagt Das einmal jeder Jüngling; man erinnere sich der köstlich frischen Eingangsszene von Stifters „Hagestolz". Nietzsche hat seine Jugendanschauung über die Ehe festgehalten; sie ist ihm immer strenger und entschiedener geworden. Wundervoll besang er im Zarathustra das Glück der Ehe und die Seligkeit der Elternschaft, aber er vergaß keinen Augenblick, daß es nicht für ihn und er nicht für es geschaffen sei. Fürs „dumpfe deutsche Stubenglück" vollends hatte er nur höhnende Verachtung, und als er dem fromm und mürb gewordenen Wagner die Summe seiner Existenz zog, schrieb er an auffällige Stelle den bösen Satz: „Die Gefahr der Künstler, der Genies liegt im Weibe; die anbetenden Weiber sind ihr Verderb." Nicht in der unglücklichen Ehe sah er die Gefahr: ohne Xanthippe kein Sokrates. Das „Behagen zu Zweien" war ihm das zu Fürchtende, das eigentlich Unphilosophische. In dem Glückwunschbrief deutete ers Rohde in einem zarten Symbol an: Ein Wandrer geht durch blaue Nacht und lauscht in weicher Wehmuth der süßen Weise eines Vogels. Aber der Vogel spricht:

„Nein, Wandrer, nein! Dich grüß ich nicht
Mit dem Getön!
Ich singe, weil die Nacht so schön:
Doch Du sollst immer weiter gehn
Und nimmermehr mein Lied verstehn! ...
Leb wohl, Du armer Wandersmann!" — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Rohde hatte vielleicht als Erster die aphoristische Technik Nietzsches erkannt. „Du deduzirst zu wenig", schrieb er ihm über die zweite Unzeitgemäße Betrachtung; „Du überläßest dem Leser mehr, als billig und gut ist, die Brücken zwischen Deinen Gedanken und Sätzen zu finden. Zuweilen habe ich den Eindruck, als ob einzelne Stücke und Abschnitte zuerst für sich fertig gearbeitet worden wären und dann, ohne in dem Fluß des Metalles völlig wieder aufgelöst worden zu sein, dem Ganzen eingefügt worden wären." Als Nietzsche in dem Aphorismenbande „Menschliches, Allzumenschliches" gänzlich auf die Eselsbrücken verzichtete, in denen philosophirende Flachköpfe das System einer Philosophie erblicken, war Rohde weniger von der neuen Form als von dem neuen Inhalt überrascht: „So muß es sein, wenn man direkt aus dem caldarium in ein eiskaltes frigidarium gejagt wird." Schmerzlich befremdet, fand er zu viel Rée in dem Werke. So sehr er den

rücksichtlosen Wahrheitstrieb, die kühle und strenge Zerlösung religiöser, metaphysischer und künstlerischer Illusionen bewunderte: er gab nur die relative Wahrheit der Sätze zu und fand den Gehalt des Buches mehr im Einzelnen als im Ganzen. Seltsam klingt der Schluß: „Nichts, Dessen sei gewiß, soll mich Dir je im Innern entfremden.“ So schreibt man nur, wenn die Entfremdung thatsächlich schon begonnen hat. Rohde mußte blitzartig erkennen, daß sein und Nietzsches Weg schon weit auseinandergingen. Daß er nicht, wie Wagner, das Buch en bloc verwarf, zeugte von Freiheit des Geistes. Daß er ihm nur zum Theil zu folgen vermochte, lag daran, daß Nietzsches Entwickelung ein ganz anderes Tempo annahm, nachdem er seinen Beruf aufgegeben hatte und nur noch sich selbst lebte. Rohde war durch Amt und Ehe davor bewahrt, ein rein kontemplatives Leben zu führen.

Von nun an wird auch der Ton Nietzsches in seinen Briefen anders; ganz langsam und allmählich, aber deutlich erkennbar. Es ist, als ob er aus der Höhe spräche; eine eigenthümliche Ueberlegenheit und Nachsicht klingt leise durch. Die Antwort auf Rohdes Brief zeigt schon diese neue Weise; wer genau hinhorcht, hört durch alle Herzlichkeit doch einen Ton selbstbewußter Ironie. Nietzsche erklärt dem Freunde kurz und bündig, das Buch sei fertig und zu einem guten Theil schon reingeschrieben gewesen, ehe er überhaupt Rées Bekanntschaft gemacht habe. „Dadurch erscheine ich Dir vielleicht noch fremdartiger, unbegreiflicher? Fühltest Du nur, was ich jetzt fühle, seitdem ich mein Lebensideal endlich aufgestellt habe, die frische, reine Höhenluft, die milde Wärme um mich, — Du würdest Dich sehr, sehr Deines Freundes freuen können. Und es kommt auch der Tag.“ Wirklich fand Rohde mit der Zeit sich besser in die Wandlung hinein; immer mehr erfaßte er die Souverainetät des Buches: „Du wohnst in Deinem eigenen Geist, wir Anderen aber hören solche Stimmen sonst nie, nicht gesprochen, nicht gedruckt: und so geht es mir, wie von je her, wenn ich mit Dir zusammen war, auch jetzt: ich werde für eine Zeit lang in einen höheren Rang erhoben, als ob ich geistig geadelt würde.“

Leider fehlen uns mehrere Briefe der späteren Korrespondenz. Man könnte an der Hand dieser verlorenen Dokumente den Finger auf eine Stelle nach der anderen legen, durch die sich das Fremdwerden offenbart. Denn fremder werden sich immer mehr die früher so innig Vertrauten, deren Gehirne und Herzen wie Geschwister gewesen waren. Aus dieser drückenden Empfindung heraus bittet Nietzsche, Rohde wolle ihm doch etwas recht Persönliches schicken, damit er nicht immer nur den vergangenen Freund im Herzen habe, sondern auch „den gegenwärtigen und — was mehr ist — den werdenden und wollenden: ja, den Werdenden! den Wollenden!“ Nietzsche hat Das sicher nicht böse gemeint; aber der Hieb saß. Sofort entschuldigte

sich Rohde: es sei eben gerade der Fluch des Professorenthumes, sich als einen Seienden zu geben; er wisse sich kaum zu helfen vor Seminar- und Vorlesungbürde; er verglich sich mit einem Dorfteich, der langsam mit Schimmel überwächst. Für Rohde war das „Werden" vorbei. Er mußte froh sein, wenn er sich in seiner Wissenschaft auf dem Laufenden halten konnte. Der Universitätgelehrte, der zugleich Forscher und Lehrer sein soll, hat viel zu thun, wenn er nicht Eins von den Beiden vernachlässigen will. Rohde hatte in Amt und Ehe eine reiche und tiefe Persönlichkeit mitgebracht, aber er entwickelte sich nicht mehr in dem Sinne, wie Nietzsche es ersehnte. Ihm mußte Nietzsches fortwährendes Werden, Wachsen, Ueberwinden unheimlich erscheinen. Die Briefe, die er ihm schrieb, zeigen die bewußte Absicht, einen Leidenden zu schonen. In den Briefen an Overbeck, Ribbeck und Andere, die man in dem Buch von Crusius nachlesen mag, klingt Alles um ein paar Nuancen schärfer, auch kühler. Ihm war Nietzsche ein lieber alter Freund neben lieben neugewonnenen Freunden. Er war Nietzsche der älteste, geliebteste Freund, „der" Freund. Gerade von seinen Jugendfreunden wollte Nietzsche verstanden werden; er fühlte dunkel, daß sie ihn nicht mehr verstehen konnten, vielleicht auch nicht mehr begreifen wollten; mit der zarten Empfindlichkeit des Leidenden hörte er aus all dieser schonenden und herzlichen Rücksicht die tiefe, nicht wieder gut zu machende Entfremdung: „Mein alter, lieber Freund, ich weiß nicht, wie es zuging: aber als ich Deinen letzten Brief las und namentlich, als ich das liebliche Kinderbild sah, da war mirs, als ob Du mir die Hand drücktest und mich dabei schwermüthig ansähest: schwermüthig, als ob Du sagen wolltest: ‚Wie ist es nur möglich, daß wir so wenig noch gemein haben und wie in verschiedenen Welten leben! Und einstmals . . .' Und so, Freund, geht es mir mit allen Menschen, die mir lieb sind: Alles ist vorbei, Vergangenheit, Schonung; man sieht sich noch, man redet, um nicht zu schweigen. Die Wahrheit aber spricht der Blick aus: und der sagt mir (ich höre es gut genug!): ‚Freund Nietzsche, Du bist nun ganz allein!' Ach, Freund, was für ein tolles, verschwiegenes Leben lebe ich! So allein, allein! So ohne ‚Kinder'!"

Es war nur die traurige Bestätigung des längst Geahnten, als im Frühjahr 1886 die Freunde einander in Leipzig wiedersahen, zum ersten Mal seit zehn Jahren, zum letzten Mal fürs Leben. Rohde war in Leipzig in so viele Widerwärtigkeiten verwickelt worden, daß er wenige Wochen nach seinem Eintreffen einen Ruf nach Heidelberg annahm. So traf Nietzsche nicht den Jugendfreund, wie er ihn in immergrüner und verklärender Erinnerung gehegt hatte, sondern einen verdrießlichen und scheltenden Professor. Kein Gespräch wollte glücken. Kein gemeinsamer Grundton klang mehr. Jetzt wußten sie, wie fremd sie einander geworden waren. Zum äußeren Bruch kam es, als Rohde im Mai 1887 in einem Brief ein spöttisch-hoch-

müthiges Wort über Taine sich entschlüpfen ließ. Nietzsches Antwort war wie ein Peitschenhieb: „Wenn ich nur diese eine Aeußerung von Dir wüßte, ich würde Dich auf Grund des damit ausgedrückten Mangels an Instinkt und Takt verachten. Glücklicher Weise bist Du mir anderweitig ein bewiesener Mensch.“ Zwei Tage darauf kreuzten sich zwei Briefe. In dem einen bat Rohde wegen des Tones seines letzten Schreibens um Entschuldigung. Im anderen Nietzsche den Freund wegen seiner harten Antwort. Aber es war doch das Ende. Ein halbes Jahr darauf sandte Nietzsche an Rohde die „Genealogie der Moral.“ Der Brief schloß: „Wer wäre mir bisher auch nur mit einem Tausendstel von Leidenschaft und Leiden entgegengekommen! Hat Irgendwer auch nur einen Schimmer von dem eigentlichen Grunde meines langen Siechthums errathen, über das ich vielleicht doch noch Herr geworden bin? Ich habe jetzt dreiundvierzig Jahre hinter mir und bin genau noch so allein, wie ich es als Kind gewesen bin.“ Rohde brachte es fertig, auf diese wie mit Blut geschriebenen Zeilen kühl und förmlich dankend auf einer Karte zu antworten. Er war wieder, wie vor einundzwanzig Jahren, „ein sehr gescheiter, aber trotziger und eigensinniger Kopf.“

So endete diese Freundschaft mit einer unwiderruflichen Entfremdung. Aber wenn auch Rohde die persönlichen Beziehungen abgebrochen hatte, so hörte er doch nicht auf, an Nietzsches weiterem Schaffen reges Interesse zu nehmen. Er erlebte den wachsenden Ruhm des Freundes. Wenn über den einst so Geliebten unehrerbietig geurtheilt wurde, brach er in mächtigem Ingrimm los. Darin hat er Nietzsche auch nach dem Bruch Treue bewahrt.

Am siebenten Januar 1889 bekam er ein aus Turin datirtes Blatt Papier, mit einer kurzen Anrede; die wohlbekannte Schrift, aber unterzeichnet: Dionysos. Da Nietzsches Geist sich umnachtete, trat noch einmal das geliebte Bild Rohdes vor die Seele des unglücklichen Mannes und er mußte das Billet als letzten rührenden Gruß dem Freunde senden. Als später Nietzsches Schwester daran ging, den philologischen Nachlaß herauszugeben, war ihr Rohde, trotz vielen und drückenden Berufspflichten, der treuste Helfer. Er ordnete die langen, von Erinnerung schwer getränkten Briefe, die er in zwei Jahrzehnten von Nietzsche empfangen hatte; wehmüthig sah er seine eigenen wieder und ließ sie mit verhaltenen Thränen durch die Hände gleiten. Einen einzigen wollte er verbrennen: den, der ihm einst in böser Stunde durch ein unbedachtes Wort den Freund geraubt hatte. Als ein paar Jahre darauf Erwin Rohde sich zum Sterben legte und die Kunde ins Nietzsche-Archiv kam, theilte die Schwester sie dem Kranken mit: „Er sah mich lange mit großen, traurigen Augen an: ‚Rohde tot? Ach!‘ sagte er leise; dann wandte er schweigend das Haupt; und eine große Thräne rollte langsam über seine schmale Wange herab.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Verhältniß Nietzsches zu Rohde ist eins der schönsten und bedeutsamsten Kapitel der neueren Geistesgeschichte. Der Konflikt vertieft sich aus dem Persönlichen ins Typische. Er wird zum Antagonismus zwischen dem hochbegabten und gemüthvollen Fachmenschen und dem Philosophen. Dem Einen ist die Philosophie ein Jugenderlebniß voll feinen Duftes, dem Anderen Inhalt des ganzen Lebens, das Leben selbst. Man kann beobachten, wie Rohdes philosophisches Interesse abbröckelt; er ist der typische Akademiker, der sich mit Arbeit betäubt und dem sein Beruf zum Horizont wird. Es ist ein Glücksfall, daß zwei so bedeutende Vertreter dieses Gegensatzes vor uns stehen. Daß Beide ihr Gegensätzliches verkannten, zu versöhnen suchten, wo es nichts zu versöhnen gab: Das ist das Tragische und Ergreifende.

München. Dr. Josef Hofmiller.

Das Laster der Persönlichkeit.

Persönlichkeit: das Wort ist Fanfare geworden. Ein Philister scheint Jeder, den der Klang nicht berauscht, und ein Frevler, der ihn zu lästern wagt. Aber es wäre wahrlich nicht das erste Mal, daß Fanfaren zu einer schlechten Sache riefen; und wenn wir sehen, daß es hier einer fast ruchlos schlechten Sache entgegengeht, dann wollen wir uns nicht bang machen lassen vor der Frevlerschande und die Fanfare unterbrechen.

Der Klassiker des Kultes der Persönlichkeit ist der Philosoph Max Stirner. In seinem Werk „Der Einzige und sein Eigenthum" hat er dem Kult Methode gegeben und die ersten einleitenden Sätze dieses Werkes sind vielleicht die kürzeste Formel des ganzen Systemes: „Was soll nicht Alles meine Sache sein! Vor Allem die gute Sache, dann die Sache Gottes, die Sache der Menschheit, der Wahrheit, der Freiheit, der Humanität, der Gerechtigkeit; ferner die Sache meines Volkes, meines Fürsten, meines Vaterlandes; endlich gar die Sache des Geistes und tausend andere Sachen. Nur meine Sache soll niemals meine Sache sein... Aber meine Sache ist weder das Göttliche noch das Menschliche, ist nicht das Wahre, Gute, Rechte, Freie u. s. w., sondern allein das Meinige; und das ist keine allgemeine, sondern ist — einzig, wie ich einzig bin. Mir geht nichts über mich." Nun mag es ja sehr schmeichelhaft sein, ein Ich mit solcher Sicherheit in den Mittelpunkt der Schöpfung zu rücken. Wenn man aber so gute Ein=

wände wie Stirner gegen unfaßbare Allgemeinheiten, wie „Menschheit“, vorzubringen weiß, so kann man sich doch nicht wundern, wenn ein Leser endlich einmal fragt: Welches Ich spricht hier? Das Ich im Allgemeinen, das Ich an sich ist doch schließlich nicht konkreter als die Menschheit, der Staat, die Familie an sich. Welches Ich also redet in diesem schrillen Ton über Ideen, die lange Jahrtausende auf unserem Planeten lebend waren und an ihm formten? Stirners Buch bleibt uns die Antwort schuldig. Erst lange nach dem Tode des Persönlichkeitphilosophen wurde sie uns in der sorgsamen und ausführlichen Stirnerbiographie von Mackay. Es war eine arge Enttäuschung. Der Einzige als eine trockene, dürre, seelenlose Schulmeisternatur von beschränktestem Horizont: Das war freilich ein Naturell, dessen Blick die Sache der Menschheit oder der Humanität, eines Volkes oder einer Heimath nicht umspannen konnte. Ein solches Naturell mußte allerdings bei seiner Sache bleiben und alles Andere ihr opfern.

Der bedingunglose Persönlichkeitkult als ein Mangel an Weitblick, als eine Art geistiger und seelischer Augenkrankheit: Das ist die Diagnose, die wir dem stärksten Buch dieser Lehre stellen müssen. Wenn wir aber die selben, ja, schlimmere Beobachtungen wie bei Stirner bei all den kleinen Ichlein machen, die uns im Leben draußen über den Weg laufen: ist es dann nicht an der Zeit, daß wir ein Wenig „alte Werthe umwerthen“?

In der Form der Polemik gegen den Staat hat der Persönlichkeitfanatismus heute seinen kräftigsten Ausdruck gefunden. Der letzte Handarbeiter weiß uns umständlich zu erzählen, wie brutal der Staat oft in der Aberkennung persönlicher Rechte verfahre. Was aber alle Handarbeiter und all ihre geistigen Souffleure nicht verstehen, ist: daß der Staat die Entpersönlichten in einen großen Organismus zusammengebracht hat und daß dieser Organismus Größeres und Stolzeres geleistet hat, als die Summe der von ihm beherrschten Menschen ohne Einbuße an ihren unterschiedlichen Ichs jemals geleistet hätte. Man lasse in einem Volke die Persönlichkeiten wuchern, wie sies gerade mögen: was ist die Folge? Ein ungeheures Kuriositätenkabinet wird sich ausbilden, Millionen von Eigenbrötlern wimmeln durcheinander. Höchst interessant im Einzelnen, höchst spaßhaft und an Abwechselung reich. Aber was wollen diese Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten am Ende bedeuten! Mit welchem kläglichen Nutzeffekt wird da schließlich gearbeitet! Sind es wirklich die den Einzelpersönlichkeiten feindlichen Organismen, die die tollste Verschwendung mit Menschen theilen? Und sollte Das wirklich eines himmlischen Sternes letzte Metamorphose sein, daß es in seinen Ländern aussieht wie in Kinderstuben, wo jeder Zweikäsehoch sich in einem Eckchen aus altem Gerümpel sein Zimmerchen zusammenbaut?

Die Persönlichkeit anarchisirt: je mehr wir sie schalten lassen, um

so mehr schaffen wir einander paralysirende, einander entwerthende Kräfte. Machen wir die Probe aufs Exempel am Beispiel der Kunst, der menschlichen Bethätigung, in der das Persönliche den höchsten Werth behaupten soll. Da ist denn zunächst auffallend, wie wenig Genialisches im rein persönlichen Sinn die Geschichte der Baukunst aufweist. Was ist Persönliches am Griechentempel oder am gothischen Dom? Namen werden hin und wieder genannt; aber die Männer dahinter sind nur Repräsentanten, gewissenhafte Verwalter, ehrliche Makler oder wie mans nennen will. Selbst ein Werk wie der Sankt Peter in Rom: wer seine Geschichte kennt von Bramante bis Bernini, ja, schon von Brunelleschi (Kuppelbau), Der wird den Namen Michelangelo nicht allzu stark unterstreichen. Und verfolgt man gar im Einzelnen das langsame Hinübergleiten der Renaissance zum Barock (Wölfflins „Renaissance und Barock" giebt die Gelegenheit), so kann man bei Michelangelo nur bewundern, mit welcher Kraft er seine Persönlichkeit gezwungen hat, um die ganze Gewalt seines Genies der Sache zu weihen.

Das Gegenbeispiel: die moderne Malerei. Da ist kein Maler noch so klein, er möchte gern persönlich sein. Wir kennen sie zur Genüge, die Kuriositätenkabinete, die so entstanden, die Jahrmarktsbuden der Kunstausstellungen, wo sie sich heiser schreien in Farben, um nur auf Augenblicke die Kirmeßbummler zu fesseln. Und das Ende? Daß die Persönlichsten unter den Persönlichen sich schließlich mit Farbe und Leinwand einer so durchaus unpersönlichen, aber durch treue Ueberlieferung grandiosen Art verschreiben wie der japanischen oder auch einer nicht minder unpersönlichen, nur noch zu jung unsteten, wie der der pariser Ateliers. In der gepriesenen Renaissance waren die Maler nicht so erpicht auf Originalität; aber ihr selbstlos langsames Schaffen, das sich tausendfach am gleichen sujet versuchte, hat es zu einem Tizian gebracht.

Zwei weitere Beispiele. Die pathetischen Redner an der Jahrhundertwende haben mit viel schönen Reden das neunzehnte Säkulum gepriesen ob seiner beispiellosen Erfolge erstens in den exakten Wissenschaften und zweitens in der Technik. Sie hatten Recht; aber nicht Recht hatten sie, wenn sie zur Erklärung der Erfolge einige glänzende Namen in ein glänzendes Licht rückten. Vor einiger Zeit erschien ein interessantes Buch, das den wahren Grund aller Erfolge klar darlegte. Das Buch war betitelt „Vorreden zu klassischen Werken der Mechanik." Gar mancher Neugierige mag danach gegriffen haben, in der sicheren Erwartung, endlich einmal diese trockenen Gelehrten und Techniker „persönlicher" kennen zu lernen. In der Vorrede darf der Autor sich ja persönlich geben, darf vor den Vorhang treten und man verzeiht es selbst, wenn die Rede etwas stark gefärbt ist von Selbstgefälligkeit, etwa wie das Wort des Schöpfungepiloges: „Und er sahe Alles, was er

gemacht hatte, und siehe da: es war gut." Derlei Dinge also mochte man in einem Sammelband von Vorreden erwarten. Und was boten die Vorreden der Mechaniker in Wirklichkeit? Nicht Einer unter ihnen, der „persönlich" war. Streng sachliche Berichte, kurze Zusammenfassungen der Bücher. Im Augenblick der persönlichen Vorstellung hatten all diese Männer nur den einen Wunsch, noch einmal ganz klar, ganz scharf und knapp zu sagen, um was es sich handelte. Man hat sich wohl öfter als stummer Zuschauer so seine Gedanken gemacht, auf welche Weise Wunderwerke wie unsere elektrischen Centralen entstehen konnten. Diese so ganz und gar unpersönlichen Vorworte der Mechaniker gaben eine Antwort. So widersinnig es scheinen mag: vor diesen Unpersönlichen empfand man das Bedürfniß nach Heroenkult.

Seit Friedrich Nietzsche seine unglückfälige Theorie von der Minderwerthigkeit aller Heerdentriebe und Heerdeninstinkte aufstellte, haben die Vielzuvielen nach der Methode jener alten Gauner, die am Lautesten brüllen: „Haltet den Dieb!", immer neues Material angehäuft zur Diskreditirung einer der mächtigsten, elementarsten Naturerscheinungen. Wollten die Vielzuvielen sich die Mühe geben, das große Buch der Naturgeschichte und Naturentwickelung gewissenhaft zu lesen, so würden sie die überraschende Entdeckung machen, daß die thierischen Arten hienieden nie Größeres leisteten, als wenn sie sich willig der Macht eines Heerdentriebes hingaben; das Leben der Einzelwesen mußte aufgehen in diesen einen Trieb, der so über die einzelnen Gattungwesen, ja, über die ganze Art hinausgreifen konnte. Und ferner: wenn an diesem Erdorganismus ein Artenorgan verkümmern sollte, so zeigte das beginnende Erlöschen des Stammes sich an in starken Individualisirungsgelüsten. Diese Lösung von dem kräftigenden Heerdentrieb ist wie eine Lockerung von der allein belebenden Kraft des Sternes (auf Einzelheiten kann ich mich hier nicht einlassen; bei anderer Gelegenheit habe ich sie bereits zusammengestellt).

Eine mächtige Bewegung geht wieder einmal dahin über den räthselvollen Erdenstern, ein Wille zur Metamorphose. Sie nennen ihn Imperialismus. Die Länder, in denen er wirklich gedeiht, nehmen ein anderes Gesicht an; ein neuer Stern wird hier aus der alten Erde herausgemeißelt. Ist die menschgewordene Planetenkraft, die sich dem deutschen Boden anpaßte, noch frisch genug, hier mitzuschaffen? Haben wir noch Entschlossenheit genug, mit der ganzen Rücksichtlosigkeit, die dazu nöthig ist, das Laster der Persönlichkeit zu unterdrücken?

Wilmersdorf. Willy Pastor.

Jerusalem.

Ich habe den zweiten Theil von „Jerusalem“ (von der schwedischen Dichterin Selma Lagerlöf) zweimal gelesen; beim zweiten Mal mit fast noch intensiverem Genuß als beim ersten. Daß solche Bücher geschrieben werden, ist eine Wohlthat für den Kulturmenschen. Der erste Theil — ein Werk für sich — ist schon vor einigen Jahren erschienen. Neben dem zweiten Theil verblaßt der erste einigermaßen, obwohl auch er von ergreifender Innerlichkeit ist. Nirgends eine Anlehnung, nur Ureigenes.

In ein abgelegenes darlekarlisches Dorf kommt nach langer Abwesenheit ein religiös fanatisirter Landsmann zurück, ein Erweckter, der sich in Amerika der Sekte der Gordonisten angeschlossen hat und mit ihr nach Jerusalem ausgewandert ist. Wie ein neuer Rattenfänger, der es aber auf die Geister abgesehen hat, lockt er mit heiligen Klängen die Kindermenschen weg von Heimath und Arbeit, — hin zu dem fernen, geheimnißreichen Wunderlande, dem wirklichen und dem himmlischen Jerusalem.

Dieser erste Theil erinnerte mich sofort an „Jörn Uhl.“ Beider Bücher Inhalt ist die innere und äußere Geschichte der Bauernhöfe ihrer Heimath. Hier wie dort stehen alte, stolze Bauerngeschlechter, gewissermaßen königliche Bauern von Gottes Gnaden im Vordergrund, bei Frenssen die Uhls, bei Selma Lagerlöf die Ingmarssöhne auf dem Ingmarhof. Gleichartiges bieten auch die Begebenheiten. In beiden Romanen stehen die bäuerlichen Aristokraten vor ihrem Ruin und ein Schimmer nachdenklicher Weisheit adelt Jörn wie Ingmar. Die seelenvolleren Betonungen aber und den tieferen Sinn findet die Dichterin. Wenn Ingmar sein geliebtes Mädchen aufgiebt, um durch eine reiche Heirath sich den Hof zu erhalten, so liegen ihm dabei gemeine Motive — Besitzesgier etwa — fern. Was geschieht, ist ein Opfer, das er der Größe seines Geschlechtes, das er in starkem Pflichtgefühl seinen Ahnen und Enkeln bringen zu müssen glaubt: wie ja auch Könige, von hohem Pflichtgefühl geleitet, unerwünschte Verbindungen schließen. Hier wie dort sind die Bauern mit ihrem Boden verwachsen, unentwurzelbar. Und diese Bodenliebe scheint fast ein Naturtrieb, wie die Liebe der Mutter zum Kinde; nur ist es hier umgekehrt: die Liebe des Kindes, des erwachsenen, zur Mutter Erde.

Bei Frenssens Menschen könnte man auch an Rodins Skulpturen denken, die sich aus dem Marmor kaum erst herausgewunden haben. So fehlt Frenssens Bauern — weil sie zu tief noch im Heimathboden stecken geblieben sind — die Ganzheit der Persönlichkeit. Er begnügt sich wohl auch mit der Erscheinungwelt; Selma Lagerlöf dringt in das innerste Sein der Menschenseelen.

Mir scheint, „Jörn Uhl“ lese sich wie das Tagebuch eines alles Menschliche verstehenden edlen Seelsorgers, der, warmen Gemüthes und hellen Kopfes, über die Felder und Wiesen seines Dorfes gemächlich gewandert ist. Was er sah und hörte, hat er notirt. Den Naturtönen hat er gelauscht. Mit Bauern und Knechten plaudernd, ist er stehen geblieben. Und im Winter sitzt er an den bäuerlichen Herden und horcht auf die Geschichten, die da erzählt werden. Er zeichnet gut, fein, kernig. Sie malt mit unvergleichlicher Farbenpracht. Er sieht, sie schaut.

Das religiöse Element in Jörn Uhl ist von herkömmlicher Art, ohne seelische Ergriffenheit. Kehrt er den Geistlichen heraus, so sagt er wohl auch Trivialitäten. Seine Bauern hören des Pastors Stimme. Die Darlekarlier der Selma Lagerlöf hören Gottes Stimme.

Der zweite Theil von „Jerusalem“, ist die Geschichte der erweckten Darlekarlier in Jerusalem. Sie gehören der Sekte der Gordonisten an, die außerhalb der Stadt ein schönes und großes Kolonistenhaus bewohnen. Das Werk ist ein Ausschnitt aus der Geschichte der Menschheit, mit dem seherischen Auge einer begnadeten Dichterin erfaßt und in Bildern und Szenen dargestellt, deren plastische Kraft und Farbengluth schier unerreichbar ist. Ein großer, tragischer, weltgeschichtlicher Zug geht durch das machtvolle Buch. Choräle brausen hindurch, Geisterstimmen lassen sich vernehmen.

In ihren Charakterschilderungen vereinigt sie Verinnerlichung und plastische Vollendung des Gestaltens. Ihre Menschen haben ein weniger individuelles als typisches Gepräge. Es ist die Psyche einer Klasse, eines Landstriches, es ist die Volksseele, die sich ihr offenbart. Ich war nie in Schweden, nie in Darlekarlien. Nun aber war ich in Darlekarlien; nun kenne ich diese Leute. Ich kenne sie als festgefügte Menschen, wie aus Edelbronze geformt; diese Bauern, die zugleich bescheiden und stolz sind, karg, mit verborgenen Schätzen im Innersten. Schweigende oder Einsilbige, die gern nur reden, wenn drängende Seelenströmungen ihnen die Zunge lösen, wie etwa ein starker Wind den Duft, der in einer Pflanze ruht, erst entbindet.

Jerusalem! Ich war niemals in Jerusalem. Nun aber war ich in Jerusalem. Unauslöschlich hat die Dichterin das Bild Jerusalems mir in die Seele geprägt. Zwar zeichnet sie das Jerusalem der Gegenwart, aber die Gegenwart überspannt sie mit den breiten, leuchtenden Schatten der Vergangenheit. Sie zeigt das Jerusalem, das uns das Herz schwer macht mit der düster gewaltigen Tragik vergangener Jahrhunderte. Wir sehen das heilige Jerusalem, dessen Boden noch erschauert von den Wundern und Mysterien des Gottessohnes. Wir athmen die Seele von Jerusalem, sein geheimnißvolles Weben in heißen Augustnächten. Wir erleben die Verzückungen der Erweckten, die abergläubige mohammedanische Unkultur, die sittliche Noth, die

verleumderischen Zettelungen der religiösen Sekten gegen einander. Wir erleben das Jerusalem, das wahnsinnig macht, und das Jerusalem, das tötet.

Ich habe den Eindruck, als würde ich nun, da ich alle Wege und Stege, die Jesus gewandelt, wie aus eigener Anschauung kenne, die Bibel mit lebendigerem Interesse lesen als früher.

Die Engheit und Beschränktheit der religiösen Anschauung dieser Bauern, die der Satan noch schreckt, berührt uns weder antipathisch noch gewinnt sie uns ein Lächeln ab: sie zwingt uns in ihren Bann; wie ja auch alte Heiligenbilder — mag ihre Technik von primitiver Unbehilflichkeit sein — durch ihre innere Verklärtheit und Innigkeit fromme Sehnsucht in uns wecken. Aus der inbrünstigen Hingebung an Gott leuchtet ästhetischer Glanz und erhabene Wahrheit, Gefühlswahrheit; denn diese konzentrirte Glaubenskraft läutert hinauf zum himmlichen Jerusalem.

Selma Lagerlöf ist keine spezifisch skandinavische Dichterin. Das taucherartige Hinabgleiten in die dunkelsten Abgründe der Menschenbrust, die Jagd nach psychischen nouveautés, das grüblerische Belauern der eigenen Seele ist nicht ihre Sache. Sie ist klar, einfach, tief, ein immer quellender Bronnen lebendiger Kraft und Schönheit. Ihre Tiefe aber ist wie eine angeborene, nicht wie das Resultat starker Gehirnarbeit oder wissenschaftlicher Erkenntnisse.

Bilder und Szenen von unvergleichlicher Großartigkeit und gluthvoller Pracht bietet das Werk. Aber selbst ihrer stärksten Effekte Quelle ist tiefster Seelengrund. Manchmal sind es Hymnen, die sich bis zu einem Hosiannah in der Höhe aufschwingen, manchmal Elegien, roth von Herzblut oder getragen von stiller Sabbathfeier.

Ein düster pathetisches Gemälde ist der irrsinnige Büßer, der, die Dornenkrone auf dem Haupt, Tag vor Tag das schwere Kreuz durch Thäler, über Berge, durch Weingärten und Olivenhaine schleppt, immer in Schauern der Angst spähend, Den suchend, der es statt seiner tragen soll. Und als die Schweden in Jaffa ans Land steigen, ist das Erste, was sie erblicken: der Büßer mit der Dornenkrone und dem Kreuz, — ein Symbol, das sie bis ins Mark erschüttert.

Da ist Gunhild, eine Schwedin, die am Sonnenstich stirbt; auch an dem Brief des Vaters, in dem geschrieben steht, daß die Mutter gestorben ist, „weil sie in der Missionzeitung las, daß Ihr da draußen in Jerusalem ein schlechtes Leben führt.“ Und sie schreitet durch den fürchterlich weißen Sonnenschein, der hinter den Augen hinandrang und im Gehirn brannte, und sie spricht vor sich hin: Wenn ich nur sterben dürfte! Wenn ich nur sterben dürfte!“ Und sie sieht die Sonne, eine große, blauweiße Flamme, wie einen glänzenden Bogen über sich, der Pfeile auf sie abschießt. Scharfes

Feuer regnet auf sie herab; und nicht nur vom Himmel. Alles um sie her funkelt und gleißt und sticht sie in die Augen. Sie hat in einem Gewölbe kühlen Schatten gefunden. Sie fängt an, sich zu erholen. Da fühlt sie den Brief. Und nun glaubt sie, daß es Gottes Absicht ist, sie vom Leben zu befreien. Und da geht sie ganz ruhig wieder in den Sonnenschein hinaus, als ginge sie mitten durch eine Kirche. Und wieder funkelt und leuchtet Alles auf der Erde um sie her und die Sonne fährt sausend auf sie los, wie ein scharfer Funke, — und sticht sie in den Nacken.

Ein anderes Bild ist die ekstatisch visionäre Frommheit der Schwedin Gertrud, die täglich bei Morgengrauen auf den Oelberg wandert, um die Erste zu sein, die Christus schaut, wenn er, zur Erde wiederkehrend, auf den Flügeln der Morgenröthe niedersteigt.

Einer der Schweden ist schon totkrank, halb bewußtlos, in Jaffa ausgeschifft worden. Als er auf dem Gipfel des Bergrückens Jerusalem erblickt, ist die Sonne im Untergehen und in rother und goldener Gluth erstrahlt die Stadt Gottes da oben. Und er meint, der Glanz gehe von den Mauern aus, die wie helles Gold schimmern, und von den Thürmen, die mit Platten aus Kristall gedeckt seien. Als er dann im Kolonistenhaus hoffnunglos krank liegt, kommt Verzweiflung über ihn, daß er niemals das Jerusalem mit der goldglänzenden Mauer und den leuchtenden Thürmen, die Gottes Stadt bewachen, sehen soll. Da erbarmen sich die Schweden seiner und eines Abends tragen sie ihn auf einer Bahre nach Jerusalem hinaus. Und er sieht die graubraunen Mauern, die häßlichen grauen Häusermassen, er sieht entsetzt die verstümmelten Aussätzigen und die zahllosen abgemagerten schmutzigen Hunde auf Misthaufen. Er athmet schwüle Luft und ekelhaften Gestank. Und er trauert. Wie konnten seine Freunde nur so schlecht sein, ihm diesen armsälig elenden Ort als Jerusalem vorzutäuschen! Und er wollte doch das wahre Jerusalem sehen mit den goldenen Gassen, in denen die Heiligen in weißseidenen Gewändern mit Palmen in den Händen wandeln. Und sie zeigen ihm die über dem Heiligen Grabe und Golgatha zwischen Häusern eingeklemmte Grabeskirche. Das soll ein Gotteshaus sein? Er wills nicht glauben. Und als er jenseits der Mauern die verbrannten, unfruchtbaren, mit Schutt und Kehricht bedeckten Felder erblickt, schließt er müde die Augen. Und da er sie noch einmal aufschlägt, glänzt weit draußen ein Wasserspiegel und jenseits davon erhebt sich ein Berg, der in schimmerndem, mit lichtem Gold überfluthetem Blau erstrahlt, so schön, so licht, so durchsichtig, daß er nicht mehr der Erde anzugehören scheint. Von Entzücken gepackt, erhebt der Leidende sich von der Bahre, um dieser fernen Erscheinung entgegenzueilen, — und sinkt bewußtlos zurück.

Die schwedischen Kolonisten, von Fieber und Heimweh verzehrt, sehen dem Tod ins Auge. In liebender Barmherzigkeit will die Gemeinde sie in

die Heimath zurückschicken. Nein: sie wollen der Gefahr nicht entfliehen; sie fühlen sich den alten Märtyrern verwandt, die da starben, wenn sie glaubten. Und Karin, die alte Ingmarstochter, spricht: „Gottes Stimme hat uns berufen, hierher nach Jerusalem zu ziehen. Hat nun Jemand Gottes Stimme gehört, die befohlen hätte, daß wir von hier wegziehen sollen?“

Zu den ergreifendsten Szenen gehört Ingmars Ankunft in Jerusalem. Gewissensnoth hat ihn hingetrieben. Sacht und zaghaft öffnet er die Thür und tritt in den Saal der Kolonisten, die eben Gottesdienst halten. Als die Landsleute ihn sehen, erheben sie sich von ihren Sitzen und singen stehend weiter. Kein Lächeln erhellt ihre Züge: doch der Gesang wird plötzlich lauter, der Ton wächst zu kraftvollem Jubel, zu einem Jauchzen wie nie vorher: und Alle singen, ohne es selbst zu merken, schwedischen Text.

In die Romane der Lagerlöf spielen mitunter mystische Elemente hinein. Okkulte Kräfte regen sich. Sie fügen sich aber so völlig dem Gesammtbild ein, scheinen sich so aus der Situation zu ergeben, daß sie beinahe wie ein natürliches Geschehen wirken, ohne darum an Stimmungzauber zu verlieren. Die telepathische Mittheilung von einer großen Gefahr, die den Gordonisten droht, diese Verkündung, die Mrs. Gordon in einer Mondscheinnacht empfängt, ist bei aller Schlichtheit und klaren, fast silberhellen Durchsichtigkeit der Erzählung in einen magischen Duft getaucht und berührt uns wie ein Klingen aus mystischen Tiefen.

In den Büchern, die ich von Selma Lagerlöf kenne, fehlt eins: die Zukunft, ich meine die Ideenantizipation der Zukunft, das ahnungvolle Schauen Dessen, was sein wird. Keine der Geistesbewegungen und Erregungen, die unsere Zeit charakterisiren, klingt bei ihr an. Sie hat nicht die lechzende Sehnsucht moderner flügelstarker Seelen, ihrem Ich, alte Tafeln zerbrechend, neue geistige Welten zu erobern. Bis zu den Morgenröthen auf hohen Gipfeln reicht ihre Blickschärfe nicht. Sie ist mehr Dichterin als Denkerin. Vom Genie fehlt ihr der prophetische Zug.

Um nichts zu verschweigen, will ich zugestehen, daß sie sogar manchmal langweilig sein kann; solche Stellen verschwinden in der Fülle ihrer Gesichte; auch nicht verschweigen, daß mir nicht immer gefällt, wie ihre Romane schließen. Diese Schlüsse stehen nicht auf der Höhe der Originalität ihrer Werke, haben zuweilen sogar einen kleinen Stich ins Philisterhafte. Trotz Alledem aber: Soll ich einer Dichterin unserer Zeit die Palme reichen, so bist Du es, Selma Lagerlöf, die so entzückend zu fabuliren versteht, Du jungfräuleich Reine, Du des himmlischen Jerusalems Theilhaftige.

Möchte Selma Lagerlöf noch viel schreiben! Denn noch viel möchte ich von ihr lesen.

Hedwig Dohm.

Die Reform des Aufsichtrathes.

Nach Sombarts Buch über die „Deutsche Volkswirthschaft im neunzehnten Jahrhundert“ besaß Deutschland um die Jahrhundertwende ungefähr 5500 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von zusammen etwa 9 Milliarden Mark. Bedenkt man obendrein, daß dabei die von Aktiengesellschaften ausgegebenen Obligationen noch nicht berücksichtigt sind, so kann man sich eine Vorstellung von der Bedeutung des verhältnißmäßig noch jungen Aktienwesens für die Volkswirthschaft machen. Mit vollem Recht hat daher die Gesetzgebung gerade auf diesem Gebiet immer wieder Ordnung zu schaffen versucht; aber die Bemühungen, die gefährdeten Interessen zu schützen, sind leider noch weit von ihrem Ziel entfernt.

Zu den rascher Besserung bedürftigsten Gebieten des Aktienrechtes gehört das Aufsichtrathswesen. Das hat Allen, die noch zweifelten, die Wirthschaftkrisis der letzten Jahre bewiesen. Nur über die Wahl des Weges hat man sich noch nicht zu einigen vermocht. Nach meiner Meinung muß jede gesetzgeberische Thätigkeit, die das Aufsichtrathswesen reformiren will, in erster Linie die Aufgaben des Aufsichtrathes als Kontrolorganes neu regeln. Das hat in der „Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht“ (Band 53) auch der bonner Dozent Dr. Stier-Somlo in einem lesenswerthen Aufsatz gefordert. Unser Handelsgesetzbuch überträgt zwar dem Aufsichtrath die Ueberwachung der Geschäftsführung des Vorstandes, behandelt ihn aber dabei als ein Gesellschaftorgan, das regelmäßig nur als Kollegium thätig wird; die Kontrolbefugnisse stehen nur dem Kollegium als solchem zu, nicht dem einzelnen Mitgliede des Aufsichtrathes, wenn dieses Mitglied nicht etwa ausdrücklich vom Kollegium dazu beauftragt ist. Der Apparat einer kollegialen Ueberwachung ist aber zu schwerfällig. In Aufsichtrathssitzungen kann man nicht einen Geschäftsbetrieb überwachen. Das ist nur möglich bei dauerndem Verkehr der einzelnen Aufsichtrathsmitglieder mit dem Vorstand. Viele Erfahrungen aus den letzten Jahren haben mir bestätigt, daß, wo nach dem Zusammenbruch von Aktiengesellschaften Ansprüche gegen Aufsichtrathsmitglieder erhoben worden sind, meist der Vorsitzende einen erheblichen Theil der Schuld trug. In fast jedem Aufsichtrathskollegium hat er die überragende Stellung; ist er eifrig und tüchtig, so erfüllt der Aufsichtrath seine Pflichten; ist er lässig, versammelt er insbesondere den Aufsichtrath nur selten, so ist sein Verhalten meist typisch für das ganze Kollegium. Das einzelne Mitglied kann ja nur schwer gegen eine Indolenz des Vorsitzenden ankämpfen. Aus eigenem Antrieb aber zum

Vorstand zu gehen, Aufklärungen zu verlangen, Bücher einzusehen: dazu ist das einzelne Aufsichtrathsmitglied weder verpflichtet noch berechtigt; der Vorstand könnte es sogar mit der Erklärung abspeisen, er sei nur dem Kollegium oder einem von diesem ausdrücklich beauftragten Mitgliede Rechenschaft schuldig. Thatsächlich haben auch in vielen gegen Aufsichtrathsmitglieder geführten Regreßprozessen die Beklagten sich darauf berufen — fast jede Vertheidigung gipfelte hierin —, sie hätten ihre Pflichten erfüllt, seien auf Einladung des Vorsitzenden stets zu den Aufsichtrathssitzungen erschienen, zu einer darüber hinausgehenden Kontrolthätigkeit aber, beim besten Willen, nicht befugt gewesen. Hier muß der Gesetzgeber also eingreifen. Heute ist der Aufsichtrath oft, besonders wenn dem Vorsitzenden das rechte Interesse fehlt, nur eine Puppe. Das einzelne Aufsichtrathsmitglied muß nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht haben, nach eigenem Ermessen die Geschäftsführung der Gesellschaft zu überwachen: nur dann wird der Einzelne sich seiner Verantwortlichkeit bewußt werden. Gegen diesen Vorschlag darf man nicht einwenden, daß es oft bedenklich sei, dem Einzelnen Geschäftsgeheimnisse anzuvertrauen: man wähle eben in den Aufsichtrath nur Personen, von denen Indiskretionen nicht zu fürchten sind. Daneben aber könnten Aufsichtrathsdezernate für die verschiedenen Gruppen der gesellschaftlichen Thätigkeit geschaffen werden.

Nicht minder wichtig wäre es, für die Vertretung der Minorität im Aufsichtrath zu sorgen. In dieser Beziehung bin ich anderer Meinung als Stier-Somlo, der die Frage als noch nicht spruchreif bezeichnet. Ich halte eine Bestimmung für möglich, wonach der Besitz eines gewissen Theiles des Grundkapitals das Recht verleiht, auch gegen den Willen der Mehrheit eine Stelle im Aufsichtrath zu besetzen. Ein solches Recht könnte natürlich mißbraucht werden: die Konkurrenz konnte es, zum Beispiel, benutzen, um sich in den Aufsichtrath zu drängen. Doch solcher Mißbrauch ließe sich vermeiden, wenn die Höhe des erforderlichen Aktienbesitzes richtig festgesetzt und für Streitfälle gerichtliche Entscheidung vorgeschrieben würde. Jedenfalls wäre dieses Minderheitrecht nur eine logische Weiterbildung der schon bestehenden Minderheitbefugnisse: Minoritätklage, Einberufung von Generalversammlungen und Ankündung von Gegenständen der Tagesordnung, Bestellung von Revisoren auf Antrag der Minorität.

Diese beiden Reformvorschläge scheinen mir wichtiger als alle anderen. Für undiskutirbar halte ich, mit Stier-Somlo, alle Bestrebungen, die den Aufsichtrath in seiner jetzigen Form überhaupt abschaffen und die Ueberwachung der Aktiengesellschaften unmittelbar dem Staat übertragen wollen. Die unvermeidliche Folge dieser Maßregel wäre eine bureaukratische Bevormundung: und Schlimmeres könnte dem Aktienrecht nicht widerfahren. Stier-Somlo wünscht, daß den Vorstandsmitgliedern nah Verwandte von

der Wahl in den Aufsichtrath gesetzlich ausgeschlossen werden und daß einem Aufsichtrath nie mehr als zwei unter einander verwandte Personen angehören dürfen. Ich kann mir diesen Wunsch nicht aneignen. Gewiß sind die Uebelstände nicht zu verkennen, die aus dem bei manchen Aktiengesellschaften herrschenden Vettern- und Sippenwesen herrühren; die Menschen aber, nicht die Gesetze schaffen die Verhältnisse und es ist ein Irrthum, zu glauben, jeder Mißstand sei durch ein Gesetz leicht zu beseitigen. Das Protektionsystem, das man vernichten möchte, ist ohnehin nicht auf Verwandtschaftgrade beschränkt; gefährlicher ist es gerade da, wo nicht Verwandtschaft, sondern die Gemeinschaft persönlicher Interessen, die denen der übrigen Aktionäre oft entgegengesetzt sind, den Untergrund bilden. Ich denke an Fälle wie die, wo X im Aufsichtrath der Gesellschaft sitzt, deren Vorstand Y ist, — der selbe Y, der wieder im Aufsichtrath der Gesellschaft sitzt, deren Direktor X ist, wo also eine Art Versicherung auf Gegenseitigkeit besteht. Solche Fälle sollten, weil sie eine Kollusion erleichtern, verboten werden. Eine gesetzliche Regelung der von Stier-Somlo vorgeschlagenen Art würde oft zu den größten Härten führen. Ein in der Praxis sehr häufig vorkommender Fall ist der, daß ein Vorstandsmitglied, etwa der Vorbesitzer eines in die Form der Aktiengesellschaft umgewandelten Fabrikunternehmens, sich entlasten will und deshalb sein Vorstandsamt niederlegt; man wählt den von ihm vorgebildeten Sohn, der seinem ganzen Erziehungsgang nach verspricht, das Unternehmen in den Bahnen des Vaters fortzuführen, in den Vorstand, möchte aber auch den werthvollen Rath des mit der Gesellschaft seit Jahren eng verknüpften Vaters nicht entbehren; das einfachste Mittel zu diesem Zweck ist, daß man den Vater, sobald ihm als Vorstandsmitglied bis zum Schlusse seiner Direktorialthätigkeit Entlastung ertheilt ist, in den Aufsichtrath wählt. Es wäre ein Fehler, diese Möglichkeit abzuschneiden. Oft, besonders bei Aktiengesellschaften, deren Aktien zum größten Theil noch im Besitz der Familie des Vorbesitzers sind, ist auch gar nicht zu vermeiden, daß mehr als zwei Verwandte dem Aufsichtrath angehören.

Ein anderer Vorschlag geht dahin, daß Personen, die im Konkurse sind oder während der letzten Jahre waren, von einem Aufsichtrathsamt gesetzlich ausgeschlossen sein sollen. Auch dagegen habe ich Bedenken. Ein Konkursifex wird wohl selten in einen Aufsichtrath gewählt werden; gehört er ihm schon zur Zeit der Konkurseröffnung an, so wird er meist freiwillig ausscheiden. Die Thatsache des Konkurses aber hat an sich doch nichts Ehrenrühriges und man kann nicht ohne Weiteres annehmen, daß ein Mensch, der Unglück gehabt und in Konkurs verfallen ist, schon deshalb allein nicht mehr geeignet sei, an der Verwaltung fremden Vermögens mitzuwirken. Das Höchste, was ich nach dieser Richtung zugestehen möchte, wäre, daß ein

Aufsichtrathsmitglied, das in Vermögensverfall geräth, aus seinen Aemtern scheidet, damit die Aktionäre entscheiden können, ob sie es wiederwählen oder durch eine andere Person ersetzen wollen. Der Gesetzgeber mag ruhig den Aktionären überlassen, ob sie einen Konkursifex trotz seiner Lage für geeignet halten, in einem Aufsichtrath Sitz und Stimme zu haben. Ich kann mir Fälle vorstellen, wo die Wahl eines solchen Mannes im Interesse der Gesellschaft liegt; man denke an einen technisch Sachverständigen, dessen Rath, trotz seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen, für das Unternehmen von allerhöchster Bedeutung sein kann.

Der Gesetzgeber kann eben nur bestimmen, wie der Aufsichtrath zusammenzusetzen ist und welche Pflichten er zu erfüllen hat; die geeigneten Personen zu wählen, ist die Sache der Aktionäre. Mögen sie regelmäßiger in die Generalversammlungen kommen und nicht entweder ihre Aktien überhaupt unvertreten lassen oder die Ausübung ihrer Aktionärrechte Personen übertragen, denen vielleicht andere Interessen näher liegen. Schon oft wurde auch hier über die Gleichgiltigkeit der Aktionäre geklagt — die freilich meist nur so lange anhält, wie die Geschäfte gut gehen und reichliche Dividenden gegeben werden — und nach Mitteln dagegen gesucht. Um den Besuch der Generalversammlungen zu erleichtern, haben Eisenbahngesellschaften freie Hin- und Rückreise gewährt, Schiffahrtgesellschaften einen Ausflug mit obligatem Frühstück veranstaltet, Brauereien nach Schluß der Generalversammlung einen guten Tropfen geboten. Das sind kleinliche Mittel, die höchstens ein paar Spießbürger anlocken können. Interessant war auch der Versuch, den der Crédit Lyonnais in Lyon machte, um bei der Erhöhung des Grundkapitales die statutarisch vorgeschriebene Hälfte des Aktienkapitales in der Generalversammlung vertreten zu sehen: er zahlte damals jedem anwesenden Aktionär ein Präsenzgeld (jeton) von 1 Franc für jede vertretene Aktie. Doch erstens wurde dadurch nur erreicht, daß in der Generalversammlung viele Aktien vertreten waren, nicht, daß die wirklichen Aktionäre selbst kamen, und gerade darauf kommt es an; und zweitens wäre eine solche Maßregel weder nachahmenswerth noch nach deutschem Aktienrecht ohne eine besondere Statutenbestimmung zulässig. All diese und ähnliche Mittel würden versagen; und doch werden die Schäden des Aktienwesens nur verschwinden, wenn die Aktionäre sich um ihre Interessen mehr kümmern lernen. Ihre Indolenz ist die Hauptquelle des Uebels. Die meisten Aktiengesellschaften haben den Aufsichtrath, den ihre Aktionäre verdienen.

Dresden. Dr. Felix Bondi.

Ihre Frau.

Schneider Maschke ist mit einer Kellnerin durchgegangen. Die eigene Frau hat an ihm nichts verloren, aber sie trauert ihm doch nach; vielleicht ihm weniger als dem letzten Zusammenbruch ihrer Hoffnungen.

Während sie den Zettel in Händen hielt, den ein Straßenjunge ihr grinsend mit dem Hausschlüssel hinaufgebracht hatte — es waren nur ein paar Worte: „Weil Du mich schon lange nich intellijent jenug bist und weil Du mich überhaupt über, fahre ich mit Fräulein Marie ab heute Nacht nach Amerika" —, während sie diese Worte las, flimmerte es ihr vor den Augen; ihre Knie zitterten, und als sie noch den Boten auf seinen Holzpantoffeln ihre vier Treppen hinabklappern hörte und die Melodie der „Liebesinsel" unten aus der Budike deutlich zu ihr hinaufklang, fiel sie um.

Nun war Alles still in der Stube. Dann, nach einer Weile, fing das Kind zu schreien an. Es jammerte und winselte, es schrie und schrie: Niemand kümmerte sich darum. Da richtete sich das Würmchen auf; keck guckte es um sich, und als es den Plan sondirt hatte, half es sich und plapperte drauf los: „Mam-Mam-Ma!" Zum ersten Mal formten die kleinen Lippen in dieser Stunde die Silben „Mam-Mam-Ma!"

Stöhnend richtete sich die Mutter auf. Erst jetzt sah sie, daß Blut über ihr Kleid rann. Da wußte sie Bescheid. In ihrer Familie gingen Alle so drauf; und bei ihr war es heute nicht das erste Mal, daß der rothe Strom sie erschreckte. Ihr war aber ganz wohl, gar nicht schlecht; viel leichter als in all den Wochen vorher. Sie erhob sich, gab dem Kinde ein Stückchen Semmel und überlegte: Was nun?

Immer noch johlten sie unten die „Liebesinsel".

Sollte sie die Nachbarin rufen? Aber dann würde es sofort herauskommen, — Das von der Kellnerin und dem Manne. So setzte sich die Frau vorläufig unschlüssig auf den Bettrand. In die dunkle Küche, in der sie schlief, schien der Mond. Den starrte sie an. Das Kind streckte ihm die Aermchen entgegen.

Allmählich glitt an der Frau das ganze Elend ihrer kurzen Ehe vorüber. Es war beinahe, als obs der Mond ihr kaltlächelnd vortrüge. Sie hatte aber keine Wuth mehr auf ihren Franz; es war förmlich Erleichterung, nun nicht mehr auf das Gepolter warten zu müssen, das der Heimkehrende machte.

Eigentlich empfand sie nichts als Sehnsucht nach „ihrer Frau".

— —

Auch dies Leben wies Glanzpunkte auf. Im Dienste damals stand sie in Ansehen. Die Herrschaft wußte Treue und Arbeitsamkeit zu schätzen. Das Mädchen gehörte — besonders in schweren Zeiten — fast zur Familie. Da hieß es: Anna hier, Anna da. Jeder brauchte sie. Manchmal hätte sie sich wohl zerreißen mögen. Nichts war ihr zu schwer. Freundlich erfüllte sie jeden Wunsch. Das auf der Lunge kam erst mit dem Kinde. Daß sie mit dem Schneider „ging", wußte die Frau; daß der Auserwählte ein Taugenichts, wußte die Herrschaft nicht.

Nur an ihren Sonntagen machte sie sich für ihn so schön wie möglich. Viel Schönheit war aber nicht zu erzielen; ihr Erspartes lockte wohl mehr als sonstige Reize. So ging die Zeit hin.

Sechs Jahre schaltete und waltete sie auf der selben Stelle. Sechs Jahre hegte sie eine stille Liebe zur Madonna, auf der das Wort: „Murillo“ ihr anfangs so großes Kopfzerbrechen gemacht hatte. Mit wahrer Zärtlichkeit entfernte sie sechs Jahre lang jeden Morgen den Staub von dem Gemälde. Eben so lange gehörten dem Schneider die Sonntage. Von Heirathen war nie die Rede, bis ... Ja, — dann mußte es sein. Ein Mädchen mit einem Kind blieb in Schande. Als sies merkte, reinigte sie immer schluchzend ihre Madonna mit dem Kind.

Alles Ersparte ging für die Einrichtung drauf. Aber sie kam doch aufs Standesamt. Nun war also wieder Ordnung geschaffen; die Ehre hergestellt.

Der Abschied von der Herrschaft kostete viele Thränen. Sie hing an dem Hause, dem sie so lange treu diente, als ob man sie dort sechs Jahre nur gefeiert hätte.

Ihr zweites Wort hieß von nun ab: Meine Frau, die Frau, unsere Frau. Die ganze Vergangenheit verklärte sich ihr im Bilde der einstigen Herrin.

Zuerst, in der Ackerstraße, glaubten ihr die Nachbarn, wenn sie von vergangenen Zeiten erzählte, von dem guten Dienst und „ihrer Frau“. Als sie dann aber in die jetzige Baracke umzogen, Weddingstraße, Hof vier Treppen, als die Leute im Hause von dem Ehepaar nur Armuth zu sehen bekamen, als der Mann immer seltener zur Arbeit ging und Anna auch nicht mehr recht was auf ihr Aeußeres hielt, lächelten die Leute ungläubig, sobald sie von „ihrer Frau“ anfing. Man hielt „die Frau“ für eine Reklamefigur, die Erzählung von der reichen Weihnachtbescheerung für Prahlerei, den ganzen Haushalt in der Bellevuestraße für ein Märchen. Diese gebückte, elend aussehende, immer hustende, nach Armuth riechende Person konnte unmöglich noch vor so kurzer Zeit in einem vornehmen Hause des Westens sich fast unentbehrlich gemacht haben. Man lachte sie heimlich aus. Hämisch hieß es, wenn sie sich zeigte: „Kiek! Ihre Frau geht übern Hof!“

Arme Leute haben kein Herz für einander. Vielleicht ging ihnen unter den Stößen der Lebensmühle jegliches Mitleid verloren. Im Kampf ums Brot wird viel zerstoßen.

Annas Unglück war — so erklärte sie sichs selbst —, daß sie keinen Menschen ärgern konnte. Sie hielt immer still. Alles ließ sie sich aufhalsen. Daß ein ordentlicher Mensch sich zu wehren habe, fiel ihr nie ein. Irgend ein Kampforgan mußte die Natur ihr versagt haben. Und es schien, als wollte das Schicksal diesen Vortheil ausnutzen. Geduldiger nahm Niemand Püffe in Empfang. Nur der Rücken wurde immer um eine Linie krummer. Laute Merkmale ihres Niederganges waren nicht vernehmbar.

Der Schneider spazirte einfach als „feiner Wilhelm“ durch seine Ehe. „Arbeit schändet“, lachte er, wenn Anna zum Verdienen antrieb. Er hatte sich in ihrem Sparkassenbuche geirrt. Das ließ er sie entgelten.

Am Wohlsten fühlte sie sich, wenn sie wusch. Waschen war gewiß nicht das Aergste. Der Wrasen und der schöne Seifengeruch benebelten sie förmlich. Sobald sie, in Qualm eingehüllt, tüchtig rieb und rumhantirte, zerrieb sie gewissermaßen ihre Sorgen. Sie träumte sich dann in die Bellevuestraße zurück. Noch einmal dort Staub zu wischen und die Zimmer aufzuräumen: ein Ideal!

In Wirklichkeit zeigte sie sich nie bei der Herrin; sie schämte sich zu sehr der erbärmlichen Wahl. Nur mit dem Herzen suchte sie „ihre Frau" auf. Tag vor Tag klagte sie ihr in Gedanken die Noth. Abends strich sie manchmal durch die vornehme Straße. Scheu drückte sie sich durch die Dunkelheit; am Tage hätten die Bekannten — Portiers, Briefträger, Blumenhändler — sie gegrüßt; der Untergehende aber fürchtet den Glücklicheren.

Wie der Eine im Leben als Höchstes sich das Große Los wünscht, wie ein Anderer von Italien träumt, der Dritte in der Fremde sich krank in die Heimath sehnt, so hoffte diese durch die Ehe halb Vernichtete auf den Augenblick, einmal noch — selbst sauber und nett aussehend — Staub wischend all die Herrlichkeiten, die Bilder und kostbaren Nippes und namentlich die heißgeliebte Madonna zu berühren, mit der sie einst so vertraut gewesen war. Das sollte dann ihres Lebens größter Augenblick werden.

— —

Während der Minuten, die diesen Erinnerungen galten, mußte die Arme ihr Taschentuch fest vor den Mund drücken; das Blut quoll langsam weiter.

So entschloß sie sich, um Hilfe zu bitten.

Mühsam schleppte sie sich bis an die Thür. Im Vorübergehen strich sie dem Kinde über das Köpfchen und ein dünnes Stimmchen quittirte die Liebkosung. Dann klopfte sie nebenan.

In fünfzehn Minuten war nun Alles verändert. Zwei große Neuigkeiten auf einmal alarmirten das Hinterhaus: Schneider Maschke war mit Der von unten aus dem Chantant durchgebrannt; und seine Frau schien Miene zu machen, ohne Begleitung auf und davon gehen zu wollen.

Auf den Zügen der Helferinnen lag geheime Genugthuung über das Ereigniß. Was hat ein armer Mensch sonst? Die selbe Plage jeden Tag und das Bischen Klatsch, von dem man doch nie so recht weiß, ob denn auch wirklich was dran ist. Ueber den Fall Maschke konnte aber kein Zweifel mehr herrschen. Jede Flurgenossin fühlte sich förmlich als Mitspielerin in dem Drama.

Die dicke Waschfrau hob den Zettel auf, der noch am Boden lag, schüttelte den Kopf und gab das Ding weiter. „Das Aas!"... „Der Hund!"... „Das Stück Mist!" Solche Worte wurden hörbar. Halblaut ereiferten sich Alle. Nur die Kranke schwieg.

Man überlegte, was zu thun sei. „In dem Klinik mit sie? Unfallstation?"

Anna schüttelte den Kopf. Sprechen konnte sie nicht oder wollte sie nicht; wer ahnt, was in der Bedrückten Brust vorgehen mochte? Endlich winkte sie: Alle stürzten über sie her. Kaum verständlich flüsterte sie der Fleischermamsell ins Ohr: „Die Frau".

Ungläubige Mienen antworteten. Man wollte sich nicht blamiren. Gutmüthig begann die Mäntelnäherin wieder „von dem Klinik." Aber Anna wiederholte leise nur das Eine: „Die Frau!"

Als der Tag dämmerte, wollte eine Alte es endlich versuchen. Die Bellevuestraße war weit. Insgesammt begleitete man die Botin bis auf die Treppe. Da erst fing das Schnattern an: „Zum Lachen! Solche Feine, die noch schläft! Die wecken! Und dann: die Reichen sind jetzt im Bade! Ueberhaupt wird kein wahres Wort dran sein. Und so Eine wie die Schneidersfrau, die

der eigene Mann nicht mal estimirt hat, sollte bei Fremden in Reputation stehen? Und schuld is sie man doch blos allein; wie man sich bettet, so schläft man. Er taugt nichts und sie is nicht viel besser. Ach Jott, die Mannsleute! Wenn ich Eine treffe, die zur Hochzeit geht, muß ich mir immer ausweinen ... Aber das arme Würmchen! Und die halbe Wirthschaft versetzt ..."

Endlich verschwand die Alte. Im ganzen Hinterhaus ruhte die Arbeit. Die Frauen rührten sich nicht aus Annas Küche, wo ein dicker Armeleutegeruch Verwöhnteren den Athem rauben mußte.

Der Arzt der Unfallstation hatte wenig Hoffnung gegeben. Die Nachbarinnen brühten sich einen Kaffee und saßen nun, ruhig schlürfend, neben dem Bett. Sie erwarteten irgend etwas sehr Aufregendes. Der Rückkehr der Alten ohne Begleitung waren sie sicher. Die Wäscherin hatte ihren Jungen zum Absagen geschickt. Das hier wollte sich Keine entgehen lassen. Die Portierfrau ließ ihren Mann fegen. Das Fleischerfräulein meldete sich per Rohrpost für den Vormittag krank. Der Schneiderin kams nie so genau auf eine Stunde an.

Allmählich wurde die Gesellschaft elegisch. „Son Mensch!" jammerten sie. „Ueberhaupt ... Die Welt ... So traurig krepiren zu müssen!"

Nur Eine fühlte nichts von dem ganzen Unglück: Anna. Sie wartet auf „ihre Frau". Alles Andere ist versunken. Ihre müden, halb geschlossenen Augen richten sich immer nach der Thür ... Nie kann ein Jüngling die Geliebte sehnsüchtiger erwartet haben als hier das arme, vom Geschick zermürbte Weib die Herrin.

Während die Schwäche zunimmt, während allmähliche Ohnmacht sich über die Sterbende breitet, kommts wieder und wieder stoßweise, fast irr über die Lippen: „Die Frau!" ... „Die Frau!"

— —

Leise streicht eine Hand über des Weibes Stirn. Zärtlich besorgt, klagend klingt es: „Anna, meine liebe Anna!"

Die Kranke erwacht. Einmal noch schlägt sie die guten, treuen Augen auf.

„Liebe Anna!"

Die Küche und die neugierigen Weiber sind verschwunden; auch die jammervolle Ehezeit ist vergessen. Die Mutter Gottes ist gekommen, sie zu holen. Und diese Madonna, die sie so genau kennt, nach der sie sich gesehnt in all ihrer Noth, trägt die Züge ihrer Frau und das Kind auf deren Arm gleicht dem eigenen kleinen Annchen.

Frau Maschkes großer Augenblick ist da.

Man hat die Fenster geöffnet. Luft fluthet herein. Licht dringt über die schon in Schwäche fast Vergehende. Die suchenden Hände, die den Tod „pflücken", wie der Volksmund dies letzte Symptom des nahen Endes nennt, fahren unruhig, als wollten sie Staub wischen, durch die Luft. Nur die Augen, diese müden, müden Augen hängen an der Madonna.

So ist sie doch zurück in ihr Gelobtes Land gelangt, ehe der letzte Todeskampf begann, der ihr Stille brachte und eine gute Stelle für immer.

Franziska Mann.

Selbstanzeigen.

Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. Fünfter Jahrgang. Verlag von Max Spohr in Leipzig.

Der neue Band ist nahezu 1400 Seiten stark, enthält über 170 Illustrationen und ist gut ausgestattet. Eingeleitet wird das Buch von einem Bilde des im vergangenen Jahr verstorbenen Professors von Krafft-Ebing und einem anerkennenden Schreiben, das dieser Gelehrte kurz vor seinem Tode über den Werth der Jahrbücher an mich gerichtet hat. In der ersten größeren Arbeit, „Ursachen und Wesen des Uranismus" (auch separat unter dem Titel: „Der urnische Mensch" erschienen), suche ich auf Grund von über 1500 eigenen Beobachtungen nachzuweisen, daß homosexuelles Empfinden stets an eine geistig und körperlich von Geburt an in bestimmter Weise charakterisirte Persönlichkeit gebunden ist, von deren Merkmalen — einer besonderen Mischung männlicher und weiblicher Eigenschaften — ich eine eingehende Schilderung gebe. Als Anhang folgt die Selbstbiographie eines urnischen Arbeiters, die nicht nur die Eigenart des Homosexuellen wiedergiebt, sondern auch die furchtbaren Konflikte, in die ein solcher Mensch durch die normale Majorität so häufig verwickelt wird. Nach einer kleineren Abhandlung des Medizinalrathes Näcke, die das seltene Vorkommen der Homosexualität bei Geisteskranken erörtert — Näcke hat ein Material von 1481 Irren verarbeitet —, kommt Hofrath von Neugebauer aus Warschau mit einer sehr interessanten Arbeit, betitelt: Chirurgische Ueberraschungen auf dem Gebiete des Scheinzwitterthumes. Da sind 134 Fälle zusammengestellt, in denen sich während einer Operation herausstellte, daß Personen, die irrthümlich als Mädchen getauft und erzogen waren, in Wirklichkeit Männer waren und umgekehrt. Manche dieser verkannten Personen waren sogar verheirathet. Es folgt ein bisher fast unbekannter Brief Goethes an den Herzog Karl August, den Moebius eingeschickt hat, „über die männmännliche Liebe in Rom". Daran schließen sich biographische Arbeiten. Der zweite Halbband bringt als Titelbild eine Reproduktion des bekannten Hermaphroditen aus dem alten berliner Museum. Darauf folgt zunächst eine große Arbeit des Herrn Dr. von Römer: „Die androgyne Idee des Lebens", worin der junge amsterdamer Gelehrte zeigt, wie in sämmtlichen Religionen die oberste Gottheit ursprünglich doppelgeschlechtlich gedacht war. Die Kenntniß dieser mit nicht weniger als 86 Abbildungen verschiedener antiken Hermaphroditen geschmückten Monographie dürfte für den Archäologen und Kunstfreund eben so werthvoll sein wie für den Theologen und Theosophen im weiteren Sinn. Wie in früheren Jahren, so hat auch in diesem Numa Prätorius die Bibliographie des Uranismus gewissenhaft bearbeitet, diesmal unter besonderer Berücksichtigung der belletristischen Literatur. Ihm folgt der petersburger Strafrechtslehrer Wladimir von Nabokoff mit seinem Vortrag: „Die Sittlichkeitgesetze im russischen Strafgesetzbuch"; er fordert aus juristischen Gründen die Aufhebung des Urningparagraphen. Damit wieder alle vier Fakultäten zum Wort kommen, schildert schließlich noch ein katholischer Geistlicher die seelsorgerischen Vortheile, die ihm während seiner Amtszeit aus der Kenntniß des urnischen Phänomens erwuchsen. Am Schluß wird der Jahresbericht des wissenschaftlich-humanitären Komitees veröffentlicht, aus dem

ich die Nachrufe an Krafft-Ebing und den Prinzen Georg von Preußen — der die Arbeiten des Komitees finanziell unterstützt hat — hervorhebe, besonders aber eine genaue und objektive Darstellung des Falles Krupp.

Charlottenburg. Dr. Magnus Hirschfeld.

Schauspielkunst und Schauspielkünstler. Beiträge zur Aesthetik des Theaters. Schuster & Loeffler, Berlin.

Die Absicht, die ich mit dieser Arbeit verfolge, ist die alte. Ich schrieb nicht etwa ein Lehrbuch der Schauspielkunst. Was hätte Das für einen Sinn? Als ob man jemals eine Kunst nach Büchern lehren, aus Büchern lernen könnte! Es handelt sich hier auch nicht um das Aneinanderreihen von Spitzfindigkeiten einer spekulativen Aesthetik. Zu welchem Zweck wohl? Als ob dadurch vielleicht die künstlerische Kultur irgendwie gesteigert zu werden vermöchte! Nicht mehr und nicht weniger als eine Uebersicht über die innere Organisation des in Rede stehenden Kunstzweiges wollte ich geben. Das Schaffen und Mühen, die wesentlichsten Aufgaben des Menschendarstellers sollen abgegrenzt und prinzipiell durchgesprochen und dann die großen ästhetischen Normen seiner Kunstübung hieraus gewonnen werden. Natürlich interessirt uns dabei nicht nur die Schauspielkunst, sondern auch der Schauspielkünstler: eben als Künstler, aber auch als Mensch, in seiner Stellung zu Welt, Leben und Gesellschaft. Auch hierüber dürfte deshalb kurz zu reden sein. So wenden sich diese Studien also in erster Linie an den Genießenden. Nachdem sie zunächst ganz allein für mich angestellt wurden — weil ich mir die Unterlagen und das Recht zu kritischer Thätigkeit im Parquet erwerben wollte —, gebe ich sie hiermit an Alle weiter, die es angeht. Ich dachte nämlich, daß ich Denen, die im Theater eine Stätte der Kunst und nicht nur des zerstreuenden Vergnügens sehen, durch meine Auseinandersetzungen hier und da das Verständniß für den komplizirten Mechanismus der Bühne ein Wenig erleichtern könnte. Das scheint mir wichtig. Ich bin nämlich der Ansicht, daß ein gewisses Erkennen seiner inneren Bedingungen den eigentlichen Genuß des Kunstwerkes nicht unwesentlich fördert. Die Beschäftigung mit den Theoremen einer Kunst schärft nicht nur die Sinne, sondern macht auch gerechter. Vielleicht schließt diese ursprüngliche Absicht aber auch nicht aus, daß die Lecture sogar dem einen oder anderen Bühnenkünstler Etwas bedeuten könnte. Das wäre dann allerdings das Höchste.

Essen. Karl Hagemann.

Wirklichkeit und Schein. Novellen von Roberto Bracco. Einzig autorisirte deutsche Uebersetzung. Verlag von Dr. Marchlewski & Co. München.

Zwei dieser Novellen, „Das Violoncell des Doktors“ und „Seelenheil“, sind in der „Zukunft“ erschienen. Bracco ist dem deutschen Publikum als Dramatiker wohl bekannt und ich hoffe, der geistvolle Jungitaliener wird auch als Novellist willkommen sein. Die neunzehn Novellen, heiteren und düsteren Inhaltes, sind leicht und flott hingeworfen und haben trotzdem, denke ich, einen nicht zu unterschätzenden psychologischen Werth. Flott sind sie geschrieben, aber nicht flüchtig, und in jeder von ihnen liegt ein Stückchen Seele des Dichters. Aus einigen

spricht eine cynische Welt- und Menschenverachtung, andere wieder sind von Menschenliebe und Versöhnlichkeit durchglüht; aber keiner fehlt der persönliche Ton des Autors. Ich war redlich bemüht, den Schimmer des Originals in der Uebersetzung nicht zu verwischen.

Wien. Otto Eisenschitz.

Die Hilfsschulen für schwachbegabte Kinder in ihrer Entwickelung, Bedeutung und Organisation. Preis 1 Mark. Hamburg und Leipzig 1903. Verlag von Leopold Voß.

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fing man an, einer lange vernachlässigten, aber um so bedauernswertheren Menschenklasse, den geistig Armen, besondere Theilnahme und Fürsorge angedeihen zu lassen. Menschenfreunde eröffneten zu jener Zeit Anstalten zur Erziehung und Bildung blödsinniger Kinder und Asyle zur Verpflegung erwachsener, erwerbsunfähiger Geistesschwachen. Doch diese Bestrebungen kamen nur einer beschränkten Anzahl von schwachsinnigen Individuen zu Gut; der größte Theil führte nach wie vor ein kümmerliches, oft menschenunwürdiges Leben. Allmählich aber hatte man erkannt, daß ihnen durch eine ihrer seelischen Verfassung angepaßte Erziehung- und Unterrichtsmethode in mancher Beziehung wesentlich geholfen werden könnte. Deshalb errichtete man neben den vorhin genannten Anstalten zunächst einzelne Klassen, später ganze Schulen für geistesschwache Kinder; hauptsächlich in größeren Städten. Die Zahl der Schulen, Hilfsschulen für schwachbegabte Kinder dürfte zur Zeit in Deutschland 150 betragen. Ihr Zweck ist, den geistesschwachen Kindern eine ihren geistigen Fähigkeiten entsprechende Ausbildung zu vermitteln und ihre Erwerbsfähigkeit anzubahnen, damit sie sich nicht als unnützen Ballast ihrer Angehörigen oder der Gemeinden durch das Leben zu schleppen brauchen. Danach haben die Hilfsschulen in ihren Bestrebungen wichtige und umfangreiche Arbeiten zu leisten, über die meine Schrift orientiren will.

Stolp. Fr. Frenzel.

Apollon und Dionysos. Dualistische Streifzüge. Axel Juncker, Stuttgart 1904. 3 Mark.

Die hier gebotenen Aufsätze verdanken ihre Vereinigung zu einem Bande nicht einem Zufall; sie bilden in der That stilistisch wie gedanklich eine Einheit, die den Zusammenschluß rechtfertigt. Ohne Dualist im philosophischen Sinne dieses Wortes zu sein, habe ich mich daran gemacht, in allen behandelten Gegenständen die dualistische Formel nachzuweisen, die ihm als die dialektisch günstigste erscheint. „Apollon und Dionysos“, die einleitende Arbeit, behandelt den Unterschied zwischen apollinischer und dionysischer Kunst. „Vom Sinn des Deutschthumes“ ist ein mit kleinen Mitteln unternommener rassenpsychologischer Versuch. „Rainer Maria Rilke“ ist die kurze Geschichte des ungemein starken Eindruckes, den der Verfasser von dieser feinen, auf eine fabelhafte Nervenkultur gegründeten Kunst erfuhr. „Vom Werth der Worte“ endlich und „Literarische Schlagworte“ befassen sich auf selbständige, insbesondere von dem verdienstvollen Werke Fritz Mauthners unabhängige Weise mit dem Problem der Sprachkritik.

München. Wilhelm Michel.

Dana Petrowitsch. Drama in drei Akten. Wiener Verlag, Wien und Leipzig. 1904.

In den südungarischen Sumpfwäldern gedeiht das bravste Edelwild Europas. Bringt man die Thiere auf festen Boden, so athmen sie gierig die gesunde Luft ein und . . . sterben an ihr. So geht es Dana Petrowitsch, der Tochter eines kroatischen Edelmannes, der Politiker von Profession und Lebemann aus Ueberzeugung ist. In der Umgebung, für die Danas Rasse vorbestimmt ist, gefällt es ihr; da weiß sie sich zu bewegen. Als Bojo Danas Gemahl wird und sie in bürgerlich moralische Remisen bringt, freut sich Dana all des Neuen und meint, da müßte es sich leben lassen. Doch sie versteht diese Umgebung nicht. Ihr fehlt der Komplex von Begriffen, mit denen man hier denkt. Diese dumme schöne Frau habe ich drei Männern gegenüber gestellt. Bei allen Dreien entfacht sie Leidenschaften und zieht sich, als sie am Lautesten toben, hilflos und erschreckt zurück. Wie eine Hindin von fern dem Kampf der Brunsthirsche zusieht, von dem ihr Schicksal abhängt, so bleibt auch sie passiv, fast bis zum letzten Augenblick. Als sie sich endlich aufrafft, thut sie es auch nur instinktiv und treibt einen von ihren Bewerbern, den abgethanen, in den Hinterhalt der beiden anderen.

Wien. Roda Roda.

Zauberlehrlinge.

Im Frühling 1900 war Deutschland auf dem besten Wege, das Hexen zu lernen. Die Konjunktur schien so günstig, wie man sie nur träumen konnte, der Kurszettel glänzte in rosigem Licht und an der Börse hielt Jung und Alt sich zu Dingen berufen, an die man sich kurz vorher gar nicht herangewagt hatte. Just auf diesem besten Weg aber, dem Weg zur Hexenschule, gerieth der kecke Wanderer, dem Knaben des Märchens gleich, in ein sumpfiges Erlenmoor; und nach langen Irrfahrten erst, nach vielen Abenteuern, die nur um Haaresbreite an drohender Lebensgefahr vorbeiführten, fand er endlich wieder heim. Drei Jahre waren verstrichen. Man athmete auf. Die böse Alte, das Sinnbild des Niederganges, war, wie eine Giftblase, zerplatzt. Die Bahn schien frei; ein neues Leben konnte beginnen. Nun war Deutschland, so durfte man hoffen, von dem unseligen Drang, hexen zu können, geheilt . . . Wirklich? Das Märchen ist zu Schanden geworden. Im Herbst 1903 ist die Lust am Hexen in der deutschen Finanz und Industrie, trotz all den harten Lehren der letzten Zeit, mit der alten Kraft wieder erwacht und staunend sieht die Welt, wie Deutschland sich strebend bemüht, um jeden Preis die Hexenkunst zu erlernen.

Der Eisenbahn-Rekord von Zossen-Marienfelde lockt die rastlos vorwärts Drängenden wie ein Irrlicht. Jeder will es erreichen; und so geht die wilde, verwegene Jagd über Stock und Stein. Zwischen Käse und Birne verkündet, als handle sichs um eine Kleinigkeit, die man zum Geburtstag schenkt, Herr Kommerzienrath Baare seinen bochumer Aktionären, der Gußstahlverein werde nächstens auf dem Tilmannshof ein neues Stahlwerk in größtem Stil errichten. Man traut seinen

Ohren nicht. Die Periode der ungeheuren Betriebserweiterungen ist kaum zum Abschluß gebracht; das Problem, wie bei sinkendem Export der inländische Bedarf auf die Höhe der durch diese Erweiterungen außerordentlich gesteigerten Produktion zu heben wäre, ist der Lösung noch um keinen Centimeter näher gerückt; man hat eben erst angefangen, sich des leise wachsenden Inlandskonsums zu freuen, und wagt, fast noch schüchtern, daran die Erwartung zu knüpfen, daß dem stärkeren Verbrauch bald auch bessere Preise folgen werden: und schon beglückt uns Kommerzienrath Baare mit einem neuen Walzwerk von bochumer Proportionen. Das oberschlesische Gegenstück zu dieser rheinisch westfälischen Leistung liefert die Donnersmarckhütte, die jetzt das große Walzwerk ausbauen will, dessen Bau sie vor Jahren aufgab, weil sie zu der Einsicht gekommen war, des Guten genug gethan zu haben. Der Dritte im Bunde ist der Phönix in Laar; er erhöht sein Kapital um fünf Millionen Mark, weil er größere Um- und Neubauten für nöthig hält, um seinen Anlagen den Ruf der modernsten Technik zu erhalten. Der Vierte ist der Georg-Marien-Verein, der an den Bau einer neuen Siemens-Martin-Anlage geht, — mit der niedlichen Begründung, „das bei den neueren Werken der Montanindustrie eingetretene Drängen nach Vermehrung der Erzeugung habe die ganz natürliche Folge, daß auch die alten Werke Schritte zu thun veranlaßt würden, die unter anderen Umständen noch hinausgeschoben wären". Für einen Anfang sind diese vier Betriebserweiterungen sicher nicht zu verachten. Man weiß ja aus Erfahrung, wie schnell solche Beispiele Schule machen. Schon Herr Baare hat sich natürlich auf die „Anderen" berufen, die „angefangen" und ihn zur Expansion förmlich gezwungen hätten. „Wir müssen durch das neuzuerbauende Walzwerk einen erhöhten Ausgleich finden für den Ausfall, den wir bei den Aufträgen für Schienen, Schwellen und sonstiges Oberbaumaterial dadurch zu erleiden haben, daß in den letzten Jahren nach und nach eine große Anzahl von neuentstandenen Werken diese Lieferungsgegenstände, auf deren Anfertigung man sich bis dahin beschränkt hatte, in den Rahmen ihrer Erzeugung aufgenommen haben". Das ist nicht gerade das beste Deutsch; aber das Deutsch ist immer noch besser als die Logik. Wenn jeder Fortschritt der Konkurrenz einen noch größeren Fortschritt der Bochumer herbeiführen soll, können wir niedliche Wettkämpfe erleben. Hat Herr Baare es wirklich auf ein Wettrennen abgesehen, das erst endet, wenn der schwächere Läufer zusammenbricht? Zu den Verhandlungen über das Stahlsyndikat paßt solcher Plan jedenfalls schlecht. Wie sollen die kleineren Werke an den guten Willen der großen glauben, die ihnen noch in zwölfter Stunde die Faust zeigen und mit tyrannischer Willkür ihre Uebermacht ausnützen, um sich rasch noch stärker zu machen, als sie ohnehin schon sind? Hier wiederholt sich die Vorgeschichte des neuen Kohlensyndikates. Wie die großen Zechen einander mit neuen Schachtanlagen überboten — um von der Gesammtmenge der Produktion nur ja so viel wie möglich für sich zu erhaschen, nicht etwa in der ehrlichen Absicht, die Schächte auch auszubeuten —, so strengen, beim Nahen des neuen Stahlsyndikates, die großen Werke sich mit aller Kraft an, um rasch zu kapern, was irgendwie und irgendwo zu erreichen ist. Wenns fertig ist, rühmt man das Syndikat dann als eine Schöpfung und ein Instrument ausgleichender Gerechtigkeit. Die Schwächeren finden für ihre Klagen kein Ohr und lernen schließlich das Schweigen; denn ihnen bleibt nur die Wahl, sich zu fügen,

dem Machtwort der Großen zu gehorchen oder zu Grunde zu gehen. Die deutsche Hüttenindustrie fühlt sich also wieder einmal des Sieges gewiß. Die Roheisenerzeugung Deutschlands hat die bisherigen Höchstziffern schon um ein Beträchtliches übertroffen. In den ersten neun Monaten des laufenden Jahres betrug sie mehr als $7^1/_2$ Millionen Tonnen, hat den Rekord also um eine Million geschlagen. Eben so schnell ist der Absatz von Koks gestiegen; und die Nachfrage nach Kohle ist nicht allzu weit zurückgeblieben. Dieser Gesundungprozeß ist zum Theil auf natürlichem Wege, zum anderen Theil aber durch künstliche Mittel bewirkt worden: durch eine Ueberstürzung, die hastig das dem ruhigen Blick unmöglich Scheinende möglich zu machen sucht. Man thut, als müsse die Welt übermorgen untergehen und bis morgen deshalb noch geleistet werden, was in normalen Zeiten Jahre zum Wachsen und Reifen braucht. Jeder will hexen, weil sich plötzlich Aller der talmi-darwinistische Wahnglaube bemächtigt hat, nur wer hexe, könne in die Reihe der fittest survivors aufgenommen werden.

Der Antrieb zu solcher Hast kommt natürlich von den Banken; und in den eigensten Lebensregungen dieser Gewaltigen ist die Ueberreiztheit noch deutlicher sichtbar. Wer verpflichtet ist, nichts von Alledem, was die Banken jetzt unternehmen, sich entgehen zu lassen, weiß kaum noch, wohin er zuerst den Blick wenden soll. Doch der Deutschen Bank gebührt immer der erste Platz. Herr Direktor Gwinner ist hoher Bewunderung würdig. Daß ihm die Verhandlungen, die Graf Lamsdorff mit dem Minister Delcassé in Paris über — richtiger: gegen — die Bagdadbahn führte, nicht gleichgiltig waren, weiß Jeder, der sich erinnert, wie oft der erste Manager der Deutschen Bank im Interesse der Bagdadbahn zwischen Berlin, Konstantinopel und Paris hin- und herflog. Das sind Fahrten, die, selbst wenn das Menu an der Tafel des Orient-Expreß leidlich ist, nicht zu den Freuden des Lebens gezählt werden können. Herr Gwinner, der für das Bagdadbahnprojekt Feuer und Flamme ist, blickte also jedenfalls in äußerster Spannung auf die pariser Verhandlungen, deren Ergebniß für ihn ungemein wichtig zu werden versprach und thatsächlich zu einem schweren Schlag gegen das Prestige der Deutschen Bank wurde. Aber er ließ sich nichts anmerken und eilte, als gebe es auf der weiten Welt nichts Dringenderes zu thun, gerade in dieser Zeit nach Wien, um das österreichische Petroleumgeschäft seiner Bank in Ordnung zu bringen. Das genügte noch nicht. In den selben Tagen vernahmen wir auch, seinem Jupiterhaupt sei der Gedanke entsprungen, eine — oder gar mehrere? — in Berlin bisher nicht gehandelte amerikanische Eisenbahnaktie in unseren Börsensaal einzuführen. Kein Anderer als er kann der Protektor der Baltimore-Shares sein; der frühere Amerikakundige der Deutschen Bank, Herr Mankiewitz, hat ja in der Northern Pacific-Affaire keine überwältigend sichere Erkenntniß der amerikanischen Verhältnisse bewiesen; die Canossafahrt, die er 1901 nach London antreten mußte, um die arme Deutsche Bank und ihre blinde Gefolgschaft von dem selbstverschuldeten Fluch der Northern-Schwänze zu befreien, dürfte sein Urtheil über amerikanische Dinge in den Augen seiner Mitdirektoren erheblich entwerthet haben. Nebenbei hat die Deutsche Bank auch noch die Emission von $17^1/_2$ Millionen Mark Schuldverschreibungen einer skandinavischen Erzgesellschaft besorgt. Diese Geschwindigkeit grenzt wirklich schon an Hexerei. Doch der fieberhafte Bethätigungdrang, der jedem im Nebel auftauchenden Phantasiegebild

nachjagt, ist nicht nur im Palast der Deutschen Bank zu finden. Daß die Handelsgesellschaft nach Amerika hinübergreift, wurde im vorigen Heft schon erzählt; seitdem ist auch von einer neuen serbischen Anleihe gewispert worden; freilich folgte schnell eins der Dementis, deren Heftigkeit stets verdächtig klingt. Aber schon die bedeutsamen Vorgänge, in deren Mittelpunkt jetzt die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft steht, würden in normalen Zeiten hinreichen, um das betheiligte Finanzinstitut vollauf in Anspruch zu nehmen Die Diskontogesellschaft, die eben erst zu ihrer peinlichen Ueberraschung vernehmen mußte, daß ihr die rumänische Regierung mit dem Projekt eines staatlichen Tankwagen-Monopols einen Strich durch das frisch gewagte Petroleumgeschäft machen will, und von der man annehmen durfte, daß Ballins Reise nach New-York ihr nicht ganz gleichgiltig ist, fühlt das Bedürfniß, viele Millionen nordargentinischer Eisenbahnbonds zu emittiren, jener merkwürdigen Obligationen, an deren Prospekt die naiven Herren der berliner Zulassungstelle zwar den Mangel an Mittheilungen über argentinische Couponverjährung auszusetzen haben, nicht aber das Verschweigen der Thatsache, daß sie die abgelehnte Hälfte einer mißglückten londoner Voremission repräsentiren. Die Dresdener Bank bringt das Kunststück fertig, zugleich an eine Fusion ihrer Verzweigungen in Rheinland-Westfalen und an eine starke Kapitalserhöhung zu denken (da das Gerücht dementirt wurde, darf man wohl daran glauben), während sie doch andächtig dem Tamtam lauschen sollte, das — schwerlich wider ihren Willen — zu Gunsten der Großen Berliner Straßenbahn geschlagen wird. Diesen größten Banken gesellt sich ein kleineres Institut: die Nationalbank für Deutschland. Sieht man von allerlei mißlichen Gerüchten ab, die vor einiger Zeit über die Zukunft des Zinsendienstes von schlesischen Kleinbahnobligationen umliefen und recht ärgerliche Erinnerungen an die unselige Landau-Epoche der Nationalbank weckten, so kann man zugeben, daß diese Anstalt mit dem niedrigsten aller Banken-Ultimokurse seit Jahr und Tag erfolgreich bemüht schien, sich den guten Ruf dadurch zurückzugewinnen, daß sie möglichst wenig von sich reden machte. Jetzt hat sie diese wohlthuende Stille jäh unterbrochen. Auch sie ist von der Tendenz fortgerissen worden, nach Allem zu haschen, was groß scheint, gewaltig, auffällig, imposant. Herr Ernst Friedländer, dessen Name mit der Geschichte der nicht eben rühmlich vom Schauplatz verschwundenen Breslauer Diskontobank unzertrennlich verbunden bleibt, sieht sich über Nacht wieder zum Vorkämpfer deutschen Kapitals befördert. Die Nationalbank für Deutschland ist am Ende noch stolz darauf, künftig mit der neuen johannesburger Minenfirma Friedländer & Co. eben so identifizirt zu werden wie die Deutsche Bank mit Goerz. Ich nehme an, daß Herr Ernst Friedländer den Aufenthalt im Transvaal, der zwischen seinem Scheiden aus der Diskontobank und seiner jüngst erfolgten Rückkehr in die berliner Börse und die berliner Klubs lag, ausschließlich dazu benutzt hat, um, nach burischem Vorbilde, die Bibel zu lesen. Da wird ihm die Mär vom Goldenen Kalb sicherlich nicht entgangen sein. Vielleicht erzählt er sie einmal den wiedergewonnenen alten Freunden. Wenn der Eine oder der Andere von ihnen sich die Moral der Geschichte zu Herzen nähme, hätte Herr Friedländer zu unzähligen älteren sich ein neues Verdienst erworben.

Dis.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg

Die Zukunft.

Berlin, den 21. November 1903.

Kwileckis.

Vor dem Großen Schwurgerichtssaal sitzt, dicht neben der Eingangsthür, auf dem Holzstuhl des Gerichtsdieners ein fast sieben Jahre alter Knabe. Ganz in Weiß gekleidet. Der weiße Klerikerhut hängt auf dem Rücken; der Blondkopf ist sorgsam frisirt, der Vorderschopf zierlich gekräuselt. Ein hübscher Junge, der auf der Straße jedem Vorübergehenden auffallen würde. Stämmig und doch fein; schwarze Augen, sehr lange Wimpern und die milchfarbige Haut eines von der ersten Lebensstunde an zärtlich gehegten, gepflegten Kindes. Ein paar Damen bewachen ihn, nehmen ihn auf den Schoß, streicheln ihn; und hinter den Hüterinnen drängt sich die Menge. Geputzte Polinnen, auf Sensationen birschende Schreiber, Rechtsanwälte in der Robe, im Landgericht heimische Kriminalstudentinnen, Freiherren, Kutscher, Taglöhnerfrauen: Jeder will, Jede den Kleinen sehen; recht lange, recht nah. Den Hüterinnen scheint der Drang nicht unbequem, scheint die Möglichkeit, ihr weißes Schätzchen zur Schau zu stellen, sogar willkommen. Sie haben sich schnell akklimatisirt und fragen von selbst schon den Betrachter, aus dessen Miene besonderes Interesse spricht, von welcher Zeitung er sei; sie zeigen Zuversicht und sind zu Auskünften immer bereit. Auch dem Knaben macht, seit er sich entschüchtert hat, das Gedräng offenbar Spaß. Die Kindereitelkeit ist erwacht; zu nett, von so vielen Leuten bewundert zu werden. Aus lustigen Augen blickt er in das bunte, endlos wechselnde Bilderbuch. Das Näschen merkt nicht, wie schlecht die Luft ist; noch schlechter als sonst. Theure und billige Parfums, verschwitzte Kleider, Tabak, Alkohol, Säuglinggerüche — denn manche Zeugin trägt ihr in verdächtige Decken gewickeltes Kind

mit sich herum —, die Ausdünstung armer Leute, Kossäten, Wildwärter, Stallmägde, Knechte, die sich den Luxus der Sauberkeit nicht leisten können: der Nuntius sogar, ein rothblonder Riese, klagt über Kopfschmerz. Die Neugier drängt weiter. Noch ein zweiter Knabe ist sehenswerth. In einem Zeugenzimmer sitzt er neben einer einfachen Frau. Seit gestern ist er genau wie der andere gekleidet und frisirt. Er steht im neunten Lebensjahr, ist aber viel kleiner als der Siebenjährige. Die Urtheile schwanken. Bis einem Schlauen der Einfall kam, auch den Kleineren zu kräuseln und in Elfenbeinfarbe zu kleiden, gabs wenig Zweifel. „Keine Spur von Aehnlichkeit. Der Kleine ein stumpfsinniges, unschönes Proletarierkind, der Größere ein echter Adelssproß mit allen Merkmalen alter Familienkultur.“ Jetzt regen sich Bedenken. „Beide haben schwarze Augen und lange Wimpern, Beide die selbe Apfelkopfform und das selbe Kinn, das vorgebogen scheint; auch die Haarfarbe ist beinahe gleich. Der ganze Unterschied besteht darin, daß der Eine gut, der Andere schlecht gehalten ist.“ „Unsinn! Die Beiden können gar nicht den selben Vater und die selbe Mutter haben. Warum wäre der Aeltere dann im Wachsthum so zurückgeblieben? Ueberhaupt macht die bessere oder schlechtere Pflege bei Kindern nicht so viel aus. Seht Euch die Kadetten und die Militärwaisenhausschüler an! Nein: der Junge im Zeugenzimmer bliebe auch im Brokatgewande der Sohn einer Magd, die selig sein mußte, als ein Weichensteller sie zur Ehe nahm; und den feinen Knaben, der im Korridor mit angeborener Würde Cercle hält, müßte auch im Bahnwärterhaus das kundige Auge als Kind eines Grafen erkennen.“ Solches Gerede beweist nichts. Mit Klassenphysiognomik käme man, selbst wenn sie mehr wäre als Spielerei, hier schon deshalb nicht aus, weil auch der Neunjährige von einem adeligen Offizier gezeugt ist, die Spermatozoen, die ihn entstehen ließen, also nicht aus dem niederen Menschenreich stammen. Trotzdem sieht der rachitische Junge wie ein aufgeputztes Elendskind aus. Er hat auch weniger Zulauf und guckt trüber als das weiße Herrchen im Korridor. Das lacht, giebt Bekannten gnädig eine Patschhand und räkelt sich kokett auf dem Holzstuhl. Hinter der Thür wird inzwischen die Frage verhandelt, ob seine Eltern ins Zuchthaus kommen sollen.

Zweiter Theil, zwölfter Abschnitt des Reichsstrafgesetzbuches: „Verbrechen und Vergehen in Beziehung auf den Personenstand.“ Paragraph 169: „Wer ein Kind unterschiebt oder vorsätzlich verwechselt oder wer auf andere Weise den Personenstand eines Anderen vorsätzlich verändert oder unterdrückt, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren und, wenn die Handlung in gewinnsüchtiger Absicht begangen wurde, mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren

bestraft.“ Graf Zbigniew Wesierski-Kwilecki und seine Ehefrau Isabella, geborene Gräfin Bninska, sollen ein fremdes Kind für ihr eigenes ausgegeben haben. Den weißen Knaben, der auf dem Holzstuhl im Korridor Cercle hält. Den habe ein armes Polenmädchen ihrem Liebsten, einem österreichischen Hauptmann, geboren. Dem Sexualverkehr dieses Paares entstammen zwei Knaben; der eine, der im Zeugenzimmer sitzt, ist nah bei der Mutter aufgewachsen, der andere bald nach seiner Geburt, in der letzten Januarwoche des Jahres 1897, an eine vornehme Dame verkauft worden. Am zweiundzwanzigsten Dezember 1896 hatte ihn Fräulein Parcza zur Welt gebracht; sie heirathete später den Weichensteller Meyer, der das ältere der beiden vor der Ehe von seiner Caecilie geborenen Kinder adoptirte und sich bereit erklärte, auch das jüngere zu sich zu nehmen. Wohl nicht ganz freiwillig. Ein Bahnwärter, der sich danach sehnt, vom ersten Tag der Ehe an sein Budget mit den Unterhaltskosten für zwei — nicht von ihm gezeugte — Kinder zu belasten, wäre keine Alltagserscheinung; und selbst der edelste Sinn brauchte den kleinen Bastard nicht aus dem warmen Schloß in die Weichenstellerhütte zu holen. Doch die Recherchen in Sachen wider Kwilecki und Genossen hatten begonnen und ein gutes Stück Geld mochte dem Paar sicher scheinen, dessen Zeugniß den kleinen Grafen aus dem Majoratsrecht der Herrschaft Wroblewo drängen würde. Wroblewo ist ein vom Grafen Joseph Kwilecki als Familienfideikommiß unveräußerlich festgelegtes Rittergut in der wronker Gegend, das nach den Grundsätzen der Majoratsordnung vererbt wird; zur Erbfolge berechtigt sind, wenn ein direkter männlicher Erbe fehlt, die Agnaten des ersten Besitzers, von der Erbfolge ausgeschlossen uneheliche und Adoptivsöhne. Der Stifter des Fideikommisses setzte den Sohn seiner Tochter, Zbigniew von Wesierski, zum Erben ein und bestimmte, der erste Majoratsherr solle sich Wesierski-Kwilecki nennen, jeder folgende nur Namen und Titel der Grafen Kwilecki tragen. Wahrscheinlich murrten die Agnaten schon damals; denn das Haupt des Hauses war nun ja kein echter Kwilecki, hatte einen Vater aus einfachem Adel und konnte ihnen die Rasse verderben. Allmählich aber fanden sie Trost. Der Knabe, den Gräfin Isa ihrem Zbigniew gebar, starb früh, und als, nach standesgemäßen Pausen, ihrem Schoß drei Töchter entbunden waren, schien, an der Schwelle des Jahres 1890, neue Nachkommenschaft nicht mehr zu hoffen, zu fürchten. Zwar dachte der Graf noch als Fünfziger nicht an Resignation. Er strebte dem großen Muster weiland Augusts des Starken nach, blickte stolz auf anderthalb Dutzend illegitimer Sprossen und krähte, wie ein von brünstigen Hofdamen umschmeichelter Hahn, wenn in Monte Carlo die theu-

ren Seidenmädchen von ihm sagten: Un gaillard infatigable; un mâle; fait pour la reine Isabelle ... Doch die ihm angetraute Isabella war nicht das Ziel seiner erotischen Wünsche; mit der schönen Ungenirtheit der Slachta pflegte er zu erzählen, die dralle Wade einer Kuhmagd reize ihn mehr als die hüllenlose Wohlgestalt der hochgeborenen Gattin. Jeder Schürze schnüffelte er nach, auf den heimischen Gefilden und unter dem wärmeren Himmel der Azurküste, fand, außer den vom Gesetz privilegirten, alle Genüsse schmackhaft und seinem Vermögen erreichbar und fühlte sich wider Recht und Sitte gekränkt, wenn die Ehegefährtin vor Gästen und Dienerschaft ihn ein Schwein, einen Bummler und Lumpensack hieß. Vielleicht folgte so unsanften Reden manchmal ein Schäferstündchen, das der Graf nicht eingestand, weils ihn interessanter dünkte, von Freunden und Buhlen sich als starren Weigerer der Geschlechtspflicht anstaunen zu lassen. Sicher ist, daß die Ehe für zerrüttet galt; und als Isas fünfzigster Geburtstag nahte, durften die Agnaten aufathmen. Bald würde über Wroblewo nun wieder ein echter Kwilecki herrschen: Graf Hektor, Miecislaws Sohn, der bei den zweiten Garde-Ulanen Lieutenant gewesen, Reichstagsabgeordneter und Geheimkämmerer des Papstes geworden war. Eine hübsche Aussicht. Das Gut ist zwar arg verwahrlost, bringt aber noch einen Jahresertrag von siebenzigtausend Mark und wird sich unter einem guten Haushalter, der Kapital hineinstecken kann, schnell heben. Für die persönlichen Schulden des Vorbesitzers haftet die Familie als Allodialerbin. Stirbt Zbigniew Wesierski, dann muß Isa mit ihren Töchtern den Hof verlassen und Hektor, der Besitzer von Kwilcz, wird Herr von Wroblewo. Allzu zärtlich scheinen die Beziehungen der beiden Häuser nie gewesen zu sein; nun mußte der Gedanke an den Besitzwechsel sie noch mehr verbittern. Der Majoratsherr konnte freilich noch zehn, zwanzig Jahre leben; erstens aber liebt wohl selten Einer den fremden Erben, der die Hausbrut vom Futternapf drängen will, und zweitens stockt der Kredit, wenn die Leute wissen, daß der nächste Tag den Darlehnssucher aus der Rechtswohnung werfen kann. Und auf Wroblewo brauchte man immer Geld. Der Gerichtsvollzieher kam so oft, daß Herrschaft und Gesinde ihn traulich als Onkel begrüßten, und Inspektoren sogar, Rendanten, Wanderkrämer wurden von dem Grafenpaar um kleine Beträge angepumpt. Da kommt, im Lenz 1896, vom Genfer See her die Kunde, Frau Isa sei in the family way. In Posen, in Wronke, in Kwilcz und Wroblewo erregt die Botschaft zunächst nur Heiterkeit. „Die? Seit 1879 hat sie nicht geboren. Der Graf rührt sie längst nicht mehr an. Woher also? Und vor drei Monaten ist sie Fünfzig geworden." Ein guter Witz. Am Ende, meint Herr Stephan

Kwilecki, hat sie das Kind in der Ohrmuschel; jedenfalls nicht da, wo andere Menschenweiber die Frucht tragen. Doch Isa kehrt heim und bestätigt, von Wonne strahlend, das holde Wunder. In Montreux ists geschehen; die Sonne lockte frische Triebe hervor, ich sehnte mich nach einem Sohn, der Graf war charmant, — und unsere Betten standen im Hotelzimmer dicht neben einander. Nach und nach wuchs ihres Schoßes Umfang; und im Kreis der Agnaten verstummte das Lachen. Die Gräfin war stets excentrisch gewesen; die Rolle der vernachlässigten, von Mägden und Cocotten aus der Geschlechtsgunst vertriebenen Frau konnte der herrisch Stolzen nicht behagen und ihre ungezügelte Phantasie scheute vor dem abenteuerlichsten Unterfangen gewiß nicht zurück. Sie wird, hieß es, den alten Schwachkopf zu einem Schwindel überredet haben und wir können erleben, daß sie uns irgend einen aufgelesenen Bankert ins Majorat schmuggelt. Verwandte, Dienstboten, Detektives, Beobachter aller Art werden nach Wroblewo geschickt. Nichts zu erspähen. Isa? Sie sieht aus wie alle schwangeren Frauen. Wahrscheinlich stopft sie sich ein Kissen unter den Rock; in Paris, hat Einer gehört, werden nach Maß Gummibäuche gemacht, die solchen Trug erleichtern. Eine Depesche schürt den Verdacht; sie ist in Paris aufgegeben, ins posener Sladtahotel an Zbigniew oder Isabella adressirt und wird — zufällig? — dem Grafen Mieczislaw überreicht. Inhalt: Femme trouvée, mais demande trop chère. Da hätten wir also die Schmuggelfährte. Isa sitzt in Paris, sucht ein für die Unterschiebung brauchbares Kind und telegraphirt an den Gatten, die Verkäuferin sei gefunden, fordere aber zu hohen Preis. Recherchen in Paris. Die Hotellisten haben keine Gräfin Kwilecka gemeldet. Doppelt verdächtig: sie hat, um hinter sich keine Spur zu lassen, ihren Namen verschwiegen. Und leugnet, mit munterem Lächeln, daß sie jetzt überhaupt an der Seine gewesen sei. Früher war sie dort, — ja; um eine gute Hebamme zu suchen; darauf beziehe sich auch das Telegramm, das für sie bestimmt war und ihr anzeigen sollte, die empfohlene sage-femme verlange zu viel Geld. Die Erklärung wird höflich angehört, doch nicht geglaubt; Hebammen braucht man ja nicht aus Frankreich zu holen. Als dann gar erzählt wird, die Gräfin wolle nach Italien gehen und erst zurückkehren, wenn sie aus dem Wochenbett entlassen sei, schreibt Herr Mieczislaw einen feierlichen Warnbrief an Herrn Zbigniew. Der Verdacht, die Schwangerschaft sei simulirt, könne dem Herrn Vetter nicht unbekannt geblieben sein; die Absicht, das erhoffte Kind der Frau Base im Ausland zu entbinden, müsse den Verdacht zur Gewißheit wandeln, denn solche Absicht könne nur aus dem Wunsch stammen, die Geburt der Kontrole zu entziehen.

Isabella lacht. Die zärtlichen Verwandten mögen um das Erbe zittern, sie aber, eine Bninska, mit Vorschriften gefälligst verschonen. Sie lacht auch des Sippengetuschels: eigentlich müsse ihr Wochenbett auf dem posener Wilhelmsplatz stehen; sonst könne man Keinem zumuthen, das Kind als legitim anzuerkennen. Sich untersuchen, die Mutterschaft bescheinigen lassen? Das fehlte noch. Ihr durfte kein Doktor je an den Leib; und sie sollte jetzt eine Ausnahme machen, um den Neid zu entwaffnen? Der freut sie ja. Den möchte sie um keinen Preis missen. Vielleicht war der Plan der italienischen Reise in den Klatschbezirken ausgeheckt worden; vielleicht rieth Klugheit, ihn aufzugeben, nachdem sein Zweck, die Agnaten zu ärgern, erreicht war. Eines Tages sagte die Gräfin zu ihrem Hausarzt, Herrn Dr. Rosinski: „Ich reise zur Entbindung nach Berlin und rechne darauf, daß Sie kommen, wenn ich rufe.“

Berlin W. 10, Kaiserin Augusta-Straße 74. Da, wird dem zuständigen Standesamt gemeldet, habe die Gräfin Wesierska-Kwilecka am siebenundzwanzigsten Januar 1897 morgens um Fünf einen Knaben geboren. Leichte Entbindung. Die Hebamme sollte eine Polin sein und doch nicht zur Einflußsphäre der Miecislaw und Hektor gehören. Eine in Rußland begüterte Freundin Isas hatte sich, weil die Entbinderin ihrer Tochter verhindert war, nach Warschau gewandt und, durch Vermittlung einer Hotelwirthin, Frau Cwell gemiethet, deren Charakterbild, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, in der Prozeßgeschichte schwankt. Am Vorabend, als die Schmerzen begannen, war Dr. Rosinski telegraphisch gebeten worden, nach Berlin zu kommen; nach der Geburt wurde die Bitte dringend wiederholt. Die erste Depesche muß in Wronke über Nacht liegen geblieben sein; beide erreichten den Arzt erst, als er von den Morgenbesuchen heimkam. Um Mitternacht war er in Berlin. Die Gräfin sah aus wie alle Wöchnerinnen. Temperatur und Puls normal. Noch immer die alte Abneigung gegen ärztliche Untersuchung. Wozu? Alles war ja glatt gegangen und eine Komplikation einstweilen nicht zu fürchten. Die Hebamme mißfiel dem Doktor; schmutzige Nägel und Cigarettengeruch im Säuglingzimmer. Das Kind selbst kräftig und auffallend hübsch. Nackt sah es der Arzt nicht. Es sei eben erst frisch gewickelt worden. Rosinski fand weiteres Drängen nicht nöthig. Er mahnte die Czwell auch nicht zu größerer Sauberkeit, fragte nicht nach Urin, Bettwäsche, Nachgeburt. Und war doch, weil er an die Schwangerschaft nie recht geglaubt hatte, mit starkem Mißtrauen gekommen, das Isas Weigerung, sich untersuchen zu lassen, natürlich noch mehrte. Jetzt schämte er sich fast seines Zweifels. Nicht nur, weil Frau von Mojszczewska, Isas Freundin, eine Dame aus vornehmem Haus, ihm

sagte, sie selbst habe die Entbindung mitangesehen. Auch sonst schien Alles in Ordnung. Der Hausarzt, der die Gräfin seit Jahrzehnten kannte, hielt sie für eine Wöchnerin, den Knaben, den er im Steckkissen sah, für ihr Kind. Nur Kopf und Hände sah er freilich; und im Schwurgerichtssaal wurde von Sachverständigen behauptet — und von Juristen geglaubt —, am Gesicht könne man nicht erkennen, ob ein Kind gestern oder vor fünf Wochen geboren sei. Mütter, die von dieser Sache auch Etwas verstehen sollten, hoben darob die Augen entsetzt zum Himmel. Einem Würmchen, das man in Muße begucken darf, nicht anmerken, ob es am zweiundzwanzigsten Dezember 1896 oder gestern, am siebenundzwanzigsten Januar, geboren ward?.. Der Hausarzt schied in froher Zuversicht von seiner Patientin. Vorher hatte er dem Kind noch das Zungenbändchen gelöst. Nachher meldete er den unruhigen Agnaten, er habe keinen Zweifel, daß dem Grafen Zbigniew ein legitimer Erbe geboren sei.

Auch Andere zweifelten nicht mehr. Das Gräflein wuchs heran und wurde der Mutter von Monat zu Monat ähnlicher. Ein echtes Bninski-Gesicht, hieß es in Wroblewo, in Wronke und Posen; und: Die Leute hatten wir in falschem Verdacht. Im Agnateneckchen ergab man sich nicht so schnell. Das Eingeständniß des Irrthums hätte bewiesen, daß man allzu leicht bereit gewesen war, Verwandte um des lieben Geldes willen eines Verbrechens zu zeihen. Und natürlich fehlten auch die Tüchtigen nicht, die brav schürten, um an dem Feuer ihr Süppchen zu wärmen. Fideikommißstreit, großes Objekt: was parasitisch zu leben gewöhnt ist, drängt zum Mitschmaus, — und, versteht sich, auf die Seite der Potenten, nicht dahin, wo Onkel Gerichtsvollzieher seine Visitenkärtchen anklebt und irgend ein Subalterner aushelfen muß, wenn zwei Bläulinge fehlen. Der Kwilczer ist hoch eingeschätzt und sein Vater Miecislaw, dessen Verhältnisse von Weitem wohl mehr als in der Nähe glänzen, hat in Galizien reiche Kunkelmagen. Gilt auch nicht als vieux marcheur und Bruder Sausewind, wie Zbigniew. Würdiger; vom Scheitel zur Sohle korrekt. Herrenhausmitglied; sehr stattlich und feudal-preußisch soignirt; Altwilhelmsbart und treuer Blick unter hoffähiger Toryfrisur. Wahrscheinlich wurde an diesem ältesten Agnaten von allen Seiten herumgekratzt. Familienehre auf dem Spiel; ein falscher Dmitri im Haus der Kwileckis, die seit fünfhundert Jahren ... Jedenfalls kam der Peer von Preußen bald wieder in Bewegung. Er bat Seine Hochgeboren auf Wroblewo um eine Unterredung „unter vier Augen". Rundweg abgelehnt. Zweiter Brief. Miecislaw traue dem Majoratsrummel nicht, wolle aber, wenn Zbigniew ihm das Verbrechen der Kindesunterschiebung offen gestehe, schweigen, bis Verjährung einge-

treten sei. Das heißt: um des Erbes sicher zu sein, also eigenen Vortheils wegen, den Verbrecher der Bestrafung entziehen. Ein recht gewagter Vorschlag; wäre er angenommen worden, so hätte der Erbieter sich der Begünstigung schuldig gemacht. Allerdings einer straflosen; denn die von einem Angehörigen dem Thäter gewährte Begünstigung ist von der Strafnorm des § 257 StGB ausgenommen. Immerhin sollte ein Mitglied des Herrenhauses solchen Vorschlag nicht einmal als Köder verwenden. Wesierskis gingen nicht in die Falle. Um den Schrecken zu enden, klagen sie gegen den Grafen Mieczislaw auf Anerkennung ihres Sohnes. Termin in Posen. Isa mit dem Knaben vor Gericht: der Augenschein zeigt die Aehnlichkeit. Frau von Moszczewska beschwört, sie sei während der Entbindung im Wohnzimmer gewesen. Nach dieser Aussage beantragt Mieczislaws Anwalt Vertagung und schreibt seinem Mandanten, die Sache scheine ihm einstweilen wenigstens aussichtlos. Im nächsten Termin ist der Beklagte nicht vertreten noch selbst anwesend. Versäumnißurtheil zu Gunsten des Klägers. Die Agnaten haben den kleinen Joseph Stanislaus Adolf als Grafen Kwilecki anzuerkennen. Von Rechtes wegen.

Inzwischen sind vier Jahre vergangen. Die gerichtlich zum Anerkenntniß Gezwungenen erzählen Jedem, ders hören will, daß sie den Knirps in Wroblewo nach wie vor für ein gekauftes Kind halten. Wesierskis sitzen so tief in der Kreide, daß sie gezwungen sind, eine Bank zu suchen, die ihnen, gegen das Recht, das Gut zu bewirthschaften, eine halbwegs auskömmliche Rente zahlt. Auch unter ihren Leuten mag in solcher Kalamität Mancher wohl denken, daß es schließlich am Besten wäre, wenn der Kwilczer ins Schloß einzöge. Eine lange Vormundschaft Isabellens, die stets bunte Pläne machen, doch nie rechnen konnte: Das hätte just noch gefehlt. Die Legende war nie ganz verstummt. Eine Kindesunterschiebung ist auf allen Hintertreppen ein ungemein beliebter Stoff. Jetzt war die Zeit erfüllt: die Mirakel konnten beginnen. Von der Sorte, die der skeptische Blick nicht für unerklärliche Wunder nimmt. Sie kamen, wuchsen im Wandern und häuften sich. Im Civilprozeß hatte die Hebamme Katharina Ossowska beschworen, sie habe die Gräfin in den Anfängen der Schwangerschaft massirt und sich dabei selbst überzeugt, daß ein Kind zu erwarten war; die Frau hatte diese Wahrnehmung auch schriftlich bescheinigt. Bald meldete sich in Kwilcz Irgendwer, der ganz, aber ganz genau wußte, die Ossowska habe in einer schwachen Stunde ausgeschwatzt, Zeugeneid und Attest seien falsch. Dann trat Herr Hechelski auf den Kampfplatz. Kaufmann, Agent, Detektive; in alle Sättel gerecht. Der wußte mehr; so ziemlich die Hauptsache: woher Isas Spätfrucht geholt, wem

der Bastard abgekauft sei. Zu Mirakeltagen gehören vor allen Dingen aber Hysterische. Für sie ists Festzeit. Endlich darf ihr Drang, sich wichtig zu machen und höchst interessant zu scheinen, sich fessellos bethätigen. Eine wenigstens war im wronker Amtsbezirk schon gefunden. Fräulein Jadwiga Andruszewska, Tochter einer Frau, die in Wroblewo Jahre lang Wirthschafterin und Familienfaktotum gewesen war. Ansehnliche Symptome. Hager, nervös, reizbar; die Rede bald wie ein Gießbach, bald stockend und scheu, als verblasse das Gedächtnißbild während des Sprechens. Mit spitzen Ellbogen drängt sie sich in den Mittelpunkt des Grafenzwistes. Sacht fing es an. Unglaublich, wie sie in Wroblewo behandelt werde! Zurückgesetzt, eingesperrt, angefahren, geprügelt, an den Ohren gezaust. Warum? Die Gräfin sei doch sonst nicht so schlimm; stolz zwar, doch gut zu den Leuten und gerade der alten Andruszewska bis zum letzten Tag die gnädigste Herrin. Ja, warum! Weil ich eben mehr weiß als Andere. Was denn? Na, von dem Kind. Nach und nach kams heraus. Mutter Andruszewska war im Auftrag der Gräfin, deren Leib keine Frucht trug, in Krakau gewesen, um einen passenden Knaben zu kaufen. Hatte ihn auch bei einer Hebamme gefunden und, sammt Nachgeburt und Nabelschnur, nach Berlin gebracht, wo er ihr von zwei Dienerinnen auf dem Bahnhof abgenommen und in die Kaiserin Augusta-Straße befördert wurde. Die Mutter hats der Tochter anvertraut, sie aber, um nicht wegen geleisteter Beihilfe strafbar zu werden, verpflichtet, den Mund zu halten, so lange die Alte lebe. Alles hat Mutter erzählt. Die Gräfin war 1897 nicht schwanger. Kein Gedanke! Sie wickelte sich Tücher um den Leib, hing Schrotbeutel um den Taillengurt, war auch in Paris, um einen Gummibauch zu kaufen. Und ehe sie zu der Wochenkomoedie nach Berlin fuhr, ließ sie Schweine schlachten und nahm sechs mit Schweineblut gefüllte Rothweinflaschen mit auf die Reise. Damit Bettzeug und Unterlagen hübsch röthlich seien. Bei Alledem hat Frau Andruszewska mitgewirkt. Und Alles der Tochter erzählt; sogar, daß die Nachgeburt in einem Steintopf von Krakau nach Berlin geschafft wurde. Und auf dem Totenbett — das durfte nicht fehlen — ermahnte die Mutter ihre Jadwiga, dem Grafen Hektor Kwilecki auf Kwilcz das furchtbare Geheimniß zu enthüllen. Dann starb sie; und weil die Tochter im Verdacht stand, das Verbrechen zu kennen, wurde sie natürlich schlecht behandelt und weggeärgert. Natürlich? Noch natürlicher, wird Mancher meinen, wäre der Versuch gewesen, ein Mädchen, das Einen ins Zuchthaus bringen kann, durch Wohlthat an sich zu ketten und um keinen Preis aus den Händen zu lassen. Vielleicht aber dachte Isa, mit der Aus-

sage einer Toten sei nichts Rechtes anzufangen. Einerlei. Die alte Andruszewska muß jedenfalls eine wunderliche Heilige gewesen sein. Sie konnte ein Vermögen einheimsen — denn die Aussage der Lebenden hätte den Streit für den Kwilczer entschieden — und hauste und starb in Kümmerlichkeit. Nur aus Furcht vor Strafe? Erstens mußten Wesierskis ihr geben, was sie verlangte. Und wenn da nicht viel zu erpressen war: dem Grafen Hektor hätte eine notariell beglaubigte Aussage genügt, die er erst nach dem Tode der Alten zu verwenden brauchte. Noch Wunderlicheres. Bis an ihr Ende schilt Frau Andruszewska Jeden, der Isas Mutterschaft zu bekritteln wagt, einen Narren und schlechten Kerl: und stiftet dann ihre Tochter, deren Zerfahrenheit sie doch kennt und mit der sie manchen Tanz hatte, an, das Geheimniß nach Kwilcz zu tragen. Offenbar aus reinstem Rechtsgefühl. Jadwiga schreibt Alles auf; was sehr nützlich ist, denn ihr Gedächtniß vermag nicht einmal Erlebnisse festhalten, die, man darf es wohl, ohne zu übertreiben, sagen, nicht ganz alltäglich sind. Schwarz auf Weiß kommt die Geschichte in Hechelskis bewährte Hände. Der recherchirt, kombinirt, eruirt und hat schnell alle Kettenglieder am blanken Schnürchen. Das Pseudogräflein heißt Leo Parcza und ist von einem österreichischen Hauptmann im Schoß der jetzt dem Bahnwärter Meyer angetrauten Caecilie gezeugt und die wirkliche geheime Mutter hat den Jungen, den sie fünf Wochen nach der Geburt für hundert Gulden weggab, nach dem Bilde als ihr Kind rekognoszirt. Die Stimme des Blutes! Auch die krakauer Zwischenhändlerin hat Hechelski ermittelt. Leider ist sie schon tot. Wie die Czwell und die Andruszewska. Doch Hechelskis Genie hat Leichenscheu nie gelernt und weiß, daß Tote sehr beredt sein können. Hechelski forscht, verspricht, droht, ist nirgends und überall und läßt sich, ein Ritter der Wahrheit und Legitimität, von Hektor nicht viel mehr als seine Auslagen ersetzen. Andere Helfer melden sich, gewiß vom Beispiel selbstloser Bürgertugend angelockt, und neue Spur taucht aus dem Dunkel. In Paris hat eine Dame, die mit ausländischem Accent sprach, thatsächlich 1896 einen Gummibauch bestellt und gekauft. In Paris hat ungefähr um die selbe Zeit eine Dame bei einer Hebamme ein Kind zu kaufen gesucht. Solche Gesuche sind dort nicht ganz selten und dem polizeilichen Aufruf antworteten denn auch prompt etwa zwanzig Entbinderinnen, von denen Säuglinge zur Adoption verlangt worden waren. Doch eine Sucherin hatte un accent allemand — daß die pariser Unschuld Deutsche, Russen, Polen nie an der Sprache erkennt, ist über jeden Zweifel erhaben —: warum also solls nicht die Selbe gewesen sein, die sich die Mutterkonturen aus Gummi anmessen ließ? Nach der Heb-

amme die Waschfrau. Die bezeugt, daß sie vorn im Hemde der Gräfin während der angeblichen Schwangerschaft einen Blutfleck gefunden habe, der nur von der Menstruation kommen konnte. Katamenien; also nicht in der Hoffnung. Auch Dienstboten wollen Menstrualblutspuren gesehen haben. Mirakel über Mirakel. Frau Ossowska, die früher selbst schon in Gemüthsruhe eine Kindesunterschiebung arrangirt hat, erliegt der Gewissensfolter und bekennt, daß sie der Gräfin ein falsches Attest ausgestellt und in Posen, ohne angestiftet zu sein, einen Meineid geleistet habe. Jadwiga Andruszewska und Katharina Ossowska: Das ist viel. Mindestens zwei neue Thatsachen, die zur Wiederaufnahme des Verfahrens helfen könnten. Dazu Krakau, Caecilie Meyer, die Stimme des Blutes (auch des in Nachthemden gefundenen), die pariser Polin mit dem deutschen Accent: über Wroblewo zieht sichs dräuend zusammen. Und schließlich meldet sich auch noch ein Troschkenkutscher, der 1903 ganz genau weiß, daß er am sechsundzwanzigsten Januar 1897 zwei Frauen, die er nach der Sprache für Polinnen hielt, von der Kaiserin Augusta-Straße nach dem Schlesischen Bahnhof und, nach langer Wartezeit, wieder zurückgefahren hat. Die Eine hielt die Arme unterm Mantel und schien Etwas zu verbergen. An dem selben Tage also, wo das in Krakau gekaufte Kind nach Berlin gebracht worden war. Nun fehlte kein Glied mehr in der Kette. Frau Andruszewska war mit der Amme, die den Knaben unterwegs säugen mußte, auf dem Schlesischen Bahnhof angekommen und von zwei Dienerinnen Jias empfangen worden, denen sie Kind und Steintopf übergab. Den Topf in den dazu mitgebrachten Handkoffer, das Kleine in einem Körbchen unter den Mantel: nach Hause! ... Hechelski als Triumphator. Ein lückenloser Beweis. Graf Miecislaw Kwilecki, Mitglied des Herrenhauses, hatte die Staatsanwaltschaft aufgefordert, in Sachen c/a Wesierski-Kwilecki und Genossen energisch und ohne Ansehen der Person vorzugehen. Das geschah. Hinreichender, bald danach dringender Verdacht. Voruntersuchung mit unzähligen Zeugen. Die Anklage wurde erhoben, das Hauptverfahren eröffnet. Zuerst war die Gräfin, dann auch Zbigniew verhaftet worden.

Da sitzen sie. Beinahe schon heimisch auf der Marterbank der Angeklagten. Seine Hochgeboren nicht gerade überwältigend elegant. Grauer Sakkoanzug und gelbe Schuhe. Für den Schwurgerichtssaal konnte er mehr leisten. Schlotterige Haltung. Die Sprache fast unverständlich. Zahnlücken oder schwere Zunge. Aber er füllt seinen Typus aus, wie die Franzosen sagen. In Schönheit verlüdert. Manchen Sturm erlebt, manche Demüthigung hingenommen. Doch der Ton des Wesens klingt nicht schlecht. Und wenn er

nachdenklich die grauen Cotelettes streicht, ists, mit dem müden, aber klugen Auge, ein vornehm verwitterter Herr, der sich an vielerlei Kulturen gerieben hat. Wenns auch oft nur Courtisanenkultur war: besser als keine. Die Riviera hat ihre eigene mimicry. Der Herr von Wroblewo sieht gar nicht polnisch aus, könnte, so wie er ist, durch einen Schwank von Bisson, eine sanfte Satire von Donnay schreiben. Obs wahr sei, wird er gefragt, daß er Verhältnisse gehabt habe. In Gegenwart der Gattin, in einem überfüllten Gerichtssaal, als Angeklagter. Ganz leise hebt er den Kopf. Ganz erstaunt. Man fühlt, wie die Brauen sich hochziehen. „Warum soll ich keine Verhältnisse haben?" Ancien régime. Wird heutzutage natürlich ausgelacht; mit der Nuance tiefster Verachtung. Solche Sittenlosigkeit! Nicht mal der Heucheltribut, den das Laster der Tugend schuldet. Zbigniew aber denkt wohl: Was fällt den Leuten ein? Daß sie mich eingesperrt haben und mich eines Verbrechens anklagen, muß ich dulden. Was aber gehen denn meine Amouren sie an? Bilden sie sich gar ein, ich würde vor Ihnen kriechen, Keuschheit oder Reue mimen?... Keine Spur von Pose. Nichts von der Suggestion, die in solchem Käfig so leicht den Willen lähmt, die Würde duckt. Meist sitzt er weit über die Brüstung gebeugt, beide Hände als lange Schalltrichter an den halb schon versagenden Ohren, und lauscht. Lauscht einer höchst merkwürdigen, verworrenen, abenteuerlichen, an Boulevardmelodramen erinnernden Geschichte, der man zuhört, weil man nun einmal da ist, die Einen aber nicht näher berührt. Fabelhaft, was solchen Lieferanten des Ambigu heute noch einfallen kann. Gräfinnen, Hebammen, Schweinemädchen, Blut in Medocflaschen, angeklebte Nabelschnurstückchen. Nicht zu glauben... Manchmal ists dann, als zerrisse vor dem inneren Auge ein Wölkchen und der Lauscher besönne sich: Du spielst ja mit, hast die sehr undankbare Hauptherrenrolle und das Stück kann bös enden! Das dauert nie lange. Ancien régime. Wie in Goncourts Patrie en danger: man spielt im Gefängniß Karten, bis man auf den Henkerskarren gerufen wird, macht den letzten Stich, verabschiedet sich artig von den Standesgenossen und geht unters Fallbeil. „Schade, daß ich nicht länger den Vorzug hatte. Bitte, mich angelegentlich zu empfehlen." Das Gewimmel da unten kann Einem den Kopf, aber nicht das Gefühl inniger Geringschätzung nehmen. Auch diese Menschensorte hat Reiz und Rassenwerth; und Graf Wesierski-Kwilecki scheint nicht ihr übelstes Exemplar. Ich glaube nicht, daß er den Richtern so leicht was vorweinen würde wie der Pommer Wilhelm von Hammerstein, den seine Leute doch „starknervig" nannten. Mitwirken mag das Bewußtsein, nicht vor Volksgenossen zu stehen, sondern vor

dem fremden Eroberer, dem man, solange es irgend geht, nur die Fassade zeigt. Dieses Bewußtsein, dieser Instinkt des Besiegten hat dem ganzen Prozeß die besondere Farbe gegeben. . . Seinen größten Moment hat der Graf stets nach Schluß der Verhandlung. Ehe die Aufseher die Angeklagten abführen, steht er auf, bückt den langen Oberleib galant herab, faßt und küßt die Hand seiner Frau. Mit der er beinahe ein Jahr nun kein Wort wechseln durfte. Deren excentrisches, verbrecherisches oder krankhaftes Wesen ihn hierher gebracht hat und mit deren Schimpfreden er auch hier noch gepeitscht und zum lächerlichen Pantoffelhelden gemacht wird. Und die er trotzdem bewundert. Wenige achten drauf; und das Schauspiel lohnt doch. Vor einem Stanislaus könnte, in Warschau, der Abschied nicht graziöser und ceremoniöser sein. Man weiß eben, was sich gehört, und hat vor dem Feind Polens Würde zu wahren.

Bequem ist der Handkuß nicht. Denn zwischen Isa und ihrem Eheherrn sitzt, auf daß die Hauptbeschuldigten nicht durch Zeichensprache oder gehauchte Silben mit einander verkehren, Frau Katharina Ossowska. Recht behaglich, seine Todfeindin halbe Tage lang neben sich zu haben. Und welche Larve! Halb Fromme Helene in hohen Semestern, halb Wolfsschluchtvision. Ein Gesicht, das dem Schöpfer nicht fertig geworden scheint. Die Nase nur angedeutet. In den Augenhöhlen etwas Glimmerndes, das gleich zu erlöschen droht. Dünne, ausgeblichene Haartressen; wie eine Karikatur auf die für Holdheit bezahlte Cleo von Belgier- und Kongoland. Dürr und harteckig. Nichts von den Malen der Weiblichkeit. Niemand würde dem Spukgebilde das zarte Gewissen zutrauen, das freiwillig Kreuz und Zuchthaus auf sich nimmt. Frau Ossowska hats. Lieber das Aergste leiden, als die Meineidsschuld noch weiter schleppen. Der Schwurgerichtspräsident glaubts ihr und läßt Milde walten, wenn sie einen ihrer Anfälle bekommt. Denn diese Märtyrerin ist nicht von der sanften Art; Satanas ist noch betrübend mächtig in ihr. Sie nennt Zeugen Lügner und Säufer, pfaucht eine fast Achtzigjährige an, die hinter ihr im Sünderwinkel sitzt, und wird dann glimpflich vermahnt. „Vorbei! Vorbei!" Mephisto selbst würde in diesem fahlen Gehäuse nicht lange weilen und schickt wohl die Kleinsten von den Seinen. Dann hockt noch die Alte da, mit dem Alleweltgesicht einer freundlichen Schaffnerin, die Penelopen und Dorotheen gedient haben könnte; und ihre Tochter: stumm, stumpf, eine Slavin und Sklavin ohne eigene Physiognomie. Und ganz vorn, dicht neben dem jüngeren Staatsanwalt, Gräfin Isa Wesierska-Kwilecka, geborene Bninska.

Hat man draußen vorher den Kleinen gesehen, so ist der erste Trieb, lachend aufzuschreien: Was wollt Ihr denn Alle? Das ist die Mutter! Wer zu

amtlichem Gutachten berufen ward, mag zaudern und klausuliren: von seinem Spruch hängt ja das Urtheil in einer Sache ab, die schon Unsummen verschlungen hat und an deren Ende eine Familiengruft dräut. Der Unbefangene wird finden, daß er selten noch einer alten Frau ein Kind so ähnlich sah. Einer alten Frau. Isa ist schneeweiß. Und jetzt auch schon müde. Der zehnte Haftmonat, die dritte Verhandlungwoche. Sie regt sich kaum noch. Am ersten Tag wars anders. Da hatte sie Charme, Leben, die Grazie der Herzoginnen aus Rokokobüchern; auch, wie diese nie Welkenden, nie Abrüstenden, den Muth und den Humor, sich selbst ironisch zu nehmen. Trotzdem ihr Deutsch mangelhaft ist, war beinahe jedes Wort gut, das sie sprach; gut, weil menschenverständig und aus einer gewissen Distanz gesprochen. Sinn für Akustik. Ein Herr, der behauptet, Französisch zu können, und deshalb als Dolmetscher bestallt ist, quält sich mit dem pariser Detektive am Zeugentisch ab. Paris: also Kindersuche und Gummibauch. Die mittelgroße Unbekannte, wir wissens schon, hatte einen deutschen Accent. Langwierige Erörterung, wie der sich vom polnischen wohl für den Franzmann unterscheide. Endlich steht Isabella auf; wie ein Soubrettenschmunzeln gehts über ihr Gesicht; sie führt die Lorgnette vors Auge und fragt, französisch, den Seinespitzel, der in Moabit ungemein respektirt und ernst genommen wird: „Spreche ich ungefähr so Französisch wie der Herr, der Ihre Aussage übersetzt?" Mit einem Hohn in der Stimme, der durch Guirlanden sticht; und der denn auch unbemerkt bleibt. Sie redet fast nie, läßt Freunde und Feinde erzählen, was ihnen beliebt, verzieht keine Miene. Thut auch nicht prude, nicht damenhaft empört und markirt beim Anblick des Knaben keine Muttergefühle. Das überläßt sie Frau Meyer. Mauvais genre. Nur als schon eine Stunde lang von ihren blutigen Hemden geredet ist — wo die Flecke waren, ob auch sicher von Menstrualblut oder vielleicht von Hämorrhoiden —, wirds ihr zu . . bunt: sie rückt den Stuhl und hält die Hand vor die Augen, bis auf die Wäscherei endlich der nächste Hebammenklatsch folgt. Und gleich danach lacht sie wieder wie ein Mädchen beim ersten Walzer. Die hochnothpeinliche Frage: Schwangerschaft oder Schrotbeutel? Ein paar feine Damen, Mütter, Großmütter, haben mit größter Entschiedenheit bekundet: Die Gräfin war „in anderen Umständen". Das kennt Unsereins doch. Als ein Symptom wird Anschwellung der Hände erwähnt. Die Gräfin, sagt der Zeuge Kosinski, litt an Gicht und hatte oft geschwollene Hände. Das beweist also wieder nichts, meint der Präsident, will das gute Zeugniß noch heller beleuchten und fordert Kosinski auf, mal zu sehen, ob die Schwellung nicht am Ende auch jetzt da ist. Der Arzt zögert eine Sekunde. Er hat seiner

Patientin eben so ziemlich das Schlimmste nachgesagt. Dann geht er hin. Und Isa, als sei ein besserer Witz ihr nie zu Ohren gekommen, streckt ihm, mit übermüthigstem Lachen, die Hände entgegen. Nein; sie sind nicht geschwollen ... Die Frau ist nicht gewöhnlich. Sie muß sehr schön gewesen sein und hat noch heute einen persönlichen Zauber, der ihr mehr nützen konnte als der beredteste Advokatenmund. Als die Verhandlung begann, war, außer den Bninskis, im Zuschauerraum fast Alles überzeugt: eine Verbrecherin. Am Ende der ersten Woche hatte Isa die Mehrheit gewonnen. Ohne viel zu reden. Sie hat Stil. Die Gevatterin nebenan ist für sie Luft. Und wenn sie gegen Abend abgeführt wird, glaubt man, eine verblühte Marie Antoinette in den Kerker schreiten zu sehen. Das ists: ihr Stil ist Rokoko. Ihres und ihres Mannes, so verschieden die Beiden in Blüthe und Kern sind. Wahrscheinlich wurde es ihr Verderben. So lebte, so tändelte, zankte, koste man, als der Adel allein Menschenrechte besaß; und Herrenrechte. „Warum soll ich keine Verhältnisse haben?“ Warum soll ich rechnen, ein Grafenkind, dem Krämer, der Hausmagd ins Handwerk pfuschen? Nobel Geld ausgeben, die besten Manieren und geniale Einfälle haben, die auszuführen Sache der Roture ist; Musik, Geselligkeit, hübsche Frauen. Rokoko. Und obendrein mit der sarmatischen Neigung ins wildeste Barock. Vorbei! Vorbei! So läßt sich bei Wronke nicht mehr Landwirthschaft treiben. Der jähe Klimawechsel verscheucht auch empfindliche Freunde leicht. Nur soll man nicht glauben, Das sei Polen. „Polnische Wirthschaft“ ist ein billiges Schlagwort; paßt aber längst nicht mehr, blendet nur und drängt zu Ueberhebung, mit der die „Hebung des Ostens“ nicht zu leisten ist. So war die Slachta, als Mickiewicz ihr sang. Heute baut sie Fabriken, meliorirt, kultivirt, spekulirt, folgt dem Beispiel des englischen Adels, hält Ordnung, schickt sich in die Zeit, — und ist deshalb gefährlich; nur deshalb. In Warschau und Lodz, in Lemberg und Krakau sollten die Germanisatoren polnische Wirthschaft studiren. Kwileckis sind Rokoko.

Drüben, auf den Zeugenstühlen, sitzt schon moderneres Polen. Zbigniew und Isabella hättens nicht fertig gebracht, in einem preußischen Gerichtssaal Tage lang, Wochen lang zuzusehen, wie man ihren Verwandten den Prozeß macht; einen Prozeß, der ins Zuchthaus führen soll. Graf Mieczislaw und seine Gattin bringens fertig; und scheinen nicht darunter zu leiden. Und Graf Hektor, Ulan, Papstkämmerer, Reichstagsabgeordneter, strenggläubiger Junker, geschmeidiger Prozeßregisseur und ein Geschäftsmann, der auf den Pfennig berechnet, was er dem Anwalt, Agenten, Ausspäher zu zahlen hat: so viel, doch nicht mehr... Ein Mann, der in die Welt paßt. Wer dieses

Verfahren in Gang bringen und über alle Hindernisse wegführen konnte, muß Nerven haben. Und dieser Hektor weiß, daß ganz Polen ihn heute schon haßt, ihm ein finsteres Achilleushaupt zeigt, wenn er diesmal nicht siegt.

Ob er siegen kann? Alles ist möglich. Nach fünfzehntägiger Verhandlung war noch nichts bündig bewiesen. Kommt nicht noch ein Knalleffekt, so würde ich als Geschworener nicht fünf Minuten zaudern, freizusprechen, und nur fragen, wie es möglich war, der Staatshoheit diese Last aufzubürden, möglich, eine Sache, die in Posen vor dem Civilgericht auf gräfliche Kosten ausgefochten werden konnte, vor die berliner Jury zu weisen... Alles ist möglich. Noch am fünfzehnten Verhandlungtag glaubt der Herr Schwurgerichtspräsident steif und fest an die Schuld des Grafenpaares. An die Hebammen, den Droschkenkutscher, das Totenbett, Kathrinas zartes Gewissen, Gummibuch, Schrotbeutel, Steintopf nebst Inhalt, den die Zollwächter an der Grenze nicht sahen noch rochen; vielleicht auch an das Schweineblut in den Rothspohnflaschen. Ein alter Kriminalist, der sicher sehr bemüht ist, unbefangen, unparteiisch zu sein; nicht so sicher, es auch zu scheinen. Dagegen kommt kein Laie auf. Nur haben in diesem Fall Laien das Recht zu sprechen.

* * *

Auf dem Holzstuhl des Gerichtsdieners sitzt wieder, dicht neben der Thür, die den Großen Schwurgerichtssaal öffnet, der weiße Knabe. Das Gedräng macht ihm immer noch Spaß. Hinter der Thür wird inzwischen die Frage verhandelt, ob seine Eltern ins Zuchthaus kommen sollen. Er lacht, räkelt sich kokett und giebt Bekannten gnädig eine Patschhand. Weder Zweifel noch Sorgen. Und hat in drei Wochen doch mehr gesehen, gehört, gewittert, als er in dreißig Jahren vergessen kann. Und wenn drinnen die Männer wollen — die rechts sitzen und ihn jedesmal so genau musterten, als er hereingeführt wurde —, dann sieht er Wroblewo nie wieder und kommt zu Meyers ins Bahnwärterhüttchen, wo ein rachitisches Brüderlein nebst einem Brustkind seiner warten, und kann, da anderer Zeitvertreib fehlt, zugucken, wie Mutter, während Vater schläft, in starker Hand die Signalfahne schwingt.

Kunst, Kultur, Kirche.

„Auch ein flüchtiger Blick über ein weites Gebiet kann aufklären." Plotin.

„Die Kunst gehört keinem Lande an, sie stammt vom Himmel", schrieb Michelangelo zu Rom in einer Zeit, da versucht wurde, Lebensfreude und Lebensschönheit mit dem Wesen Gottes und seiner Kirche in Einklang zu bringen. In den Worten Schönheit und Freude liegt das Ziel, der Inbegriff von Kunst und Kultur; in den fernen Tempeln der Schönheit und Freude brennt das heilige Feuer, zu dem der Weg des Fortschrittes unaufhaltsam geleitet, windet er sich auch durch Schluchten oder über steile Hänge und scheint er auch manchmal im Waldesdunkel von Reaktionen sich zu verlieren. Entsagung und Furcht heißen die Engel, die an der Thür der christlichen Kirche Wache halten. Sie sind die ewigen Feinde aller Kunst und Kultur, aber auch die stärksten Hüter jeden Glaubens und aller Dogmen. Nicht einmal Michelangelos Genie vermochte sie zu versöhnen, als er Schönheit und Kunst in den christlichen Himmel schmuggelte. Die Hunde des Hauses erkannten allzu bald das fremde Kind und verjagten es mit lautem Bellen.

So oft sich die Kirche mit einer Kunst oder einer Wissenschaft zur Lösung von Kulturaufgaben verband, glich das gemeinsame Arbeiten stets nur einem Waffenstillstand zwischen unversöhnlichen Gegnern, war es niemals etwas Anderes als ein Kompromiß, der nur kurze Zeit dauern sollte. Wir sind um einige Jahrhunderte älter und entwickelter als die Leute der Renaissance, wir sollten auch vernünftiger sein und endlich aus dem Ballast der Vergangenheit wenigstens die Erkenntniß retten, daß solcher Kompromiß nur täuschen und schaden kann. Weil sich die Kirche weder auf den Anhang der freiwillig Glaubenden beschränkte noch auf das Gebiet des religiösen Lebens, sondern von allen Menschen und allen Dingen Unterwerfung verlangte, gerieth sie zum Schaden der Kultur in Kampf mit der Forschung, seit die Entdeckungen eines Galilei, eines Kopernikus, eines Darwin ihr mühsam errichtetes Weltsystem erschüttert hatten. Wenn in der Gegenwart trotzdem die Orthodoxie aller christlichen Bekenntnisse siegreich eine Höhe erobert hat, von der aus die beiden Güter der Menschheit „Wissen" und „Genießen" ernstlich gefährdet erscheinen, wie in den Zeiten des Mittelalters, so ist es ein Beweis, daß die Kraft der kirchlichen Kämpen noch ungebrochen ist und daß nichts unversucht bleiben wird, um unbequeme Wahrheiten zu ersticken. Wohl thürmen sich keine Scheiterhaufen und kein dunkles Verließ öffnet sich mehr für Ketzer und Ungläubige, aber mit lähmendem Druck legt sich die Tote Hand auf Forschung und Moral, um dort bürgerlich zu vernichten, wo sie es körperlich nicht mehr vermag. Das Wesen des Kampfes ist gleich geblieben: nur die Methode hat sich geändert.

Ueberblickt man den Weg, den der Mensch zurückgelegt hat, seit er als Mensch zu denken und zu schaffen begann, dann wird man bei allen Völkern erkennen, daß nicht mit Hilfe der Gewalten, die als Gott oder Götter gefürchtet oder geliebt wurden, sondern trotz Furcht und Angst vor übersinnlichen Mächten der Mensch aus eigener Kraft manchen Markstein erreichte. Trotzdem bebt auch der moderne Staat, dessen Zweck doch vor Allem in der Bewältigung großer Kulturaufgaben besteht, davor zurück, die Zuchtruthe kirchlicher Höllenfurcht fallen zu lassen. Lieber will er selbst dem Einfluß der Priester unterliegen, als auf das alte Schreckmittel der Angst verzichten. Man hat die christlichen Kirchen und die von ihnen aufgedrungene Moral mit einer Palissade von Gesetzesparagraphen eingezäunt, um sie zu schützen, wie die antiken Götter durch menschliche Gerichte vertheidigt wurden, sobald die heilige, dem Glauben entsprossene Scheu vor ihrer Herrlichkeit nicht mehr ausreichte, sie für unantastbar zu halten. Noch immer giebt es Verurtheilungen wegen Gotteslästerung, Strafen für Handlungen, die nur der kirchlichen Moral, aber nicht der Natur widersprechen, und heute wie seit Jahrhunderten greift die geistliche Gewalt ungestraft, sogar begünstigt in weltliche Angelegenheiten ein. Aber der Nachdruck, womit die Staatsgewalt vieler Länder den Werth und die Nothwendigkeit der Kirche öffentlich verkündet, erinnert an den Ausspruch, den Feuerbach während der großen Reaktion zu Mitte des vorigen Jahrhunderts that: „Was ist das sicherste Zeichen, daß eine Religion keine innere Lebenskraft mehr besitzt? Wenn ihr die Fürsten der Welt ihren Arm bieten, um sie wieder auf die Beine zu bringen.“

Für die Zeitgenossen selbst tritt diese tiefe Wahrheit nur schwer deutlich zu Tage, denn jede kirchliche Macht, jede religiöse Ueberzeugung scheint äußerlich gefestet und innerlich unüberwindbar zu sein, so lange der Staat gezwungen ist, die Dienste ihres Büttels zu verrichten. Aber wenn man erforscht, warum er die kirchlichen Lehren mit seinen Gesetzen schirmt und durch seine Vertreter im Brustton der Ueberzeugung immer wieder ihren Werth für die Menschheit öffentlich verkünden läßt, zeigt sich als wahrer Grund dieser Bemühung die Angst, daß die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt ohne Schutzmaßregeln an ihren Schäden zu Grunde gehen muß. Sie bedarf des staatlichen Schwertarmes; deshalb haben es ihre Leiter für gut gefunden, einen Kompromiß, ein Schutz- und Trutzbündniß mit der weltlichen Macht zu schließen. Die Schäden aller christlichen Kirchen liegen aber in der Feindschaft gegen Kunst und Kultur, in dem Widerspruch, der die Lehre der Entsagung von dem Drang nach Schönheit und Lebensgenuß scheidet und die starren Dogmen von dem Verlangen nach Fortschritt auf allen Gebieten. So lange der Priester mehr gilt als der Künstler und der Krieger höher geachtet ist als der Erfinder, wird freilich der Heerbann der christlichen

Orthodoxie eben so zahlreich bleiben, wie es der Heerbann der antiken Götter war, so lange sich die römischen Kaiser öffentlich zu ihnen bekannten. „Das Christenthum entstand, um das Herz zu erleichtern“ sagte Nietzsche. „Aber jetzt muß es das Herz erst beschweren, um es nachher erleichtern zu können. Folglich wird es zu Grunde gehen.“

Die modernen Menschen wollen nichts mehr von den Kompromissen hören, mit denen Zweifel bisher beschwichtigt, Räthsel als unlösbar bezeichnet, Beweise als erbracht angesehen wurden. Theologen und Philosophen können nicht mehr vor der staunenden Menge auf dem Schaugerüst schöner Worte klettern und mit Phrasen oder Spitzfindigkeiten täuschen. Die Welt will nicht mehr eingeschläfert und getröstet werden: sie will leben, statt zu hoffen, das Erreichbare genießen, statt das Unerreichbare zu erwarten. Von der Kultur verlangt sie, daß die Entdeckungen der Wissenschaften dem täglichen Leben dienstbar gemacht werden und daß die Menschen endlich fähig werden, auch ohne Furcht vor ewigen Strafen sich in einander zu schicken und in eine Moral zu fügen, die ein gemeinsames, angenehmes Dasein ermöglicht.

Der kirchliche Grundsatz, daß der Mensch in Sünden empfangen und geboren sei, hat noch niemals eine That der Kultur, eine That der Schönheit geschaffen. Und er ist das Fundament der Religion, aus der sie ihre ganze Berechtigung herleitet, ihre ganze Macht entwickelt hat. In der Heiligkeit der Liebe beruht die siegreiche Größe, die unüberwindliche Kraft des Menschenthumes; in ihren Flammen sprüht auch der einzige „göttliche“ Funke, der in uns die Lust entzündet, etwas Schönes, noch nie Dagewesenes zu schaffen. Selbst die antiken Pessimisten ehrten die Liebe als eine schöpferische, Kultur anregende Gewalt; und einer der größten aus ihrer Zahl, Empedokles, sah auf der großen Wiese des Unheils nur eine einzige heilbringende und hoffnungvolle Erscheinung: Aphrodite, in deren Schönheit er die Bürgschaft erkannte, daß der Streit nicht ewig herrschen, sondern einem milderen Dämon einmal das Szepter überreichen werde. Wie zum Hohn nannte die Kirche ihr Christenthum die Religion der Liebe. Ist der See von Menschenblut, den sie forderte, ein Teich der Liebe? Ist das Gefängniß, das ihr Gebot aus der Erde machte, ein Raum, in dem Liebe gedeihen kann? Die Liebe, in deren Namen stille, friedliche Menschen mit Feuer und Schwert bekehrt worden sind, ist nur ein furchtbares, fleischloses Totengerippe, das die Sense in der Hand hält statt eines Schlüssels zum Leben. Unter den Lastern, die dem Menschen als Erbtheil seiner Entwickelung von Natur aus anhaften, ist Grausamkeit eins der schlimmsten. Das Kind ist grausam wie das Thier; erst das Bewußtsein der Kulturaufgabe, das Verständniß für Schönheit und Güte können den erwachsenden Menschen aus den Klauen dieses Dämons lösen. Die Kirche behauptet wohl, daß ihr segenreicher Einfluß alle Leiden-

schaften besänftige und besonders die Grausamkeit unterdrücke; aber wenn eine beschwörende Stimme in die Vergangenheit dringt und Schatten herauf ruft aus der Kirchengeschichte, so steigen vor unseren Augen Verbrecher empor in unabsehbarer Reihe, die im Namen Gottes mordeten und brannten, Kriege führten und Urtheile fällten. Herzog Alba und Gustav Adolf, Torquemada und Calvin, katholische und protestantische Priester überboten einander in grausamer Unduldsamkeit und säten Zwist, weil ihrer Lehre jeder Friede außer dem Frieden des Grabes unbegreiflich erschien. In den aussichtlosen blutigen Kriegen, in den an Geist armen geistlichen Fehden, die unter Christi Banner die Anhänger der verschiedenen Kirchen ausfochten, schienen die Fackeln von Kultur und Kunst zu verlöschen, wenn ihre Träger auch noch so oft versuchten, sie am heiligen Tempelfeuer der Antike wieder in Brand zu setzen. Verblendet stehen noch heute gar Viele zu Füßen der Kanzel und lauschen andächtig auf die Worte des Hasses, weil sie wie Liebe klingen. Sie wollen nicht darüber nachdenken, sie wollen blind und taub eingelullt sein, wie die Väter und Ahnen. Ja, es ist wunderbar — wie Novalis schon fast vor einem Jahrhundert schrieb —, „daß nicht längst die Assoziation von Wollust, Religion und Grausamkeit die Menschen aufmerksam auf ihre innige Verwandtschaft und gemeinschaftliche Tendenz gemacht hat."

Als jüngst in einer Gesellschaft freidenkender Menschen Jemand die Behauptung aufstellte, daß die Anwesenden, wenn sie am Anfang unserer Zeitrechnung gelebt hätten, wohl Alle Christen gewesen wären, erwiderte Einer mit Nietzsches Worten: „Sobald eine Religion herrscht, hat sie all Die zu ihren Gegnern, welche ihre ersten Jünger gewesen wären."

Ist es der Geist des Widerspruches, der in kräftigen Naturen gern auflodert, oder ist es ein Beweis, daß eine Religion, eine Kirche, die zur Herrschaft gelangt ist, ihren Zweck erfüllt hat und jungen, aufsprießenden Ideen Raum geben muß? Die Antwort auf diese Frage liegt in der Geschichte der Kunst, die als höchste Blüthe unserer Entwickelung nicht nur aus dem tiefen religiösen Bedürfniß der Menschheit hervorging, sondern auch aus dem Zustand der allgemeinen Kultur. Die Kunst suchte immer in den Erscheinungen das ewige Gesetz, den göttlichen Lebensfunken mit gläubiger Ahnung zu entdecken und darzulegen. Ihre Propheten empfingen die Eindrücke aus der Zeit, gestalteten sie, Jeder auf seine Weise, wirkten wechselseitig auf einander und gaben dem Gewerbe, dem Geräth, der Tracht die Vorbilder oder doch die Geschmacksrichtung. Wenn dann der selbe Sinn in Gebäuden und Bildwerken, in der reichen Symphonie und im einfachen Lied, im Gedicht und von der Bühne aus sich geltend machte, so mußte er sich anfangs nur der gebildeten und dann, immer weitere Kreise ziehend, der breiten Masse bemächtigen. Selbst das unmittelbar Religiöse der Naturauf-

fassung, ob nun die Welt als zufälliges Spiel von Kräften betrachtet oder ob das Walten eines höheren Wesens darin wahrgenommen wurde, sprach sich immer in den Werken der Kunst auch dann aus, wenn sie nicht „heilige" Gegenstände behandelte. Klug, wie sie von je her waren, ließen auch die Lenker der christlichen Kirche die große, nachhaltig wirkende geheimnißvolle Kraft der Kunst nicht unbeachtet und suchten sich ihrer zu bedienen, von nur wenigen innerlich verrohten Kirchenvätern und Reformatoren abgesehen. Aber die Kunst kann auf die Dauer nicht lügen. Nur so lange sie zu ihrem Bestehen der innigen Gemeinschaft mit der Kirche bedurfte, blieb sie im christlich-kirchlichen Sinne religiös: Quattrocento. Die Kunst gleicht einer Sprache, die das Bewußtsein voraussetzt, daß sie verstanden werde, und richtet sich daher nothgedrungen nach der Aufassungweise Derer, zu denen sie spricht. So mußte sie, als man in der niedergetretenen Antike von Neuem Führer des Lebens und Beispiele der Schönheit erkannte, das Feld der christlichen Legende und des Dogmas verlassen und wandelte auf eigenen, von Schönheit geschmückten Bahnen. Ihre berühmten Werke waren unchristlich oder wenigstens unkirchlich, selbst wenn sie christliche Namen trugen. Raffaels Madonnen sind ein heiliger Ausdruck rein menschlicher Mutterliebe, Michelangelos nackte Titanen sprechen von allem Anderen als von christlicher Demuth. Der Zwiespalt zwischen Leben und Kunst auf der einen und Kirchenglauben auf der anderen Seite füllte die kommenden Jahrhunderte aus, in denen sich der Sieg bald einer „Aufklärung" zuneigte, bald einer „Reaktion". Aber wenn diese auch noch so weit ausgreifend ihre schwarzen Flügel über die Völker spannte: es gelang ihr nicht wieder, eine vollempfundene naive christliche Kunst aufleben zu lassen, denn sie war kein Ausfluß überwältigender Gefühle, sondern ein Rückschlag alteingesessener Gewalt. Die Kunst, in der die feinsten Schwingungen der Menschenseelen wiederklingen, fand keine Stoffe mehr in einer Lehre, die, aus der Weltanschauung eines fremden Volkes entstanden, ihre Kulturaufgabe erfüllt hatte und nicht mehr Führerin bleiben konnte auf neuen, unbetretenen Bahnen. Die wahrhaft religiöse Kunst war bereits erschöpft, als Raffael die vatikanischen Zimmer malte; sie konnte nur reflektirende, nicht mehr naiv empfundene Werke hervorbringen.

Die Kunst ist das große Barometer, das die Strömungen des Geistes anzeigt, ehe sie zu allgemeiner Herrschaft gelangen. Die Freude am Schönen, die jubelnde Lust, mit der natürliche Dinge wieder als natürlich empfunden und ausgesprochen werden, kündet die Richtung, in der die Kunst der allgemeinen Kulturentwickelung ahnend vorangeht.

Die Versuche sind wohl noch tastend und die frisch entzündete Leuchte flackert noch unruhig in der Dämmerung des neuen Tages; aber die Werke werden doch immer häufiger und bemerkenswerther, in denen sich der jugend-

frohe Geist gegen die veralteten Begriffe auflehnt, die gleich Fesseln seine Schwingen hielten. Nichts darf auf heiliger Höhe unantastbar thronen, nur weil es frühere Generationen angebetet haben. Das Wort des Cartesius: „Mein Denken ist mein Sein“ muß endlich über Luthers Wort triumphiren; „Mein Glauben ist mein Sein.“ Mit einem folgerichtigen Denken verschwindet der negative, religiöse Geist und giebt der Ehrfurcht Raum, die wir vor der irdischen Natur und ihrer Größe haben müssen. Weil die Kirche einen Unterschied zwischen Geist und Materie, Gott und Welt, Uebersinnlichem und Sinnlichem geschaffen hat, wurde sie zu einer dem Leben feindlichen, negativen Religion, die Alles für eitlen, verderblichen Tand erklärte, was Freude, Schmuck und Glück ins Leben brachte.

Wandelbar wie ein Chamäleon, konnte sie sich allerdings in Vieles schicken und dank ihrer Anpassungfähigkeit manchen Angriff überwinden, der sie ins Herz getroffen zu haben schien. Der Geist des Menschenthumes treibt einer unbekannten Vollendung entgegen, für die immer neue Fähigkeiten ausgebildet, immer neue Kräfte entdeckt und bezwungen werden. Ein Glaube, dessen Kern in dem Vers des Johann Amos Comenius enthalten ist: „Du lernest, liesest, schreibst und gleichwohl kommt der Tod, studire Jesum selbst, dies Eine ist Dir Noth“ hindert diese Entwickelung, sobald alle Begriffe, die der Name Jesu zusammenfaßt, tief genug ergründet sind, um neue Aufschlüsse unmöglich zu machen. Aus dem Begriff der Erbsünde entpuppte sich die Lehre von der körperlichen Vererbung und das Erlösungbedürfniß der Menschheit klärte sich zu dem gewaltigen, unaufhaltsamen Drang nach Wissen, das kein Genügen findet im Ahnen und Glauben.

Der große Pan ist aller Wunder mächtigster Feind. Die Naturerkenntniß räumt mit allen übernatürlichen Offenbarungen gründlich auf und die Kunst, die außer Schönheit auch Wahrheit ausdrücken will, verschmäht die kühle Allegorie, die nicht mehr Empfundenes nur noch mit glatter Routine darstellt. Wie in die geweihten Andachtstätten das Licht gedämpft durch bunt bemalte Fenster fallen mußte, so sollte es selbst in den Zeiten, wo der Geist wieder zum Denken erwachte und den Blick auf die Natur richtete, getrübt und gebrochen durch die bunten Scheiben der Theologie in den Palast der Wissenschaft dringen und in den reinen griechischen Tempel der Kunst. Aber Lebenswille und Lebenskraft, diese beiden Gegengewichte jeder Entsagungreligion und jeder pessimistischen Philosophie, retteten noch immer Kultur und Kunst vor dem Untergang im Dunkel einer Kirche. Wie nach indischer Sage die Kunst als reizende Maja aus dem Haupt Brahmas Melancholie und Misanthropie vertrieb, so führte sie seit dem Zeitalter der Renaissance die Menschen auf die obersten Zinnen der Kirche, wo sie aus beengter und gepreßter Brust frei athmen lernten und, die Herrlichkeiten der Erde erblickend, die Welt der

Freiheit, Schönheit, Humanität und Wissenschaft zu erschließen gedachten. Seitdem hat es immer Philosophen und Künstler gegeben, die mehr oder minder offen Rückkehr zum Heidenthum predigten. Mochten sie von Göttern schwärmen oder von einem freien Kultus der Natur: sie brachten das unklare Verlangen nach Schönheit, Liebe und Lebenslust zum Ausdruck, dem sich seit ihrem Bestehen die christliche Kirche entgegenstellte. Der moderne Mensch sieht sein Ziel mit größerer Klarheit. Um „sich auszuleben", will er alle Fähigkeiten in sich entwickeln und alle anderen Kräfte sich dienstbar machen. Weil er dazu als freies Individuum aller Fesseln ledig sein muß, kann ihn die Kirche nicht mehr weiter geleiten; hat sie doch einen geistig wie körperlich gebundenen Menschen zur Voraussetzung. Als ersten Führer auf dem Pfade der innerlichen und äußeren Befreiung sucht er eine Kunst zu erspähen, die zwar an die Vergangenheit anschließt, aber stolz und vorurtheillos in neue Länder geleitet. Es ist die Kunst, auf die Feuerbach hinwies, als er schrieb: „So wenig der Baum, der auf einem Kirchthurm steht, aus seinem harten Gestein entsprossen ist, so wenig kam die Kunst aus der Kirche und ihrem Geist. Der schlaue Vogel des Verstandes trug das Samenkorn auf sie hinauf. Als es aufging und zum Pflänzchen gedieh, war es freilich unterschiedlich, als es aber groß, als es Baum wurde, zersprengte es den alten Kirchthurm." Mit solcher Kunst kann erst eine Kultur entstehen, deren ethische Grundlage und deren Moral nicht mehr auf der Vergöttlichung des Todes und des Leides beruhen, sondern auf der Vergöttlichung des Lebens und der Freude.

Was bisher als neues Prinzip in die Welt trat, mußte sich als religiöses Prinzip verkünden, denn nur dadurch konnte es die Gemüther beherrschen. Wenn es heute, von Schönheit umflossen und von Erkenntniß beschirmt, in die Schranken treten kann, liegt darin der größte Fortschritt über das Zeitalter der Kirche hinaus, in dem die Kunst als Magd, die Kultur als Teufelswerk betrachtet wurde. Selbst Viele, deren innere Sehnsucht eines Glaubens an übersinnliche Dinge bedarf, haben sich, erschreckt von der Starrheit und Unduldsamkeit der Dogmen, von der Kirche abgewandt und sind zu der mystischen Weisheit Indiens geflüchtet. Der tiefe Zweck dieser Theosophen, aus dem Glauben ein „Wissen" zu machen, giebt ihnen die Möglichkeit, jede Kulturaufgabe zu fördern und jede wissenschaftlich gewonnene Erkenntniß auch ethisch und moralisch zu verarbeiten.

Das Wesen des Alterthumes war: Einheit von Religion und Politik, Geist und Natur, Gott und Mensch; das Wesen der Kirche war: Zwiespalt zwischen Leben und Tod, Himmel und Erde, Lust und Leid; das Wesen der Zukunft soll die Harmonie all unserer Kräfte, Gedanken und Gefühle sein.

München. Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm.

Renaissance.*)

In einem stolz gewölbten Saal, deß Kuppel
Vom Abendgold wie eine Krone leuchtet,
Und vor des zweiten Julius Heiligkeit
Sind Kardinäle, Feldherrn, dunkle Mönche,
Verträumte Künstler zum Gespräch versammelt
Und von des Papstes bleichen Lippen strömt
Die Rede wie ein windbewegtes Rauschen:
„Aus Wünschen nur wächst Großes. Ungenügen
An alten Gütern einer alten Zeit,
Auflodernd wilde Gluth der größern Ziele
Schafft Euch den stolzen Bau des Vatikans.
Aus meines Herzens ungestümem Ehrgeiz
Steigt, wie ein Phönix, einig dieses Reich.
Wär' ich nicht Papst, ich wäre gern Jehovah.
Und also frag' ich Jeden jetzt von Euch,
Wer er zu sein sich wünschte, trüg' er nicht
Der eignen Seele Vließ im eignen Leibe?"
Schon sank Bibbiena hin und säuselte:
„Wer zweifelt da? Auf meiner Stirne schimmert,
Vom Wunsch verklärt, dies eine Wörtlein: Papst."
Der Herzog von Urbin, des Papstes Neffe,
Verspann sich just in einen süßen Traum
Von Mädchenlippen, rothen Mädchenlippen,
Gluthrothen, rosigrothen Mädchenlippen,
Die eines fränkischen Gefangnen Braut
Zu heißen Küssen — ach! — nicht öffnen wollte.
Und leise sprach der Herzog: „Lauscht: ich wäre
Der Sultan gern und hätte einen Harem."
Ein schlanker Mönch, des Herzogs schimmernde
Feldherrngestalt mit seinem Blick verschlingend,
Sprach bebend jetzt zu ihm: „Ich wäre, Hoheit,
Ein Mädchen gern, das Ihr zu lieben wüßtet."
Und Alle lächelten. Und Alle schöpften,
Der Eine lachend, stürmisch wild der Andre,
Aus ihrer Seele ein verborgnes Wünschen.
Nur zweier Männer Lippen schwiegen noch.
„Nun, Michelangelo", erhob der Vater
Jetzt seine Stimme, „warum sprichst Du nicht?"

Und Michelangelo erbebte. Lange
Verweilte seines Blickes dunkle Gluth
Auf jenes Andern Locken, der noch stumm war.
Und lange sah er hin zu Raffael,

*) Ein Stück aus dem Gedichtband „Die lockende Geige", der vor Weihnachten bei Albert Langen in München erscheinen wird.

Der an des Fensters leuchtend weißen Scheiben,
Von Gold umflossen, selbst ein Bildniß, stand.
Er sah in Raffaels verträumte Augen,
Sah seiner Wangen pfirsichzarte Blüthe,
Der weichen Adern blaues Farbenspiel,
Und weiter flog sein Blick durch holde Gärten,
Wo weiße Mädchen, Gott im Angesicht,
Sich mild an Jenen schmiegten, dunkle Rosen
Sein Haupt, ein Heiligenkranz, umblühten und
Der Kies von seinen Füßen leuchtend wurde.
Und lange sah er hin. Doch dann verschloß er
Der Augen schwere Lider wie mit Schaudern
Und sprach: „Ich, Heiliger Vater, wünsche mir,
Der Künstler Michelangelo zu sein."

Jetzt, durch des Saales wunderbare Stille,
Hub leise Raffael zu sprechen an:
„In meiner Seele", sprach er, „weise Freunde,
In meiner Seele glüht, den Tulpen gleich,
Die Gottes Sehnsucht aus den Wiesen heben,
Ein heißer Wunsch, so wild verwegen, daß
Die Worte scheu vor seinen Gluthen sterben;
Und dieser Wunsch heißt: Michelangelo.
Seht her! Was Euch so oft an mir entzückte,
Die goldnen Locken, morgenrothen Wangen,
Die ganze tausendmal gelobte Schönheit
Zerreiß ich hier vor Euch und bete zitternd,
So schön wie Michelangelo zu sein.
Der Heilige Vater hats gesagt: aus Sehnsucht,
Aus wilden Wünschen nur wächst Ewigkeit.
Und ich? Ich bin vom Glücke so umschmeichelt,
Von holden Gaben also reich gekrönt,
Von Fraun verwöhnt, von Eurer Gunst verzärtelt,
Daß keines einzigen wilden Wunsches Gnade
Die Wellen meiner sanften Seele peitscht.
Ihm aber, den die Götter so gesegnet,
Daß seine harten Hände Stein zu Blut
Und Nacht in Sonne wandeln, ihm doch bleibt
Dies eine Wünschen ewig unerfüllt:
Nach Leibes Schönheit und nach Frauengüte.
Und aus der Sehnsucht wächst uns seine Größe."

Er schwieg. Doch Bibbiena neigte sich
Zu Sadolet mit lächelnd offenem Munde:
„Seht, Eminenz, ist er zum Küssen nicht,
Wenn seine Augen so im Feuer funkeln?
Ist er nicht reizend, dieser Raffael?"

Wien. Hans Müller.

Selbstanzeigen.

Die Deutsche Kirche. Eine Umfrage in Sachen des Zusammenschlusses der deutschen evangelischen Landeskirchen. Veranstaltet von den Wartburgstimmen, Monatsschrift für Deutsche Kultur, und beantwortet in Abhandlungen, Thesen und Betrachtungen von sechzig Persönlichkeiten der verschiedenen religiösen und kirchlichen Bestrebungen. Preis 2 Mark. Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.

Ueber die Nothwendigkeit und über die Form einer Vereinigung der deutschen evangelischen Landeskirchen streiten sich die protestantischen Kreise. Als Herausgeber einer Zeitschrift, die die religiöse Arbeit als nothwendiges Stück nationaler Kultur und die Stärkung des Protestantismus als die wichtigste Aufgabe einer deutschen Kulturpolitik im Gegensatze zu unserer vom Ultramontanismus beherrschten Regirungpolitik betrachtet, empfand ich es als eine Gewissenspflicht, die kirchenpolitische Vorlage am Prinzip des Protestantismus in der christlichen Weltanschauung zu messen. Ich konnte die Bewegung nicht so recht als ein organisches religiöses Wachsen am Baum des deutschen Volksthumes anerkennen. Um aber die Vorlage mit größerem Nachdruck und in weiteren Wirkungflächen zu einer Frage zu machen, veranstalteten die Wartburgstimmen eine Umfrage, die sich aus folgenden Einzelfragen zusammensetzte:

1. Entspricht die Bewegung zum Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen der religiösen Weltanschauung des Protestantismus im Gegensatze zu Rom und entspricht eine Centralisation der kirchlichen Kräfte dem Bedürfniß der deutschen religiösen Volksanlage?

2. Bleibt nicht die Veranstaltung unter der Führung des preußischen Oberkirchenrathes eine vom Protestantismus nicht ernst zu nehmende, so lange Preußens Staatsregirung die noch unvergessene Stellung zur Jesuitenfrage bewahrt?

3. Sind Sie nicht auch der Meinung, daß in unserer Zeit, die eine Versöhnung der Kulturkämpfer der verschiedensten politischen und kirchlichen Parteien auf dem Boden einer verjüngten religiösen Weltanschauung gewiß vorbereitet, viel nothwendiger als Konferenzen von staatlich-kirchlichen Religionarbeitern solche Kongresse sind, auf denen religiöse Kulturarbeiter aus allen geistigen Lagern eine Versöhnung zwischen altem Glauben und neuem Wissen zum Zwecke einer erneuerten, das ganze Volksthum durchdringenden Glaubensfreudigkeit versuchen? Wie denken Sie sich die Berufung einer solchen unabhängigen Konferenz?

Daß die Methode einer Umfrage auch eine Möglichkeit war, der literarischen Ueberproduktion in dieser Sache zu steuern, beweist der Erfolg der Umfrage. Von sechzig Beantwortern wurden zehn vor eigenen Büchern oder Brochuren bewahrt. Das entstandene Buch wird allgemein als ein reizvolles Dokument für das religiöse Drängen unserer Tage beurtheilt. Da es mir nicht darum zu thun war, den kirchlichen Tendenzen zu dienen, so zog ich auch Männer heran, deren antikirchliches Wirken oder Denken mir bekannt war.

Eisenach. Hans K. E. Buhmann.

❧

Guck in die Welt. — Thiergeschichten. J. F. Schreiber in Eßlingen.

Für die Kleinen schreibt es sich nicht so leicht wie für die Großen. Das liegt zunächst daran, daß die Wahl der Stoffe so sehr beschränkt ist. In einer Welt, in der man sich noch Alles wünschen kann, spielt das Geld keine Rolle; und damit ist die soziale Frage von vorn herein ausgeschieden. Die Kinder philosophiren nicht; käme man ihnen mit Nietzsche, so würden sie in ihrer eingebildeten und absprechenden Art einfach sagen: „Das ist Unsinn." Ob sich Zwei kriegen oder nicht, interessirt sie nur, wenn die Sache in allerhöchsten Kreisen spielt, es um einen Prinzen und eine Prinzessin sich handelt und, ehe sie sich kriegen, eine Entzauberung stattfindet. In der großen Welt aber geht es nicht so zu; da erfolgt die Entzauberung gewöhnlich erst nach dem Sichkriegen. Erst recht hätte es keinen Zweck, ein rührendes Seelengemälde vor Denjenigen zu entrollen, bei denen schon das Weinen losgeht, wenn eine Puppe den Kopf verliert oder wenn man vom Apfelbaum fällt und sich die Hosen dabei zerreißt. Dazu kommt, daß die kleinen Leser und Leserinnen viel strenger in ihrem Urtheil sind als die großen Leute. Sachen selbst, die von dreimal gesiebten Rezensenten für beachtenswerth erklärt und, wenn es sich auch um Bilder handelt, von geaichten Kunstkritikern gelobt werden, lehnen sie einfach als „langweilig" ab. Wenn ihnen aber Etwas gefällt, so sagen sie es nicht geradezu, sondern es zeigt sich darin, daß sie es, wenn sie es gelesen haben oder es ihnen vorgelesen ist, behalten. Nie bin ich so stolz auf ein von mir verfertigtes Werk gewesen wie an dem Tage, da ein kleines Mädchen, das noch nicht lesen konnte, mit den Worten: „Jetzt will ich vorlesen!" ein illustrirtes Kinderbuch von mir in die Hand nahm und dann, indem es so that, als läse es, und richtig die Seiten umschlug, ein Gedicht nach dem anderen vortrug, ohne ein einziges Mal stecken zu bleiben oder ein unrichtiges Wort zu sprechen. Das soll Einer von sich sagen können, der für die Großen schreibt! Ich glaube aber, die Kinder urtheilen deshalb so streng über Bücher, weil sie sich auf das Dichten so gut verstehen. Oder ist Das etwas Anderes als Poesie, wenn ein Kind, das noch die Flasche bekommt, sein hölzernes Thierchen füttert oder ein kleines Ding sein Püppchen bemuttert?

Unter dem diesjährigen Weihnachtbaum wünschen zwei Kinderbücher zu liegen, die „Guck in die Welt" und „Thiergeschichten" heißen. Der Text des ersten Büchleins rührt von Egon H. Strasburger und dem Unterzeichneten her, der des zweiten von Cornelie Lechler und Anderen. „Guck in die Welt" enthält natürlich in Versen und Prosa, was so in der Welt der Kleinen vorgeht in Ernst und Spiel; in den Thiergeschichten wird selbstverständlich erzählt, was so in der Welt der Katzen und Hunde, der Füchse, der abgerichteten Bären, der Hasen, Hühner, Schwalben, Frösche und anderer Angehörigen des Thierreiches sich ereignet. Beide Büchlein sind sehr hübsch illustrirt von L. Meggendorfer, Mathilde Ude, Leo Kainradl, J. Minkarowsky und anderen Künstlern. Mehrere Bilder sind nach Skizzen von Specht gemacht.

Die Textverfasser und Illustratoren beider Büchlein hoffen, daß diese, wenn sie unter dem Tannenbaum zur Bescherung gelangen, das Schicksal der guten Bücher auf diesem Gebiet erleiden, Das heißt: in nicht allzu langer Zeit zerlesen sein werden. Der Verleger — vertrauensselig, wie alle Buchhändler sind — theilt ihre Hoffnungen. Johannes Trojan.

Pro patria.

Welche Rolle spielt unsere hohe und höchste Finanz bei der Anlage deutschen Kapitals in fremden Staaten und Unternehmungen? Dieser Frage galt einer der letzten Kämpfe, die Georg von Siemens auszufechten hatte. Der alte Streit war von Agrariern wieder aufgenommen worden und Siemens, der seine Deutsche Bank gegen den bösen Vorwurf vertheidigen mußte, sie habe Deutschlands Interessen geschädigt, war genöthigt, für sämmtliche Banken eine Lanze zu brechen. Seitdem ist das Thema in Theorie und Praxis oft erörtert worden. Die Theorie hat Adolf Wagner und den übrigen Gegnern finanzieller Weltpolitik keinen allzu günstigen Kampfplatz geliefert. Doch muß man offen sagen, daß die praktischen Erfahrungen auch nicht gerade für Siemens entschieden haben. Wenn der tapfere Ritter Georg noch lebte, würde er, unter dem Eindruck neuerer und neuster Vorgänge, als ehrlicher Mann den Freunden gewiß selbst rathen, seine Vertheidigung der nach Expansion lüsternen Hochfinanz nicht ganz kritiklos hinzunehmen.

Von den Vorgängen, die kritische Regungen wecken konnten, erwähne ich zunächst die Angelegenheit der Transvaalbahn, die ich, so weit sie geeignet ist, Mißstände im System der „Schutzvereinigungen“ zu zeigen, hier schon beleuchtet habe. Jetzt aber hat sich ein Ereigniß abgespielt, das nicht nur irgend eine Vereinigung kompromittirt, sondern die ganze deutsche Haute Finance, — die selbe Großmacht also, für die sich Georg von Siemens so kameradschaftlich ins Zeug gelegt hat. Das britische Kolonialministerium, dem das deutsche Schutzkomitee durch das londoner Haus Rothschild seinen ganzen Aktienbestand zur Einlösung überreichen ließ, fordert, für jede einzelne Aktie müsse durch den Schlußschein der Beweis erbracht werden, daß sie am neunten Oktober 1899, als der Burenkrieg begann, in Privatbesitz, nicht in den Händen der Transvaalregirung war. Diese Forderung sagt — mehr deutlich als höflich —: „Ich, der Minister Seiner Majestät, glaube Euch Deutschen, trotz all Euren Versicherungen, nicht; und weil ich Euch der Vorspiegelung falscher Thatsachen für fähig halte, verlange ich den schriftlichen Beweis Eurer Ehrlichkeit.“ Wie parirt nun das deutsche Komitee diesen Streich? Geheimnisse hat es von je her geliebt; also wird wieder eine geheime Sitzung einberufen. Mit dem Autor der „Fürstlichen Schatz- und Rentkammer“ ist es offenbar der Ansicht, daß „alle großen Dessins durch Verschwiegenheit zu einem glücklichen Ende gebracht worden, während Das, was die schwatzhafte Menge weiß, eine verrathene Sache ist“. Und das „große Dessin“? Eine kümmerliche Resolution, die zwar betont, daß die neuste Zumuthung der londoner Regirung nicht der ersten englischen Ablösungofferte entspreche, den deutschen Aktionären trotzdem aber den Versuch empfiehlt, die Forderung zu erfüllen. Das Komitee steckt also die Beleidigung ruhig ein; es läßt sich, ohne die Hand zum Gegenschlag zu erheben, vor Europens lachendem Auge eine Ohrfeige versetzen. Dabei weiß das Komitee, daß es die Forderung Englands gar nicht erfüllen kann; denn es besteht erst seit Ende 1900 und wäre kaum im Stande, das frühere Vorleben der einzelnen Aktien zu kontroliren. Daß es, aus triftigen Gründen, auch wenig Lust dazu haben wird, braucht uns heute hier nicht zu kümmern. Dennoch wird nach London geantwortet: Hübsch ists nicht, daß Ihr so viel verlangt, aber wir wollen uns nach besten Kräften bemühen, Euch zu gehorchen. So herrliche

Offenheit kann sich neben der vielgeschmähten Heuchelei der Briten immerhin sehen lassen. Der englische Minister wird sich, als er diese sanfte Antwort bekam, gedacht haben, offenbar sei die Absicht gewesen, ihm Aktien anzuhängen, die er nicht einlösen wollte, weil sie nach Ausbruch des Krieges noch im Besitz der Burenregirung waren, die sie erst später, um für den Feldzug Geld zu erlangen, in Europa verkaufte. In diesem Glauben mußte England bestärkt werden, denn Insulten pflegt man in Demuth nur hinzunehmen, wenn man ein schlechtes Gewissen hat. Schon der vorher vom Komitee gefaßte Beschluß, die ganze von England auszuzahlende Einlösungsumme solle auf alle deutschen Aktien, die zurückgewiesenen so gut wie die angenommenen, vertheilt werden, mußte in London wie das Geständniß wirken, das Komitee fühle sich im Besitz gewisser Aktien mindestens recht unsicher. Und wer erfahren hat, mit welcher Rücksichtlosigkeit gerade in der Finanz meist die Kleinen von den Großen behandelt werden, konnte auch damals schon ahnen, daß die Aktienpackete, um deren Schicksal das Komitee zitterte, nicht in schwachen Händen sein mochten. Die Briten können also mit einigem Recht behaupten, das Verhalten des deutschen Komitees selbst habe sie zur Vorsicht gemahnt. Diesem Verhalten haben wir zuzuschreiben, daß England sich erlauben durfte, die Deutschen als Betrüger hinzustellen. Die Verdächtigung — anders kann man die englische Nachtragsforderung nicht nennen — trifft ja nicht nur das Haus Warschauer und die Berliner Handelsgesellschaft, sondern die ganze deutsche Finanzwelt. Nach allen Widerwärtigkeiten, mit denen die Transvaalbahnsache uns schon erquickte, hat dieser Schlußeffekt gerade noch gefehlt. Das Schutzkomitee hatte einfach darauf zu bestehen, daß England alle deutschen Aktien bezahle; alle ohne Unterschied: denn die Burenregirung war auch während des Krieges zum Verkauf ihrer Aktien durchaus berechtigt. Natürlich hat der erste Fehler sich schnell gerächt. Noch haben die deutschen Aktionäre, die sich vertrauensvoll von der Hochfinanz führen ließen, keinen Pfennig erhalten und ihr Besitz ist heute mehr als je gefährdet. Der Beschluß, den Gesammterlös für die Aktien gleichmäßig zu vertheilen, bindet auch die Kapitalisten, die in der günstigen Lage sind, die Vergangenheit ihrer Aktien bis zum Oktober 1899 jeder Kontrole unterbreiten zu können. Wie viele deutsche Aktien wird jetzt die englische Regirung überhaupt noch einlösen? Ohne kräftigen Druck von außen vielleicht nur sehr wenige. Und woher soll der Druck kommen? Graf Bülow wird kaum Lust haben, sich von dem nach Thaten dürstenden Nachfolger Chamberlains eine zweite Auflage des Refus zu holen, mit dem Joe der Große ihn abgespeist hat. Er könnte jetzt auch nicht mehr viel thun. Früher vertrat er eine Rechtsauffassung, die sich hören ließ. Nun aber, seit das deutsche Komitee sich auf den englischen Rechtsstandpunkt gestellt hat, könnte der Reichskanzler nur noch bescheinigen, daß sämmtliche deutsche Aktienbesitzer untadelhaft ehrliche Menschen sind und daß keiner von ihnen nach dem neunten Oktober 1899 auch nur eine einzige Aktie der Transvaalbahn gekauft hat. Zur Ausstellung eines solchen Sittenzeugnisses, dessen Grundlagen er gar nicht prüfen könnte, ist aber wohl selbst Graf Bülow nicht höflich genug.

Woher also soll der Retter kommen? Aus den Hallen der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft wahrscheinlich nicht. Diese beiden Institute haben genug mit der Aufgabe zu thun, das von ihnen in fremde Unternehmungen gesteckte deutsche Kapital zu schützen. Sie müssen versuchen, die Rentabilität ihrer öster-

reichischen und rumänischen Petroleumgeschäfte, von denen ich neulich erzählte, zu sichern. Geplant war ein großer Trust, der alles von den beiden Banken in Rumänien produzirte Petroleum und den ganzen Exportüberschuß des neuen österreichisch-ungarischen Kartells, an dem beide Institute direkt oder indirekt betheiligt sind, zum Vertrieb in Deutschland übernehmen sollte. Dann hätte Deutschland endlich sein „nationales" Petroleum gehabt und Rockefeller ausgelacht. Dem Direktor der Ungarischen Kreditbank, Herrn Kornfeld, war die Mission zugefallen, dem deutschen Petroleumtrust ins Leben zu helfen und zunächst einmal zwischen der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft zu vermitteln, deren Leiter nicht mehr allzu herzlich mit einander zu verkehren scheinen. Zu diesem Zweck kam er nach Berlin. Er hat es in Budapest nicht nur zum ersten ungarischen Financier, sondern, was noch viel schwieriger zu erreichen war, zum Mitgliede der Magnatentafel gebracht, wo er mitten unter den Sprossen der ältesten Adelsgeschlechter sitzt. Der Mann ist längst gewöhnt, zu kommen, zu sehen, zu siegen. In Berlin aber, an der Stätte, wo er vor Jahrzehnten als bescheidener Remisier — der Stand war damals kaum noch erfunden — eines wiener Hauses seine Laufbahn begann, verließ ihn die Sicherheit des Siegers. Die Verhandlungen zerschlugen sich, Herr Kornfeld reiste, ohne einen Erfolg mitzunehmen, heim und beeilte sich, dem amerikanischen Trust beizutreten, der ihn schon sehnsüchtig erwartet hatte. So soll denn, nachdem sich deutsches Kapital an der österreichischen Industrie betheiligt hat, der Standard Oil Trust den österreichischen Export nach Deutschland übernehmen. Damit ist die Komoedie aber noch nicht zu Ende. Auch die Diskontogesellschaft verhandelt jetzt mit dem amerikanischen Trust. Deutschland hat, wie man sieht, den psychologischen Augenblick versäumt. Eine stattliche Summe deutschen Geldes wird an die Herstellung fremden Petroleums verwendet, das bestimmt war, dem deutschen Konsumenten als nationale Waare angeboten zu werden und ihn in patriotischer Wonne allmähliche Preissteigerungen verschmerzen zu lassen; aber Rockefeller ist der Stärkere geblieben und hat die Hand darauf gelegt. Ich glaube nicht, daß es schon Zeit ist, den Herren Gwinner und Hansemann, als den Befreiern von fremdem Joch, an der Wesermündung ein Doppelstandbild zu errichten. Doch eben so wenig glaube ich, daß Georg von Siemens zum Vertheidiger jeder ausländischen Anlage geworden wäre, wenn er die Tragikomoedien der Transvaalbahn und des Petroleumhandels erlebt hätte.

Auch ein schlimmeres Aergerniß blieb ihm erspart: der Anblick des Zweibundes Dresdener Bank-Schaaffhausen. Denn der Deutschen Bank, die ihren größten Moment erlebte, als sie, die Preußin, vom Magistrat der sächsischen Hauptstadt um Auskunft über die Solidität der Dresdener Bank ersucht wurde, kann es nicht gerade angenehm sein, die Macht der Konkurrentin jetzt so gewachsen zu sehen. Daß der Schaaffhausensche Bankverein einen Bundesgenossen suche, war schon im Sommer bekannt; und seit die Dresdenerin die Aktien der Kölnischen Wechslerbank und der Rheinischen Bank erworben hatte, lag der Gedanke an ein Bündniß mit Gutmann nah. Trotzdem hat die Verkündung der „Interessengemeinschaft", die über das größte Kapital verfügt, wie eine sensationelle Ueberraschung gewirkt. Vielleicht lernen Deutsche und Diskonto einander nun wieder schwesterlich lieben. Den im neusten Riesenpool Vereinten muß man jedenfalls dafür dankbar sein, daß sie nicht behaupten, dem theuren Vaterland, nur ihm, das Opfer ihrer Freiheit gebracht zu haben.

Dis.

Lieutenant Bilse.

„Bis zu dreiundneunziger Mouton Rothschild klettere ich; drüber beginnt das Reich der Geheimen Kommerzienräthe. Nichts mehr für Unsereinen mit Stabsoffizierspension und Kartoffelklitsche. Aber ein Franzose muß es heute sein. Dreux, mein Junge! Keinen Dunst? Natürlich. Où sont les neiges d'antan? Son Lieutenant von heute denkt nicht einmal im Traum mehr an unser 70. Verschollene Chose. Nachbarschaft von Mantinea. Uebrigens war Dreux ja keine von den großen Sachen. Für uns, die dabei waren, immerhin Etwas. Siebenzehnte Division, siebenzehnter November 70. Prosit, Fränzchen: die beiden 17! Daß Dir bald Aehnliches beschieden sei, darf man nicht wünschen; in Weltfrieden planschen, heißt jetzt die Ordre. Mir kanns recht sein. Auch, daß wieder die Wässerigen gesiegt haben und die Armeevermehrung, die dem armen Goßler den Magen verdarb, auf Eis gelegt wird, bis die neuen Schiffe von Tirpitz oder Büchsel durch die allgemein Gewählten bugsirt sind. Aber schön wars doch, Kleiner. Sogar Dreux. Dein geehrter Oheim hatte damals den historischen Klaps. War noch Bischen jung für so was? Macht nichts; verwächst sich. Item ich schwelgte an der Blaise; trotzdem auch bei uns 'ne achtbare Portion Blut geflossen war. Der liebe Feind hatte uns die Eroberung nicht leicht gemacht. Als wir aber drin saßen: Heiliger Bädeker! Dreux, Drocae, Druidenstadt. Karnutengebiet. Hier hielten die Druiden Gerichtstag. Kirche die reine Baustilmusterkarte. Erinnerungen an sämmtliche Hugenotten (Du weißt doch: „Ihr Wangenpaar!"), an Condé (nee: kommt in der Oper nicht vor); Henri den Vierten, Habys in Gott ruhenden Vorgänger, und so weiter bis runter zu Louis Philippe, der sich da, ohne Zipp zu sagen, begraben ließ. Ein famoses Nest; fabrizirt nebenbei Stiebel, in denen selbst ein wegen hohen Adels des Schreibens unkundiger Garde du Corps seiner Liebsten unter die Augen könnte. Und, siehst Du, seit donnemals breche ich an jedem siebenzehnten Novembertag einem Franzosen den Hals. Lächelst und denkst, bei Einem bleibe es nicht. Kommt auf die Sorte an. Der Stoff ist nicht zum Begießen der werthen Nase. Wenig, aber nobel. Schon satt? Canis finis aus Potsdam ist wohl an feineres Futter gewöhnt? Wird nicht verabreicht. Perigord-Trüffeln hätte ich allenfalls spendirt; hier bei Borchardt 'ne Nummer. Da ein Talleyrand-Perigord aber mit den anderen Rhodes-Stipendiaten von S. M. nach Oxford geschickt ist, mache ich vorläufig Schicht. Auch für Dich besser, feiner Knabe. Ueber Malossol, ein Fasänchen und andere Hausmannskost darfs nicht hinausgehen. Du mußt ins

Havelsparta zurück; und wenn man Dich scharfe Ecken nehmen sähe, käme der Bruder Deiner Mutter schließlich noch in den Ruf eines Schlemmlehrers."

„Keine Angst, Onkel; bin höllisch still geworden."

„Seit gestern? Einem Kasinomümmel willst Du doch nicht erzählen, daß Ihr heute nicht noch 'ne felddienstfähige Flaschenbatterie auffahren laßt?"

„Wo denkst Du hin! Solltest mitkommen, wenns nicht so ledern wäre. Drüben Zecherei überhaupt nur, wenn die Luft ganz rein ist; weil man nie wissen kann. Und gar jetzt! Seit acht Tagen sitzen die flottsten Leute beim Schöppchen Laubenheimer und lesen Rangliste, Wochenblatt oder Norddeutsche. Nachher bei Weiß Kaffee mit halb verstecktem Cognac und in die Klappe. Der Kasinodirektor rauft sämmtliche Haare. Kein Umsatz! Kein Betrieb! Hier solls ungefähr eben so sein. Alles mausestill. Der lange Wolf von den Zweiten hat schon vorgeschlagen, die Sache künftig Kasynode zu nennen."

„Nanu? Macht Ihr denn die ganze Woche Bußtag? Das riecht ja nach Krankenstube. Bei S. M. handelt sichs, Gott sei Dank, doch um eine Kleinigkeit. Solche Polypchen läßt man sich abknipsen und geht fidel nach Hause. Nicht der Rede werth. Blos von zweigliedrig formirtem Reklamebedürfniß der Quaksalber und Zeitungschreiber zum Ereigniß aufgeblasen. Jede Grippe hat mehr in sich. Nächstens auf Deck. Das kanns also nicht sein. Seid Ihr Alle Schuster geworden? Es muß doch auch Gäule geben, denen nicht Karmesinbeine um den Hals baumeln. Erkläre mir, Graf Oerindur ..."

„Forbach!"

„Was denn? Nicht mitgemacht. War die Dreizehnte unter Glümer. Wir hatten im August andere Hunde zu peitschen. Uebrigens bin ich nüchtern, Kleiner. Was, zum Deibel, geht Euch Potsdamer Forbach an?"

„Nicht die Schlacht natürlich: der Prozeß. Du weißt doch. Na: Bilse! Hat wie das Donnerwetter eingeschlagen. Die von unseren Bengels die längsten Ohren haben, erzählen, die gräuliche Geschichte werde Thema der nächsten Rekrutenrede sein. Mächtiger Erlaß zu erwarten. Jeder Kommandeur hat die Hosen voll. Nachtrevisionen in der Luft. Tischoffiziere schwitzen Blut beim Ausziehen der Schuldkonten. Wenn plötzlich alle Kasinorechnungen eingefordert würden! Richtige Katastrophe, Onkel. Alle Köpfe hängen. Man weiß thatsächlich nicht, was man noch darf. Traut auch keinem Kameraden mehr, der nicht als ganz zimmerrein erprobt ist. Am Ende schreibt er morgen. Läßts drucken. Und man ist im Wurstkessel mit Eichenlaub und Schwertern. Die Presse ist ja aus Rand und Band. Die Droschkenkutscher sehen Einen von der Seite an. Zwei Ulanen, die noch dazu von mäßig be-

gossener Familiensimpelei kamen, mußten an der Linkstraße durch ein förmliches Spalier und ein Kunde von der Bebelsippschaft schrie ihnen nach: ‚Det is was vor Bilsen!‘ Da soll Einer noch Lust an einem guten Tropfen haben! Danke ganz gehorsamst. Man kommt ja um Ehre und Reputation.“

„Aus der Luke wehts? Bilse! Hätte nicht gedacht, daß der Name noch mal so unangenehm populär werden würde. Vor siebentausend Jahren ging man zu Bilse ins Konzerthaus und sah sich für sieben Groschen Entree nette Bürgermädchen an, die da Verlobens halber Deckchen und Bettvorleger stickten. Ungeheuer harmlos. Womit nicht etwa behauptet werden soll, wir hätten damals wie ein Eremit oder Wallach gelebt. Aber gar nicht. Orpheum oder Arkadia: ohne Mädel scheint die Sache nun mal nicht zu machen. Namentlich nicht für Soldaten. Schon der selige Schiller hat erzählt, wie dem großen Gustav Adolf (der mir übrigens bei Deutschen ein Bischen zu beliebt wird) die Leute wegliefen, weil er sie runterputzte, sobald sie lustig wurden. Kasynode darum nicht übel. Aber Nerven habt Ihr wie Jungfern nach Dreißig. Wir! Ein Hinterzimmer, das man verrammeln kann, ist immer zu haben. Schlappiers sind reif für die Heilsarmee. Schließlich werdet Ihr doch erzogen, um vor dem Feind bei der Stange zu bleiben. J dem Stand, bitte, seine Moral. Wer einen Zug Kerle gegen rauchlose Bohnen führen soll, muß andere Begriffe im Schädel haben als Einer, dessen Lebensziel ist, als Superintendent mit dem Sammetkäppchen Blumen zu sprengen. Aber revenons à notre mouton Rothschild. Bimmele, mein Kind. Noch Eine; nur von wegen Dreux. In dieser Nische bist Du bombensicher. Und kannst morgen bis in die aschgraue Pechhütte Buße thun. Cigarre? Die kleine Henry Clay kann ein Säugling vertragen. Die Temperatur der Greisenmilch ist Ia; die Originalflasche können Sie getrost zu ihren Schwestern versammeln … Nun sage mal: Du hast einen gerührten Pastoralton … Der nommé Bilse imponirt Dir am Ende? Offen, Kleiner. Vereidigt wirst Du hier nicht.“

„Gott … Train, Onkel! Was soll man da Großes verlangen? Fressalienfuhrmann; beinahe schon Civil. Gehört doch kaum noch zur Waffe. Kein besseres Re'ment verkehrt mit den Herrschaften. Sechs Monate Gefängniß ist ein ordentlicher Happen. Der arme Teufel hats wohl nicht so schlimm gemeint. Roman geschrieben. Wer auf so was kommt, hat natürlich den Rock auszuziehen. Das wollte er ja auch. Der Gedanke, in Forbach zu sitzen … Brr! Da sagen die Füchse einander Gute Nacht. Saarbrücken als Weltstadt, die man noch dazu nicht betreten darf, wenn der Kommandeur schlecht geschlafen hat. In solcher Garnison könnte selbst ein richtiger Soldat

verrückt werden. Daß er Kameraden abmalte, auf die nun jeder Budiker mit dem Finger zeigt, war ja nicht honorig. Aber eine üble Rasselbande muß da unten schon versammelt sein. Rittmeistersfrau in dreckigen Handschuhen! Und das Kriegsgericht hat was von guten Absichten ins Urtheil geschrieben."

„Trotz der Rückwirkung also Mitgefühl. Großartig. Potsdamer Schloßabzug Sonnenseite. Ich bin kein so edles Gewächs. Nee, mein Junge. Gegen Train habe ich nichts. Muß auch sein. Aber den Lieutenant a. D., Maler und Dichter in spe kannst Du Dir sauer kochen. Mit Kapernsauce. Gesegnete Mahlzeit! Das geht nun doch nicht. Wenn der Schäker wenigstens selbst ein Unschuldslämmchen gewesen wäre, das, weiß wie Schnee, auf die Weide ging! Keine Spur. Schulden nach Noten, gepfändet bis auf den letzten Knopf; und in puncto Frauenzimmer wahrscheinlich nicht sauberer als andere Fünfundzwanzigjährige in zweierlei Tuch. Dabei ein rechtschaffener Renommist, der den Patentstutzer spielt, sich ein Automobil hält und den Leuten von Viererzügen und Vollblütern vorschnurrt, die er zum Sieg führen werde. Das gehört doch auch zum ‚Milieu', das er malen wollte. Für sich selber hat er aber nur Rosenfarbe. Gute Absicht! Die Absicht war: Geld zu machen. Und dazu brauchte er einen Skandal. Zwölfhundert Mark hat der Verleger ihm für die erste Auflage beim Erscheinen aufs Brett gezahlt. Ich habe das Zeug gelesen und — entschuldige gütigst! — genug mit Leuten vom Schreibermetier verkehrt, um mitreden zu können. Ein unbekannter Jüngling kann lange mit seinem Manuskript rumlaufen, ehe er ein Gemüth findet, das sich auch nur entschließt, die Druckkosten zu tragen. Monsieur Bilse hat schon dreitausend Mark eingesackt. Warum? Weil der Verleger Spektakel roch. Damit ist die Sache für mich eigentlich abgethan. Weder enorm edel noch nach der Mode fromm. Im Gegentheil. Aber etliche Grundsätze, die so wenig diskutirt werden wie die Frage, ob man sich täglich das hochwohlgeborene Piedestal abscheuern soll. Wer den Nächsten — es braucht kein lieber zu sein — an den Pranger stellt, um Geld zu verdienen, hat bei mir ausgespielt. Und hier liegt der Fall besonders schlimm. Hätte ein forbacher Apotheker oder Schnittwaarenhändler das Buch geschrieben, so ließe sich drüber reden. Der p. Bilse aber gehörte zum Bau. Die Kameraden vom Trainbataillon Nr. 16 schenkten ihm Vertrauen. Das hat er getäuscht. Und wie traurig benahm er sich bei dem ganzen Handel! Das Pseudonym Heinrich von der Kyrburg sollte ihn decken, so lange er noch im Militärverhältniß stand; der appetitliche Titel ‚Aus einer kleinen Garnison' würde schon seine Schuldigkeit thun. Der Wunsch, das Ding nicht in Lothringen verkaufen zu lassen, natürlich Sonntagnachmit-

tagskomoedie. Und vor dem Kriegsgericht schlankweg geleugnet. Die Figuren sind der Wirklichkeit so treu nachgebildet, daß jeder Hausknecht in Forbach die Originale erkennt. Ritter Bilse aber hat keinen Lebendigen gemeint. Nur um das ‚Milieu‘ wars ihm zu thun. Trotzdem nachgewiesen wird, daß im Manuskript zuerst Namen standen, die fast wie die wirklichen klangen, streitet er Stein und Bein: Es sind keine Portraits. Als ob die Richter ihre ersten Hosen trügen und nicht wüßten, worin der Witz eines roman à clef besteht! Von grozer kuonheit zeugt das ganze Verhalten nicht.“

„Aber, sieh mal, Onkel, die Namen sind doch nicht genannt und das Meiste, was den Leuten im Roman nachgesagt, hat sich als wahr herausgestellt. Ich weiß nicht, wie da eine Verurtheilung möglich war.“

„Hast Deine Zeitung brav gelesen. Nur vergessen, daß zwei Delikte vorlagen: erstens heimliche Herausgabe einer Druckschrift, ohne der Militärbehörde Meldung zu machen, und zweitens Beleidigung Vorgesetzter und im Dienstrang Höherer; fünf Fälle. Der Beweis der Wahrheit (den Bilse nicht antrat und für wichtige Punkte gar nicht führen konnte) schließt Strafbarkeit nicht aus, wenn nach den Umständen anzunehmen, daß Beleidigung vorhanden. Stimmt hier. Sechs Monate nicht übermäßig. Die Richter konnten bis zu fünf Jahren gehen. Und ein leichter Fall wars doch nicht. Gröbster Vertrauensbruch. Ein Halbdutzend Existenzen vernichtet. Eine sterbende Frau als Ehebrecherin angenagelt. Pfui Deibel! Namen sind allerdings nicht genannt, aus Vorsicht, und Kleinigkeiten mit Absicht unähnlich gemacht. Das ändert nichts, verschlimmert den Kram höchstens. Ich will Dich, mein Junge, abkonterfeien, daß Dein Bambuse Dir, wenn er morgens den Kaffee bringt, in die Zähne feixt: und kein Buchstabe Deines uralten Namens soll genannt, sogar die Farbe Deines Kommißkragens, Deiner Nachthemdchen und die Adresse Deiner Kleinen falsch angegeben sein. Um so bequemer: dann kann ich weglassen und zusetzen, was mir paßt, und Du dürftest, nach Deiner Theorie, nur geduldig die Hände falten. Mal ‚Hamlet‘ gelesen? Schön. Glaubst Du, daß Ihre Majestäten von Dänemark sich nicht getroffen und beleidigt fühlen, weil der Kronprinz sie in seiner Komoedie nicht Klaudius und Gertrud nennt? Oder weil der Mörder dem p. t. Galapublikum nicht ausdrücklich sagt, daß er Saft verfluchten Bilsenkrauts im Fläschchen hat, sondern Hekates Fluch aufmarschiren läßt? Gehüpft wie gesprungen. Und Gift bleibt Gift, obs nun aus schmierigen Bilsenblättern oder aus Hekates sechs Händen stammt.“

„Na... Ich habe für den Trainpassagier wirklich nichts übrig. Nur, scheint mir, muß man ihm mildernde Umstände zubilligen. Frachtkutscher.

Ruppige Garnison. Keinen rechten Sinn fürs Militärische. Schlecht behandelt. Urlaub verweigert. Und was er um sich hatte, Herren und Damen, von einem Kaliber, wies Unsereiner denn doch nicht kennen lernt."

„Das ist ein anderes Manschettenpaar. Bimmle gefälligst. Kaffee und, weil wir so jung nicht wieder zusammenkommen, anderthalb Tropfen Grand Marnier; den sechziger, cordon rouge. So ... Ganz einverstanden. Im Großen und Ganzen wenigstens. Trotzdem Forbach noch nicht das Schlimmste ist. Geh Du mal nach Gumbinnen, Insterburg, Lyck: da lernt man Lothringen schätzen. Wald, gothische Kirche, Schloßruine und zwei Bataillone Infanterie; läßt sich aushalten. Freilich duftets in solchen Grenzgarnisonen immer ein Bischen nach Strafkolonie. Wer was Ekliges in der Konduite hat, fliegt hin. Der französische Troupierjargon nennt ein Nest dieser Sorte Biribi; der Uebersetzer hat die Wahl zwischen Mörchingen und Forbach. Ich wäre fürs Zweite; denn Alles, was recht ist: die blaue Gesellschaft konnte nicht viel gemischter sein. Die diversen Ehebrüche ... Du bist jung, mein Knabe. Aber glaube einem alten Mann und Stabskrüppel, daß, so lange man Kriege führt, noch kein Heer erfunden wurde, dessen Lieutenants im Ehebruch nicht eine Entlastung ihres Budgets für Erotika sahen. Der Alte Fritz zahlte ihnen noch was Geruchloses drauf, wenn sie zur Verbesserung der Rasse beitrugen. Nichts zu wollen. Ihr feinen Gardehunde ahnt nicht, wie son Wurm vegetirt. Abends fürn Groschen Wurst oder Hering aus der großen Tonne, weil man im Kasino nicht in die Puppen borgen kann und nächstens wieder ein Mahl der Liebe Opfer fordert. Für Galanteriewaaren bleibt nichts, wenn man nicht mit seinem Burschen abwechseln will. Was dann die Erinnerung an die Schwägerschaft einigermaßen in die Länge zieht, die Dienstfähigkeit nicht steigert und eine nützliche Ehe hindern kann, wenn der aufs Korn genommene Schwiegerpapa mit dem Stabsarzt gut steht. Lieber birscht man in fremdem Privatrevier. Im Allgemeinen allerdings nicht im Bereich der Kameradschaft. Kommt aber auch vor. Das und die Frauenzimmergeschichten.. Kinder, wir stecken Alle nackt in unseren Hemden und die Sexualheuchelei war mir von je her die widerwärtigste von allen. Selbst wenn dem forbacher Habenicht sein Stundenmädchen mal als Rabatt zu der bezahlten Fleischwaare Schinken und Käse mitgebracht hat: ist ein Oberlieutenant nicht nur zu bedauern, dessen Orgien so aussehen? Und ists anständig, solche Dinge an die große Glocke zu hängen? Anständig von einem Offizier, dem In und Ausland die Frauen zu zeigen, die seinen Kameraden die Ehe gebrochen haben? Da hört der Spaß auf. Kein Wunder, daß Herr Bilse in französischen Zei-

tungen portraitirt und als Märtyrer verherrlicht wird. Aber auch in deutschen? Geht über meinen Horizont. Mißstände enthüllen: wunderschön. Fehlen nirgends; und in Forbach wimmeln sie. Daß ein Bataillonskommandeur einem Apotheker, der gut schießt, eine Beleidigung abbittet, vom Civil geschnitten wird, unter der Fuchtel einer Rittmeisterin steht, die ihm das gefährliche Duell erspart hat und seit dieser Leistung Dienstpferde reiten, Unteroffiziere anpfeifen und das ganze Bataillon tyrannisiren darf, ist ein Skandal. Ein noch größerer, daß zwei Offiziere einander Wechsel unterschreiben, die sie nie bezahlen können. Und der größte, daß der Gedanke, die Schwadronskasse zu Gunsten Einzelner anzugreifen, überhaupt auftauchen kann. In Gottliebs Corps! (Unsinn, ihn drum zu schelten; selbst ein Haeseler konnte nicht jedem Trainbuben in die Nieren gucken und mußte zufrieden sein, wenn im Dienst Alles klappte und der Brigadier ihm nicht mit Meldungen in den Ohren lag.) Oswald Bilse konnte also zum Helden lobebaeren werden. Offen hintreten und sagen — oder schreiben —: So gehts hier zu. Der Dienstweg, der nicht über den Markt führt, hätte genügt. Jedenfalls mit seiner Person eintreten. Nicht so schlimm, da er die Jacke ja doch ausziehen wollte. Hätten ihm kein Härchen gekrümmt. Die Bowlen aber, den Dämmerschoppen, die Gardinenpredigten, Eheirrungen und Prostituirtengeschichten maskirt an alle vier Ecken des Nestes schlagen, unterm Franzosenauge, und dafür drei braune Lappen einstecken: nee; kann nicht mit. Ich war nie besonders wüst und bin längst so weit wie der olle gute Kaiser Ferdinand, der, als er im Gebüsch was gepaart sah, den Adjutanten fragte, ob Das denn noch immer gemacht werde. Also nicht pro domo. Wenn man aber die Dächer von den Häusern hebt, werden wir nette Enthüllungen erleben. Im Offiziercorps sicher noch nicht die ärgsten."

„Sicher. Das ists eben. Auf uns hackt Alles. Man hat, weiß Gott, als Offizier heute nicht zu lachen. Und weil irgendwo beim Teufel der verehrte Train sich unanbändig aufführt, regnets uns in die Bude und man muß seinen Burschen wie ein rohes Ei behandeln, damit er nicht petzt, daß mal ein paar kleine Mädchen bei Einem zum Kaffee waren!"

„Keine Konfidenzen, Franziskus! Noch bin ich Dein Oheim. Mach Dich übrigens nichts draus, Sohnken, würde Wrangel sagen. Auch in der Armee regiren strenge Herren nicht lange. Da namentlich nicht. Auch dieser Skandal geht vorüber. Daß junge Leute von starker Vitalität, die den ganzen Tag in Bewegung sind, leicht ins Saufen, Spielen und — na, Du weißt schon — kommen: alte, ewig neue Geschichte. Daß jetzt Alles ‚öffentlich‘ sein muß, Losung: Geschwüre ausdrücken, Feldgeschrei: Hier wird nichts ver-

tuscht, — wir Zwei werdens nicht ändern. Grenzgarnisonen sind 'ne Sache für sich. Fehler, Leute mit Konduiteflecken hinzuschieben. Fehler, die Truppentheile dort nicht wenigstens alle fünf Jahre zu wechseln, damit die Führer nicht versauern oder verlüdern. Und der neuste Einfall, die Grenzstellen mit Milchbärten aus den Kadettencorps zu besetzen, die so lange vom Leben abgesperrt waren, ist für mich ganz undiskutabel. Am letzten Ende kommts auf den Kommandeur an, Major oder Oberst, der den kleinen Verband übersehen kann. Der Beste ist für solches schwierige Terrain gerade gut genug. Nur muß man den Mann eben nicht sitzen lassen, bis er schimmelt, und nicht einen wählen, dem die Spatzen vom Dach pfeifen, daß er nach dem Manöver doch abgesägt wird. Aber die Wurzel des Uebels reicht tiefer. Offiziererersatz! Heutzutage ein weites Feld. Zu viel Schusterei und Glanzplätterei. Alles neurasthenisch überreizt. Kein Thema für Kinder. Hast so schon 'nen rothen Kopf; und auch bei Marnier sind aller guten Dinge nur drei. Pst! Der Sturm geht vorüber. Siehe hannöversche Reitschule, Brüse- und Blaskowitz nebst anderen Affairen. Zuerst jedesmal der Teufel los. ‚Undenkbar im ehrenwerthen Bürgerstande.' (Die Gesichter, wenn im Thiergarten solches Bilse-Konzert loslegte!) Dann verläuft sichs. Was mir diesmal Freude macht, ist das Gericht. Höchst honnett; ohne Rücksicht auf Clique und Kaste. Die armen Kerle, die vor Schlottern knapp stramm stehen konnten und auf die gefährlichsten Fragen ganz schlau immer antworteten: ‚Daß ich nicht wüßte!' (einfach ideal, nicht?), offenbar richtig taxirt. Und keine Kleinigkeit vor sechs französischen Reportern, die rettunglose Verkommenheit deutscher Soldateska nach Paris telegraphiren; und sich auf unsere Presse berufen können. Das will geleistet sein. Die Versuchung, höhere Chargen rauszupauken, lag verdammt nah. So lange wir Kriegsrichter von Selbstgefühl und Unabhängigkeit haben, kann wenigstens auf diesem Terrain die Karre nicht ganz verfahren werden. Tröste also die Kasynodalen. Ein Weilchen Enthaltsamkeit und Furcht des Herrn kann Euch nicht schaden. Potsdam ist kein Biribi. Und selbst beim Namen Forbach braucht der Preuße nicht gerade an Monsieur Bilse zu denken; lieber an Adolf Glümer, den Eichsfelder, der am Tag von Saarbrücken unsere Farben in Forbach hißte. Drei Monate vor Dreux. Kopf hoch, Kleiner! Zwei Wochen keinen Fetzen Zeitungpapier. Inzwischen besinnt sich der Bürger, fängt wieder zu ahnen an, daß die Armee nicht nur zur Friedensparade da ist und daß er die Lebensversicherung auch mit etlichen Stänkereien nicht zu theuer bezahlt... Die Rechnung! Und Du: hübsch die Zähne zusammen!"

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. November 1903.

Immediatbericht.

Wenn demnach schon die Rücksicht auf den Etat empfahl, die Einberufung des Reichstages nicht länger hinauszuschieben, so sprachen dafür auch Erwägungen anderer Art. Das deutsche Volk hängt in fester Treue an seinen großen Institutionen und es kann nicht die Aufgabe der Allergnädigst mit der Führung der Staatsgeschäfte beauftragten Männer sein, dieses Treuverhältniß zu lockern. Die Nation will von Zeit zu Zeit ihren Herzschlag hören, um daraus die Gewißheit unverminderter Gesundheit zu entnehmen. Ihrem Idealismus diese Gelegenheit zu verweigern, wäre eben so falsch wie jede Anwendung stimulirender Mittel, die den Pulsschlag beschleunigen, die Temperatur der Volksseele erhöhen könnten. Dieser unwillkommene Effekt würde aber zweifellos eintreten, wenn wir das neue Parlament sofort vor entscheidende Fragen stellten. Ein junger Reichstag ist nicht minder nervös als einer, dem die Stunde der Auflösung naht. Beiden wird die kühle Staatskunst vermeidliche Gemüthsbewegungen ersparen. Von diesem Gesichtspunkt ging, wie in den letzten Jahren, auch diesmal unser Handeln aus und wir brauchen, im Bewußtsein redlich erfüllter Pflicht, den frivolen, nur von lärmsüchtigen Demagogen gegen uns geschleuderten Vorwurf, wir ließen es an schöpferischen Anregungen fehlen, gewiß nicht zu scheuen. Damit soll nicht etwa gesagt sein, die Volksvertretung werde vom ersten Tag ihres Lebens an eine Entziehungskur durchzumachen haben. Der Arbeitstoff wird ihr nicht mangeln; nur im Tempo wird ein weises Maß nöthig sein. Die Novelle zum Börsengesetz, die Einführung der Kaufmannsgerichte: diese wichtigen, wenn auch nicht zu stürmischer Aufwallung Anlaß bietenden Vorlagen werden uns die Physiognomie des Hauses

kennen lehren. Daneben werden die Erörterungen über die Handelspolitik und die internationale Stellung des Reiches fortgeführt werden, die ja nach keiner Seite zu bindenden Entschlüssen drängen. Der Hinweis, daß wir zu allen Großmächten freundschaftliche Beziehungen unterhalten und im Dreibundvertrag auch fernerhin die unerschütterliche Basis des Weltfriedens sehen, wird nicht zu entbehren sein. Auch glauben wir, ein vorsichtiges Wort über den gedeihlichen Fortgang der handelspolitischen Aktion empfehlen zu dürfen.

Günstige Momente erblicken wir in der erfreulicheren Gestaltung des deutschen Wirthschaftlebens, deren Rückwirkung auf die Reichsfinanzen bereits fühlbar ist, vor Allem aber in der Thatsache, daß wir, wenn ein förderliches Zusammenarbeiten sich nicht ermöglichen ließe, in der bequemen Lage wären, den Reichstag aushungern zu können. Da die großen gesetzgeberischen Arbeiten des abgelaufenen Jahrzehntes erledigt sind und zuletzt auch noch der Zolltarif angenommen worden ist, zwingt uns nichts, um den Preis werthvoller Opfer oder innerer Krisen eine Verständigung mit Majoritäten zu suchen, die, unmittelbar nach den Wahlen, gesonnen sein dürften, sich in dem Schein stolzer Selbständigkeit ihren Wählermassen zu empfehlen. Was das Reich als Lebensbedarf braucht, wird unter allen Umständen bewilligt werden; und darüber hinausgehende Wünsche können wir beim Eintritt schlechten Wetters in das angenehmere Klima der bundesstaatlichen Landtage tragen. Auch diese Erwägung rieth zu der Diät, mit der jetzt ein erster Versuch gemacht werden soll und auf die der Volkskörper schon während der parlamentarischen Ruhepause sorgsam vorbereitet worden ist. Nicht ohne Erfolg. Die Leidenschaften, die vor und in der Wahlbewegung den Patrioten erschrecken konnten, sind spurlos verschwunden und dem erfahrenen Auge kann nicht entgangen sein, daß die politischen Debatten niemals mit ruhigerer Nüchternheit geführt wurden als in diesem Herbst, für den uns kritische Tage angesagt worden waren. Dieser für Regirung und Volk gleich behagliche Zustand wäre nicht erreicht worden, wenn wir nicht mit äußerster Gewissenhaftigkeit vermieden hätten, dem Interessenstreit einen großen Gegenstand zu liefern. Seit Monaten hat die öffentliche Meinung sich kaum mit einem politischen Thema beschäftigt, bei dem das Ansehen der Regirung irgendwie engagirt war. Diesen Erfolg kann auch das Bedenken nicht verkleinern, daß die rednerischen Bedürfnisse, die keine Aussicht auf andere Befriedigung haben, sich während der Berathung des Reichshaushaltes geltend machen werden. Hier wird doch nur wiederholt werden, was vorher in den Zeitungen stand und schnell und wirksam zurückzuweisen ist. So haben wir denn die Zuversicht, daß unser Programm...

Thomas und Jane Carlyle.

Es darf vorausgesetzt werden, daß Carlyle in Deutschland unvergessen ist. In vielen Beziehungen steht er zu uns. Zu Schiller und Goethe, zu Fichte, Hegel und Kant hat er sich in verehrender, stürmischer Liebe, wie es in seiner Art lag, bekannt. Ihnen verdankt er ja, dem Abgrund der Verneinung und des Zweifels entrissen worden zu sein, in dem, Jahre hindurch, seine Seele sich zermarterte. Auf Jean Paul, wenn nicht auf Novalis, führen manche Eigenthümlichkeiten des Stiles zurück, in dem Carlyle, die Geißel seines unnachahmlichen Wortes schwingend, sein Geschlecht zu züchtigen kam. Denn zum Propheten glaubte sich dieser Sohn schottischer Bauern berufen. Nicht im Sinn der Verkündung zukünftiger Dinge, sondern als Richter der Zeit und des Geschlechtes, denen die utilitarische Botschaft materiellen Wohlergehens wie angenehme Musik in den Ohren klang. Nichts war Carlyle verhaßter als eine solche Melodie. Sein ganzes Werk, ob philosophisch und kritisch, ob historisch, das sich im Ernst, der ihn nie verließ, in Zorn und Unmuth, in bitterer Satire, in grimmem Humor, in beredsamer Schwermuth und leidenschaftlicher Rhetorik Luft machte, ist gegen die Utopie irdischer Glückfäligkeit gerichtet. „Das Wort des Weisesten unserer Tage", daß Leben im eigentlichen Sinn nur mit Entsagen beginne, ist ihm aus der Seele gesprochen. Er fragt, was es denn eigentlich sei, worüber auch er seit seinen frühesten Jahren sich aufgeregt und erhitzt, beklagt und in Qual verzehrt habe. „Sage es mit einem Wort: ist es nicht etwa, weil Du nicht glücklich bist? Weil Dein Du (o süßer Gentleman) nicht genügend geehrt, genährt, sanft gebettet und liebend besorgt ist? Thörichte Seele! Welche gesetzgeberische Maßregel verbürgte denn, daß Du glücklich sein solltest? Eine kleine Weile: und Du hattest gar kein Recht, überhaupt zu sein. Und was hättest Du dagegen zu sagen, wenn Du geboren und dazu vorbestimmt wärest, nicht glücklich, sondern unglücklich zu sein! Bist Du wirklich nichts Anderes als ein Raubvogel, der das Weltall durchfliegt, um Etwas zum Fressen zu finden, und ein Klagegeschrei erhebt, weil nicht genug Aas vorhanden ist? Schlage Deinen Byron zu und Deinen Goethe auf. Es leuchtet mir ein. Ich sehe einen Lichtstrahl davon. Es ist im Menschen etwas Höheres als die Liebe zum Glück: er kann ohne Glück durchkommen und statt dessen Segen finden! War es nicht, um dieses Höhere zu verkünden, daß Weise und Märtyrer, der Dichter und der Priester zu allen Zeiten gesprochen und gelitten haben, um im Leben wie im Tode Zeugniß für das Gottähnliche im Menschen und auch dafür abzulegen, wie eben in dieser Gottähnlichkeit allein er Kraft und Freiheit finde? Und bist nicht auch Du dazu auserwählt, diese gottgegebene Lehre zu empfangen und unter barmherzigen

Prüfungen zusammenzubrechen, bis Du sie reumüthig verstanden hast? Beim Himmel: danke Deinem Schicksal dafür und trage dankbar, was zu tragen bleibt. Es thut Dir noth, das Selbst in Dir auszurotten. Durch wohlthätige Fieberparoxysmen wird das Leben über das tief sitzende chronische Uebel Herr und besiegt den Tod. Die brausenden Wogen der Zeit verschlingen Dich nicht, sondern heben Dich in ewige Klarheit. Das ist das immerwährende Ja, in dem aller Widerspruch sich auflöst: wer darin wandelt und arbeitet, Dem wird es wohl ergehen."

Dieser feste Glaube an die Offenbarung Gottes in der Menschenseele, der ihn zum Ausspruch veranlaßt, Dem, der Gott nicht in seinem Inneren finde, werde er in der Welt der Erscheinung niemals zum Bewußtsein kommen, ist der Grundton und Inhalt der Botschaft Carlyles. Darauf ist sein Heroenkultus begründet, seine Verehrung des Helden als des Mannes, dem eine göttliche Sendung anvertraut ist und der sie, allen Gefahren trotzend, siegreich zu Ende führt. Nicht die unweisen Vielen, sondern die einzelnen Weisen sind die geborenen Führer, gleichviel, ob auf dem Schlachtfeld oder sonst im grellen Licht irdischer Machtstellung oder in der Vergessenheit und Weltabgeschiedenheit der Zelle; denn was den Heros kennzeichnet, ist nicht die intellektuelle, sondern die moralische Ueberlegenheit. Der Herrschaft der Majoritäten setzt Carlyle den Kultus der Superioritäten entgegen, Derer, die im innersten Wesen der Dinge, im Wahren, Göttlichen, Ewigen leben, das, immer vorhanden, den Meisten, die nur das Zeitliche, das Triviale zu entdecken vermögen, unsichtbar bleibt. Seine ganze Lebensarbeit ist eine Herausforderung, eine Kriegserklärung an die ihn umgebende Zeit und Welt, „deren Gott der Mammon, deren Herr der Gewinn ist." Carlyle, der sich in frühem Mannesalter den von frommen Eltern ihm auferlegten Fesseln der strengsten kalvinischen Sekte entwunden und nie einem Kirchenwesen angeschlossen hat, ist dennoch bis zum Ende Puritaner geblieben. Sein Meisterwerk, der „Cromwell", ist die Verherrlichung der puritanischen Seele; sie beschränkt sich darauf, den Text zu kommentiren, den der größte ihrer Söhne dem Biographen hinterließ. Dem achtzehnten Jahrhundert blieb es eben so unverständlich wie befremdend, daß Heerführer, die in Thränen den Herrn suchten, in der Bibel Verwaltung- und Kriegskunst entdeckt haben sollten. Die Aufklärung hielt Cromwell, wo nicht für einen Gaukler, so doch für einen ehrgeizigen, zanksüchtigen Fanatiker und seine puritanischen Anhänger für traurige Narren. Die Zeitgenossen Bolingbrokes begriffen nicht, wie diese von Gewissensängsten gefolterten, bornirten Köpfe dazu gekommen waren, kriegerische Erfolge zu erringen, den König zu richten, das Parlament zu reinigen, Europa Stand zu halten, die Freiheit zu erkämpfen, die Meere zu beherrschen, neue Reiche und Kolonien ins Dasein zu rufen. Das Räthsel löste Carlyle. Er be-

kannte sich zu Männern, die dem Ruf des Gewissens gefolgt waren und nach Gerechtigkeit verlangten; er erklärte die Größe ihrer Thaten durch das Wesen ihres Pflichtideals und begriff den Geist, der dem seinen verwandt war. Taine, als er diesen „Cromwell" las, wünschte, es möchte künftig alle Geschichte so wie diese geschrieben werden, und wollte alle regelgerechten Abhandlungen, alle schönen, farblosen Schilderungen der Robertson und Hume dafür hingeben. Denn hier sei der Mensch selbst auferweckt. Kein Berichterstatter trete zwischen ihn und die Thatsachen und versuche, statt seiner zu denken. Die Wahrheit spreche.

Mehr als dreißig Jahre lang, von der Veröffentlichung des Sartor Resartus bis zur Vollendung der Geschichte Friedrichs des Großen, gehorchte Carlyle dem Ruf in der eigenen Brust, Wahrheit zu verkünden. Damit war sein Schicksal besiegelt. Im viktorianischen England wurde der Prophet nicht gesteinigt und auch nicht verbrannt. Er ärgerte nur und wurde wieder geärgert; und Das war das Schlimmste, was einem Mann, der zeitlebens an Dyspepsie litt, widerfahren konnte. War es billig, etwas Anderes zu erwarten? Während Carlyle seinen widerspenstigen Magen mit Hafergrütze beruhigte, bereitete er den Zeitgenossen mit zunehmend erregter Galle und bitterstem Humor die unverdauliche Kost seiner Paradoxen und Invektiven. „Den siebenundzwanzig Millionen Menschen, meist Narren", die das England von 1830 bis 1840 bevölkerten, erzählte er mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit die Geschichte von den Schweinen, „den vierfüßigen", wie er, jedes Mißverständniß ausschließend, hinzufügte:

1. „Vorausgesetzt, es sei denkenden Schweinen möglich, von ihrem Begriff des Universums, ihren Interessen und Pflichten darin Rechenschaft zu geben. Wäre Das nicht wissenswerth, vielleicht auch überraschend für ein zur Unterscheidung fähiges Publikum und anregend für den etwas darniederliegenden Büchermarkt? Die Stimmen aller Geschöpfe, so heißt es ja, sollen abgegeben werden, damit es dadurch möglich werde, mit besserer Einsicht für sie Gesetze zu schaffen. ‚Wie ließe sich ein Ding regiren, ohne daß man vorher sein Votum einholte'? fragen jetzt Viele ... Schweinevorschläge lauteten in Kürze ungefähr: So weit nach gesunder Schätzung zu erkennen, ist das Universum ein riesiger Schweinetrog, gefüllt mit Flüssigem und Festem, auch anderem Zeug und sonstigen Gegensätzen, ganz besonders aber mit Erreichbarem und Unerreichbarem, — das Unerreichbare in für die meisten Schweine überwiegender Menge.

2. Das moralisch Schlechte besteht in der Unmöglichkeit, das moralisch Gute in der Möglichkeit des Wälzens für die Schweine.

3. Was ist das Paradies oder der Zustand der Unschuld? Nach der Meinung geistig schwacher Schweine bestand das Paradies, auch Zustand der Unschuld, Goldenes Zeitalter und noch anders genannt, in der unbegrenzten Fähigkeit des Genusses von Spülicht, in der Erfüllung jedes Wunsches, so daß die Einbildungskraft des Schweines die Wirklichkeit nicht mehr überbieten konnte: eine Fabel, eine Unmöglichkeit, wie jetzt alle vernünftigen Schweine einsehen.

4. Bestimmen Sie die Gesammtpflichten der Schweine? Es ist die Mission des gesammten Schweinegeschlechtes und die Pflicht aller Schweine, zu allen Zeiten die Masse des Unerreichbaren zu vermindern, die des Erreichbaren zu vermehren. Alle Wissenschaft, Findigkeit und Kraftaufbietung muß darauf und darauf allein gerichtet bleiben. Schweinewissen, Schweinebegeisterung und Aufopferung kennen kein anderes Ziel. Es begreift alle Pflichten der Schweine in sich.

5. Die Dichtkunst der Schweine soll allgemeine Anerkennung und Lobpreisung der Vortrefflichkeit von Spülicht und gebrochener Gerste, die Glücksäligkeit der Schweine, die gesättigt sind und deren Trog in Ordnung ist, zum Ausdruck bringen. Grunz!

6. Das Schwein kennt das Wetter; es soll Ausschau halten und sehen, woher der Wind bläst.

7. Wer erschuf das Schwein? Unbekannt; vielleicht der Schweineschlächter?

8. ‚Giebt es Gesetz und Ordnung im Schweinereich?‘ Mit Beobachtungsgabe versehene Schweine haben herausgefunden, daß ein Ding, das man Gerechtigkeit nennt, existirt oder doch einmal als vorhanden vorausgesetzt wurde. Wenigstens giebt es unleugbar in der Schweinenatur ein Gefühl, das, Entrüstung, Rache u. s. w. genannt, in mehr oder weniger zerstörender Art und Weise losbricht, wenn ein Schwein das andere herausfordert: in Folge Dessen sind Gesetze, ja, ist eine überwältigende Anzahl von Gesetzen nothwendig. Denn Streitigkeiten ziehen Blutverlust, Einbuße des Lebens, vor Allem eine erschreckende Ausgießung des Spülichts und damit den Ruin (den zeitweiligen Ruin) ganzer Abtheilungen des allgemeinen Schweinetrogs nach sich: deshalb müssen Recht und Gerechtigkeit walten, damit solche Reibereien möglichst vermieden werden.

9. ‚Was ist Gerechtigkeit?‘ Dein eigener Antheil am allgemeinen Schweinetrog, nicht ein Theil meines Anspruches an ihn.

10. ‚Aber worin besteht mein Anspruch?‘ Ach ja, darin liegt thatsächlich die größte Schwierigkeit, über die das Schweinewissen, nach so langem Sinnen, noch durchaus gar nichts beschlossen hat. Mein Antheil ... Grunz! ... mein Antheil ist im Ganzen Alles, was ich zu erwischen vermag, ohne gehenkt oder auf die Galeere geschickt zu werden".

Durch solche Spannungen satirischer Laune mußte der Humorist Carlyle dem Sittenprediger und Reformer Carlyle Gehör erzwingen. Das ging nicht ohne harte Schläge und nur um den Preis ab, die Opfer seiner Zornausbrüche durch gewollte Uebertreibungen des Stils, durch ein unausgesetztes Feuerwerk, oft cynischer und brutaler, oft gänzlich phantastischer, aber stets origineller, überraschender Gedanken in Athem zu halten. Nur wenn er die Menschen durch den Anblick ihrer Verkehrtheiten gedemüthigt, des Irrthumes überführt und zum Lachen gebracht hatte, konnte es gelingen, sie mit sich fortzureißen und für Ideale zu begeistern, die, seiner pessimistischen Weltanschauung nach, der Kirche und dem Staat, der Schulweisheit der Philosophen und der Routine der Gesetzgeber, vor Allem den siegesfrohen Verkündern der utilitarischen Moral verloren gegangen waren.

Nach den selben Methoden wie seine Kritik und seine ethische Lehre baute Carlyle Geschichte auf. Es ist bezweifelt worden, ob er überhaupt ein Recht darauf besitze, unter den Historikern im eigentlichen Sinn seine Stelle einzunehmen. Nicht etwa, weil er unterlassen habe, Dokumente zu prüfen, Texte und Daten zu vergleichen, Quellen auszunützen. Die Masse des historischen Details hat vielmehr die Wirkung seiner vielbändigen Geschichte des großen Friedrich, diese „lebende Bildsäule“, wie Bismarck sie nennt, beeinträchtigt, weil endlich die Kraft versagte, so viele einzelne Züge zu einem einheitlichen Bild zu gestalten. Aber um offizielle, diplomatische, politische oder ökonomische Geschichte allerdings ist es diesem Seher nicht zu thun. „Die Thatsachen sind der Aufbau für das Verständniß des Menschen; „der große Mann verkörpert die Zeit. Die Seele Luthers erschließt das Geheimniß der Reformation; den Calvinismus verkörpert Knox; die Revolution ist Fleisch geworden und verurtheilt in Mirabeau, in Robespierre. Nichts von Allem, was dazu beitragen kann, solche Menschen zu erklären, ist gleichgiltig; um sie zu verstehen, ist es nothwendig, ihr Genosse zu werden, in ihre Empfindungwelt sich zu versetzen, mit ihrem Herzen zu fühlen, zu leiden, zu wollen, ihren Schatten aufzuwecken und niemals zu vergessen, daß diese Menschen ewig leben und wie er selbst, ihr Biograph, Rechenschaft geben müssen von den Thaten, die sie hienieden vollbrachten. In diesem Licht geschaut, wird die Geschichte lebendig. Sie ist für Carlyle die Chronik Dessen, was der große Mensch auf Erden gearbeitet, gethan und geleistet hat im Dienste der geheimnißvollen Macht, die ihn vorwärts trieb nach unbekannten Zielen und in ihm sich offenbarte: „Sie waren die Führer der Menschheit, diese Großen“, ruft er begeistert aus, „die Bildner, die Muster, im weitesten Sinn die Schöpfer Dessen, was die Masse der Menschen zu thun und zu erreichen vermochte; alle Dinge, die wir in der Welt vollzogen sehen, sind nichts Anderes als das äußere materielle Ergebniß, die praktische Verwirklichung und Verkörperung der Gedanken, die in großen Menschen lebten . . . Versucht immerhin das Werk eines solchen Mannes unter Guanohügeln und Exkrementen von Eulen zu begraben: es wird nicht, kann nicht untergehen. Was von Heldenmuth, was vom Licht der Ewigkeit im Menschen und in seinem Leben war, Das wird mit genauester Messung den Ewigkeiten hinzugefügt, bleibt für immer ein neuer göttlicher Theil der Summe aller Dinge . . . Deshalb ist der Heroenkultus zu dieser Stunde, zu allen Stunden die belebende Kraft des menschlichen Daseins; die Religion beruht auf ihm, die Gesellschaft stützt sich auf ihn. Denn was bedeutete sonst Loyalität, die der Lebenshauch aller Gesellschaft ist, wenn nicht den Ausdruck dieses Kultes, die unterwürfige Bewunderung für Solche, die wahrhaft groß sind?“

Nichts war unpopulärer als eine solche Theorie. Sie verurtheilte die

französische Revolution — Das mochte hingehen —, aber sie brach auch den Stab über das moderne England; und Carlyle wußte, was er zu gewärtigen hatte, als er mit unbändigem Zorn sich anschickte, alle vaterländischen Götzen zu zerschlagen: die moderne Philanthropie, die parlamentarische Uebermacht, das Self-Government, das ökonomische Evangelium, das Stimmrecht, das den „Quashee Nigger Sokrates oder Shakespeare gleichsetzt", die Jagd nach dem Golde, die Ueberschätzung des Komforts, die Unersättlichkeit im Genießen, Horsehood, Doghood, wie er sagt. Die Leute hielten ihn für wahnsinnig. Es bestärkte sie nur in dieser Absicht, als er nach dem Krimkrieg die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht empfahl und in „Past and Present" nicht das geringste Hehl aus seiner Ueberzeugung machte, daß, wer nicht arbeite, auch nicht besitzen solle. „Ein richtiger Tageslohn für eine richtige Tagesarbeit gehört zu den gerechtfertigsten Forderungen, die Regirte jemals an ihre Regirer gestellt haben", schrieb er, aber er fügte hinzu, der gerechte Anspruch des Arbeiters sei damit nicht erledigt, Geldentlohnung nicht das einzige Bindeglied zwischen Menschen. „Um Gerechtigkeit ringt der arme Arbeiter, um einen gerechten Lohn, nicht nur in Münze. Obwohl er es selbst noch nicht weiß, möchte der an die Arbeit gebundene Unterthan einen weisen und liebenden Vorgesetzten finden. Ist nicht etwa auch Das billiger Lohn für geleisteten Dienst? Eine männlich würdige Stellung und Beziehung zur Welt, in der er sich als Mann fühlt: dafür kämpft er. Denn Liebe kann nicht durch Quittungen erkauft werden und ohne Liebe können Menschen das Zusammensein nicht ertragen".

Widerspruch konnte einen Mann, der so dachte wie Carlyle, nur im Bewußtsein, daß ihm eine Sendung geworden sei, bestärken. Die letzte seiner Schriften, deren Titel den Inhalt verräth, war heftiger und zürnender als alle vorhergegangenen. „Shooting Niagara and After" nannte er selbst „höchst grimmig, übertrieben, rauh, ungekämmt und mangelhaft." Aber er freute sich, „dem heulenden Hundepack", das ihn herausforderte, sein letztes Wort über Das, was er von ihm dachte, zu sagen, und blieb dabei, daß England sich dem Teufel verschrieben habe. Was er wollte, waren offene, ehrliche Ueberzeugungen, eine starke Regirung der Fähigsten und Besten im Dienste göttlicher Gesetze, eine reinliche Scheidung zwischen Recht und Unrecht, die Herstellung eines Gemeinwesens, dem die ethischen Aufgaben als die höchsten galten. Was er sah oder zu sehen glaubte, war eine skeptische, utilitarische Welt, die zum Evangelium des Goldes und zu einer konventionellen Sittlichkeit sich bekannte, der korrekte Manieren mehr als gute Thaten galten, die sich unterhalten und genießen wollte und deren praktische Weisheit er die Verneinung Gottes nannte. Man schrieb 1867. D'Israeli, bald darauf Gladstone regirten; oder vielmehr: nach Ansicht Carlyles regirte Niemand.

Whigs und Tories überboten einander im Werben um Majoritäten und wiegten sich in der angenehmen Selbsttäuschung, es genüge „einige Millionen Stimmen unwissender Tölpel“ zu gewinnen, um die Räthsel der Staatskunst mit Hilfe eines Parlamentes zu lösen, das Carlyle mit einer sprachlichen Windmühle verglich, in der Intriganten sich die Lungen ausschrien, um Lärm zu machen. Er aber wollte einen Herrscher, dessen Wille über seinem Willen stand, den Charakter, Fähigkeit und Beruf zum Führer vorbestimmten. Ohne Unterwerfung unter einen solchen Auserwählten des Himmels sei Freiheit nicht denkbar.

Es hieße, Carlyle verkennen, wollte man voraussetzen, es sei etwa persönliche Bitterkeit oder die Enttäuschung des Alters gewesen, die ihn veranlaßten, so zu reden. In der Jugend sprach er nicht anders. Auf der Höhe seiner schriftstellerischen Laufbahn winkte ihm der Ruhm. Eine kleine, aber begeisterte Gemeinde schaarte sich um ihn. Ein großes Publikum, das der Prophet nicht überzeugte, ließ sich durch den Künstler gewinnen. Carlyles „Französische Revolution“ errang einen ungeheuren Erfolg. So plastisch, so lebendig hatte, bei allen Exzentrizitäten, noch Keiner zu erzählen gewußt. Man verglich Carlyle mit Michelet und das Wort des französischen Meisters: „Ich nenne Geschichte Auferstehung“ galt auch vom englischen Genius. So hingerissen wurden die Menschen von dieser Darstellungskunst, die längst Vergangenes wie ein Gegenwärtiges, Selbsterlebtes, Selbsterfahrenes schauen ließ, daß nicht Wenige, unter ihnen hervorragende Männer der Zeit, die Mühe nicht scheuten und, den Band der „Revolution“, der „Varennes“ enthielt, wie einen Murray oder Bädeker gebrauchend, den Weg von Paris über Chalons, Saint-Menehould bis zum Städtchen einschlugen, an dessen Brückenkopf der Postmeister Drouet mit der Nationalgarde am zweiundzwanzigsten Juni 1791 im Hinterhalt gelegen und die Kutsche abgefangen hatte, worin der arglose Ludwig XVI mit den Seinen zum Heer Bouillés zu fahren glaubte und, statt dorthin, in die Falle seiner Feinde gerieth. Nicht Enttäuschung also wars, die den 1795 geborenen, 1865, nach zweiunddreißig Schaffensjahren, noch leistungfähigen Mann bewog, die ihm zugewiesenen sechzehn letzten Jahre in Schweigen zu verbringen. Vielmehr stand über den wahren Grund dieses Schweigens eine Enthüllung bevor, die nur wenige nähere Bekannte geahnt hatten. Carlyle starb am fünften Februar 1881. Bereits zwei Jahre später, 1883, veröffentlichte sein jüngerer Freund und Biograph, der Historiker J. A. Froude, auf Carlyles Wunsch, wie er sagte, die „Briefe und Erinnerungen von Jane Welsh Carlyle“. Die Welt wurde von der Kunde überrascht, daß Carlyle nicht nur seit dem 1865 erfolgten Tode seiner Gattin sich in Gram um sie verzehrte, sondern auch, daß der tiefste Grund dieses Grams Reue gewesen sei. Man stand vor einem Roman, richtiger gesagt:

vor einem Drama, das zwischen der Gattin, einer Märtyrerin, und dem Gatten, ihrem Quäler, sich abspielte. Der unerbittliche Sittenprediger, der das Mene Tekel bevorstehenden Zusammenbruches einem verderbten Geschlecht an die Wand geschrieben hatte, flüchtete zur Beichte und that öffentlich Abbitte. Der Skandal war eben so groß wie das Erstaunen.

Thomas Carlyle, der Sohn des strengen, in dürftigen Verhältnissen, nicht in Armuth lebenden Maurers von Ecclefechan, hatte eine ungewöhnliche Frau zur Mutter gehabt. Der Junge, der, wie die Seinen, von Hafermehl, Kartoffeln und gesalzener Butter lebte, erhielt eine vortreffliche Bildung, die ihn befähigte, die Universität Edinburg, kaum fünfzehnjährig, zu beziehen. Der Wunsch der Mutter, er möge kalvinischer Prediger werden, ging nicht in Erfüllung. Gegen Theologie empfand Carlyle einen eben so großen Widerwillen wie eine niemals ganz erschütterte, begeistert wieder aufflammende Liebe für aufrichtig geübte Religion. Nur in Mathematik leistete der Student Ungewöhnliches. Als Lehrer in diesem Fach erwarb er sich zuerst Unabhängigkeit und verwandte sie zur Unterstützung der Familie, der er mit rührender Liebe und Aufopferung zugethan blieb. Aber selbst den Lehrberuf empfand er wie eine unerträgliche Fessel. Nach Jahren schmerzlichen geistigen Ringens, nach Krankheit und materieller Noth, durch die ein vorwurfsfreies, strenges Leben zur inneren Befreiung und Wiedergeburt hindurchhalf, entschloß er sich, den unabhängigen Beruf des Schriftstellers zu wählen. Um diese Zeit, 1821, führte ihn sein Freund Irving, ein Theologe, in das Haus der Wittwe eines angesehenen Arztes, Mrs. Welsh, ein. Seit dem kurz vorher erfolgten Tod ihres Gatten lebte sie auf dem ihrer Tochter Jane Baillie Welsh gehörigen Besitz Craigenputtock, in Haddington nahe bei Edinburg. Mrs. Welsh, eine noch schöne Frau, galt als erregbar und eigensinnig; diese Eigenschaften hatte die Tochter geerbt, war aber dabei außerordentlich begabt, sehr unterrichtet, vom Ehrgeiz, sich in der Literatur einen Namen zu machen, beseelt und von großem Selbstbewußtsein getragen. Sie nannte sich „drei Viertel Römerin, ein Viertel Fee“. In der Gegend hieß sie „die Blume von Haddington“ und wurde wegen ihrer Schönheit, ihres Geistes und ihrer Mitgift viel gefeiert und umworben. Irving war ihr Lehrer gewesen und hatte für sie eine leidenschaftliche Neigung, die eben so erwidert wurde, gefaßt. Aber Irving hatte sich bereits vor Jahren mit einem anderen Mädchen verlobt, das ihm seine Freiheit nicht zurückgab und das er später heirathete. Miß Welsh wußte es; Irving ging und an seiner Stelle versah jetzt Carlyle die junge Dame mit Rathschlägen und Büchern, erhielt die Erlaubniß, sie öfter aufzusuchen, und korrespondirte mit ihr. Es währte nicht lange, so trat er auch mit dem Herzen die Ueberlieferungen seines Vorgängers an. „Ich habe geträumt und gehofft, aber welches Recht hatte ich, zu träumen und zu

hoffen?" schrieb er schon im ersten Jahr 1821. Miß Welsh verwies ihn, wie vor ihm Irving, auf Freundschaft und erklärte, sie wolle seine Freundin sein, seine Frau niemals. Und wäre er so reich wie Krösus, so geehrt und berühmt, wie er es noch werden sollte. Er wußte nicht, daß sie nicht lange nachher ihr Vermögen der Mutter und nach deren Tode ihm selbst testamentarisch vermachte. Den Mißgriff, ihre eigenwillige, stolze Natur zu verkennen, beging er nicht. Er beschränkte sich nach ihrem Wunsch vorläufig auf Freundschaft, lobte ihre Verse und ermuthigte sie zu schriftstellerischer Thätigkeit. Einen Roman, so meinte er, sollten sie zusammen schreiben. „Literatur", schrieb er ihr in Bezug auf solche Zukunftpläne, „vermehrt unsere Empfindungsfähigkeit, aber Glück ist nicht unser letzter Zweck auf dieser Welt... Ich wollte, ich dürfte Ihnen die Mittel angeben, alles Vortheiles, der in der Arbeit zu finden ist, sich zu versichern und alle dabei drohenden Uebel zu vermeiden. Aber es soll nicht sein. Das Gesetz des Lebens verbindet Gutes und Schlimmes unzertrennlich. Das Herz, das Taumel des Glückes kennt, muß auch Qualen kosten. Harren Sie aus. Jeder Lichtstrahl des Genius, und sei er noch so schwach, ist ein Geschenk Gottes. Die Milton, die Staël sind das Salz der Erde". Zur Weihnacht 1822 übersandte ihm seine „dear and honoured Jane" einen kleinen Schmuckgegenstand. So lange er lebe, versicherte er, werde er den Edelstein, der glänze wie sie, auch wenn sie getrennt sein sollten, zur Erinnerung an begrabene Hoffnungen behalten. Bald darauf mußte er Irving gegen „grausame Spottreden" der jungen Dame schützen, bis sie ihm 1824 schrieb, welche Idiotin sie gewesen sei, den Mann jemals so hochgeschätzt zu haben. Carlyles künftige Größe erkannte sie früh; es machte sie nicht irr, daß seine ersten Leistungen, Schillers Leben, die Uebersetzung von Goethes „Meister", ihm zwar etwas Geld, aber keinen Ruhm eintrugen. In ihren Adern floß das wilde Blut ihres Ahnherrn John Knox; zum Opferlamm war sie nicht geboren. Sie quälte ihren Liebhaber, zankte sich mit ihm, entriß ihm das Geständniß, der „Meister" sei als Roman so gut wie nichts werth, versöhnte sich wieder und versprach, wenn Carlyle einmal sein Glück gemacht habe, es mit ihm zu theilen. „Ich habe keinen Funken von Genie, ich habe a tibbit (einen Teufel) von Laune", jammerte Carlyle, dem Dyspepsie „wie eine Ratte in der Höhle seines Magens nagte." Allein er liebte Jane und ersparte ihr gute Lehren nicht: „Ich beschwöre Dich", sagt er, der seine Mutter anbetete, dem jungen Mädchen, „ich beschwöre Dich, fahre fort, Deine Mutter zu ehren und zu lieben und ihre Gesellschaft jeder anderen vorzuziehen. Die Uebung dieser ruhigen Neigungen ist das sicherste auf Erden erreichbare Glück, die beste Nahrung für das Edelste in der Seele... Zwei Wege stehen Dir offen: Du kannst eine fashionable Dame werden, die Zierde der Salons, die Gattin eines

erfolgreichen Mannes, oder Du kannst das Streben nach Wahrheit und sittlicher Schönheit als das höchste Gut wählen und in Bezug auf Anderes dem Schicksal vertrauen."

Miß Jane Welsh war vorläufig ein kleiner Freigeist; „eigensinnig wie ein Maulthier", nannte sie sich, aber Carlyles Stimme drang zu ihr „wie das Gebot eines zweiten Gewissens, nicht weniger furchtbar als dasjenige, welches die Natur meiner Brust eingepflanzt hat. In meinen ernsteren Stimmungen glaube ich manchmal, es sei der Zauber, womit ein guter Engel mein Herz wider das Böse stärkt."

Carlyle hatte in der Nähe seiner Familie einen kleinen Pachthof gemiethet. Dort erhielt er einen Brief von Jane, worin sie ihre einstige Liebe zu Irving bekannte. Als er darauf entgegnete, daß seine geistigen und körperlichen Schwächen ihn nicht befähigten, ihr Gatte zu werden, und sie sich ihm nicht opfern dürfe, erschien sie selbst, „sah das rauhe Bauernelement", in dem Carlyle und die Seinen lebten, gewann für immer die Zuneigung der Familie und ließ sich selbst nicht abschrecken, eines armen, niedrig geborenen Mannes Frau zu werden. Am siebenzehnten Oktober 1826 hielten die Beiden stille Hochzeit. Vierzig Jahre hindurch währte ihr Zusammenleben. Gegen das Ende fiel das Wort der Frau: „Ich heirathete aus Ehrgeiz. Carlyle hat meine wildesten Hoffnungen weit übertroffen und ich . . . bin elend".

Durch einen eigenthümlichen Zufall sollten diese und viele ähnliche Aeußerungen au pied de la lettre vom künftigen Biographen Carlyles und dem ihrigen genommen und so der Welt ein durchaus falsches Bild dieser Beiden geboten werden. Der Urheber der Wirrsal war J. A. Froude, der begabte und bekannte englische Historiker. Er war ein glänzender Schriftsteller und zugleich ein Mensch, in dem die Einbildungskraft alle anderen Fähigkeiten überwog. Es war ihm unmöglich, ein Dokument so zu lassen, wie er es fand. Gelehrte Fachgenossen, die seine Quellen und Citate nachprüften, fanden sie an den wichtigsten Stellen verändert und nach Bedarf dramatisirt. Königinnen, deren Schicksale er zu schildern hatte, schickte er in Scharlachgewändern aufs Schaffot, obwohl er wußte, daß ihre letzte Kleidung schwarz gewesen war; Helden und Bösewichter ließ er mit Worten auf den Lippen sterben, die sie nie gesprochen hatten. Der Geschichtschreiber Froude war zum Romandichter geboren; Ehrfurcht vor den Thatsachen blieb ihm stets unbekannt. Diese Eigenthümlichkeit, die seine Kritiker mit einem härteren Ausdruck bezeichnen, war das Gegentheil Dessen, was Carlyle, dem Wahrheit über Alles ging, im Leben, im Wissen und in der Literatur wollte. Froude besaß jedoch eine hinreißende Darstellungsgabe; er war ein gewinnender, liebenswürdiger Mensch; er bewunderte Carlyle und seine Frau. Auch lag es in seiner beweglichen, aneignungfähigen Künstlernatur, in den Farben

Derer, die er bewunderte, zu schillern. Was ja nicht ausschloß, daß er viele Ansichten Carlyles aufrichtig theilte. Anfangs ein bloßer Bekannter, wurde er von 1860 an Hausfreund des Ehepaars, das seit 1834 und bis zum Ende in einem altmodischen, kleinen abgelegenen Hause in Cheyne Row, Chelsea, nah bei der Themse, lebte. Carlyle war damals fünfundsechzig, seine um fünf Jahre jüngere Frau bereits schwer leidend und immer kränkelnd. Im Jahr 1865 ernannten die edinburger Studenten fast einmüthig Thomas Carlyle zum Rektor der Universität. Im April 1866 trennte er sich, wie immer mit zärtlichem Abschied, von seiner Frau, die ihn nie auf seinen Reisen zu begleiten pflegte und auch diesmal, schon ihrer Gesundheit wegen, zurückblieb. In Edinburg erwarteten ihn begeisterte Huldigungen. Er sprach zur akademischen Jugend mit der gereiften Weisheit des Alters. Wie einst die Covenanters, so sollten auch sie das Evangelium Christi zur Regel ihres täglichen Lebens machen, das Rechte thun, ohne sich darum zu kümmern, ob sie im Leben Erfolg davon hätten, dem Studium, vor Allem der Geschichte sich zuwenden, aber die Ausbreitung der Kenntnisse nicht überschätzen. Frömmigkeit und Furcht vor den Göttern habe das alte Gemeinwesen groß gemacht, Demokratien seien der Natur der Sache nach nie von langer Dauer gewesen. Wesentlich sei, daß in einer Welt wie der unseren die Edelsten und Weisesten leiten, die Uebrigen gehorchen sollten.

Der Erfolg dieser Rede Carlyles war ungeheuer. Vom „Sartor Resartus", der 1833 als „das Werk eines literarischen Tollhäuslers" keinen Verleger hatte finden können, wurden jetzt zwanzigtausend Exemplare verkauft. „Ein vollständiger Triumph", so lautete das Telegramm von Freunden an Mrs. Carlyle, die mit Dickens und Wilkie Collins u. A. bei einem fröhlichen Mahle auf die Gesundheit ihres Mannes trank. In einem Brief an sie klagte er am neunzehnten April darüber, nichts von „seinem liebsten Herz" gehört zu haben. In einigen Tagen sei er wieder bei ihr. Er schickte ihr seinen Segen und sein Lebewohl. Am Morgen des einundzwanzigsten April schrieb sie ihm noch, wie fast jeden Morgen, „den heitersten, fröhlichsten Brief von allen". Seit zwei Jahren hatte Carlyle seiner von schwerer Krankheit genesenen Frau eine Equipage geschenkt. Sie ließ an jenem Nachmittag anspannen und fuhr, ihr Hündchen auf dem Schoß, in den Hyde-Park. Dort setzte sie den Hund heraus und ließ ihn laufen. Ein vorüberfahrender Wagen ging ihm über den Fuß und er lag, mehr erschreckt als verletzt, heulend auf dem Rücken. Sie ließ halten, sprang heraus, nahm das Thier in ihre Arme und ließ weiterfahren. Der Kutscher fuhr zweimal um den Serpentinsee. Bei der Achillesstatue drehte er sich, verwundert, daß er noch immer keine Weisung, nach Hause zurückzukehren, erhielt, nach seiner Herrin um. Die Sache schien ihm sonderbar; er bat einen in der Nähe befindlichen Herrn,

einen Blick in den Wagen zu werfen. Da saß Mrs. Carlyle mit gefalteten Händen, — eine Leiche.

Man brachte sie in das nahe Georgsspital. Die ersten Freunde, die gerufen wurden, Froude und Miß Jewsbury, vergaßen den Anblick nie wieder: „Die Stirn, die bei ihren Lebzeiten von immerwährenden Schmerzen zusammengezogen war, hatte sich geebnet und jetzt zum ersten Mal sah ich, wie wundervoll sie war. Der geistreiche Spott wie die traurige Weichheit, womit er abwechselte, waren verschwunden, ihre Züge in ernster, majestätischer Ruhe geglättet. Manches schöne Antlitz habe ich im Tode gesehen, aber keins war so großartig wie das ihre."

Mit aller Schonung wurde Carlyle in Kenntniß gesetzt. Er bettete seine kleine Jeannie in der Abteikirche zu Haddington in die heimathliche Erde und tröstete sich nie wieder. Wenn er an die Stelle kam, wo Mrs. Carlyle zum letzten Mal lebend gesehen worden war, entblößte er stets das Haupt. Mit seiner Schriftstellerei ging es nach ihrem Tode zu Ende. Craigenputtock vermachte er in ihrem Namen der Universität Edinburg. Des Lebens blieb er überdrüssig. „Der unheilbare Kummer, die in Thränen getränkte Liebe um sie" beschäftigten ihn ganz und nahmen die Wendung zu bitterer, selbstquälerischer Reue: „Ach, ich war blind, stockblind", klagte er unaufhörlich; „ich hätte wissen sollen, wie nah meine helle Sonne dem Untergang war!"

München. Lady Blennerhassett.

Das Buch eines Arbeiters.

Es ist schon längst gesagt, daß die gesellschaftlichen Klassen einander heute gegenüberstehen wie zwei ganz fremde Nationen; denn trotzdem heute, wo nur gesellschaftliche, nicht auch rechtliche Schranken die Bevölkerung trennen, der Uebergang von einer unteren Schicht in eine höhere und umgekehrt viel leichter ist als früher und daher in jeder Klasse mehr Mitglieder als früher stehen, die in einer anderen geboren und erzogen wurden, so war doch die Unwissenheit der einen Klasse über Denken und Fühlen der anderen nie so groß wie jetzt; der Grund ist, daß unser gesellschaftliches Leben in immer steigendem Maße aufhört, eine Beziehung von Personen zu sein, und zu einer Beziehung von Funktionen dieser Personen wird. Wo also Mitglieder zweier verschiedenen Klassen einander berühren, lernen sie sich nicht mehr menschlich kennen, sondern sie betrachten und, da fast immer ein Tauschverhältniß zu Grunde liegt, bewerthen nur gewisse Aeußerungen des Anderen. Aus ihnen konstruiren sie sich dann einen typischen Charakter: des Arbeiters, des Unternehmers, des Hausbesitzers, des Krämers u. s. w.; in diesen Typus gehen aber nur die Züge ein, die sich aus den genannten Aeußerungen ergeben und mit der ihr entsprechenden Gesinnung des anderen Theils beobachtet werden, so daß naturgemäß Zerrbilder des

Hasses und Mißverständnisses entstehen. Unter solchen Umständen ist es mit großer Freude zu begrüßen, wenn wir charakteristische Selbstbekenntnisse der einen oder anderen Klasse bekommen. Uns Gebildeten ist besonders fremd die Arbeiterklasse, in welcher der Einzelne zugleich, da der Arbeiter am Unfreiesten den Lebensbedingungen seiner Klasse gegenübersteht und somit stärker und direkter von ihr beeinflußt werden muß als der einzelne Beamte, Bürger, Aristokrat oder Gelehrte, uns sozial viel Lehrreicheres erzählen kann als Andere. Das im Verlag von Eugen Diederichs erschienene Buch „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters" hat hierdurch einen sehr großen Werth und verdiente wohl, von Vielen gelesen zu werden.

Aber es hat auch eine große ästhetische Bedeutung.

Wir, die Gebildeten von heute, haben eine große Freude an einfacher und naiver Erzählung, bei der der Erzähler, um einen Ausdruck Goethes zu gebrauchen, nur ganz treuherzig in die Natur verliebt ist; und so suchen wir schöne alte Bücher zusammen, versetzen uns in fremde Zeiten und Sitten und haben viele Schwierigkeiten der Sprache; denn unsere heutigen Schriftsteller besitzen nicht mehr die Einfalt und treuherzige Liebe zum Wirklichen, sondern können ihre Gedanken, Deutungen und Folgerungen nicht zurückhalten, wollen seelische Schwierigkeiten aufdecken und Unerhörtes und Neues bringen, möchten durch Beschreibungen glänzen und suchen, indem sie bald nachahmen, bald dem Schein der Nachahmung ausweichen, sich für ihre eigene Person hervorzuthun, statt nur Das, was sie sagen wollen, in das rechte Licht zu setzen. So wenden sie sehr viel Begabung und noch mehr Fleiß an eine doch zuletzt undankbare Aufgabe, — was ja wohl überhaupt ein Merkmal unserer gegenwärtigen Kultur sein mag.

Die Arbeiterklasse, die in raschem Aufsteigen begriffen ist und vermuthlich zwar durchaus nicht all ihre Erwartungen befriedigt sehen kann, aber doch sicher manche Thätigkeiten auf sich nehmen wird, die heute den höheren Klassen eigen sind, besitzt, als ein jugendliches Wesen, noch rechte Einfalt und Treuherzigkeit und könnte an sich unsere Literatur verjüngen, nicht nur durch eine neue Begeisterung für Ideale der sittlichen Freiheit, die ja sie recht eigentlich bewegt, sondern auch durch neue Kraft und Frische der Anschauung und Darstellung; aber die Kampfmittel, die sie nach den heutigen Umständen anwenden muß, sind leider von einer Art, daß gerade den Begabten und Vorkämpfenden diese Fähigkeit verloren gehen muß, da sie die Kampfmittel erwerben müssen aus dem üblen Abhub der Bildung, den man popularisirte Wissenschaft nennt, und aus den Zeitungen: hierdurch aber geht ihnen die Frische und Kraft, zwar nicht des Gefühls, aber des Gedankens, der Anschauung und des Ausdruckes verloren, so daß, was man von eigentlicher Arbeiterliteratur in die Hände bekommt, in dieser Hinsicht viel schlechter ist als alle andere.

Das Buch, auf das diese Zeilen aufmerksam machen wollen, ist nun zum großen Glück von einem Mann geschrieben, der zwar die Wandlungen unseres Wirthschaftlebens aus kleinbürgerlichem Wesen zum Industrialismus gerade mit erlebt hat, aber doch noch nicht in den Bannkreis der Sozialdemokratie und damit in das Lesen von Schriften und Zeitungen hineinkam, sondern seine Sprache und Anschauung an der Bibel gebildet hat, die neben den griechischen Klassikern das beste Muster ist. So hat ihn zwar die Unruhe so weit erfaßt

daß er sein Leben niederschrieb, was einem gleichen Mann aus der Generation unserer Eltern noch nicht in den Sinn gekommen wäre, aber er hat sich dennoch wahrhafte Einfachheit und Größe des Stils erhalten. Freilich: was er in diesem Stil sagt, Das hat nur soziologisches Interesse und kein wahrhaft künstlerisches, denn es sind nur gemeine und werthlose Dinge, die höchstens einmal gelegentlich durch einen dünnen Strahl dürftigen Gemüthes verschönt werden; und dazu fehlt jeder Aufbau, Unterordnung, Vorbereitung oder Zuspitzung; doch genügt die bloße Einfachheit und Reinheit des Stils, in dem der Mann nur erzählt, nie schildert und nie reflektirt, um sein Buch so fesselnd zu machen, wie selten Bücher sind. Ich wenigstens habe es in einem Zuge mit dem größten Vergnügen und ohne einige Unlust durchgelesen.

Wie ein solches Vergnügen entstehen mag, ist wohl recht schwer zu erklären; denn wenn wir die Dinge, die in dem Buch stehen, vor uns in der Wirklichkeit sähen, so würden wir uns ganz gleichgiltig von ihnen abwenden; und so wenig Neues, was nicht schon in der Wirklichkeit gewesen wäre, sondern aus seinem Inneren hätte kommen müssen, hat der Erzähler hinzugethan, daß er selbst oft nicht die seelischen Ursachen der erzählten Geschehnisse versteht und der Leser sie sich aus seiner spiegelklaren Objektivität selbst suchen muß.

Aber nicht nur der Stil der Erzählung, sondern auch der Stil des Ausdruckes ist vorzüglich, in der Einfachheit und Sicherheit der Worte, in dem ausgezeichneten Bau der einzelnen Sätze und der Satzverbindungen. Auch hier hat es dem Mann genützt, daß er von Gedrucktem nur die Sprache Luthers kannte und sonst nur gesprochene Sprache geübt hat. Immerhin muß er auch hier, wie in dem starken Stilgefühl seiner Erzählungweise, eine besonders große Begabung haben, denn er überwindet Aufgaben, die sich Luther noch nicht stellte, und zwar immer aus dem Geist unserer Sprache heraus.

Wer unsere deutsche Sprache liebt, weiß, in welcher Verwilderung sie sich heute befindet, gegen die gar keine Hilfe möglich scheint. Vielleicht liegt deren letzter Grund in der Behandlung, die unsere Klassiker ihr zu Theil werden ließen; eine Besserung, wenn sie überhaupt möglich wäre, müßte wieder an Luther anknüpfen; vornehmlich würde Das für den Periodenbau gelten, denn unsere heutigen Schriftsteller, weil sie sehr oft ihre geschriebenen Sätze sich nicht mehr laut vorlesen, vergessen nicht selten, daß das Deutsche unter ganz anderen Bedingungen Perioden bauen muß als jede andere Sprache; schon, daß wir sehr langsam sprechen und eine schwerfällige Auffassung haben, schafft eine eigene Voraussetzung; zum Beispiel erklärt sich wohl unsere Freiheit der Wortstellung aus dieser Mühe des Verstehens. Leicht auffassende Völker haben eine grammatikalisch geregelte Stellung; sehen wir doch schon unsere deutschen Juden, gegen den Geist der deutschen Sprache, instinktiv das Objekt hinter das Prädikat setzen; und dieser Instinkt ist durch Nachwirkung des Hebräischen jedenfalls nicht zu erklären.

Was mit Alledem gemeint wird, zeigt sich wohl am Besten durch den Abdruck einiger Sätze aus dem Buch:

„Das ist nichts Seltenes gewesen, daß die Gutsherren und Amtsleute, wenn sie meinen Vater nöthig hatten, daß sie ihm das Reitpferd schickten, und manchmal haben sie ihn auch in der Kutsche holen lassen. Aber mein Vater ist doch ein sonderbarer Mann gewesen. Wenns eilig gewesen ist, wie an diesem Morgen,

dann hat er sich freilich aufs Pferd gesetzt und ist in schlankem Trabe rausgeritten; aber wenn er merkte, daß sie ihm das Pferd blos deswegen geschickt hatten, daß er nicht sollte so weit zu Fuß gehen, dann ließ er den Reitknecht wieder aufsitzen und ging selbst nebenher. Aber die Knechte wollten Das auch immer nicht thun; dann sind sie Beide den ganzen Weg neben dem Pferd hergegangen und haben sich was erzählt. Aber wenn er hat müssen in der Kutsche fahren, dann ist er allemal ärgerlich geworden, und wenn er hinausging zum Einsteigen, da hat er die Hausthür hinter sich zugeworfen und hat kein Kind dürfen mit rauskommen. Aber wenn sie haben einen Leiterwagen geschickt, der gar keinen Sitz gehabt hat, weder für ihn noch für den Knecht, dann ist er freundlich gewesen, dann haben die Kinder dürfen mit rauskommen und hat ihnen die Hand gereicht und hat Adje gesagt, und wenn er hat auf dem Wagen gestanden und die Pferde sind losgegangen, dann hat er ihnen noch zugelacht."

Nicht so ganz erfreulich und rein wie dieses Aesthetische ist der eigentliche Inhalt des Buches, insofern man aus ihm unverfälschte Arbeitergesinnung kennen lernt. Zwar ist es im Allgemeinen kein geradezu übles Bild, das man bekommt. Der Sinn für Ehrbarkeit und Tüchtigkeit, der sich in unserem Volk entwickelt hat, leuchtet auch bei diesem Mann immer wieder hervor, der doch auf die sehr niedrige Stufe des Erdarbeiters gesunken ist und eine fast maschinenmäßige Thätigkeit ausüben muß zwischen Leuten, die aus allen Gegenden zusammengeströmt sind und ohne Anhalt an Verwandtschaft wie ohne Weib und Kind blos für ihre rohe Arbeit leben; auch seine Genossen scheinen nicht böse zu sein, und wenn auch die beschriebenen Lebensumstände sicher nicht dazu angethan sind, brave und tüchtige Menschen zu schaffen, so haben sie doch auch Bravheit und Tüchtigkeit wenigstens nicht vernichtet, die einmal vorhanden waren. Was besonders hoch zu schätzen ist: unter den Ziegeleiarbeitern, zwischen denen er später beschäftigt ist und die hier auch aus zusammengewandertem Volk bestanden, gab es doch eine Menge, die trotz drückenden Akkordsätzen aus Ehrgefühl ihre Arbeit so gut machten, wie sie konnten, und lieber mit unzureichendem Lohn zufrieden waren, als daß sie schlechte Arbeit geliefert hätten. Solche Gesinnung bei solchen auf der tiefsten gesellschaftlichen Staffel stehenden Leuten, die eine Achtung Anderer kaum zu verlieren haben, verdient doch die höchste Anerkennung.

Immerhin muß man sich klar machen, daß, wie jede Klasse, so auch die Arbeiter ihre besondere Sittlichkeit haben; Manches, was uns unerhört vorkommt und deshalb von den Gesetzen hart geahndet wird — denn die Gesetze entsprechen heute ja im Wesentlichen den Anschauungen der mittleren Klassen —, erscheint diesen Leuten als gar nichts Schlimmes. Einmal bekommt der Erzähler bei einem Bahnbau Quartier bei einem kleinen Bauern, wo er mit einem anderen Arbeiter zusammen schlafen muß, der die Krätze hat und ihn damit ansteckt. Hierüber ärgert er sich so, daß er fortgehen will; und wie er Das dem krätzigen Genossen sagt, erklärt Der, er wolle auch fort, und schlägt ihm zugleich vor, sie sollten ihren Wirth nicht bezahlen, bei einem Kaufmann schnell noch tüchtig borgen und dann heimlich durchbrennen. Das thun die Beiden auch und unser Mann sagt: „Im Quartier kam mir die Sache freilich schändlich vor, wegen den übrigen Kameraden sowohl wie wegen den Unternehmern. Aber die Krätze kriegen war eben so schändlich; und ging nun Wurst wider Wurst". Wir werden

nie verstehen, wie ein solcher Gang der Gedanken und sittlichen Urtheile möglich ist; wer aber Gelegenheit gehabt hat, mit Arbeitern zusammenzukommen, wird Aehnliches schon oft erlebt haben; vielleicht liegt hier ein Rest urthümlichen Empfindens vor. Dabei ist unser Mann in anderen Fällen durchaus korrekt und sogar sittlich feinfühlend. So erzählt er, daß sein Großvater von der Mannsfelder Gewerkschaft ausgebildet wurde, damit er bei der Wasserhaltung verwendet werden konnte; als er aber genug wußte, machte er sich selbständig als Brunnenmacher. Darüber sagt der Erzähler: „Dieses Stück, das hat mir in meiner Jugendzeit und auch viele Jahre nachher gar nicht gefallen und ich wünschte oft, da ich ohnehin so wenig davon wußte, ich hätte Das auch nicht gehört; denn mir kams nicht anders vor als unrecht und undankbar. Erst später, als ich selbst schon viele Jahre gearbeitet hatte, da machte ich mir andere Gedanken davon und da sah ich ein, daß ich meinem Großvater sein Richter nicht bin".

Wahrscheinlich würde viel Ungerechtigkeit und Erbitterung aus der Welt verschwinden, wenn man die Geschworenen immer aus der Klasse der Angeklagten nehmen würde; unsere heutige Art ist jedenfalls ganz sinnlos; und es ist gewiß nicht zu fürchten, daß solche Gerichte im Ganzen laxer urtheilten; in vielen Fällen würden sie sogar schärfer sein.

Im Allgemeinen herrscht bei unserem Erzähler eine gewisse Kindlichkeit vor, die sehr oft auch übler Natur ist. Recht bezeichnend ist da der Schluß des Buches. Seinen unmittelbaren Vorgesetzten mißtraut der Mann fast immer. Das scheinen die anderen Arbeiter auch zu thun. Am Ende geräth er über den einen Meister, wie es scheint mit Recht, in eine besondere Empörung, weil der ihn gegen die Anderen benachtheiligt, aber er weiß nicht, wie er sich helfen soll; da betet er in seiner Noth zu Gott und hat einen Traum, in dem ihm Gott erscheint und sagt: „Wenn Du heute nach Deiner Arbeit kommst und siehest den Meister, so spreche seinen Namen aus und nimm die Form und haue sie auf den Tisch und rufe laut aus: Hier Schwert des Herrn und Gideon! Ich will monatlich über hundert Mark verdienen! Hier ist keine Ordnung! Hier muß man ja bei der Arbeit verrecken!" Nach diesem Traum handelt er und darauf kündigt ihm der Meister. Hiermit ist er ganz zufrieden; dann aber erhält er seinen Kündigungschein, der die Unterschrift des Direktors trägt. Den kennt er gar nicht; und daß der unbekannte Mann ihm, der viel länger auf dem Werk war als der Direktor, kündigen will: Das bringt ihn in Aufregung; deshalb will er den Ingenieur vor dem Direktor anklagen, daß er nichts verstände: „und wenn mir der Direktor etwa dumm käme, da wollte ich gleich alle Beide an die Luft setzen und selbst Direktor sein." Den Ingenieur stellt er denn auch glücklich, redet allerlei Thörichtes zu ihm und fordert ihn auf, er solle mit ihm gehen; nach einigen gewechselten Worten sagt Der: „Nein, ich gehe nicht mit", und wie unser Mann nach dem Grund fragt, antwortet er wegwerfend, er habe keine Lust. „Aber Dieses fand ich gar nicht schön und war jetzt in Verlegenheit, denn ich hatte nicht darauf gerechnet, daß er mitkäme; aber da machte er sich meine Verlegenheit sogleich zu Nutzen und wandte sich um und ging schnell in der Richtung nach seinem Bureau hinweg. Da kriegte ich Mitleiden und ließ ihn ruhig laufen; denn mitkommen wollte er ja doch nicht." Den Direktor sucht er dann später nicht zu einer gewollten Zeit auf, weil er mit einem Male ganz friedlich gestimmt

ist, und kommt erst, als er wieder die richtige Verfassung in sich spürt. „Ihn wegjagen ging nicht, dazu war ich allein noch zu wenig und hatte mich drein ergeben. Das hatte ich auch gestern an dem Inschenjöhr schon erlebt, wie er seinen Sitz behauptet hatte. Da wollte ich Herrn Boos thun, wie er mir gethan hatte, und wollte ihm unbekannter Weise kündigen." Herr Boos hat aber Besuch und unser Mann muß drei Stunden lang warten, die er mit Betrachtungen über die Tagedieberei der Besucher und mit Versuchen, die Thür einzutreten, und Aehnlichem ausfüllt. Endlich kommt er vor und der Direktor sagt ihm natürlich, daß er sich hätte beschweren müssen, und entläßt ihn. „Da rief ich laut: ‚Nanu?' Da warf er die Zeitung auf den Tisch und sprang vom Stuhl auf und stellte sich nahe der Thür an die Wand und zeigte mit beiden Armen nach der Thür und sah mich dabei durch die goldene Brille ganz verflucht ernsthaft an. Da blieb mir nichts Anderes übrig, als ihm den Willen zu thun und aus dem Bureau zu gehen." Draußen stellt er sich auf und fängt zu schimpfen an; der Direktor drinnen macht sich an einem Telegraphen zu schaffen, wohl um Polizei zu rufen; und zwar meint unser Erzähler: „Du lieber Gott im Himmel, da wollte mich der Mann bang machen mit der Polizei! Der dachte wohl, ich käme erst von Muttern"; dann aber geht er doch fort, und zwar, wie er angiebt, aus Schonung für den Polizisten, damit Der nicht etwa einen Mißgriff mache.

Dieser ganze Vorgang ist typisch; und Sozialpolitiker — wenn sie sich mit noch anderen Dingen beschäftigen wollten als mit Statistiken und Enqueten — würden ihn mit großem Nutzen für ihre Thätigkeit bedenken. Auch wer große Politik treibt, könnte hier lernen: sich vor einem Geschrei der Arbeiter nicht gleich zu fürchten, den Arbeitern aber auch zu geben, was sie in Wahrheit verlangen, nämlich relative Sicherheit der Existenz, Einsicht in die Dinge, die sie unmittelbar angehen, damit sie ihre nicht verwendete geistige Kraft an deren Bedenken und Verbessern verbrauchen können, und endlich das Bewußtsein einer ordentlichen und sicheren Regirung, die nicht allzu sehr über sich schimpfen läßt.

Schwere Anklagen enthält das Buch: es ist eine Schande, daß man Menschen zusammentreibt wie das liebe Vieh, nur daran denkt, welche Arbeit sie liefern sollen, und vergißt, daß sie unsere Brüder sind, in Manchem zwar geringer, in Manchem aber auch besser als wir; und es ist ein Glück, nicht nur für sie, sondern für unser ganzes Volk, daß sie heute durch die Sozialdemokratie und durch die gewerkschaftlichen Organisationen sich die Möglichkeiten geschaffen haben, ihre Klagen anzubringen und Verbesserungen durchzusetzen; nur sollten Alle, denen die Leitung unseres Volkes anvertraut ist, aus diesen Bestrebungen der Arbeiter die rechte Lehre ziehen, daß jede Klasse nur sich selbst helfen kann und deshalb vom Staat erwarten muß, daß er ihr die Formen verschafft, in denen Das möglich ist. Aber auch eine andere Lehre enthält dieses Buch für Jeden, der sie noch nicht kannte: die Lehre, daß die Arbeiterklasse an den großen Aufgaben unseres Volkes nicht selbständig mitarbeiten kann, weil ihre Lebensverhältnisse sie nicht zu der nöthigen Einsicht und Weite des Blickes kommen lassen, und daß deshalb die große Partei im Reichstag heute ein Unglück für uns ist.

Weimar. Dr. Paul Ernst.

Goya.

Eine seit langer Zeit von allen Kunstfreunden schmerzlich empfundene Lücke ist endlich ausgefüllt worden: wir haben eine Monographie über Goya. Das erste Buch über den Spanier in deutscher Sprache ist geschrieben worden. Ueber Velasquez, den größten Maler der iberischen Halbinsel und einen der größten Maler aller Zeiten und Länder, haben wir das grundlegende Werk von Justi und anderes Vorzügliche. Ueber Goya hatten wir bisher nichts. Nun hat uns Valerian von Loga, einer der jungen Kustoden des königlichen Kupferstichkabinets, das langersehnte Buch geschenkt. Es will nicht mit Justis ungleich breiter angelegtem Werk verglichen werden. Aber wir freuen uns, daß der geniale Aragonier, den so Viele lieben und der für die Kunst unserer Tage und der jüngsten Vergangenheit von so wesentlicher Bedeutung geworden ist, endlich auch seinen deutschen Darsteller gefunden hat. Logas schönes Buch zeugt von gutem Verstehen und ist die Frucht gründlicher Forschung. Es ist in erster Linie gelehrt und den Anforderungen der Wissenschaft genügend. Dabei nicht trocken, sondern mit Geschmack, nicht gerade geistreich, doch in einer vernünftigen Sprache geschrieben.

Loga hatte die wenig dankbare Aufgabe, einzelne von uns geliebte, aber falsche Gerüchte über die Person des Künstlers, die durch das sprühende Buch des Franzosen Yriarte verbreitet waren, zu korrigiren. Diese Korrekturen verdrießen uns, denn die Vorstellung von dem Menschen Goya, wie sie bisher in uns ruhte, bricht damit in sich zusammen. Wir trugen ein Bild von dem Spanier in uns, das wir im Grunde nicht weniger liebten als die großen Aeußerungen seiner Kunst.

So sahen wir ihn: schön, elegant und ewig jung, mit dem Lächeln des Eroberers, an der Seite den scharfen Degen, mit dessen Spitze er Alle ritzte, die seinen Launen sich nicht fügen wollten. Hochmüthig, rücksichtlos, von den schönsten Frauen umringt, die ihn fürchteten und sich ihm beugten, stolz und selbstbewußt den Königen gegenüber, denen er diente. Wir sahen ihn auf heimlichen Lagern in den Boudoirs glühender Herzoginnen, sahen ihn in glücklichen Duellen mit seinen Nebenbuhlern und dann wieder vor der Staffelei oder der Kupferplatte, mit einer Leichtigkeit schaffend, wie sie die Gunst der Musen nur ihren erkorensten Lieblingen verleiht. Eine Herrennatur, lachend über die Welt und ihr Treiben, kühn, ironisch und unwiderstehlich; so sahen wir Goya, den Bildner der Caprichos. Es giebt ein feines Gedicht von Richard Schaukal, das dieser Vorstellung Ausdruck verleiht:

Goya.

Ich habe die lange schwüle Nacht
Bei einer jungen Dame verbracht:

Sie liegt und träumt mit offenen Lippen von meinem Nacken …
Ich will jetzt malen, Ihr sollt Euch packen!
Steht nicht herum und gafft so ledern!
Sonst zerr' ich Euch an Euren Agraffenfedern
Oder kitzle Eure dünnen Waden
Mit meinem Degen. Ich bin von Gottes Gnaden,
Ich bin ein Grande im offenen Hemd,
Ich liebe das Licht, das die Welt überschwemmt,
Ich liebe ein Pferd,
Das bäumend sich gegen den Zügel wehrt,
Ich liebe den Juden, den Keiner bekehrt.
Dem König lasse ich sagen, er solle
Klopfen, wenn er mich störe wolle.

Ach, der wirkliche Francisco de Goya war ein Anderer. Einen Trost zwar haben wir: für seine Jugend bleiben viele Züge des uns vertraut gewordenen Bildes bestehen. Das Wort über den König freilich hat nie gegolten.

Goyas langes Leben umschließt die Zeit von 1746 bis 1828. Er wird als Sohn eines Bauern in dem aragonesischen Nest Fuentetodos geboren. Seine Lehrzeit absolvirt er in Saragossa. Der lebensdurstige Jüngling mit dem starken Körper und schönen Gesicht, der den Mädchen den Kopf verwirrt, bezeugt mehr Freude an der Süße des Weines und den Abenteuern der Liebe als an der langweiligen Luft des Ateliers. In einer nächtigen Rauferei, an der er betheiligt ist, kommen drei Menschen ums Leben. Er flieht mit Hilfe seiner Freunde nach Madrid, wo damals Raffael Mengs, der kühle Raffael aus Sachsen, am Hofe Karls des Dritten die erste Rolle spielte. Auch Tiepolo malte damals in der kastilischen Hauptstadt, aber man beachtete ihn wenig. Mengs verdunkelte ihn. Es ist nicht klar zu erweisen, ob Goya in persönliche Beziehungen zu dem greisen Italiener getreten ist. Fest steht, daß er ihm künstlerisch Manches zu danken hat.

Nach ein paar Jahren geht es gen Rom. Man berichtet, auch diese Abreise sei nicht freiem Willen entsprungen. Goya soll bei einem galanten Abenteuer zwei Messerstiche in die Brust bekommen haben; und wie einst in Saragossa, soll ihm auch jetzt der Boden unter den Füßen zu heiß geworden sein. Und nun wird etwas Wundersames erzählt, das zwar nicht mit Bestimmtheit verbürgt ist, woran wir aber gern glauben möchten, weil es so köstlich in diese Jugend paßt: er soll sich, mittellos, als Stierkämpfer verdungen und auf diese Weise langsam in das südliche Spanien durchgeschlagen haben, von wo aus er zu Schiff nach Italien hinüberfuhr.

Er lacht in Rom über das blöde Treiben an der Akademie, skizzirt lustig im Getümmel des Volkes, verübt allerlei tolle Streiche, darin der Jugendliche Meister ist, und als er endlich wagt, von Liebe hingerissen, in ein

Nonnenkloster einzubrechen, ist es wiederum hohe Zeit, daß er sich den Fängen der Polizei durch eilige Flucht entzieht. Er kehrt in die Heimath zurück und erhält einen ersten großen Auftrag in Saragossa, wo er ein Tonnengewölbe der berühmten Kathedrale mit religiösen Fresken ausmalt, die bezeugen, wie innig er Tiepolo bewundert. Dann zieht er sich, vermuthlich wieder durch eine Messerangelegenheit gezwungen, zwei Jahre in ein Kloster am Ebro zurück, wo er seinen größten Cyklus religiöser Bilder al fresco malt.

Er geht nach Madrid, verheirathet sich und die bunten Tage seiner brausenden Jugend sind beendet.

Die Vermählung ist der Punkt, an dem sein Leben sich wendet, an dem ein neuer Goya zu werden beginnt. Ruhe und Stete kommen in sein Dasein und er fängt an, eine ungeheure Arbeitkraft zu entfalten. Wir hören nichts mehr von Abenteuern, in die er verstrickt ist, nichts mehr von eiligen Abreisen, zu denen er gezwungen wird. Das pikante Verhältniß, in dem er zur Herzogin von Alba, einer Freundin seiner Kunst, gestanden haben soll, gehört ins Reich der Fabel. Auch die häßlichen Dinge, die man über sein eheliches Verhältniß erzählt hat, sind offenbar erfunden. Die schöne Frau mit dem rothgoldenen Haar scheint nur den günstigsten Einfluß auf die Thätigkeit Franciscos gewonnen zu haben: Bild auf Bild entsteht in emsiger Arbeit. Nachdem die heißersehnten Beziehungen zum königlichen Hof in einer allzu unterthänigen Weise angebahnt sind, verschwendet er auf lange Jahre hinaus einen guten Theil seiner Kräfte an eine stattliche Reihe von Kartons, die, im Auftrage des Hofes für die Teppichmanufaktur entworfen, dort für die königlichen Gemächer im Prado und Eskorial gewebt wurden. Da hängen nun diese großen Gobelins an den Wänden der einsamen Schlösser, und wenn man vor sie hintritt, wird man das Bedauern nicht los, daß gerade Goya seine Zeit an diese kostspielige Liebhaberei eines Königs verzetteln mußte. Denn seien wir offen: diese Gobelins machen uns nicht warm und nicht selten möchten wir uns gegen den Gedanken sträuben, daß sie von Goyas Hand stammen. Zwar zeigen sie eine gesunde und sicherlich derbere Realistik, als sie dem Zeitgeschmack geläufig war; aber sie tragen nicht die Wesensspur des Genies und der Einfluß Watteaus ist deutlich bemerkbar.

Goya lebt in Madrid recht behaglich. Er ist musikalisch begabt und in den Salons seiner Gönner willkommen. Er liebt eine vornehme Lebensführung, ist passionirter Jäger und giebt viel Geld aus, wenn er es hat. Er ist ein treuer Freund, ein taktvoller Mensch und im Grunde bedürfnißlos. Seines Nimbus als eines Degenhelden ist er längst entkleidet, — für immer. Dem Hof zeigt er sich von einer Devotion, die wir verwünschen, da sie wenig zu dem Bilde paßt, das wir früher von dem Helden hatten. Mit den Jahren bildet sich eine Schwerhörigkeit heraus, die ihn oft miß=

trauisch werden läßt, wie so viele von solchem Leiden Geplagte: es ist der Anfang völliger Taubheit, der sich andere langwierige Krankheit gesellt. Goya ist schnell gealtert. In den Jahren seines Lebens, wo wir ihn uns noch als Troubadour und stolzen Kavalier vorstellten, ist er schon müde. Mit fünfundvierzig Jahren hört er nichts mehr. Diese Taubheit, die ihn auf sein Inneres, auf die Gebilde seiner Gedanken und Träume konzentrirte, scheint mir besonders wichtig zu sein, wenn man die später ins Ungeheure entwickelte Phantasiethätigkeit des Meisters erklären will. Erst seit den Tagen der Taubheit treten die grandiosen Phantasiegebilde, die ihm dauernden Ruhm sichern sollten, in seinem Werk auf.

Goya malt in Madrid neben den Kartons zunächst viele Portraits. Sie sind von merkwürdiger Ungleichheit. Es sind Tafeln darunter, flach und langweilig gemalt, die irgend ein Anderer seiner Zeit eben so oder besser fertig gebracht hätte. Manche sind recht flüchtig und offenbar in schlechter Laune gemacht, wohl nur, um Geld zu verdienen. Diese Bilder haben von Goyas Wesen nichts. Aber es giebt andere Portraits, die er in glücklichen Stunden mit Lust und Liebe schuf und die ihn als einen bedeutenden Charakteristiker und feinen Durchforscher des Menschengesichtes zeigen. Das ziemlich früh anzusetzende Bildniß seiner Frau Josefa mit den großen dunkeln Augen und dem freien Hals (jetzt im Prado) hat schon etwas Meisterliches. Er hat die Herzogin von Alba gemalt, einmal in Weiß, mit losem, üppig herabwallendem Haar, einmal in Schwarz, mit köstlicher Mantilla; beide Bilder sind mit einer Feinheit gemacht, die Goya nah bei Velasquez den Platz anweist. Freilich darf man nicht vergessen: Velasquez war vor ihm. Goya hat ihn mit großer Liebe und Hingebung studirt, und was der Bauernsohn aus Aragon dem Aristokraten zu danken hat, ist nicht zu unterschätzen. Goya selbst sagte, seine Lehrmeister seien neben der Natur Velasquez und Rembrandt gewesen. Der Ton ist auf den ersten der beiden Namen zu legen. Rembrandt hat ihn wohl zum Radiren angeregt, aber in seinen Spuren ist er kaum gewandelt und ein Bild von ihm hat er vielleicht nie gesehen. Von den Schöpfungen des Velasquez aber war er umgeben. Auf diesen Bildern sah er die berühmten wundervollen Lufttöne, die duftige, grausilberige Atmosphäre (el ambiente, sagt der Spanier) der Umgegend von Madrid, die Keiner nach ihm so wundervoll wiederzugeben vermocht hat. Von ihnen lernte der Kolorist: auch bei ihm zeigt sich gern ein feines Grau in Verbindung mit Rosa oder einem goldigen Gelb. Von ihnen hat er gelernt, das Portrait mit der Landschaft zu verbinden. Manchmal, besonders in den Bildnissen Karls des Dritten und des Vierten und auf der großen, an Figuren reichen und doch so leeren Tafel, die die Familie Karls des Vierten darstellt und den Maler an der Staffelei im Hintergrund zeigt (wie Velasquez auf den Meninas),

ist die Komposition auch in auffälligen Einzelheiten auf Velasquez zurückzuführen. Zwischen den Meninas und diesem repräsentativen Familienbild liegt freilich eine Kluft, über die keine Brücke führt. Das Bildniß Karls des Dritten mit der Guadaramakette und dem Eskorial im Hintergrund ist vorzüglich, trotz der Erinnerung an Velasquez.

Ein wundervolles Bild ist die Romeria de San Isidro. Es ist der Ueberblick über ein Volksfest vor den Thoren von Madrid; im Mittelgrunde der Manzanares, hinten auf der Anhöhe die Stadt. Vor diesem Werk hat man ein ähnliches Gefühl wie vor den Meninas: man möchte hineinschreiten. Man möchte sich in dieses fröhlich plaudernde, tanzende, scherzende Getümmel mischen und weiß schwer zu sagen, was eigentlich das Bedeutendste an dem Bilde ist: die lockere, kastilische Luft, hier köstlicher gelungen als je, die glücklichen perspektivischen Wirkungen oder die famose Komposition des Vordergrundes. Zu meinen Lieblingen gehört die berühmte Maja (Schöne), die Goya zweimal in der gleichen Lage dargestellt hat: bekleidet und nackt. Erwartend, sehnsüchtig, liegt sie auf weißen Spitzenkissen, die Hände unter dem schwarzlockigen Haupt. Wie süß verlockend ist das Gesicht, zumal der Bekleideten; mit welcher freudigen und beherrschenden Kunst ist der graziöse kleine Körper der Nackten gebildet! Etwas unendlich Liebliches blüht aus den Bildern dieser spanischen Schönen auf.

Die religiösen Darstellungen, die er in einer Reihe von Kirchen al fresco gemalt hat, zeigen seine starke Seite nicht. Amusant sind die Engel an den Gewölben in San Anton de la Florida zu Madrid: sie sehen aus wie hübsche moderne Cocottchen in Morgentoilette, mit geschminkten Augenbrauen und Flügeln zwischen den Schultern. Man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll: über die Keckheit, solche Engel an die Wände einer Kirche zu malen, oder über die Thatsache, daß sich der Klerus diese Gestalten als Vertreter der himmlischen Heerschaaren gefallen ließ. Einige Tafelbilder mit religiösen Themen aus der späteren Zeit erweisen sich dagegen als Impressionen von genialem Vermögen, so ein Christus am Oelberg, so namentlich eine Heilige Elisabeth, die Kranke pflegt.

Den größten Theil seines Ruhmes dankt Goya seinen Radirungen. Die ersten Versuche mit der Nadel fallen in eine ziemlich frühe Zeit. Es reizt ihn, die geliebten Meisterwerke des Velasquez mit der Nadel wiederzugeben. Ein ganzer Cyklus solcher Blätter entsteht, aber die Klaue des Löwen ist hier kaum zu verspüren. Der große Radirer, den wir lieben, entwickelt sich erst in den Jahren der Taubheit, in den siebenziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts also. Es sind die Jahre, in denen das innere Wesen Goyas sich umgestaltet. Er ist oft, in Folge von körperlichen Schmerzen, unglücklich und verbittert und sein Gemüth verdunkelt sich mehr und mehr

in der dauernden Taubheit. Die Phantasie beginnt, ihre Riesenflügel zu regen, und trägt ihn in Gebiete, wo ihm künstlerische Offenbarungen von den wahnwitzigsten Dingen werden, wie sie kaum ein Anderer vor ihm hatte. Er schwelgt in den tollsten Vorstellungeu, wirft sie aufs Papier und bringt sie dann auf die Kupferplatte; denn es ist bezeichnend für ihn, daß er fast Alles, was er radirt, vorher zu zeichnen pflegt; und zwar schließt sich die Radirung meist in der minutiösesten Weise an die Zeichnung an.

Zuerst entstehen die Caprichos, die technisch von kaum zu übertreffender Vollendung sind. Goyas Griffel bildet Vögel mit Menschenköpfen, die grinsend durch die Luft hinschwirren; sie werden von Frauen gefangen, gerupft und die desplumados (man beachte die Haltung und die Bewegungen dieser unendlich drolligen Gestalten!) werden mit Besen bearbeitet. Fratzen von nie gesehener und dabei überzeugend glaubwürdiger Scheusäligkeit grinsen uns an. Wir sehen Menschen mit Schweinsköpfen und Thiere mit Menschenköpfen. Eine Frau bricht bei Nacht im Mondlicht einem Erhängten die Zähne aus dem Mund, vermuthlich, um sie zu einem Zauber zu brauchen (a caza de dientes); Pfaffen lauschen verzückt der Predigt eines Kakadus; irgend ein Unthier spielt Fangball mit Menschen. Wir sehen ekelhafte alte Kupplerinnen, mit Gesichtern, die das Laster geformt hat; zwei, von Fledermäusen umflattert, nehmen eine Prise und neben ihnen steht ein Korb, der mit zu früh verendeten Kindern gefüllt ist. Drei Kupplerinnen sausen wie Geier durch die Luft und über ihnen thront eine geschmückte Schöne (volaverunt). Durch die Luft fliegende Hexen zerfleischen einander die Gesichter. Goya hat eine merkwürdige Vorliebe für Wesen, die die Luft durchschwirren, zumal für reitende. Auf einer Eule reitet ein Teufel, auf dem Teufel ein fettes, viehisches Weib, an das wieder andere Scheusale sich klammern. Hexen mit schwammigen Körpern reiten auf Besen; eine jugendliche Schöne wird von geilen fliegenden Ungethümen verfolgt, die sie bedrohen; teuflische Spukgestalten mit riesigen Fledermausflügeln sausen umher, andere beschneiden sich die Fußnägel. Schreckensgebilde, Ausgeburten einer vertrackten Phantasie, Unheimliches und Grauenhaftes: Das sind die Caprichos.

Man hat viel an dem Inhalt dieser achtzig Blätter herumgedeutelt, besonders zu Goyas Zeit. Allerlei Anspielungen auf politische Vorgänge und bestimmte Personen hat man erkennen wollen; ob und wie weit mit Recht, entzieht sich heute unserer Beurtheilung. Daß starke Satiren darunter sind — besonders gegen die Frau und die Pfaffen richtet sich manche Spitze —, ist offenbar. Es sind die erschreckenden Visionen eines genialen, von grausigen Vorstellungen verfolgten Geistes, der in Stunden des Zornes, da ihm die Welt so ekel erschien, sich berufen fühlte, der Menschheit einen Zerrspiegel vor das Auge zu halten.

Der berühmte zweite Mai des Jahres 1808 kommt. Das Volk von Madrid erhebt sich rebellirend gegen Murat, der es in einem furchtbaren Blutbad niedermetzeln läßt. Für den Künstler Goya ist dieser Tag von höchster Bedeutung: hier sieht der Sechzigjährige zum ersten Mal die Schreckensbilder, die zunächst auf Tafeln, dann, zwei Jahre später, in seinen radirten Desastres de la guerra so fürchterlich wieder erstehen.

Die achtzig Blätter des „Kriegsschreckens“ sind in ihrer äußeren Wirkung vielleicht noch gräßlicher als die Caprichos, weil hinter ihnen die Wahrheit grinst, während die Caprichos doch meist nur Phantome zeigen. Hier dringt einer Gestalt ein Beil in den Kopf, dort spießt sich ein Bajonnet in ein Gesicht. Männer ringen mit Frauen, um sie zu überwältigen, und die Weiber wehren sich mit Messern. Wir erblicken wimmernde Kinder, durchbohrte Leiber, Wagen mit Leichenhaufen, die man auf den Kirchhof schafft. Eine besondere Vorliebe hat Goya für Erhängte: immer wieder sieht man Körper mit hängenden Köpfen an Galgen oder an Bäumen baumeln. Andere werden an den Pfahl gebunden und erschossen. Leichen werden beraubt und entkleidet. Und überall verzerrte Gesichter, Geberden des Wahnsinns, — und immer wieder Erhängte. Hier wird Einer lebend mit dem Schwert gezweitheilt, dort ein Anderer auf einen Baumast gespießt. Eins der fürchterlichsten Blätter: an einem entlaubten Baum hängen nackte Körper und einzelne Gliedmaßen; ein paar Arme; ein Rumpf; ein Kopf...

Die dritte Folge der Radirungen unterscheidet sich von den Caprichos und Desastres in auffallender Weise. Es ist die Tauromaquia, die vierzig Blätter umfaßt. Ein Siebenzigjähriger hat sie geschaffen, doch einer, dessen Händen eine ewige Jugend beschieden war. Stierkämpfer werden in all ihren Phasen und Möglichkeiten dargestellt. Goya muß den Stierkampf als Liebhaber studirt haben; denn mit allen Künsten und Kniffen der Toreros zeigt er sich genau vertraut. Wie weiß er das machtvoll sehnige Wesen, den Trotz des angreifenden Stieres herauszubringen! Die mannichfachen, oft so graziösen Spiele mit der capa werden geschildert; Banderilleros setzen ihre Fähnchen im Stehen und Sitzen; hier wird ein Torero von dem toro aufgespießt; dort springt ein Anderer, Tollkühner, mit gefesselten Füßen über den Rücken des Stieres; und ein Espada tötet von seinem Stuhl aus den Stier. Einmal bricht der Stier aus und spießt eine Person aus dem Publikum auf die Hörner. Und in all diesen Szenen herrscht eine Intensität der Bewegung, eine Sicherheit in der Komposition, die doppelt bewundernswerth sind, da sie der Hand eines Greises entstammen. Bis in die letzten Tage seines Lebens hinein ist Goyas Kunst noch gewachsen. Nie haben seine Kräfte nachgelassen, nie hat der vielfach Leidende ein Bedürfniß nach Ruhe empfunden, nie hat der Alte das Interesse an der Gegenwart

verloren und nicht in einem einzigen seiner Werke läßt sich die Spur des Greisenthumes nachweisen.

Was die Radirungen Goyas so groß macht, ist die wundersame Einfachheit der Technik, die nichts verschweigt, ohne das Geringste zu sagen, was überflüssig wäre; die absolute Beherrschung von Licht und Luft; die immer malerische Art, in der sie gesehen sind, und die eine großartige Abstraktion der zerstreuenden Einzelheiten zur Folge hat (was wir bei Hogarth so schmerzlich entbehren); und endlich, aber nicht dem Werth nach zuletzt, die fabelhafte Intensität der Bewegung. Alle diese Momente schaffen vereint den Stil dieser Werke.

Seit der Meister das Gehör verloren hat, beschränkt sich sein sinnlicher Verkehr mit der Außenwelt auf das Auge, das, da es das Auge eines Malers ist, die Fähigkeit erhält, die flüchtigsten Bewegungen in all ihren Nuancen mit fast unglaublicher Schnelligkeit aufzusaugen und die Werthe des Lichtes zu erkennen. Nur was sich bewegt, ist von Interesse für Goya. Deshalb pflegt er die Umgebung seiner Gestalten nur leise anzudeuten; häufig ist es ein gänzlich uferloser Raum, in den sie versetzt sind. Er liebt die Unendlichkeit im Raum, er ist ein Freund großer, besonders dunkler Flächen, die er durch einen breiten, ruhigen Auftrag der Aquatinta erzielt. Diese war, gerade als er zu radiren anfing, von Leprince erfunden worden und noch kein Spanier hatte sich ihrer bedient. Sie wird ihm zu einem wichtigen und geliebten Mittel, große, von mächtiger Schlichtheit getragene Wirkungen zu erzielen. Immer mehr wird der Ton auf die Behandlung der Fläche gelegt. Er läßt auch gern große weiße Stellen stehen, auf denen er das Licht einfängt. Man erkennt, wie seine ganze Art, ohne das Moment der Impression zu verleugnen, nach der dekorativen Seite hin neigt. Je älter er wird, desto stärker entwickelt sich dieser Sinn für die großen Umrisse. Die Ausdrucksweise wird immer ruhiger und gewinnt dabei an Größe. In seinem letzten, unvollendeten Cyklus, den herrlichen „Proverbios“, ist sein Stil auf die ruhigste und sicherste Formel gebracht.

Der alte Goya hatte sich ein Landhaus vor den Thoren von Madrid erworben, das von dem Volke bald die quinta del sordo (das Haus des Tauben) genannt wurde und von dessen Fenstern er eine Aussicht hatte, wie die Romeria de San Isidro sie zeigt. Dieses Haus schmückte sich Goya mit Bildern, die zu dem Wüstesten und dabei Werthvollsten gehören, was seine unseligen Träume geboren haben. Die letzten schaurigen Tiefen seiner Phantasie thun sich auf. Wenn Du zum ersten Mal vor diese Allegorien trittst, die jetzt im Prado hängen, wird Dir sein, als ließe sich auf Deinen Schädel ein katzenartiges Unthier nieder, das langsam seine Pranken in Deine Stirn gräbt. Du siehst zwei Burschen auf einem Ackerfeld: sie schlagen,

wie die Besessenen, einander mit Knüppeln ins Gesicht, all ihre Sehnen sind gespannt von brutaler Wuth und Kraft und ihre Körper sind bei der Anstrengung bis zu den Knien in den Boden gesunken. Saturnus, ein ungefüger Riese mit Glotzaugen, frißt einen Menschen: er beißt ihm gerade einen Arm ab. So sind die Gesichte und Träume dieses Alten, die er nun malerisch unübertrefflich zu bändigen weiß. Die Farben sind auffallend saftig, ungemischt und mit einer Sicherheit hingesetzt, die niemals irrte.

Das Alter wird immer trüber; die Gicht ist eine arge Plage. Im Jahre 1824 verläßt der Kranke Madrid, um in ein französisches Bad zu reisen. Doch dieser Grund wird nicht der einzige gewesen sein, der ihn trieb, die Heimath zu verlassen. Man schätzte ihn offenbar am Hofe Ferdinands nicht nach Gebühr; es heißt auch, er habe wegen seiner radirten Satiren Verfolgungen zu fürchten gehabt. Er kommt auf kurze Zeit nach Paris und gründet sich ein neues Heim in Bordeaux, wo der befreundete Dichter Moratin in Verbannung lebte. Und nun entfaltet der Nimmermüde auch in der Fremde eine Thätigkeit von so intensiver Kraft, als stünde er auf der Höhe des Lebens. Er zögert nicht, die neue Kunst der Lithographie zu erlernen, und schafft so eine Reihe von Stierkämpfen, die zu den besten seiner graphischen Arbeiten gehören und nicht ahnen lassen, daß ihr Schöpfer ein armer, der Heimath beraubter Greis ist, ein Tauber, halb Blinder, der sich gezwungen sieht, zwei Brillen und häufig noch ein Vergrößerungsglas zu benutzen.

Der Neunundsiebenzigjährige sieht noch einmal auf kurze Zeit die kastilische Hauptstadt wieder. Dann, 1828, stirbt er in Bordeaux, aus Freude über einen Brief seines Sohnes, der ihm seine bevorstehende Ankunft meldet.

Goya war Spanier vom Scheitel bis zur Sohle. Das nationalste Vergnügen seines Volkes, den Stierkampf, hat er mit dem Pinsel, dem Stift und der Nadel festzuhalten gewußt wie kaum ein Anderer. Er verkörpert ein wichtiges Stück der malerischen Kultur seines Vaterlandes, die in Velasquez ihren König verehrt. An die Tradition dieses Größten knüpft er sein Werk, schwingt sich von dort aber auf neue Gipfel. Er ist einer der ersten Radirer aller Zeiten. In dem Abstrusesten und Persönlichsten, das er geschaffen hat, erweist er sich als ein Mitglied der tollen Familie, zu der die Breughel, Bosch und Hogarth gehören. Von ihnen steht er unserem Gefühl am Nächsten; Hogarth empfinden wir ja schon als veraltet. Die Einflüsse des Spaniers auf lebende Künstler sind unverkennbar: die Anfänge des Radirers Klinger führen auf ihn zurück, der schwedische Radirer Zorn hat in technischer Hinsicht einen Theil seines Erbes angetreten, Rops hat ihm Manches zu danken und der Baske Ignazio Zuloaga ist ihm in malerischen Dingen sehr verpflichtet. Der große Tote Manet gar, der so auffallend nach Spanien hin tendirte, hat viele Bilder geschaffen, die aus der Verliebtheit in ganz bestimmte Werke des Spaniers herausgewachsen sind.

Goyas Kunst ist ein Born, aus dem noch Mancher mit beglücktem Schauder schöpfen wird. Dieser herbe Born quillt nicht für Jeden; aber Vielen bedeutet er eine Welt.

Man hat gerade jetzt Gelegenheit, in Berlin eine Reihe von sehr verschiedenen Werken Goyas zu betrachten. Die Nationalgalerie hat soeben zwei außerordentliche Malereien des Spaniers erworben: einen wundervoll bewegten Stierkampf und die köstliche Cucaña, eine in satten Farben hingestrichene Landschaft von besonderer Schönheit. Unter den Bildnissen, die Cassirer in seinem Salon zusammengebracht hat, ist manches Schwache; zugleich freilich ein Leckerbissen erster Ordnung: das aus dem Jahr 1819 stammende Portrait des Architekten Antonio Cuervo, mit einer Delikatesse gemalt, von der die jungen Impressionisten unserer Tage lernen mögen. Man beachte das Haar. Weder Velasquez noch Frans Hals noch Manet haben Haar besser gemalt.

Steglitz. Hans Bethge.

Auf zur Sonne.*)

Die Sonne hat drei lange Wochen in dem kleinen Dorfe Gersau am Vierwaldstättersee nicht geschienen, nicht mehr geschienen seit Anfang Oktober, als der Föhn kam. Nach Sonnenuntergang wurde es ganz windstill und ich schlief die halbe Nacht, bis ich von dem Läuten der Kirchenglocke und von einem Geräusch geweckt wurde, das sich in das eigenthümliche Brausen des Sturmes auflöste, wie er sich über die Alpen auf den südlichen Seestrand warf, im Kessel des Sees zusammengepreßt, in die Gassen unseres Dorfes hineingedrängt wurde, an Schildern riß, Fensterladen schüttelte, an Dachpfannen rüttelte, in Baumkronen und Gebüschen raste. Die Wogen des Sees schlugen gegen die Hafenbefestigungen, schäumten über die Einfassungen und platschten gegen Boote. Der Sand peitschte gegen Fensterscheiben, das Laub tanzte in Wirbeln, das Ofenblech riß und das Haus zitterte. Als ich hinausguckte, war es hell in der Kirche und die Glocke läutete in Einem fort, um Die zu wecken, die nicht bereits erwacht waren; denn der Föhn wird für so gefährlich angesehen wie ein Erdbeben, weil er selbst Häuser niederreißen und, was schlimmer ist, Felsblöcke von den Bergen herabstürzen kann, und wir wohnen gerade an der Wurzel eines, der allerdings nur fünfzehnhundert Meter hoch ist, dessen Gipfel und Grate aber einen lockeren Ballast von Felsblöcken tragen, die zu einem Steinwerfen in größerem Stil besonders geeignet sind. Nach dreistündigem Tosen ist die Gefahr vorüber. Und am folgenden Morgen theilt die Dorfchronik mit, daß in Schwyz

*) Die letzte der „Schweizer Novellen", die in Scherings Uebersetzung bei Hermann Seemann Nachfolger erscheinen. Strindberg hat auf diese Arbeit stets besonderen Werth gelegt und soll einmal gesagt haben: „Das kleine Stück giebt die ganze Gleichung, nach der mein Leben gelöst werden kann."

ein Steinblock mitten durch ein Bauernhaus gefahren sei und den rechten Flügel fortgenommen habe, ohne gefährliche Folgen für die Menschen, die im linken wohnten.

Doch nach diesem warmen und heftigen Winde hat sich ein Nebel über das Dorf und den Vierwaldstättersee gelegt. Der Himmel sieht bewölkt aus, doch es fällt kein Regen und es kommt auch kein Sonnenschein. So geht es drei Wochen fort; und hat man begonnen, Alles in Grau zu sehen, hört man damit auf, es in Schwarz zu sehen. Die Alpenlandschaft, die vorher aufrichtete, hat ihren Charakter verloren, seit man nicht mehr weiter als hundert Meter die Wände hinaufsieht; und das Herz wird schwer, beklommen. Alle Reisende haben sich heimgewandt, die Hotels stehen leer und der November ist da, finster und hoffnunglos. Die Tage schleppen sich hin und man sehnt sich, Licht anzünden zu dürfen; der Himmel ist trostlos grau, der See ist grau, die Landschaft grau.

Kein Wind, kein Regen, kein Donner. Die sonst an Abwechselung so reiche Natur ist unerträglich einförmig, ruhig, still, so friedlich, daß man sich nach einem Erdbeben sehnt. Wo die Lichtquelle zu wirken aufhört, hört alle Farbe auf; das Auge wird stumpf und die Seele hüllt sich in eine Schläfrigkeit, die der Faulheit nah kommt.

Als ich mich eines Abends im Gespräch mit dem Amtmann über den langen Abschied beklagte, den die Sonne genommen, antwortete er mit der Ruhe, die einem Deutsch-Schweizer eigen ist: „Die Sonne! Die kann man oben auf der Hochfluh den ganzen Tag sehen."

Die Hochfluh ist einer der kleineren Alpenstöcke, die den Thalkessel bilden, in dem wir wohnen, und nur zweihundert Meter niedriger als der Sulitelma, weshalb er auch von jungen Engländern zum Promenadenplatz benutzt wird. Ich beschloß daher als Sonnenverehrer, die Wallfahrt auf zur Sonne zu unternehmen. Eines frühen Morgens im November setzte ich mich in Bewegung.

Am Fuß eines Alpenstockes lebend, der, wie erwähnt, als Vulkan mit Steinregen aufwarten kann, bereiten sich die Leute von Gersau stets darauf vor, in die Ewigkeit einzugehen, und besuchen daher die Kirche alle Tage morgens, mittags und abends. Darum begegne ich jetzt um acht Uhr morgens den Kirchgängern mit ihren Büchern in den Händen. Zwei alte Weiber, die eine halbe Meile bis zum Morgengebet wandern, beten einen Rosenkranz auf der Landstraße. Die Eine spricht den Engelgruß Ave Maria vor und die Andere setzt mit dem Refrain ein: In saecula saeculorum, Amen! Und so den ganzen Weg fort! Thut dieses Rosenkranzbeten weiter kein Gutes, so scheint es die Zunge von Mißbrauch abzuhalten, wie das bekannte Pfeifen im Weinkeller, das in der Anekdote dem Bedienten des Grafen auferlegt wurde.

Wie ich die Alten und die Landstraße verlasse, um den Aufstieg zu beginnen, stoße ich sofort auf einige starke Eindrücke, die grell und daher dauerhaft sind. Bei der ersten Biegung steht ein Walnußbaum mit angenagelter Christusfigur und einer Votivtafel, die den Wanderer darüber aufklärt, daß von diesem Walnußbaum während der Ernte der Bauer Seppi (oder so ähnlich) herabstürzte und sich totschlug. Gott sei seiner Seele gnädig! Bete für ihn! Amen!

Bei der nächsten Biegung steht eine kleine, wunderliche Nische aus weißgeleimten Ziegeln, so klein wie eine für Kinder gezimmerte Spielstube. Und durch die Stacketsprossen sieht man Bilder der Heiligen Familie, vielleicht im

sechzehnten Jahrhundert gemalt, und daneben den Aufschluß, daß die zum Tode Verurtheilten auf dem Wege zum Richtplatz bei dieser Kapelle stehen bleiben und ihre letzte Andacht halten durften. Es ist also der Galgenbergweg, den ich wandere; und nach einigen Minuten bin ich auf dem Richtplatze selbst. Es ist ein offener Plan auf einer gegen den See vorspringenden Spitze mit der herrlichsten Aussicht, so daß man es sich als einen wirklichen Genuß vorstellt, vom Leben mit einem Anblick zu scheiden, wie man ihn hier auf Pilatus, Axenstock, Buochserhorn, Bürgenstock hat; und selbst Voltaire würde hier nicht Unbehagen empfunden haben, im Verborgenen (obscurément) gehängt zu werden. Das verabscheute er am Allermeisten, weshalb er auch sehr folgerichtig Rousseau beschuldigte, so eitel zu sein, daß er sich gern hängen ließe, wenn nur sein Name an den Galgen angeschlagen würde. Von hier sieht man unten am Strande ein Stück weiterhin einen Schimmer der unheimlichen Kapelle Kindlimord, wo ein bekümmerter Vater sein hungriges Kind getötet haben soll. Das sind zusammen vier düstere Gemälde in der grauen Morgenbeleuchtung. Und von den blutigen Bildern steige ich mit größerer Geschwindigkeit aufwärts, lichteren Gegenden zu, wo die Sonne wartet.

Die Region der echten Kastanie ist bald durchschritten, eben so die der Walnußbäume; der Buchenwald beginnt. Nachdem ich bei einer Sennhütte mit schönen Kühen und einem garstigen Hunde ausgeruht habe, trete ich ins Gewölk ein, das sich als Das, was man einen Nebel nennt, erweist, der immer dichter wird und die Landschaft unerträglich macht. Die Schwierigkeit, zu sehen, verursacht ein Brennen der Augen; Bäume und Büsche sind wie in Rauch gehüllt und die Millionen Spinnengewebe zwischen den Zweigen sind mit Wassertropfen besetzt, so dicht, das es aussieht, als hätte die Waldfrau, wenn es wirklich eine giebt, Tausende von Spitzentaschentüchern zum Trocknen aufgehängt.

Der Nebel macht Einem das Athmen schwer, schlägt sich auf die Wolle des Rockes, auf Bart, Haar und Augenbrauen nieder, verbreitet einen ekeln, schalen Geruch, macht die Steine klebrig und glatt, daß man nicht darauf gehen kann, und verdunkelt Alles im Innern des Waldes, wo die Stämme schnell wegtönen und in einem Grau-in-Grau verschwinden, das den Gesichtskreis auf ein paar Klafter zusammendrängt. Diese Nebelschicht von etwa tausend Metern muß ich durchklettern, ein nasses und kaltes Fegfeuer, ehe ich zum Himmel komme, und ich thue es mit vollem Vertrauen zu dem Ehrenwort des Amtmannes, daß sie ein Ende nehmen wird, ehe die Alpe aufhört und das graue Nichts anfängt.

Ich habe kein Barometer bei mir, fühle aber, daß ich gestiegen bin, daß die Nebelschicht sich vermindert hat und ich mich reiner Luft nähere. Ein Gefühl wie von einem edeln Weinrausch fängt mich zu packen an; und jetzt ... Im Hohlweg, von oben, leuchtet es schwach wie das erste Grauen des Tages auf der Landschaft eines Rouleaus; die Baumstämme stehen klarer da, das Auge sieht weiter und das Ohr hört Kuhschellen, von oben her. Und jetzt: ganz hoch oben steht eine goldene Wolke; ein paar rasche Schritte und das niedrige Buchenunterholz leuchtet in Gold, Kupfer, Bronze, Silber, wenn ein Strom gebrochenen Sonnenlichtes auf das vergilbte Laub fällt, das bis heute erhalten blieb. Ich stehe noch im Herbsttag, in Feuchtigkeit und Kälte, sehe die von der Sonne be-

leuchtete Sommerlandschaft und erinnere mich in einem Nu an eine Segelfahrt auf dem Mälar, wo ich im Sonnenschein saß und den schwarzen Hagelschauer eine Kabellänge seitwärts in Lee vorbeiziehen sah. Und jetzt stehe ich mitten in der Sonne, sehe oben eine nordische Landschaft, mit Fichten und Birken, sehe grüne Matten mit rothen Kühen, kleine braune Hütten mit alten Frauen, die auf den Schwellen Strümpfe für Vatern stricken, der unten im Kanton Tessin auf Arbeit ist; sehe Kartoffelgärten und Lavendelbüsche, Dahlien und Ringelblumen.

Und ich lasse die Sonne mein Haar und meinen Ueberrock trocknen, meinen noch frostigen Körper erwärmen; lüfte meinen Hut vor dem glühenden Urheber und Erhalter des Weltalles, er mag nun aus ewig brennenden Wasserstoffflammen oder aus dem noch nicht anerkannten Urstoff Helium bestehen. Der Allvater, der ohne Weib die Weltkörper gebar, der Allmächtige, der Leben und Tod schenkt, über Eis und Wärme, Sommer und Winter, Mißwachs und Gutjahr bestimmt!

Als mein Auge an Sommerstimmung und grünem Gras gelabt ist, sehe ich unter mir in das Dunkle, Tiefe hinab, das ich durchstreift habe. Dort, über dem See, der nicht zu sehen ist, liegt das Dunkel und die Kälte, aber nicht mehr dunkel und kalt, sondern wie eine lichtglänzende, weiß gekämmte Wolle, auch sie von der Sonne beleuchtet und die Dämmerung und die schmutzige Erde drunten verbergend, und über der weißen Decke erheben sich glitzernd einige Schneealpen, gleichsam aus verdichtetem Silbernebel gebildet, aus einer Lösung von Luft und Sonnenlicht kristallisirt, Treibeis auf einem Meer von frischgefallenem Schnee umherschwimmend. Es ist buchstäblich eine überirdische Landschaft; die Kuhschellenidylle droben unter den Birken wird dagegen banal.

Doch jetzt hört man von unten, nachdem es hier oben totenstill geworden ist, von unten, wo triste Menschen zitternd im Grauwetter gehen, einen plätschernden Laut, der sich nähert und den das Auge unter der Wolkendecke verfolgen zu können glaubt. Es klingt wie ein Mühlfall, ein Regenbach, eine Fluthwoge. Jetzt steigt ein Schrei von unten herauf, ein Schrei, wie wenn alle Einwohner der vier Kantone um Hilfe gegen Uri-Rothstock riefen. Doch es ist nur das Radboot, das pfeift, und die Hochfluh, die das Echo vervielfacht, das in der reinen Luft anschwillt, nachdem es durch den Wolkenboden gedrungen ist.

Und da ist es Mittag.

Ich muß wieder hinunterkriechen, hinunter durch den Nebel, zum Grauwetter, zum Dunkel, zur Feuchtigkeit und zum Schmutz, — und vielleicht wieder drei Wochen warten, ehe ich die Sonne zu sehen bekomme.

Stockholm. August Strindberg.

Selbstanzeigen.

Ueber Maltechnik. Ein Beitrag zur Beförderung rationeller Malverfahren. A. Foersters Verlag, Leipzig. 8 Mark.

Ich habe in meiner Schrift zunächst die auf dem Gebiete der künstlerischen und gewerblichen Maltechnik herrschenden Mißstände, die Verfälschungen der Farben und Malmittel, den gänzlichen Mangel an sicherem theoretischen und

praktischen Unterricht, das Fehlen aller nützlichen Traditionen und die vielfach ablehnende Stellung der Akademien und der Künstler gegenüber den diese Mißstände bekämpfenden Bestrebungen eingehend erörtert. Insbesondere habe ich die Wege gezeigt, auf denen diese Mißstände beseitigt werden können und die von der „Deutschen Gesellschaft zur Beförderung rationeller Malverfahren in München" betreten worden sind. Auf die Existenz, die Bestrebungen und die Kämpfe dieser Gesellschaft, deren Erster Vorsitzender Franz von Lenbach ist, und auf ihr Organ, „Technische Mittheilungen", will ich hinweisen; eben so auf die von der bayerischen Regirung provisorisch übernommene und an der Technischen Hochschule in München untergebrachte „Versuchsanstalt und Auskunftstelle für Maltechnik". Die Gesellschaft und die Versuchsanstalt prüfen alle Probleme der Maltechnik, alle Konservirungmethoden; alle Auskünfte werden unentgeltlich ertheilt. Die Versuchsstation beschäftigt sich auch mit der Ausarbeitung von Vorschlägen für den Unterricht in der Farben- und Maltechnik und soll künftig auch die Ausbildung von Lehrkräften für den Unterricht in der Maltechnik übernehmen. In der Zeitschrift „Technische Mittheilungen für Malerei" ist ein Organ geschaffen, das alle Fachfragen gründlich erörtert und die wissenschaftlichen und praktischen Ergebnisse der Forschung und der Erfahrung sammelt. Auch hier wird von der Redaktion auf Anfragen unentgeltlich — mündlich und schriftlich — Auskunft ertheilt. Damit sind denn Central- und Kontrolstellen für das ganze Gebiet der Maltechnik, des Malmittelhandels, der Hilfswissenschaften und technischen Methoden geschaffen. Mein Buch soll dazu beitragen, daß der „Versuchsanstalt für Maltechnik", die schon seit zwei Jahrzehnten arbeitet und um ihre Existenz kämpft, endlich von den maßgebenden Stellen und Personen, von den Künstlern, Kunstfreunden und Gewerbetreibenden u. s. w. endlich die Beachtung, die materielle und moralische Unterstützung zu Theil wird, deren sie, ihrer Bedeutung und Nützlichkeit gemäß, würdig ist und zu einem erfolgreich durchgreifenden Wirken unbedingt bedarf. Mein Werk wird jedem Interessenten vollständige Orientirung über den heutigen Stand der modernen Maltechnik bieten und zu einem zweckmäßigen Studium und zur richtigen Bearbeitung maltechnischer Fragen anregen.

Grünwald bei München. Adolf Wilhelm Keim.

Streiflichter. Otto Meißners Verlag, Hamburg.

Ganz naiv ist man im Leben nur einmal. Große Enttäuschungen sind es ganz besonders, die aus dem naiven Menschen den anderen — wie soll ich ihn nennen: Schauspieler oder Diplomaten? — machen. Am Wesen der Liebe, weil sie Jeder kennt, will ich darthun, wie ich Das meine. Nur die erste Liebe eines Menschen ist reine, unverfälschte Liebe. Hat nun ein Mensch das Pech, in seiner ersten Liebe unglücklich zu sein, so verfällt er gar bald in die eifrigste Betrachtung seiner selbst. Er konstatirt: hier warst Du ungeschickt, dort albern. Könntest Du den ganzen Rummel noch einmal von vorn anfangen: Du wüßtest nun, wie man sich aufzuspielen hat, um Erfolg zu haben. Bleibt nun ein Mensch vor dem eigenen Herzen ehrlich, so hat er in solchen Zeiten allerlei lustige Launen. Es liegt nah, daß das Vergnügen an der Selbstironisirung sein Erstes ist. Liegt

es nicht aber eben so nah, daß er in solchen Stunden mit Vorliebe der Lust fröhnt auch Denen, denen er die Enttäuschungen dankt, ihr Fett zu geben?

Paul Schröder.

❦

Jüdische Künstler. Herausgegeben von Martin Buber, Josef Israels von Fritz Stahl; Lesser Ury von Martin Buber; E. M. Lilien von Alfred Gold; Max Liebermann von Georg Hermann; Solomon J. Solomon von S. L. Bensusan; Jehudo Epstein von Franz Servaes. Mit 139 Abbildungen. Jüdischer Verlag. Berlin 1903.

Richard Wagner konnte noch der sinnlichen Anschauungsgabe der Juden das Vermögen absprechen, bildende Künstler hervorgehen zu lassen. Seiner Behauptung stand damals als Thatsache fast ausschließlich eine Schaar bedeutungloser Nachahmer gegenüber. Heute kann auf einige jüdische Künstler hingewiesen werden. Diese Künstler sind ein Anfang. Das Beste ist, sie ohne lange Theorien in ihren Schöpfungen vorzuführen und auf ihre Art aufmerksam zu machen. Das ist die Absicht des Sammelwerkes, dessen erste Folge in diesem Bande vorliegt. Es soll zeigen, was an bildnerischen Fähigkeiten im heutigen Judenthum lebt. Hier und da wird auch das Nachwirken von Volkseigenschaften in dem Wesen der Künstler und ihrer Werke aufgedeckt werden können.

Martin Buber.

❦

Universität und Volksschullehrer. C. Marrowsky in Minden. 60 Pfennig.

Als das nothwendige Endziel der Bildungbestrebungen des deutschen Volksschullehrerstandes wird „die vollständige und vollgiltige akademische Bildung für jeden Volksschullehrer" nachgewiesen. Da dies Ziel für absehbare Zeit unerreichbar scheint, muß den strebsamen und befähigten Lehrern die Fortbildung durch akademisches Studium ermöglicht sein. Nicht erstrebenswerth erscheint eine verminderte akademische Bildung, eine von kürzerer Dauer und mit verminderten Rechten. Deshalb wird durch Vergleich der heutigen Seminarbildung mit der Oberrealschulbildung nachgewiesen, daß auf Grund des Seminarabgangszeugnisses und einer Ergänzungprüfung in einer fremden Sprache und in Mathematik dem Lehrer ein Reifezeugniß ertheilt werden könnte, das die selben Studienberechtigungen in sich schlösse wie das Reifezeugniß einer Oberrealschule.

Dr. Otto Gramzow.

❦

Das Notenbankwesen in den Vereinigten Staaten von Amerika. Karl Ernst Poeschel, Leipzig. 1903.

Nach langer, wegen des Fehlens von Material nicht immer leichter Arbeit ist die Schrift zu einer Zeit beendet worden, wo die Bankfrage in Folge der geplanten Notenbankreform in den Vereinigten Staaten besonderes Interesse findet. Im ersten Theil habe ich in knappen Umrissen die geschichtliche Entwickelung des amerikanischen Bankwesens geschildert. Im zweiten Theil wird die Technik des Noten-, Depositen-, Diskont- und Vorschußgeschäftes geschildert und die einzelnen Zweige des Bankgeschäftes werden mit unseren und englischen Verhältnissen verglichen. Der dritte Theil giebt eine Kritik des Vielbanksystems im Allgemeinen und des nordamerikanischen Banksystems im Besonderen. Im

Schlußkapitel war ich bemüht, zu zeigen, welches Interesse wir Deutsche daran haben, daß die Vereinigten Staaten ein gutes, elastisches Banksystem besitzen. Mit einem praktisch wohl durchführbaren Reformvorschlag schließt die Arbeit, die, wie ich glaube, auch für den Laien klar genug geschrieben ist.

Dr. Georg Obst.

Glück und Unglück der berühmten **Moll Flanders**, die, im newgater Zuchthaus geboren, während eines unruhvollen Lebens von sechzig Jahren fünfmal verheirathet gewesen, darunter einmal mit ihrem leiblichen Bruder, dann zwölf Jahre lang Dirne in London war, später eine Diebin, die dann auch acht Jahre lang nach Virginia zur Strafarbeit verschickt wurde, und endlich dennoch reich, fromm und ehrbar starb. Eine Geschichte, aufgezeichnet nach ihren eigenhändig niedergeschriebenen Memoiren von Daniel de Foe und jetzt zum ersten Male in die deutsche Sprache übertragen und dann herausgegeben von Hedda und Arthur Moeller-Bruck, verlegt von Albert Langen in München im Jahre 1903.

Daniel de Foe, geboren 1661, gestorben 1731, hat neben den Verdiensten, daß er der eigentliche Begründer der englischen Presse war und damit der Presse überhaupt, daß er ferner den schönen „Crusoe" verfaßt hat, auch noch andere. Vor Allem hat er außer seinen Flugblättern, seiner Zeitung und seinen Robinsonaden noch Romane geschrieben. Hier ist sein bedeutendster. Er ist auch eine Robinsonade; aber eine aus der Großstadt. Man darf in ihm sogar eigentlich den ersten aller Großstadtromane sehen. Das allein würde dem Buch einen gewissen literarisch-kuriosen Werth von vorn herein sichern. Es hat aber auch noch einen weiteren Werth, der in dem Buch selbst ruht, einen rein menschlichen, rein dichterischen Werth. Dieser Hochstaplerinnenroman gehört nämlich zu den ehrlichsten, herzhaftesten Bekenntnißbüchern, die wir besitzen, und steht ganz in der Nähe unseres lieben „Simplizius Simplizissimus": so lebendig wahr und schön ist er und dabei so gradlinig im Bau, so schlicht, aber tief in der Erzählung. Ein durch und durch gesundes Buch, kein perverses Inzestbuch, wie vielleicht vermuthen könnte, wer de Foe nicht kennt. Es handelt ausschließlich von starken Lebensgefühlen und ist so ein ebenbürtiges Erzeugniß englischer Renaissance, aus ihrem rauschenden Geist kräftig geboren. Mit seiner erstmaligen deutschen Ausgabe bekommen wir, was nicht verwundern darf, zugleich einen sehr modernen Roman, dessen Stoff auch aus dem Treiben unserer Tage gefunden sein könnte. Nur ist eben alles Menschliche, und gerade Das, was wir das Unmoralische nennen, vollständig unnervös genommen, ganz unraffinirt und naiv, so, als ob es etwas ganz Selbstverständliches wäre. Diesen Vorzug der Frische, der unbedingten Natürlichkeit in Form und Inhalt hat der Roman vor unserer psychologisch verzwickten zeitgenössischen Epik voraus. Sie kann von ihm wieder lernen, wie sich im Roman gerade die Einfachheit zur Monumentalität zu erheben vermag. Und im Uebrigen mögen sich die Menschen an dem Buch herzlich des Menschlichen freuen.

Paris. Arthur Moeller-Bruck.

Rache für Leipzig.

Deutschland ist um einen Markstein reicher. Bisher hatten wir die Regirung Karls des Großen, Luthers wittenberger Thesenthat, die Kaiserkrönung im Spiegelsaal von Versailles und die Premiere von Sudermanns „Ehre". Jetzt aber ist, 1903, Etwas geschehen, das all diese ewig denkwürdigen Wendepunkte der deutschen Kultur und Geschichte noch übertrumpft. Die Dresdener Bank und der Schaaffhausensche Bankverein haben sich zum Bunde fürs Leben vereint. Vorläufig wenigstens für dreißig Jahre; so lange, ein ganzes Menschenalter lang, soll die „Interessengemeinschaft", von der ich vor acht Tagen nur kurz sprach, mindestens dauern. Diese neuste Wendung der Weltgeschichte kam so plötzlich, daß vom Rhein bis zur Weser, von der Elbe zum Belt, weiter noch, bis über Deutschlands weltpolitische Grenzen hinaus, Jedermann verblüfft war und erst eine Weile tief Athem schöpfen mußte. Schon um dann rufen zu können: Videas consulem! Von allen Konsuln, Caesar und Bonaparte nicht etwa ausgenommen, ist Gutmann der größte. Heil Dir, Eugen! Der Eheschließung war keine Verlobunganzeige, kein Aufgebot vorangegangen. Nichts wußte man von zarten oder unkeuschen Annäherungen, von Verträgen und Uebergabe. Nichts. Hat es schon vorher heißer als Kohle (aus Rheinland natürlich) gebrannt, so wars heimliche Liebe, von der Niemand nichts weiß. Und das süße Geheimniß blieb so streng gewahrt, daß auch die dem jungen Paar Nächsten, die Sippen, die doch jede Bewegung, jeden Athemzug der Verwandtschaft eifersüchtig überwachen, nichts von den Dingen ahnten, die kommen sollten und kamen. Selbst die Deutsche Bank, die sonst bekanntlich Alles weiß, Alles nahen sieht, das Gras wachsen hört und das Wetter von übermorgen voraussagt, selbst sie wurde diesmal überrumpelt; sie gerade am Allermeisten. Im Kreis gewöhnlicher Sterblichen sind heimliche Verlobungen, sogar heimliche Trauungen nicht ganz selten. Ward aber erhört, daß zwei Liebende aus den höchsten Sphären die Welt erst ins Vertrauen ziehen, wenn Alles schon fix und fertig ist? Eines Sonnabends, ganz spät — die Sonntagvormittagspredigten der Handelsredakteure waren längst im Satz —, flog den Blättern die Botschaft zu: Dresdener Bank und Schaaffhausen empfehlen sich als Vermählte. Statt jeder besonderen Anzeige ... Wie eine Bombe fiel diese Neuigkeit auf den Schreibtisch der Herren, die schon den Paletot anhatten und dahin heimkehren wollten, wo Jeder die häusliche Sorge wiederfindet, auch wenn er eben der leidenden Menschheit auf wenigstens einer Spalte den unfehlbaren Weg gewiesen hat, auf dem sie sich des Lebens freuen, an der Börse das eigene Geld vor Schaden bewahren und das der minder gut Berathenen dazu erwerben kann. Ihre Ruh war hin. Jetzt hieß es, den Ueberrock und die sabbathliche Familienstimmung rasch wieder an den Nagel hängen und in das Falten- und Spaltengewand der Begeisterung schlüpfen; zum Glück ist dieses beliebteste Kleidungstück in den Preßgarderoben immer parat. Auch diesmal hüllte es die Verstörten wohlthätig ein. Heutzutage läßt sich auch Begeisterung einpökeln; glaube mir, lieber Leser, nicht dem veralteten Dichter. Sonntag früh hatte Klio in eine nagelneue Tafel gegraben: „Dies war der Tag des Herrn Gutmann. Großes Heil ist durch ihn der Welt widerfahren; die Dresdener Bank und der Schaaffhausensche Bankverein sind seit gestern im Ehebunde vereint. Mitgift 120 Millionen, Widerlage 164 Millionen, macht zusammen ein Vermögen von

284 Millionen Mark." Und in der Rangliste, die diese fleißige Göttin führt, wurde unter dem selben Datum vermerkt: „Die Deutsche Bank, bisher die mächtigste der deutschen Banken, die deutsche Bank κατ' ἐξοχήν, ist vom ersten Platz verdrängt und rückt auf Nummer Zwei; an ihre Stelle tritt die Dresdener Bank".

Macht und Ansehen sind im Wesentlichen auf Ueberlieferung gegründet. Ein Geschlecht nach dem anderen wirft sich in den Staub vor einem Götzenbild, wo die Sage geht, daß es allmächtig sei. Dann kommt plötzlich ein Wanderbursch daher, stößt den Götzen übermüthig um: und zum Staunen der Menge bleibt die Welt auf dem alten Fleck. Nichts geschieht, kein Blitzstrahl fährt aus heiterem Himmel nieder, um den Frevler hinzustrecken, die Sonne wendet ihr Antlitz nicht von solcher Frechheit, die Blüthe verdorrt nicht am absterbenden Ast, aus dem Quell sprudelt reines Wasser, — Alles ganz wie vorher. Ein Götze weniger; sonst hat nichts sich verändert. Richtiger wäre, zu sagen: statt des alten ein neuer Götze. „Der alte fiel, Der hat verthan; ein neuer Narr zu neuer Pein." Gestern noch war die Deutsche Bank der Inbegriff aller wirthschaftlichen Größe des Deutschen Reiches. Ein Kind des Krieges, das den via Versailles und Frankfurt ins Germanenland gebrachten Milliardenschatz besser auszunützen verstand als Alle, die vor ihm waren und nach ihm kamen. Ihr Schöpfer, Ludwig Bamberger, der so besorgt flehte, „das Reich der Hohenzollern möge vor dem zweideutigen Segen spanischer Gallionen bewahrt bleiben" und nicht, wie die spanische Monarchie nach dem Zutritt des peruanischen Goldstromes, bald nach dem Sieg über Frankreich und der Abzahlung der fünf Milliarden Niedergangssymptome zeigen, dieser Getreue brauchte sich im Grabe nicht umzudrehen, wenn ihm der letzte Kurs ins letzte Bette telephonirt wurde. Die Deutsche Bank wuchs, blühte, gedieh. Riesige Bilanzziffern, immer neue Kapitalserhöhungen, immer höhere Dividenden. Ihr Palast dehnte sich. Mauer-, Behren-, Kanonierstraße. Zwing-Uri. Und während an kritischen Tagen ringsum Blätter, Zweige, Aeste fielen und durch die Stämme selbst ein Beben ging, stand sie, eine ehrwürdige Eiche, unerschüttert im Sturm, — unerschütterlich selbst Orkanen trotzend. Doch Ziffern sprechen hier deutlicher als Bilder. 160 Millionen Mark Kapital, 55 Millionen Mark an Reserven: Das konnte Keiner nachmachen; selbst die ehrwürdige Diskontogesellschaft nicht, einst Preußens Stolz und Wonne. Die französischen Mustern angepaßte Organisation, die — damals ganz neuen — Depositenkassen, die die Deutsche Bank überall aufthat: der Erfolg war noch schneller gekommen, als die Väter des Gedankens zu hoffen gewagt hatten. So schnell und mit so nachhaltiger Wirkung, daß schließlich sogar Herr von Hansemann seine lange, junkerhaft zähe Opposition gegen die „Neuerung" aufgeben und sich entschließen mußte, Depositenkassen zu eröffnen. Er war freilich der Letzte. Denn Fürstenberg arbeitet mit anderem Werkzeug und Material. In den Reichsgrenzen wurde der Deutschen Bank der Vorrang längst nicht mehr bestritten. Der Ehrgeiz ihrer Leiter fand aber auch jenseits der Grenzpfähle des lieben Vaterlandes volle Befriedigung. Kein Land war ihnen zu weit, keine Sprache zu unaussprechlich, kein Geschäft zu fremd: Alles wollten sie an sich reißen; und an Eifer, Fleiß, Klugheit ließen sies nicht fehlen. An den entlegensten Küsten kannte jeder Geschäftsmann die Deutsche Bank, sah jeder in ihr die Verkörperung deutscher Geldmacht, deutschen Unternehmungsgeistes, deutscher Ubiquität. Daß dieser Glorienschein ihr jemals entrissen werden könne, schien ganz undenkbar. Wer sollte den Wettkampf wagen? Wer sich solcher Kühnheit vermessen?...

Da kam das „Wunderbare“. Dresdener Bank und Schaaffhausen empfehlen sich als Vermählte. Eine Minute banger Bestürzung, starrer Verwunderung. Dann reibt man die Augen, blickt um sich und fragt, wo denn der alte Götze geblieben sei. Nicht lange. Der neue ist schon da. Das ist am Ende die Hauptsache. „Sogleich mit wunderbarer Schnelle drängt sich ein andrer an die Stelle; gar köstlich ist er aufgeputzt.“

Nur die Besorgniß, der Leser könne hinter dem Pseudonym, das am Schluß dieser Zeilen steht, den Grafen Bülow vermuthen, hält mich ab, noch ein anderes Citat herzusetzen; eins von der Vergänglichkeit alles Ruhmes. Doch das Schauspiel, wie schnell die Menge dem Idol von gestern den Rücken kehrt, hat Jeder ja schon einmal erlebt. Interessant ist eine andere Seite der Sache. Ich hoffe, Herr Konsul Gutmann, der Vielerfahrene, der göttliche Dulder und weltliche Bändiger, schreibt seine Memoiren. Und, bitte, nicht nur für die Nachwelt. Auch wir Mitlebenden möchten aus diesem reichen Born schöpfen. Ich für mein armes Theil möchte nebenbei noch besonders gern wissen, wie und wann ihm zuerst der Gedanke an eine Verbindung mit Schaaffhausen kam. Auf posthume Enthüllungen kann ich nicht warten. Wenn den Lobgesängen der Presse zu glauben wäre, müßte die Frucht an dem Trustbaum gereift sein, den die Amerikaner zum größten Wunder der botanischen Wirthschaft entwickelt haben und den der gelehrige Michel mit wachsendem Erfolg in Deutschland akklimatisirt hat. Für diese Annahme spricht Mancherlei. Aber nicht ausnahmelos alles Gedruckte braucht wahr zu sein; und in mir lebt ein anderer Glaube. Ich denke mir nämlich, daß die Ehe der Dresdener Bank mit dem Schaaffhausenschen Bankverein vom Zorn einer tief Gekränkten geschlossen wurde. Wer ein halbwegs treues Gedächtniß hat, mußte sich bei dem Streich, den die Dresdener Bank gegen das Institut der Herren Gwinner und Steinthal führte, ohne langes Besinnen des Schlages erinnern, den Herr Kommerzienrath Steinthal dem Konsul Gutmann versetzte, als die Leipziger Bank in die Brüche ging. Damals sprang die Deutsche — ihre Bewunderer sagten: wie ein Löwe, ihre Neider: wie ein Tiger — hervor und etablirte sich an der Stelle des eingestürzten Kartenhauses der Exner und Gentz, mitten in der ureigensten Domäne der Dresdener Bank, die man obendrein noch allerlei schlimmem Ruf überließ. Die Dresdenerin litt, ohne zu klagen, unter den recht üblen Gerüchten und unter der leoninischen Konkurrenz; sie schwieg, weil sie, machtlos, schweigen mußte. Gutmann konnte nur knirschen und die Faust in der Tasche ballen. Selbst die Loyalität, die ihm der Reichsbankpräsident in dieser schweren Zeit zeigte, vermochte ihn nicht über den Tort hinwegzutrösten, den ihm die „mächtigste aller Banken“ in dunkler Stunde angethan hatte. Und die Bitterkeit wurde wilder Haß, als er erfuhr, daß die Deutsche Bank ihre Dividende aufrechterhielt, während die Dresdener Riesensummen abschreiben und von 8 auf $5\frac{1}{2}$ Prozent heruntergehen mußte. Mit verhaltenem Ingrimm sah Eugen das Publikum von seinen Schaltern weg zu denen des Gwinners laufen. Seitdem sann er auf Rache. Jetzt hat er sie. Und um sie zu haben, ist er, glaube ich, aus seinem strotzenden Parvenupalais an der Hedwigskirche als Freier in das bescheidene Haus der Französischen Straße geschritten. Es war kein Reinfall bei Schaaffhausen. Wehe Jedem, den Eugen Gutmann haßt!... Nun ist die Reihe an Gwinner und Steinthal. Sie werden schnell zurückzuschlagen versuchen. Warten wir ab, wie der nächste Markstein deutscher Wirthschaftgeschichte aussehen wird.

Dis.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Dezember 1903.

Prozeß Kwilecka.

Vier Momente haben sich während der Hauptverhandlung wider Kwileckis und Genossen in mein Gedächtniß gedrückt. Aus der im vorletzten Heft erzählten Prozeßgeschichte weiß der geduldige Leser, daß der siebenjährige Streit von der Frage ausging, ob der am dreißigsten Januar 1897 auf dem berliner Standesamt als Joseph Stanislaus Adolf Graf Kwilecki angemeldete und später von dem Päpstlichen Hausprälaten und Stiftspropst Ludwig von Jazdzewski getaufte Knabe das eheliche Kind des Grafen und der Gräfin Wesierski-Kwilecki ist oder von Caecilie Parcza in außerehelichem Geschlechtsverkehr ihrem Liebsten, einem österreichischen Hauptmann, geboren wurde. Der Hauptmann war aus Krakau als Zeuge geladen worden; er sollte aussagen, ob er in dem Kinde sein Fleisch und Blut erkenne. Zwischen den zwei Knaben stand er vor dem Schwurgericht; rechts der kleine Graf, links der rachitische Junge, den der edle Bahnwärter Meyer, als er Caecilie Parcza geheirathet hatte, an Kindesstatt annahm. Prüfend haftet das Auge des Zeugen auf dem Kümmerling und schweift dann, ein Bischen scheu, nach der rechten Seite hinüber. Spannung im Saal. Wird die Stimme des Herzens jetzt sprechen? Kurze Pause. Leis hebt der Zeuge die Achseln, schüttelt sacht den Kopf: unmöglich; er kann nichts sagen. Caecilie war sein Liebchen und hat zwei Knaben geboren; für den ersten hat er Alimente geliefert, für den zweiten nicht. Den hat das Mädchen bald nach der Geburt an vornehme Leute weggegeben und der Vater hatte keinen Grund, dreinzureden. Niemals hat der Herr Compagniechef die Kinder gesehen; woher soll er also wissen, ob der hübsche Knirps zur Rechten sein Sohn ist? Die Spannung löst sich. Ein Schaudern huscht durch die Reihen; „der Menschheit bester Theil". Ein Ge-

tuschel. Das θαυμάζειν, in dem Plato den Anfang aller Weisheit sah. Ohne Tünche, ohne den Isochromfirniß, den die soziale Heuchelei als Glanzdecke über alle menschlichen Beziehungen des Europäerkulturkreises breitet, zeigt sich, in grausamster Natürlichkeit, dem Blick hier das Leben. So ists. Jahre lang hat dieser Mann diese Frau in heißen Stunden an sich gepreßt, mit brünstigem Gestöhn sie umschlungen, mit gieriger Lippe ihren Athem geschlürft: die Frucht so zärtlicher Vereinung sah er nie. Das älteste Bübchen leidet an der Englischen Krankheit? Da sind zehn Gulden, mein Schäfchen; für Doktor und Apotheker. Der Zweite — hattests ihn ja wohl Leo genannt? — ist von einer feinen Dame adoptirt? Recht hast Dus gemacht; ihm wird nichts abgehen und Du hast die Arme frei. Ein Haupttreffer. Servus, Tschoperl!.. Nach österreichischem Gesetz hat das außereheliche Kind Anspruch auf eine dem Vermögen des Vaters angemessene Erziehung und Versorgung. Wenn Caecilie auch ein artiges, bequemes Mädel war: für alle Fälle ists angenehm, wenigstens den einen Jungen loszusein. Doppelt angenehm, daß die süße Kleine auch noch unters Ehedach kommt. Die Folgen solches Verhältnisses mag man doch nicht sein Leben lang mitschleppen. Wahrscheinlich hat das schöne Stück Geld, das Cilchen für den sauberen Kleinen erhielt, den Freier herangelockt. Ein Weichensteller! Die Leute kennens nicht anders, sind am Ende noch stolz darauf, daß ihre Frau einem Kavalier genügte. Nun ist Allen geholfen. Und wessen Verdienst ists denn, daß der Leo so sauber wurde und Blaublütigen keine Schande macht? Von wem hat er das Adelige? He? Geh, sei nicht fad! Aus is; und aus mußte es ja einmal sein. Kriegst einen feschen Mann und wirst mich vergessen. Servus, Katzerl; ich muß zum Tarock ... Der Vater, der seine „natürlichen" Kinder nicht kennt, nicht kennen will, im Gerichtssaal zum ersten Mal sieht: ein Stoff für Tolstoi. Doch Nechljudow war aus anderem Holz als der krakauer Compagniechef. Der reist sorgenlos nach Galizien heim und schreibt, als er noch einmal vorgeladen wird, an das Gericht, er sei bei der ersten Fahrt nicht auf die Kosten gekommen, habe aus seiner Tasche zugelegt und verzichte, da mit der Zeugengebühr so geknausert werde, auf die Wiederholung des theuren Spaßes. Ein paar Tage in Berlin sind ganz nett; eine Hauptmannsgage reicht aber nicht sehr weit. Der Brief ist der Mann. Auf der Bühne würde er nicht nur die Frauen ein arger Bösewicht dünken. Im Schwurgerichtssaal, wo Akustik und Optik stets an Schauspielhäuser erinnern, gehts ihm wie Gretchen im Dom: „Die Hände Dir zu reichen, schauerts den Reinen." Und doch ist der Offizier gewiß ein guter Mann und ein frommer Christ; und wie ers mit Caecilie hielt, haltens aber-

tausend Kavaliere (und Bürgerliche aller Stände und Proletarier sogar) mit ihren Mädchen. Der Menschheit bester Theil ist nichts für skrupellose Gemüther. Schnell wieder die Glanzdecke her! Gott sei Dank: die hauptmännliche Episode ist abgethan. Schon wird am Tisch der Ankläger und Richter wieder von der „zerrütteten" Ehe der Gräfin Isabella gesprochen. Zerrüttet ist sie, weil die Frau manchmal schalt, der Mann sich manchmal an fremdem Reiz wärmte. Andere Männer bleiben standhaft auf dem schmalen Tugendpfade der Monogamie; andere Frauen lassen nie ein zänkisches Wort über die Lippe: also ist diese Ehe zerrüttet und diesem Ehepaar ein Kind, die Frucht zeugender und empfangender Liebe, nicht zuzutrauen. Iudex ergo cum sedebit, quidquid latet, adparebit. Das Schaudern ist der Andacht gewichen. Ganz hinten nur höhnt Einer: Woher, Ihr Herren, nähme der König seine Rekruten, wenn alle à la Kwilecki zerrütteten Ehen kinderlos blieben? Und weil er schon einmal beim Nörgeln ist, fragt er weiter: Warum riefet Ihr den Hauptmann weither, da Ihr doch wußtet, daß sein Knabe in der fünften Lebenswoche von der Mutter verkauft ward, vom Vater also, selbst wenn er ihn je gesehen hätte, nicht wiedererkannt werden konnte? Zeitverlust und Kosten seien Euch verziehen. Aber mußtet Ihr nicht die Folgen so zwecklosen Thuns bedenken? Der armen Frau Meyer wird künftig keine Gevatterin den Rückblick auf das Militärverhältniß ersparen; und der Hauptmann kann froh sein, wenn er sich im dunkelsten bosnischen Winkel vor der Klatschsucht verstecken darf, froh, wenn der Widerhall der Gerichtsverhandlung ihm nicht eine Braut, eine Mitgift, eine Erbhoffnung raubt. Das habt Ihr erreicht. Ists nicht schon schlimm genug, daß die Angeklagten während des Prozesses oft Rechtsgüter verlieren, die der Freispruch ihnen nicht zurückbringen kann? Müssen auch noch Zeugen, die zur Aufhellung des Thatbestandes gar nichts beizutragen vermochten, mit ihrem guten Ruf, ihrer Existenz die Gerichtszeche zahlen?

Zweite Impression. Siebenzehnter Tag der Hauptverhandlung. Noch immer ist nichts bewiesen, noch nicht das Allergeringste, und im Saal, in der Stadt wächst die Gewißheit, daß die Jury nach all dem Wortaufwand sämmtliche Schuldfragen verneinen wird. Da tritt Graf Hektor Kwilecki an den Zeugentisch. Das Gesumm hört auf, die Zuschauer drängen an die Holzschranke, die den Gerichtsraum abschließt, von der Vertheidigerbank richten sechs Augenpaare sich auf den Kämmerer Seiner Heiligkeit. Der ist nervöser als vor drei Wochen; von Weitem schien der Sieg leichter als nun auf der Walstatt. Die Slachta verzeiht nicht, daß die schmutzige Wäsche aus Wroblewo vor ein Preußentribunal geschleppt worden ist, und wird dem Guts-

Herrn von Kwilcz die schädliche Ausstellung eintränken. Die Stimme des alten Garde-Ulanen klingt heute nicht hell. Er will Etwas „erklären“. Die Hälse recken sich höher. Wenn Einer hier Etwas erklären kann, ists dieser harte Agnat mit den geschmeidigen Verkehrsformen. Vielleicht will er sagen, die Hauptverhandlung habe ihn überzeugt, daß seine Anschuldigung nicht zu beweisen sei; solche Chamade könnte ihm die Gunst der Standesgenossen zurückgewinnen. Nein. Er will sich gegen Verdächtigung wehren. Nicht unsere Schuld ists, meines Vaters und meine, daß die Sache vor den Richter kam; wir wären still geblieben, wenn Graf Zbigniew die Kindesunterschiebung eingestanden hätte. Staunend blicken die Nachbarn einander an. Was erzählt denn der Mann da? Was soll jetzt die Rednerei von einem Geständniß, da fast ein Jahr doch schon das Verfahren schwebt und nicht einen einzigen haltbaren Beweis ans Licht zu bringen vermocht hat? Wenn erste Drohung schon die Beschuldigten ins Mausloch triebe, käme es freilich nie zu langwierigen Gerichtsverhandlungen. Gerade in diesem Fall aber tragen die Grafen Mieczislaw und Hektor die Hauptschuld; statt einen neuen Civilprozeß anzufangen, haben sie die Staatsanwaltschaft aufgefordert, „energisch und ohne Ansehen der Person einzuschreiten“... Pst! Die Erklärung geht weiter. Wird jetzt sogar „feierlich“; Graf Hektor sagt es selbst. Er verzichtet „für seine Person“ auf die Herrschaft Wroblewo. Die er noch nicht hat. Die ihm erst zufiele, wenn Zbigniew gestorben und dem kleinen Joseph das Erbfolgerecht abgesprochen wäre. Möglich, daß die Fideikommißbestimmung solchen Verzicht gestattet. Dann käme das Majorat an Herrn Hektors Sohn, bis zu dessen Mündigkeit der Vater es zu verwalten hätte. Ein ungeheures Opfer also und der „klarste Beweis, daß nicht das Streben nach pekuniärem Vortheil mein Handeln geleitet hat.“ Saure Trauben, brummt ein Pole in den Assyrerbart. Das müde Auge Zbiginews sucht unter den Entlastungzeugen, bei Herren und Mägden, Leidensgefährten; das Schauerdrama, dem er beiwohnen muß, hat ja manche starke Szene gebracht: diese letzte aber war schwach, überflüssig, ohne jeden Effekt. Um Isas Mundwinkel zuckt es mehr schelmisch als boshaft; dürfte sie reden, sie riefe wohl in den Saal: Da habt Ihr Euren Hektor, votre garçon très fort! Und ganz hinten fragt der Nörgler: Was hat die Feierlichkeit denn mit dem Gegenstande dieser Verhandlung zu thun? Liegt ein Verbrechen vor, dann braucht der Kwilczer sich der Anzeige nicht zu schämen. Ob er, ob sein Sohn oder Neffe ins Schloß von Wroblewo einzieht, ist für den Wahrspruch der Geschworenen gleichgiltig. Welche Rolle spielt der Herr eigentlich hier? Den Privatbetheiligten, der in Oesterreich dem Untersuchung-

richter und dem Staatsanwalt das Material liefert, kennt unser Strafprozeß nicht. Ein Nebenkläger hat sich nicht gemeldet. Warum also muß Hektor sich ewig zu uns wenden? Warum steht sein Stuhl so nah bei der Jury? Mit welchem Recht ergreift dieser Graf das Wort zu Erklärungen, die gar nicht zur Sache gehören? Täglich hat der Vorsitzende gesagt, die Verhandlung daure zu lange und müsse in schnellerem Tempo vorwärtsgeführt werden. Jetzt aber läßt er den kwilczer Zeugen belanglose Privatgeschichten erzählen.

Nummer Drei. Herr Dr. Rosinski aus Wronke als Zeuge und Sachverständiger. Ein finsteres, barsches Gesicht. Der gelbgraue Schnurrbart kantig wie ein Balken. Unter starrem Busch das Auge; hat es je lächeln gelernt? Aus diesen dicken Thränensäcken kam wohl nie eine Mitleidszähre. Straffe Haltung. Fließendes, um keine Ausdrucksnuance verlegenes Deutsch. Ein Mann, der zu Kaisergeburtstagsfeiern geht. Einer von Denen, die Bismarck ralliirte Polen nannte. Und der beste Redner im Saal. Jede Wirkung ist vorgewogen, jedes Wort steht, ohne Phrasenbehang, an der richtigen Stelle. Als formale Leistung ist die Aussage musterhaft. Der erste Theil ist der Anklage nicht günstig. Die Gräfin, deren Hausarzt Rosinski Jahre lang war, hatte immer, nicht nur bei Frauenleiden, eine unüberwindliche Scheu vor jeder Betastung der schmerzenden Körpertheile; daß sie sich während der Schwangerschaft nicht untersuchen ließ, konnte also dem Doktor nicht auffallen. In der Wochenstube wich ihm der letzte Zweifel. Der Knabe sah aus wie ein neugeborenes Kind, die Mutter wie jede Wöchnerin; kein Grund zum Verdacht. Auch die Angaben, die der Zeuge über die ehelichen und wirthschaftlichen Verhältnisse des Grafenpaares macht, bieten der Staatsanwaltschaft keine Stütze. In der Ehe gabs Regen und Sonnenschein; schlimmem Gezänk folgten Tage inniger Eintracht. Die Gräfin hat keinen ungebührlichen Luxus getrieben, sondern ihre Mitgift für die Gutswirthschaft verbraucht; und die Geburt des Majoratserben hat auf Wroblewo die Geldknappheit nicht vermindert. Sehr günstig: denn die Anklage behauptet ja, der Mangel an Geld und Kredit habe Isa in den Plan der Kindesunterschiebung gedrängt. Das Alles war ruhig, knapp, konzinn vorgetragen worden. Nur ein Zug verrieth die Nervosität des Zeugen: während er mit kurzen Schritten vor den Geschworenen auf und ab spazirte, ließ er einen Haus- oder Stubenschlüssel um den rechten Zeigfinger kreisen; vom ersten bis zum letzten Wort. Wie bei einem Alltagsgespräch über Wetterprognose und Skatverlust. Vielleicht glaubt der Sanitätrath so fest an die Unschuld seiner Patientin, daß die Verhandlung ihn nicht erregt? Nein: er traut der Gräfin Wesierska-Kwilecka die That zu, trotzdem auch er kein einziges sicheres

Thatbestandsmerkmal anzuführen vermag: nur nach der Kenntniß ihres Charakters. Der Sachverständige Rosinski hat mehr zu sagen als der Zeuge; und der Schlüssel kreist jetzt schneller. Eine sehr leidenschaftliche Frau. Künstlertemperament. Als Sängerin hoch über dem Dilettantendurchschnitt. Schön, verwöhnt, stolz. Ueberwuchernde Phantasie. Keinen Sinn für Ordnung, für Korrektheit im Reden. Den besten Willen zwar, doch nicht die geringste Fähigkeit zu sparsamer Wirthschaft. Im steten Kampf ums standesgemäße Dasein ist ihr ethisches Empfinden nach und nach morsch geworden. Was zum Erfolg führt, scheint ihr erlaubt. Der Gedanke, Wroblewo verlassen und von fremder Gnade abhängen zu sollen, mußte ihr unerträglich sein. Was sie sagt, ist nicht gelogen, aber objektiv unglaubwürdig, denn ihre Gedächtnißbilder sind oft im Wesentlichen falsch. Keine Verbrecherin aus Gewinnsucht — diese Wendung soll, statt der Zuchthausschmach, wohl die mildere Strafart oder Dalldorf empfehlen —, sondern „eine psychische Abnormität". Leichte Verbeugung. Schluß ... Das klang nicht sehr wissenschaftlich; in Traktätchen fürs gläubige Herze mag so von Geisteskrankheit geredet werden. Woran soll Frau Isabella denn leiden? Paranoia? Folie circulaire? Und was soll der Laienrichter mit dieser Aussage anfangen? Als Leumundszeugniß bietet sie wenig Wägbares; und als psychiatrisches Gutachten ist sie erst recht nicht zu brauchen. Wenn alle Frauen, die schlecht wirthschaften, deren Gedächtniß trügt, deren Phantasie ohne Hemmungen arbeitet und deren Zunge im Affekt nicht zu zügeln ist, in den dunklen Bezirk der Anomalien verwiesen würden, stünden bald viele Normalhäuser leer. Ueber Psychosen weiß man heute doch schon ein Bischen mehr, als Herr Dr. Rosinski zu ahnen scheint. Merkwürdig: schon spotten verständige Aerzte selbst über den modischen Aberglauben an Spezialistenweisheit, über den Wahn, der Nasendoktor habe die Finger von Mund und Ohren zu lassen; und in diesem Riesenprozeß, zu dem, ohne Furcht vor den Kosten, aus drei Reichen die Zeugen herbeigeschleppt werden, tritt als psychiatrisch Sachverständiger ein Praktischer Arzt aus Wronke auf. Ein offenbar kluger Herr, der aber, als Isabella noch unbehelligt im Schloß befahl, seine Diagnose tief in des Busens Tiefe verbarg. Am ersten Verhandlungtag hatte die Gräfin gerufen: „Dr. Rosinski war immer von meine besten Freunde!" Diese Frau hat wirklich mehr Phantasie als Sinn für die Realitäten des Lebens. Der Freund fand sie sittlich und seelisch morbid und eines gemeinen Verbrechens fähig. Oder sind auch seine Gedächtnißbilder nicht ganz zuverlässig? Sah er die Hochgeborene erst, seit sie angeklagt ward, in der Schreckenskammer der Abnormitäten? Ehe er wieder Spazirgänge als Sachverständiger unternimmt, sollte er den Räthsel-

fragen der retroaktiven Suggestion nachdenken. In Mußestunden daneben einfältiglich erwägen, was dem Hausarzt erlaubt, was verboten ist.

Die vierte Erinnerung führt zu dem trüben Tag zurück, dessen kurzer Lichtschein Hektors persönliches Majoratsrecht im Lethe versinken sah. Donars Tag, des Gewittergottes. Der Himmel pechschwarz bewölkt. Die Geschworenen sehen schon gar nichts mehr. Plötzlich wirds hell. Coup de foudre. Herr Steinbrecht, der den Titel (nicht das Amt) eines Ersten Staatsanwaltes mit niedersächsischer Würde trägt, hat die Schlußsensation, die längst erharrte, aus den Falten der Robe geschüttelt. Das Licht kam, natürlich, von Osten. Aus Warschau. Dort — denkst Du auch noch dran, lieber Leser? — lebte und starb die Hebamme Ewell, die dem Schoß der Gräfin den streitigen Knaben entband. Wirklich entband? Bis heute mußte mans glauben. Nun aber ... Der Staatsanwalt hat Herrn von Trescow, den elegantesten, weltmännischsten der berliner Kriminalkommissare, heimlich nach Warschau geschickt, auf daß er den Sohn der Madame Ewell vernehme, und dieser Sohn hat Wunderdinge enthüllt. Seine Mutter sei im Januar 1897 in Berlin gewesen, bald aber krank und ohne das erhoffte hohe Honorar heimgekehrt; sie habe der Gräfin das Kind nicht entbunden, auch nicht gewußt, ob und welcher Ersatz in die Kaiserin Augusta-Straße 74 geholt ward, und auf dem Sterbebett noch, leider zu spät, den Wunsch ausgesprochen, ihre Seele von einem Geheimniß zu entlasten. Alles horcht auf. Der Glaube an die Finalüberraschung, die kommen werde, kommen müsse, hat also nicht getrogen. Ist die warschauer Botschaft erweislich wahr, dann ist die Angeklagte im wichtigsten Punkt auf einer Lüge ertappt; dann gabs, ohne Entbinderin und ohne Arzt, keine Entbindung. Isabella blickt zur Saaldecke empor; mit dem Ausdruck spöttischer Resignation, wie in einem Pflichtkonzert, während Stümper ihr Wesen treiben. Wieder was Neues also; vor dem Jüngsten Tag wird die Sache wohl nicht mehr enden. Herr Zbigniew hat in seinen Schalltrichtern offenbar nur einen Theil der neuen Mär aufgefangen; blinzelnd schaut er nach rechts, nach links und scheint fragen zu wollen, ob in diesem merkwürdig altmodischen Melodrama denn zwei Sterbebetten auf die Bühne gebracht werden. Rechts und links aber, vorn und hinten ist Alles in froher, in banger Bewegung. Die Ewell wars also nicht! Jetzt geht die Geschichte schief. Habt Ihr auch gehört, wie der feine Trescow erzählte, dem Sohn der Hebamme sei für seine Aussage Geld angeboten worden, dreitausend Rubel und noch mehr? Die Vertheidiger fordern in unsicherem Ton eine Pause, um über die neue Wendung zu berathen. Ein Geschworener verlangt die Feststellung der Person, die das Geld geboten habe; wenn sie den Angeklagten befreundet war, müsse

Etwas zu vertuschen gewesen sein. Nach der Ansicht des Herrn Steinbrecht ist der Versucher nicht fern: Herr von Koczorowski wars, ein Intimer von Wroblewo; ruhigen Blutes spricht der Staatsanwalt den Verdacht aus, dessen Bestätigung einen unbescholtenen Edelmann ins Zuchthaus bringen könnte. Auf jeden Fall muß der Sohn der Hebamme schnell nach Berlin. Der Gerichtshof beschließt, den Mechaniker Thomas Ewell und dessen Ehefrau Magdalena für Montag vorzuladen und bis dahin die Verhandlung auszusetzen. Montag also wirds endlich tagen. Auf der Treppe, die, an den Schöffenniederungen vorüber, ins Freie führt, summt der unbekehrbare Nörgler: „In einem Omnibus saß ein Mechanikus... Der Mann will entweder aus einer der beiden Grafenfamilien rasch noch ein Bischen was Blankes herauskitzeln oder nur gratis mal die Reichshauptstadt deutscher Intelligenz besehen; vielleicht auch das Andenken der lieben Mama von Schmutzspritzern säubern und sich vor Verwandtschaft und Kundschaft wichtig machen; bequeme Reklame: auf preußische Staatskosten. Ganz ausgeschlossen, daß er jetzt noch Entscheidendes zu sagen hat. Aber auf drei Retourbillets Warschau-Berlin nebst Gebühr für zwei neue ausländische Zeugen kommts nun auch schon nicht mehr an. Und welche Wendung durch Treskows Fügung! Bis heute früh gehörte die Ewell zum Abschaum der Menschheit. Ein wüstes Weib; berüchtigte Bordellwirthin; für ein paar Rubel zum Schändlichsten, zu jedem verbrecherischen Schwindel bereit. Das war Monate lang ein Eckstein der Anklage. Diese bescholtene Person, dieses allerliebste Schmutzpflänzchen importirt die Gräfin aus Russisch-Polen, um eine zuverlässige Hehlerin ihres Truges zu haben. Der Eckstein lockerte sich auch nicht, als von der warschauer Polizei gemeldet wurde, die Ewell sei eine ordentliche Frau gewesen, gegen die nichts vorgelegen habe. Polakenflausen. Das kennt man schon. Fünf Rubel: und solcher Tschinownik giebt jedes gewünschte Attest. Und nun Verwandlung bei offener Szene. Dieselbe Ewell wird zur Ehrenfrau, deren Aussage lauteres Gold ist. Wahrscheinlich hat sie die Krankheit damals nur simulirt, um nicht an einem Verbrechen mitwirken zu müssen. Die ein Bordell halten? Lächerlich. Sie bekommt ein Sterbebett und ein ganz besonders zartes Gewissen und die Königliche Staatsanwaltschaft ist entschlossen, ihr den Himmel zu öffnen. Montag kanns lustig werden!“..

Es wurde nicht lustig. Das Ehepaar Ewell war pünktlich zur Stelle, hatte aber nichts Beträchtliches zu erzählen. Mama hat den Kindern aus Berlin nichts mitgebracht und, um nicht knickerig zu scheinen, behauptet, sie sei vor der Entbindung erkrankt und mit knapper Entschädigung heimgeschickt worden. Sohn und Schwiegertochter hieltens gleich für eine Ausrede. Auch mit

dem Sterbebett ist nichts anzufangen. Die Frau wollte ihren Thomas noch einmal sehen; doch von einem Geheimniß und von Gewissensbissen war niemals die Rede. Die dreitausend Rubel hat Herr Hechelski, Hektors Vertrauensmann, dem Mechaniker angeboten; er wollte sogar bis zu zehntausend gehen. Herr von Koczorowski hat alle Annäherungversuche abgelehnt. Niemand giebt diesem grundlos Verdächtigten eine Ehrenerklärung. Niemand fragt Pan Hechelski, wer ihm gestattet habe, über solche Summen zu verfügen. Niemand scheint für möglich zu halten, daß ein Privatspitzel, der für eine Aussage zehntausend Rubel anbietet, den Zeugen zum Meineid verleiten will und, als eines im § 159 StGB mit Zuchthaus bedrohten Verbrechens dringend verdächtig, in Haft genommen werden könnte. Niemand. Der Fall Ewell ist erledigt. Die schamlose Kupplerin verschwindet; nur die „der Gräfin gänzlich unbekannte Hebamme“ bleibt und genügt am Ende auch für die Plaidoyerbedürfnisse. Das Licht aus Osten hat nicht lange geleuchtet. Immerhin sieht jetzt auch ein myopisches Auge, auf welchen Tragbalken die Anklage ruht. So unerschütterlich waren die „Feststellungen“ der Staatsanwaltschaft, daß schon das wirre Echo eines Kleinleuteklatsches ausreichte, um die Feststeller selbst ins Wanken zu bringen. Zwei Prokuratoren waren bereit, die verblichene Nabelentbinderin auf feurigen Armen in den Glorienhimmel zu heben.

* *
*

Die vier Szenen aus der langwierigen Kriminalkomoedie wurden hier ausführlich erzählt, weil sie paradigmatisch beweisen, wie viel überflüssige Arbeit in diesem Prozeß geleistet ward; nur paradigmatisch: leicht wären zwei Dutzend ähnlicher Vorgänge anzuführen. Drei Viertel aller Zeugen, aller Kosten, allen Zeitaufwandes waren zwecklos, konnten unter keinen Umständen die Entscheidung der Richter determiniren. Tage lang wurde verhört und verhandelt, um festzustellen, ob eine Frau von fünfzig Jahren noch gebären könne und ob im vierten, fünften Monat der angeblichen Schwangerschaft in den Hemden der Gräfin Menstrualblutflecke gefunden worden seien. Jedes Handbuch der Gynäkologie konnte schon im Vorverfahren die nöthige Auskunft geben. Und wer das juristische Staatsexamen bestanden hat, sollte, ehe er sich an den Richtertisch setzt, eigentlich auch so viel Medizin gelernt haben, daß er weiß: bis zum Eintritt der Menopause kann, während der ganzen Zeitdauer der Menstrualfunktion, im befruchteten Schoß einer sonst gebärtüchtigen Frau ein Kind wachsen. Die Katamenialblutungen sprächen also nicht gegen, sondern sehr laut für die Möglichkeit der Schwangerschaft; laut sogar noch, wenn sie wirklich bis

in den fünften Monat gedauert hätten. Spiegelberg rechnet in seinem Lehrbuch der Geburthilfe das Aufhören der Menses nicht zu den sicheren Zeichen der Schwangerschaft; dieses Zeichen, sagt er, ist zwar werthvoll, kann aber fehlen oder so undeutlich sein, daß es nicht zur Diagnose zu benutzen ist. „In seltenen Fällen erscheint eine Blutung noch nach der Konzeption einmal oder mehrere Male; gewöhnlich in schwachem Grade und unregelmäßig; doch liegen auch Berichte von Weibern vor, die nur während der Schwangerschaft menstruirt gewesen sein sollen ... Die Mehrzahl solcher Abgänge ist nur pathologischer Natur und häufig stammt das Blut nicht aus dem cavum uteri, sondern aus Erosionen und Gefäßektasien des collum." Laienirrthum also leicht möglich. Haben die am Prozeß Kwilecka betheiligten Herren nie von den Launen der règles surnuméraires gehört, von den Hämorrhagien, die als Folge von Uterusmyom auftreten, von all den Genitalblutungen, die mit der Menstruation nichts zu thun haben? In ihrer eigenen Familie nie von Frauen, deren Menses noch kamen, als der Leibesumfang schon unzweideutig die Schwangere verrieth? Daß eine Frau über Fünfzig Mutter wird, ist nicht alltäglich; doch auch nicht unerhört. „Frauen von fünfzig, ja, von sechzig Jahren haben noch Kinder geboren", sagt der berliner Gynäkolog Professor Gebhard in Veits Handbuch. Barker hat von einer Achtundfünfzigjährigen berichtet, der ein Kind entbunden wurde. Depasse hat 1891 den Fall einer grossesse à cinquante-neuf ans beschrieben. In Eulenburgs Realencyklopädie der Heilkunde giebt der prager Professor Kisch das Resultat der Untersuchungen, die er an fünfhundert Frauen verschiedener Nationalität vorgenommen hat; davon kamen hundertundsechs erst nach Vollendung des fünfzigsten Lebensjahres ins klimakterische Alter; in neunundachtzig Fällen trat die Menopause zwischen dem fünfzigsten und dem fünfundfünfzigsten Lebensjahr ein; „in den nördlichen Ländern im Allgemeinen später als in den südlichen." Als wichtig gilt: Rasse, Vererbung, Klima, Beginn der Pubertät, äußere Lebensverhältnisse; mit schwerer Arbeit bepackte Frauen pflegen früher ins Klimakterium zu kommen als reiche, müßige Damen. Graf Wesierski-Kwilecki war 1896 zweifellos zeugungfähig, ists (er könnte seine theuer bezahlte Reputation gefährdet glauben!) vielleicht heute noch. Die Gräfin hatte die Menstrua, konnte also gebären. Dagegen war mit Waschweibergeschwätz nichts auszurichten. Freilich: „Die Angeklagte hat keinen Arzt zugezogen". Höchst verdächtig. Warum denn verdächtig? Braucht eine Frau, deren Schwangerschaft normal verläuft, durchaus einen Arzt und ist die Untersuchung des Uterus ein solches Vergnügen, giebt sie auch nur solche Beruhigung, daß die nach dem goethischen Wort doppelt Schöne, in der zwei Leben wohnen,

sich danach sehnen sollte? Die Anklage fand einen ohne die Annahme bösen Trachtens unerklärlichen Widerspruch darin, daß Isa gesagt hatte, sie reise nach Berlin, weil dort gute Frauenärzte zu haben seien, und dann doch den Professor Renvers, den ihr Herr von Jazdzewski empfahl, nicht rufen ließ. Der Schwurgerichtspräsident kam über diesen ungeheuerlichen Widerspruch (ohne das immer parate Wort „Widerspruch" gäbe es für unsere Alltagskriminalisten überhaupt keine Beweisaufnahme) gar nicht hinweg. Merkwürdig. Eine Frau kann wünschen, in ihrer schweren Stunde für den Nothfall berühmte Spezialisten in der Nähe zu haben, und braucht sie, wenn in der Wochenstube Alles glatt geht, dennoch nicht rufen zu lassen. Vom Nollendorfplatz, wo Professor Renvers wohnt, dauert der Weg in die Kaiserin Augusta-Straße knapp fünf Minuten. Gynäkologen jeglichen Ranges sind durchs Telephon rasch herbeizuklingeln. Ganz so bequem hat mans in Wroblewo nicht. Darbende Doktoren ersehnen vielleicht eine Bestimmung, die jede Schwangere verpflichtet, beim Beginn der Wehen einen Arzt „zuzuziehen" (auch ein hübsches Wort; Sprachgebrauch: Er hat sich eine Krankheit und dann einen Arzt zugezogen). Noch aber ist solche Pflicht von keinem Gesetz vorgeschrieben; noch gebären selbst in civilisirten Ländern gewiß neun Zehntel aller Frauen ohne ärztlichen Beistand; noch hält man das Reifen und die Expulsion des Kindes für einen natürlichen Prozeß, der den gelehrten Helfer erst fordert, wenn die Puerperalvorgänge von der Norm abweichen. In Wroblewo waren erwachsene Töchter, vor deren neugierigem Auge eine fünfzigjährige Mutter sich nicht gern ins Wochenbett legt; war ein krankes Faktotum, eine Hausfranzösin, deren Gebresten die Gräfin nie recht zur Ruhe kommen ließen; war, wenn Komplikationen eintraten, ein namhafter Spezialarzt nicht ohne gefährlichen Zeitverlust herbeizuschaffen; und eine nervöse Dame, deren hitziger Phantasie während der Schwangerschaft alle Hemmungen fehlen, konnte wohl zu der Zwangsvorstellung gelangen, die feindliche kwileczer Linie werde die Möglichkeit finden, in Wroblewo dem Kind oder der Mutter ein Leid anzuthun. Gründe genug, nicht zu Hause zu bleiben; zumal für die launische, excentrische, reiselustige Isabella. Ein Wochenschwindel war, unter Assistenz der in solchem Geschäft erfahrenen Hebamme Ossowska, auf einem entlegenen polnischen Gut leichter durchzuführen als im berliner Westen. Die Gräfin nahm eine andere, als tüchtig empfohlene Hebamme und bot ihren Hausarzt telegraphisch, zu kommen; nur ihren Hausarzt: denn die „Zuziehung einer Autorität" war eben nicht nöthig. Das Alles konnte in der Voruntersuchung festgestellt werden und bot, als vollkommen normal, nicht das geringste Verdachtsmoment.

In der Voruntersuchung hat auch die Amme, gegen deren Zeugniß kein Bedenken sprach, ausgesagt, das Kind, das ihrer Brust anvertraut war, sei ohne Zweifel ein neugeborenes gewesen; sie selbst habe das Würmchen von dem meconium, dem Kindspech der ersten Lebensstunden, gesäubert und es habe erst ordentlich getrunken, als ihm von Rosinski das Zungenband gelöst war. Der Abgeordnete Propst von Jazdzewski, der Hunderte von Kindern getauft hat, erklärte mit äußerster Bestimmtheit, der Knabe, dessen Leib er als Täufer betastete, könne nur ein paar Tage vorher geboren worden sein. Während des Geburtaktes war Isas Tochter neben, Isas Freundin auf der Schwelle der Wochenstube gewesen. Wenn diese Aussagen nicht durch neue Gravantien erschüttert schienen, konnte der ganze Fragenkomplex für die Hauptverhandlung nicht mehr erheblich sein. Und, nur nebenbei: ist Humanität, Ritterlichkeit, Germanenkeuschheit — und wie die schönen Zierwörter noch heißen mögen — in Gerichtssälen denn zum leeren Wahn geworden? Ists nöthig, vor den Kindern, den Feinden, der lungernden Sensationsucht das Geschlechtsleben einer Angeklagten, Gräfin oder Taglöhnerin, zu entschleiern, wenn diese Exhibition für die rechtliche Beurtheilung des Thatbestandes doch werthlos bleiben muß, dem Erkenntniß suchenden Richter nicht den Weg weisen kann?

Eben so unerheblich war der aus Paris eingeschleppte Plunder. Eine Dame hat 1896 bei einer lutetischen Hebamme ein Kind zu kaufen gesucht; kein irgendwie ernst zu nehmendes Indizium spricht dafür, daß Isabella Kwilecka diese Dame war; höchst unwahrscheinlich, daß eine Polin einen Gallierbastard in ihre Sippe schmuggeln will. Thut nichts: die Hebamme wird auf Staatskosten nach Berlin spedirt. Sieht die Gräfin und sagt: Die wars nicht. Wird der Quark nun wenigstens weggeräumt? Nein: er wird in der Hauptverhandlung noch einmal aufgetischt, würde vielleicht als ein besonders feiner Leckerbissen empfohlen, wenn die sage-femme nicht so weise gewesen wäre, für die zweite Fahrt nach Berlin eine Entschädigung zu fordern, deren Höhe ein preußischer Staatsanwalt nicht zu verantworten wagt. Natürlich wird nicht das winzigste Butterkugelchen gefunden. In der selben guten Stadt Paris hat im selben Jahr eine Ausländerin einen Gummibauch gekauft. Auch hier ist jede Möglichkeit, die Identität festzustellen, von vorn herein ausgeschlossen, trotzdem ein Freund Hektors, des Allumfassers, Maler von Metier, an der Seine als Amateurdetektive in der Sache eifrig gearbeitet hat. Zur Hauptverhandlung aber wird auch für dieses Pendant-Thema aus Paris ein nicht klassischer, doch romantischer Zeuge geholt, das Gerede spinnt sich über Stunden hin, halbe Tage, und das Ergebniß ist, wie zu erwarten war: Null. Was bleibt noch? Eine De-

pesche, deren Wortlaut neben der harmlosesten auch eine üblere Deutung zuließe. Aber die Angeklagte kann nicht klipp und klar angeben, warum sie 1896 überhaupt nach Paris gereist ist. Ungemein verdächtig. Einer polnischen Gräfin, die den Werth des Geldes nie wägen lernte und von der rage du chiffon besessen ist, darf man gewiß nicht zutrauen, sie sei so weit gereist, nur um die Boulevards und die Läden der Rue de la Paix wiederzusehen, sich zu amusiren und die neusten Errungenschaften der Kosmetiker heimzubringen. Noch verdächtiger: sie weiß 1903 nicht mehr, wo sie 1896 in Paris gewohnt hat. „Aber, Frau Gräfin, wollen Sie uns im Ernst . . .?" Bald danach erzählt der Zeuge Rosinski, er habe Namen und Straße des berliner Hotels vergessen, in dem er 1897 abgestiegen sei. Niemand horcht erstaunt auf; ein Zeuge, kein Angeklagter! Und wenn die Gräfin nun wirklich in Paris Etwas zu verbergen gehabt, sich unter falschem Namen einquartirt hätte und jetzt Gedächtnißschwäche heuchelte, weil sie ihrer Familie gern verschweigen möchte, was damals geschah? Wäre damit das Geringste für eine Kindesunterschiebung bewiesen? Kann selbst der Sauberste jedem Schritt, den er einmal that, von Millionen Augen nachspüren lassen? Und wissen unsere Kriminalisten nicht, nach Pitaval, Richer, Feuerbach noch immer nicht, wie oft das einzelne Verdachtsmoment den Betrachter narrt? So lange nach Jean Paul nicht, daß seltsamere Zufälle, als die reichste Phantasie der Romanschreiber auszusinnen vermag, das pausenlos dichtende Leben erfindet?

Sie wissen, wenn sie im schwarzen Talar auf dem Richterstuhl sitzen, von diesem Leben nicht viel. Im Prozeß Sternberg hielt der Vorsitzende für ganz unglaublich, daß eine Prostituirte den Namen eines Kunden nicht kenne, der mehr als einmal zu ihr gekommen sei; der alte Herr glaubte wohl, auch solchen Damen schicke man vorher die Visitenkarte ins Zimmer. Im Prozeß Kwilecka erlebten wir noch höhere Wunder. Das Unzulängliche ward Ereigniß; Unmögliches fand schnell willigen Glauben. Die Gräfin hat Tücher um den Leib gewickelt, Schrotbeutel, einen Gummibauch — Alles zusammen oder der Reihe nach? — und neun Monate lang durch geheuchelte Schwangerschaft die Erfahrensten, Mütter und Großmütter, getäuscht. Sie hat aus Wroblewo in Bordeauxflaschen Schweineblut, aus Krakau eine Nabelschnur nebst Nachgeburt nach Berlin geschafft, mit schrillem Gekreisch fünfstündige Wehen markirt, vor zwei verheiratheten Frauen, vor Amme und Hausarzt mit vollem Erfolg die müde Wöchnerin gemimt. Am Kneiptisch, beim Ballskat würde der Richter solche Erzählung ins Fabelreich weisen. „Seit sieben Jahren schleicht das Geraun über ein Hintertreppendelikt durch die Leute-

kammern zweier polnischen Rittergüter: kein Wunder, wenn der Klatsch ins Riesenmaß wuchs. Laßt mich in Frieden! Einer Frau, die man genau kennt, sieht man, auch ohne den Bauchumfang zu messen und den Foetalpuls zu fühlen, an, ob sie in anderen Umständen ist; meist ein ganz verändertes Gesicht. Die Ausstopfung allein thut es also nicht. Wer diese Pantomimik so lange, ohne sich je zu vergessen, vor mißtrauischen Blicken durchführt, könnte sich für Geld sehen lassen. Und nun gar die Puerperalkomoedie vor Amme und Arzt, das Schweineblut, der krakauer Import, — nein: lieber noch her mit dem Blumenmedium. Die nächste Runde!" In foro ists anders. Da schweigt der schlichte Menschenverstand, das Unterscheidungvermögen schwindet und aus dem Dunkel taucht, nur von irren Flämmchen uralten Aberglaubens noch umzuckt, die Kolportagewelt mit all ihren Wonnen und Schrecken, ihren rosigen Engelchen und pechschwarzen Teufeln. Alles Menschliche wird fremd.

Kann ein Engel das Kind eines Teufels sein? Sicher; Hugo, Sue, D'Ennery haben mit solchen Kontrasten gern die Nerven gerüttelt und in den Groschenheften wachsen auf Misthaufen immer die weißesten Lilien. Auch dieses Schauspieles durften wir uns in Moabit freuen. Aniela Andruszewska: eine Bestie; Jadwiga, ihr Töchterlein: die Zier jeder Menschengemeinschaft. Aniela hat das Kind nebst Zubehör in Krakau eingehandelt, nach Berlin gebracht und auf dem Sterbebette die Tochter verpflichtet, dem Grafen Hektor das Furchtbare zu melden. Trotz dem Gelöbniß hat Jadwiga zwei Jahre gewartet und, nach erfüllter Kindespflicht, viel von dem großen Stück Geld geredet, das sie bekommen werde, bekommen müsse. Sie ist mit Hechelski, Hektors Spürhund, verwandt, hat mit seiner Hilfe ihr Beichtsprüchlein zu Papier gebracht; und brauchte, mit ihrem halb eingedrillten, halb wirren Geschwätz, ernsten Männern nicht die Zeit zu stehlen. Im Schwurgerichtssaal hat sie die Hauptrolle. Ungefähr Johannes vor Herodias und dem Tetrarchen. Was sie sagt, ist unzweifelhaft wahr, wer ihr frevelnd widerspricht, des Meineides dringend verdächtig. Kann gar noch festgestellt werden, daß Mutter Aniela im Januar 1897 vier, fünf Tage lang nicht in Wroblewo war, dann sind Kwileckis und Genossen verloren. Ein Schock Zeugen zu dieser hochnothpeinlichen Frage. „Die Alte war da." „Die Alte kann weggewesen sein." „Ich erinnere mich nicht." Und wenn sie nun verreist gewesen wäre? Das hätte, Hoher Gerichtshof, auch noch nichts bewiesen. Das gab nicht einmal hinreichenden Grund zur Eröffnung des Hauptverfahrens. Zu beweisen war, daß die Gräfin Wesierska-Kwilecka nicht geboren, in gewinnsüchtiger Absicht ein Kind unterschoben hatte. Wenn andere haltbare Indizien fehlten, bewies eine Reise der Wirth-

schafterin gar nichts. Und doch hätten die Geschworenen die Schuldfragen wahrscheinlich bejaht, wenn diese Reise ihnen glaubhaft gemacht worden wäre. „Gott, Gott, auf welchen Fundamenten ruht die menschliche Gerechtigkeitspflege!“ Hebbels Wehruf soll nie verhallen... In der akustischen und optischen Wolke, die in heißen, von keuchender, schwitzender Menschheit überfüllten Schwurgerichtssälen entsteht, wird jede Schallirrung, jede Luftspiegelung möglich. Wie Alkoholdunst legt sichs um das Hirn. Als ich, schon in der ersten Woche, über den Inbegriff dieser Verhandlung leise zu lachen wagte, starrten die Nachbarn mich beinahe entsetzt an. Sie waren im Rausch. Später haben sie auch gelacht. Zu spät. Hätten die Zuhörer, die Preßglossatoren — und namentlich die Vertheidiger — die Hechelskiade früher komisch genommen: die Schauermär wäre nicht vierzehn Tage lang lebensfähig geblieben.

Drei Viertel der Beweisaufnahme waren zwecklos, mindestens drei Viertel des Kostenaufwandes nutzlos verthan. Als Isa sich fürs letzte Wochenbett vorbereitete, ließen die Verbündeten Regirungen eine Strafprozeßnovelle scheitern, weil der Reichstag die Berufunginstanz mit fünf, nicht, wie sie vorschlugen, mit drei Richtern besetzen wollte. Fünf: Das würde zu theuer. Ich glaube, daß die ergebnißlosen Prozesse gegen die Direktoren der Pommernbank und gegen Kwileckis den preußischen Fiskus größere Summen gekostet haben, als der 1896 verweigerte Mehraufwand im ganzen Reich für zwei Etatsjahre verschlungen hätte. Und der Servilste selbst wird nicht sagen, dieses Geld habe den Ruhmesglanz deutscher Rechtspflege gemehrt.

* * *

Die öffentlich Meinenden haben den Staatsanwalt Dr. Müller zum Sündenbock erwählt. Einen sehr jungen Herrn, der im Pommernprozeß noch als Assessor dem Staatsanwalt Beeck half und dem die Vorgesetzten wohl besondere Fähigkeit zutrauen müssen, da sie ihn jetzt schon zum Hauptvertreter einer so weithin interessirenden Anklage bestellten. Das Vertrauen scheint mir besser begründet als die Anklage. Herr Dr. Müller ist nicht so, wie er in den Zeitungen steht. Gar nicht schneidig, kein Prokuratorentypus; nicht einmal eigentlich preußisch. Er macht den Eindruck eines für Strafgerichtsverhältnisse ungewöhnlich soignirten, der fröhlichen Wissenschaft nicht fremden Herrn, der in reichen Häusern verkehrt und großkaufmännisch kühle Höflichkeit schätzen gelernt hat. Vielleicht hörte er als Referendar noch Herrn Fritz Friedmann plaidiren und merkte, welche erfrischende Wirkung dieser unersetzte Stimmungmacher aus einer salopp scheinenden und doch schlau be-

rechneten Redeweise zog, die sich nach der steifen Kriminalsprache ausnahm wie im Mumienkabinet ein lebendiger Mensch. Auch Herr Dr. Müller liebt Wendungen, die man in Bankbureaux und Kaffeehäusern öfter hört als in Altmoabit. Er ist nicht grob, nicht hochfahrend, nicht unnahbar und hat nicht den Ehrgeiz, die Angeklagten zu beleidigen. Das ist leider schon viel. Dabei offenbar intelligent und von dem Streben geleitet, psychologische Zusammenhänge zu ertasten. Während der Beweisaufnahme war er ruhig und höflich; fast jede Frage klug vorbedacht. Ins Plaidoyer glitten freilich falsche Metaphern und schlimme Behauptungen; die schlimmste war wohl, daß jedes Civilgericht nach solcher Verhandlung gegen die Gräfin entscheiden würde (kein einziges; die „Civilisten", die ja noch Juristen sind, hätten sich auf diese Beweisanträge gar nicht erst eingelassen). Das bliebe verzeiblich, selbst wenn es für den Verlauf der Sache nicht belanglos gewesen wäre. Ein blutjunger Beamter, der seinen zweiten Riesenprozeß entgleisen sieht und fürchten muß, daß liebe Kollegen morgen sein Kindspech bewitzeln... Trotz manchem blunder hat er in beiden Fällen wirksamer plaidirt als die älteren Herren, neben denen er saß. Und Herr Steinbrecht, der sich von Altona aus wohl durch unerschaute Talente für Moabit empfahl, hat jeden Fehler des Jüngeren redlich mitgemacht.

Unfaßbar, unbegreiflich wie ein Räthselbild aus weltenfernen Kulturen war mir nur der Eifer, den beide Herren aufboten, um vier Menschen ins Zuchthaus zu bringen. Zwei Männer, die als Privatpersonen gewiß eines Spätzchens Flügellähmung mitleiden, ihrem Dienstmädchen nicht ohne zwingenden Grund einen Sonntagsausgang verbieten würden. Ich muß annehmen, daß sie von der Schuld der Angeklagten überzeugt waren. Doch konnte sich, mußte nicht in diese Ueberzeugung manchmal wenigstens ein Zweifel drängen? Berryer, nur ein Advokat, dessen Hilfe aber von Louis Napoleon und Ney, von Lamennais und Chateaubriand gesucht ward, und, Alles in Allem, ein Mann, hat gesagt: Il vaut mieux laisser dix coupubles en liberté que de frapper un innocent. Schien den Staatsanwälten nicht einen Augenblick möglich, daß die Gräfin, der Graf, die Dienerinnen unschuldig seien? Niemals, beim Kaliber dieser Zeugenschaar? Welche Prangerstrafe hätte sie schimpflich genug gedünkt, wenn, etwa in einem Meineidsprozeß, diese Völker zur Entlastung Beschuldigter vorgeschickt worden wären? Caecilie Parcza. Jahre lang die Lustdirne (so reden Staatsanwälte sonst oft von solchen Mädchen) eines Offiziers, der ihre Zärtlichkeiten bezahlt. Ein entmenschtes Geschöpf, das sein Kind (hier macht sich der Hinweis auf die Löwin und ihr Junges gut) für schnödes Geld verschachert, sich nie mehr drum kümmert und

das Muttergefühl erst entdeckt, als wieder Geld zu verdienen scheint. Würde eine rechte Mutter, meine Herren Geschworenen, nicht hundertmal lieber auf alles Glück verzichten, als ihr Fleisch und Blut aus dem Glanz einer Grafenherrschaft in die dumpfe Bahnwärterhütte holen? (Die Barbara in Hebbels „Demetrius" ist wirklich aus edlerem Stoff als diese unheilige Caecilie). Frau Ossowska. Eine Person, die, weil die Sache verjährt ist, schamlos gesteht, daß sie an einer Kindesunterschiebung mitgewirkt hat, die auf Kassibern von den Summen spricht, die ihre Aussage ihr eintragen wird, und der Gottes Finger das Schandmal auf die Stirn gebrannt hat. Jadwiga Andruszewska. Eine Hysterische, die nicht weiterkann, wenn ihre Textwalze abgeleiert ist; die von der eigenen Schwester des Meineides bezichtigt wurde; eine Kreatur Hechelskis, die auf das zu erwartende Sündengeld schon Schulden gemacht hat. Hechelski selbst, der als gewerbmäßiger Verleiter zum Meineid längst ins Zuchthaus gehört. Und dieser Graf Hektor, der, statt die Ermittlungen der zuständigen Stelle zu überlassen, seine Agenten mit voller Börse durch Europa hetzt und mit den feinen und groben Mitteln der Korruption für einen Vermögensvortheil ficht! Solche Zeugnisse, nebst Waschfraubasereien und Hebammenklatsch, sollen den blanken Ehrenschild einer uralten Adelsfamilie, für die Standesgenossen, Prälaten und treue Diener die Hand zum Schwur heben, auch nur mit dem kleinsten Fleck beschmutzen? Nein, meine Herren, noch... Ungefähr so wäre es gekommen. Und nun kein Zweifel, nicht das leiseste Bedenken, wo vier Menschenleben auf dem Spiel stehen und das Schicksal eines Geschlechtes entschieden werden soll? Unsere Staatsanwälte sind nicht mehr im alten Wortsinn procureurs, deren Hauptsorge sein mußte, der Staatskasse möglichst viele Vermögenskonfiskationen und hohe Geldstrafen zu bescheren. Auch Kläger in der Bedeutung, wie noch die Karolina und der ganze Parteiprozeß sie kannte, sind sie heutzutage nicht mehr, sondern auf dem Strafrechtsgebiet Vertreter der Staatshoheit und verpflichtet, die entlastenden Thatbestandsmerkmale mit nicht geringerem Eifer als die belastenden ans Licht zu fördern. Warum sehen wirs so selten und müssen doch glauben, daß jeder Staatsanwalt seine Pflicht zu erfüllen sucht? Suggestion der Gewohnheit, die nur noch Nummern, nicht Menschen kennt und den Verdacht zur Gewißheit aufbläst? Berufskrankheit, wie die Bäckerbeine und die Phosphornekrose? In der „Rothen Robe" sagt der Schwurgerichtspräsident zum Staatsanwalt: „Sie sind aufgeregt; verstehe; vor dem ersten Todesurtheil! Das giebt sich mit der Zeit." Mag sein. Aber im Fall Kwilecka, nach dieser Beweisaufnahme, nicht ein Blick auf die Fülle des Entlastungmaterials, nicht ein armes Wörtchen, das die Unschuld

der Angeklagten immerhin möglich erscheinen läßt? Statt ruhiger Abwägung der Ergebnisse in schroffstem Ton die Behauptung, jedem Juristen, jedem vernünftigen Menschen sogar müsse solcher Beweis zum Schuldspruch vollauf genügen? Den Vertheidigern wird oft vorgeworfen, sie dienten der honorirenden Partei, nicht der Wahrheit, deren Bettlerblöße zur Honorantenrolle nicht taugt. Die Geschmähten sollten in einer Jahresstatistik feststellen lassen, wie oft Staatsanwälte in der Hauptverhandlung die Anklage zurückgezogen oder mindestens im Schlußvortrag die entlastenden Umstände nachdrücklich betont haben. Der höchste preußische Orden trägt das Motto: Suum cuique; und patriotische Schreiber betheuern, dieses Wort sei stets Preußens Wahlspruch geblieben. Bei Cicero, der es wirklich noch vor Friedrich dem Ersten sprach, hieß es: Justitia in suo cuique tribuendo cernitur. Der Ursprung scheint vergessen. Markus Tullius und Ulpian werden nicht mehr gelesen. Noch heute aber ist das sichtbarste Wesenszeichen der Gerechtigkeit, daß sie Jedem das Seine giebt.

Doch um nicht selbst in den eben gerügten Fehler zu fallen, muß ich auch hier die mildernden Umstände anführen. Als Instigator, als treibende Kraft, war Graf Hektor Kwilecki thätig. Ein ungemein gewandter Herr, der ohne Verletzung der Eidespflicht sagen konnte, er glaube, daß die Ermittlungen — die nach Frankreich, Rußland, Oesterreich führten und gierige Geschäftsleute Monate lang in Athem hielten — ihn nicht mehr als sieben- bis achttausend Mark gekostet hätten. Ein Mann, der mit Ansehen und Brustton selbst Staatsanwälten zu imponiren vermochte. Am siebenzehnten Verhandlungtag war er, nach siebenjähriger Spürarbeit, seiner Sache noch sicher; am neunzehnten bat er der Gräfin die Verdächtigung ab, sorgte aber dafür, daß den Geschworenen die Abbitte erst nach dem Wahrspruch bekannt werde. Herzig, nicht wahr? Er hatte sich, recht plötzlich, von der Unschuld seiner Verwandten überzeugt und wußte, daß an eine Verurtheilung nicht zu denken war, wenn er die neue Ueberzeugung so offen wie vorher die alte aussprach. Das wäre ja aber ein Versuch zur Beeinflussung der Richter gewesen; und so was thut man doch nicht. Wurde die Schuldfrage von der Jury bejaht: dann konnte Hektor zu Isa sprechen: „Theures Weib, gebiete Deinen Thränen! Ich bat Dir gestern schon Alles ab". Und zu den zürnenden Landsleuten: „An mir liegts nicht; ich habe Sehnen und Groll in des Lethe stillen Strom versenkt; aber so sind diese Preußen." Glissez, poète, n'appuyez pas... Noch wichtiger war, daß nach den Ergebnissen der Voruntersuchung gelehrte Richter den Verdacht „hinreichend" gefunden und die Eröffnung des Hauptverfahrens beschlossen hatten. (Hoffentlich ändert die Strafprozeßreform die Bestimmung, wonach die „Nichteröff-

nung" mit thatsächlichen und rechtlichen Gründen, die Eröffnung nur mit der Feststellung hinreichenden Verdachtes zu motiviren ist. Denn diese Bestimmung kann selbst gewissenhafte Richter auf den Gedanken bringen: „Ganz klar ist die Sache nicht; lehnen wir, mit ausführlichen, also leichter anfechtbaren Motiven, die Eröffnung ab, dann geht der Staatsanwalt ans Beschwerdegericht und unser Beschluß wird am Ende noch aufgehoben; mag sich die Spruchkammer selbst Klarheit suchen." Auf die erkennenden Richter drückt dann aber schon wieder die Thatsache des Eröffnungbeschlusses, gegen den es übrigens nicht, wie gegen die Ablehnung, ein Beschwerderechtsmittel giebt.) Und nun kamen noch die Sachverständigen. Herr Dr. Rosinski hält die Gräfin der That für fähig. Herr Dr. Störmer glaubt nicht an die Entbindung. Der Titularprofessor Dr. Dührssen, der, in der Stadt Olshausens und Gusserows, von Staatsanwälten und höheren Reportern als „gynäkologische Autorität ersten Ranges" angestrahlt werden kann, ist beinahe sicher, daß Isa, die er 1903 kennen lernte, 1896 nicht schwanger war. (Wer mag wohl der Staatsanwaltschaft als Gutachter gerade diesen Herrn empfohlen haben, den sie vor wenigen Monaten noch eines groben Kunstfehlers dringend verdächtig fand und öffentlich anklagte?) Nur der greise Professor Freund, der seit Jahrzehnten im Elsaß der beliebteste Frauenarzt ist, sagt: Hier fehlt jede Grundlage für ein Gutachten, denn wir haben nur gehört, nicht gesehen, was vor sieben Jahren geschah; das Gehörte aber liefert jedenfalls nicht den geringsten positiven Beweis gegen die Schwangerschaft und Geburt; und den Bereich der Vermuthungen überlasse ich neidlos dem Kollegen Dührssen. Doch der alte Praktikus Freund ist ja von der Vertheidigung geladen. „Merkwürdig, daß die vom Vertheidiger geladenen Sachverständigen während der Hauptverhandlung nie anderen Sinnes werden." (Merkwürdig: die von der Staatsanwaltschaft geladenen auch nicht; trotzdem Aktenkenntniß das mündliche Verfahren niemals ersetzen kann.) Die Vertreter der Anklage hatten also starke Stützen. Die stärkste in dem Schwurgerichtspräsidenten, Herrn Landgerichtsdirektor Leuschner. Der hätte auf Isas Schuld geschworen; fand deshalb jeden Entlastungzeugen des Meineides und der Begünstigung verdächtig; ganz unglaublich, daß Gutsinsassen, für die ein Ortswechsel ein Ereigniß, die Eisenbahnfahrt eine Lebenserinnerung ist und die in engen Raum zusammengepfercht sind, heute noch wissen wollen, die Wirthschafterin Andruszewska sei im Januar 1897 vier, fünf Tage weggewesen; durchaus glaublich dagegen, daß ein berliner Droschkenkutscher heute beschwören kann, mit welcher Geberde ihm vor sieben Jahren eine Frau das Fahrgeld gegeben habe. Die aufmarschirende Edelmannschaft, der Propst,

die Amme, Frauen, denen die Schwangere sich im Hemd gezeigt hatte: Alles unglaubwürdig oder bethört. „Wenn Sie nun aber hörten, unter dem Hemd sei ein Gummileib gewesen? Sie werden nachher einen Eid zu leisten haben!" Ueber allen Zweifel erhaben scheint aber, was Herr Hechelski und die Damen Andruszewska und Ossowska aussagen. Der Vorsitzende fragt nach der Schnur die Anklage ab, sieht in jeder von diesem ehrwürdigen Schriftstück abweichenden Darstellung die Absicht, zu „leugnen", verbirgt seine Auffassung der Sache keinen Augenblick und beanstandet schließlich sogar noch in den Schlußvorträgen der Vertheidiger Sätze, die ihm nicht gefallen. „Das können Sie in dieser Allgemeinheit doch nicht behaupten." „Ich muß bitten, die Sache nicht satirisch zu behandeln." Und so weiter. Das Plaidoyer wenigstens pflegte bisher, so lange der Redner nicht den Anstand gröblich verletzte, vor Unterbrechung geschützt zu sein. Herr Direktor Leuschner ist vielleicht ein vortrefflicher Jurist. Sicher kein Psychologe; und zur Leitung solchen Prozesses ganz ungeeignet. Die Aufgabe, die der Vorsitzende nach der Strafprozeßordnung in der Hauptverhandlung zu bewältigen hat, geht ja fast über Menschenkraft. Kein europäischer Monarch hat ähnliche Macht. Der Präsident ist im Saal der Herrgott. Das läßt sich nicht aus Aktenbündeln lernen. Götter werden geboren ... Leise, — nein, lieber ganz laut muß es gesagt werden: Wir haben keine Richtertalente mehr; nicht die Männer, die mit moderner Bildung und einer aus freier Anschauung erworbenen Kenntniß des Menschen und seines Erlebens das stolze Bewußtsein ihres majestätischen Berufes vereinen. Die nur Richter sein wollen und sich eher tothetzen ließen, als daß sie dem Nächsten, dem Belastetsten auch nur um Haaresbreite sein Recht verkürzten. Wir haben arbeitsame Gerichtsbeamte, die „mit der Sache vorwärts kommen möchten". Darum kennt das Volk auch keinen von ihnen, ist ihr Name ihm Schall und Rauch. Einst zog man auf der Straße den Hut vor Einem, der über Leben und Ehre des gefährdeten Bürgers verfügt.

... Als der Freispruch verkündet war, jauchzte im Saal, jubelte vor dem Gerichtshaus die Menge. Begeisterung für die — nicht allzu saubere — Sache der polnischen Gräfin? Nein. Triebhaft sprach in Hunderttausenden das Gefühl: Hier war, in diesem Prozeß, Alles beisammen, was in unserem Rechtswesen greisenhaft ist, völlig unbrauchbar für die Formen modernen Europäerlebens; und diesen Prozeß hat der Staat verloren. Hurra! „Der Staat." Wenn im rothen moabiter Palast ein Fenster geöffnet war, muß doch mindestens ein Robenträger vernommen haben, daß des seltsamen Jubelrufes Sinn nicht war, den Sieg der Gräfin Isabella Kwilecka zu feiern.

Thomas und Jane Carlyle*).

Der Vertraute von Carlyles Witwerjahren war Froude. Carlyle und seine Gattin führten Tagebücher und wechselten, wenn sie von einander getrennt waren, fast täglich Briefe. Die Durchsicht und Ordnung dieser Papiere beschäftigte Carlyle. Bekenntnisse, die er jetzt zum ersten Male las, bestärkten ihn in der Ueberzeugung, er habe durch Selbstsucht und Nachlässigkeit gegen seine Frau gefehlt. Einmal las er in ihrem Tagebuch, er habe sie beim Arme gepackt und Spuren seiner Heftigkeit hinterlassen. Von Reue gepeinigt, schrieb er seine Selbstbekenntnisse nieder und beauftragte Froude, sowohl diese als die Briefe und Aufzeichnungen von Mrs. Carlyle, die er ihm einhändigte, einige Zeit — drei oder sieben Jahre, wie er es für gut fände — nach seinem Tode zu veröffentlichen. Dadurch wollte er Buße thun.

Er war immer ein musterhafter Sohn, ein aufopfernder Bruder gewesen. Um die Briefe an seine Mutter beneidete sie seine Frau. Mitleid mit Anderen, Theilnahme an fremdem Leid, besonders an solchen Formen des Schmerzes, die weder Gaben noch Worte lindern konnten, war ihm eigenthümlich und folterte ihn sein ganzes Leben hindurch. Die ihn am Besten kannten, bezeugen übereinstimmend, niemals habe er über Einzelne hart geurtheilt. Die Schale seines Zornes goß er über allgemeine Verkehrtheiten und öffentliches Unrecht aus. Gegen die Individuen blieb er mild und nachsichtig. Die Neigung zur Uebertreibung, die in allen seinen Schriften durchdringt, verspottete er oft selbst. Seine eigenen Fehler und Schwächen verurtheilte er jedoch mit der selben Maßlosigkeit. All diesen Charakterzügen trug Froude im „Leben Carlyles", das bald nach dessen Tode erschien, im Ganzen billig Rechnung. Mit geringen Ausnahmen zeichnete er ein wahres, liebevolles Bild des merkwürdigen Mannes. Er vergaß es um so vollständiger bei der gleichzeitigen Veröffentlichung der „Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle". 1871 hatte ihm der Witwer 262 Briefe und die Tagebücher übergeben. Froude gab aus dem übrigen Nachlaß noch 71 andere hinzu, im Ganzen 333 Briefe, aber gekürzt und so absichtlich ausgewählt, daß der Eindruck blieb, alle Schuld an dem Schicksal, über dessen Härte Mrs. Carlyle klagte, trage Carlyle. Seines Testamentsvollstreckers Phantasie hatte sich so völlig in die von ihr konstruirte Seele von Mrs. Carlyle versenkt, daß er die Geschichte, die er erfand, am Ende selbst glaubte. Carlyle, ein Galeerensträfling der Feder, arbeitete mit äußerstem Kraftaufwand. Er mußte allein sein, wenn er schrieb, wenn er betrachtete. Weder bei Tag noch

*) S. „Zukunft" vom 28. November 1903.

bei Nacht ertrug er, ohne außer sich zu gerathen, das leiseste Geräusch. Ein Hahnenschrei brachte ihn zur Verzweiflung, ein Glockenton zur Raserei. Man baute ihm später eine Zelle mit doppelten Wänden und Oberlicht, um ihn vor jedem Lärm und allen ungebetenen Besuchern zu schützen. Seine Mitarbeiterin konnte und durfte seine Frau nie werden. Aber eben so wenig erniedrigte er sie zur Magd. Niemals hörte er auf, sie zu lieben, und sagte es ihr mit Kosenamen und in jedem seiner Briefe in den zärtlichsten, innigsten Worten, die davon Zeugniß geben, wie er stets für ihr Wohl, ihre Zerstreuung und ihre Gesundheit besorgt war. Sie erwiderte im gleichen Ton, ertrug jede Trennung von ihm schwer und freute sich auf das Wiedersehen. Carlyle blieb, was er immer gewesen war, „der rechtschaffenste, beste der Menschen, ein Mann in des Wortes voller Bedeutung", wie Emerson ihn nannte, heroisch im Großen, mürrisch, oft verstimmt und an sich verzweifelnd, schwierig in kleinen Dingen, ein Hypochonder, aber von rührender Herzensgüte und makelloser Lebensführung. Der Eindruck, den zahlreiche Freunde Carlyles und seiner Frau vom Zusammenleben dieser Beiden behielten, stimmte in keiner Weise zu der Wirkung, die Froudes dreibändige Briefsammlung auf das große Publikum übte. Schon 1886 und wieder 1889 suchten die Professoren Norton und Ritchie dem angerichteten Unheil zu steuern, indem sie weitere Briefe Carlyles veröffentlichten. Er hinterließ eine Nichte, die ihn bis zu seinem Tode pflegte und nach Froudes Ableben die alleinige Besitzerin von Carlyles literarischem Nachlaß blieb. Obwohl sie Froudes Vorgehen heftig tadelte und ihm mehr als einmal Vorwürfe machte, glaubte sie sich durch ihres Onkels Aeußerungen gebunden, vor zwanzig Jahren nichts mehr zu publiziren. Sie starb vor Ablauf der Frist und erst ihr Gatte, Mr. Alexander Carlyle, unternahm 1903 die Herausgabe aller noch vorhandenen, von Carlyle selbst geordneten und mit Noten versehenen Briefe von Mrs. Carlyle.

Obwohl auch jetzt noch, nach eines klugen Kritikers Aeußerung, die durch Froude bewirkte Scheidung der Anhänger des Gatten und der Anhänger der Gattin nachwirkt und in Streit sich äußert, liegen nun doch die Dinge für alle Unparteiischen klar genug. Mrs. Carlyles Charakter, ihren früh zerrütteten Nerven, nicht Carlyle ist es zuzuschreiben, wenn sie sich unglücklich fühlte. Seine Selbstanklagen beschränken sich darauf, ihrem physischen Zustand nicht genügend Rechnung getragen zu haben. Der Schleier, der gewöhnlich die Intimität des Zusammenlebens zweier Menschen deckt und den er selbst mit schonungloser Hand lüftete, zeigt durchaus nicht das Bild ehelichen Zerwürfnisses. Der Mann und die Frau, die einander vierzig Jahre lang fast täglich, wenn sie getrennt waren, Briefe schrieben, spielten weder eine Komoedie noch hörten sie jemals auf, einander zu achten und zu lieben. Aber Beide hatten harte Köpfe und manchmal gab es Stürme. Den Grundton schlägt ein 1825 datirter Brief Carlyles an seine Jane, damals noch seine Braut, an:

„O Du, meine schöne Schutzheilige, mein freundlicher, heißblütiger (hot-tempered) Engel, mein geliebtes, zankendes Weib, Du sollst mir zu Erfolg verhelfen und in Enttäuschungen mich trösten. Liebe mich mit Deiner ganzen Seele! Und wenn Ruhm uns geschenkt wird, so wollen wir ihn willkommen heißen, wenn nicht, uns nicht darum kümmern, weil wir unendlich Werthvolleres als Alles besitzen, was er uns geben oder nehmen könnte. Seien wir wahr und gut."

Weder in Edinburg, wo das erste Jahr der Verheirathung verlief, noch in Craigenputtock, wo das Ehepaar, mit längeren und kürzeren Unterbrechungen, auf dem Besitz von Mrs. Carlyle die nächsten sechs Jahre zubrachte, fühlte Jane sich unglücklich. Aus eigener Wahl hatte sie, durch Ueberlassung ihres übrigens kleinen Vermögens an die Mutter, sich mittellos gemacht. Carlyles spärliche Einnahmen aus literarischen Arbeiten und die Farm, die sein Bruder ungeschickt führte — er ging darauf zu Grunde — lieferten ihr ganzes Einkommen. Durch den eigenen Geldmangel ließ sich jedoch Carlyle nie abhalten, seine Mutter und die Geschwister, diese mit verhältnißmäßig großen Summen, zu unterstützen. Das Märchen aber, das Froude in Umlauf setzte, Mrs. Carlyle habe in Craigenputtock kein Dienstmädchen zur Verfügung gehabt, beruht auf Erfindung. Ihre Korrespondenz aus diesen ersten Zeiten der Ehe bestätigt schon das Urtheil einer Freundin ihrer Jugend, „es sei ihr Beruf, Briefe zu schreiben." Sie wußte Alles, was ihr begegnete, anmuthig und witzig zu schildern. Dennoch blieben, ihr ganzes Leben hindurch, auch, als keine Noth sie mehr bedrängte, Haushaltungsorgen das bevorzugte Thema. Sie kam nie mit ihren Dienstmädchen aus, wechselte sie wie die Wäsche, lag beständig mit ihnen in Fehde und Carlyle war es, der sie später zwingen mußte, eine zweite Dienerin aufzunehmen. Er hatte sein Theil an diesen häuslichen Unannehmlichkeiten, mußte ihr Mädchen von Schottland nach London mitbringen, die er in den Eilwagen setzte, während er außen saß und fror, und deren Heimweh er zu trösten hatte. Es half nicht. Stöbern und Ordnen, die Hausfrauenthätigkeit im weitesten Umfang blieb die Leidenschaft seiner Frau. Richtig ist nur, daß er selbst, der Mutter und Schwestern immer bei harter Arbeit gesehen hatte, es als etwas zu selbstverständlich hinnahm, wenn auch Mrs. Carlyle sich plagte, während er für sie Beide verdiente. Craigenputtock wurde behaglich eingerichtet und hatte selbst Platz für Gäste, die auch mitunter kamen. Aber es lag in rauher Gegend und sehr vereinsamt. Der nächste Bäcker war meilenweit entfernt und sein Brot fand Carlyle, der höchst einfach lebte, aber dieses Einfache sehr gut haben wollte, unzuträglich für seinen empfindlichen Magen. So kam es, daß Mrs. Carlyle sich in der Kunst des Brotbackens üben mußte. Einst, erzählt sie, wachte sie nachts in peinlicher Ungewißheit Dessen, was im Backofen sich zutrug. „Ein Gefühl der Entwürdigung" kam über sie. Es war drei Uhr morgens; sie

legte den Kopf auf die Hände und schluchzte. „Da fiel mir Benvenuto Cellini ein, der die ganze Nacht wachte, während sein Perseus sich im Ofen befand, und ich fragte mich plötzlich: Was ist denn im Grunde in den Augen der höheren Mächte für ein ungeheurer Unterschied zwischen einer Perseusstatue und einem Brot, sobald nur die Vollendung des einen oder des anderen sich als unsere spezielle Aufgabe erweist?“ Dieser Gedanke gab ihr Trost und sie bewies damit, daß sie eine ungewöhnliche Frau war. Auch sollen die Mühsäligkeiten ihres damaligen Lebens keineswegs verschwiegen werden. Nur ziemt es sich, nicht zu vergessen, daß sie auch Entschädigungen hatte. Sie liebte ihren Mann. Morgens ritten sie bei schönem Wetter zusammen aus. Nachmittags trieben sie Italienisch und Spanisch, lasen den Ariost und den Don Quixote. Es gab Stunden, wo Carlyles Beredsamkeit sie hinriß und alles Andere vergessen machte. Sie kritisirte seine Arbeiten, freute sich der Briefe, die von Goethe einliefen, sandte dem Dichter, den sie glühend verehrte, eine Locke ihres schwarzes Haares und glaubte, mit dem Scharfblick, der sich lohnen sollte, an Carlyles Stern und an seine künftige Größe. Im schlimmsten Jahr ihrer pekuniären Schwierigkeiten rief er sie liebevoll nach London, wohin er Geschäfte halber vorausgegangen war; dort fand sie Geselligkeit, Unterhaltung und die Bewunderung von Freunden, wie John Stuart Mill, Jeffrey und Anderen, die der „Rose von Haddington“ niemals zugänglich gewesen wären. Ein Aufenthalt in Edinburg, der 1833 das Stilleben des Ehepaares in Craigenputtock abermals unterbrach, mißfiel Beiden. Aus Rücksicht auf seine Frau siedelte Carlyle 1834 für immer nach London über: „Warum nicht aus diesen Torfmooren, aus all diesen rußigen Erbärmlichkeiten und Lügengeweben von Stallmädchen, aus aller Vereinsamung, Verzweiflung und Verwirrung weglaufen und sogleich nach London gehen, sagten wir zu einander.“

So schreibt Carlyle. Es war nicht seine Schuld, wenn der Mangel das Paar auch dorthin begleitete. Er wollte nicht gegen seine Ueberzeugung schreiben und mußte dennoch das tägliche Brot verdienen. „Eine Erbin“ wurde Mrs. Carlyle erst 1842, nach dem Tode der Mutter, mit einer Rente von kaum mehr als zweihundert Pfund, die bei den sparsamen Gewohnheiten des Ehepaares Wohlstand bedeutete. „Sein armer Liebling“, „seine Heldin“, wie Carlyle, in den schönen, innigen Briefen an seine alte Mutter, seine Frau zu nennen pflegte, war schon damals leidend, besonders von Kopfschmerzen und Influenza gepeinigt und oft genöthigt, bei den Ihrigen oder bei Freunden Erholung zu suchen, ohne, wie Carlyles zärtliche Briefe klagten, „Ruhe für ihre müde Seele zu finden“. Da traf ihn ein seltenes Mißgeschick. Nach ungeheurer Anspannung lag der erste Band der „Französischen Revolution“ im Manuskript vollendet. Er gab es seinem Freunde Mill zur Durchsicht. Der ließ es sorglos herumliegen und das Zimmermädchen

zündete das Kaminfeuer damit an. Carlyle mußte seinen verzweifelten Freund trösten. Er trug den Verlust mit wunderbarer Fassung: „O hätte ich Glauben! Dann wäre mir nichts zu hart und schwer“, schrieb er in sein Tagebuch. Ohne Notizen, „wie ein Besessener“, fing er in Gottes Namen von vorn an, während er Mrs. Carlyle durch einen Besuch ihrer Mutter zu trösten suchte. „Was er großartig geduldet, bleibt für ihn und für uns bestehen“, schrieb sie. 1837 wurde das Werk vollendet. „Ich weiß nicht, ob es etwas werth ist“, sagte er zu seiner Frau, als er ihr das Manuskript übergab. „Das aber könnnte ich der Welt sagen: Seit hundert Jahren habt Ihr kein Buch gehabt, das geraderen Weges und flammender aus dem Herzen eines lebenden Menschen gekommen ist. Thut damit, was Ihr wollt, Ihr . . .!“

Von jetzt an wurde Carlyle berühmt und, wie Goethe vorausgesagt hatte, „eine neue moralische Kraft in Europa“. Nach dem kleinen Haus in Cheyne Row pilgerten die Berühmtheiten des Tages, einheimische und fremde. Mrs. Carlyle gab eine ihrer besten Schilderungen, die des Besuches des Grafen d'Orsay, des Fürsten der Dandies:

„Zum Glück war es nicht einer meiner nervösen Tage, so daß ich die ganze Sache von meinem Prie-Dieu aus betrachten konnte, ohne von seiner Aufregung ergriffen zu werden, und es war ein Anblick, als ob das Millennium angebrochen sei und der Löwe mit dem Lamm und alle unverträglichen Dinge zusammen verkehrten. Carlyle in seinem grauen Plaid Anzug und in seinem Armstuhl blickte mild auf den Fürsten der Dandies. Der, blitzend wie ein Diamantenkäfer, blickte mild auf ihn zurück. D'Orsay ist wirklich ein schöner Mann, wenn man ihn einmal gehört und herausgefunden hat, daß er Witz und gesunden Menschenverstand besitzt. Im ersten Augenblick aber ist seine Schönheit eher von der abstoßenden Sorte, die, wie der Genius, geschlechtslos scheint. Und diesen Eindruck verstärkt sein phantastischer Anzug: himmelblaue Atlaskravatte, ellenlange goldene Ketten, weiße französische Handschuhe, rehfarbiger, mit Sammet von der selben Farbe gefütterter Ueberzieher, unsichtbare Unaussprechliche, hautfarbig und sitzend wie Handschuhe u. s. w. Das Alles ist absurd genug; aber die Manieren sind männlich und einfach; mit einem Wort: man ist überzeugt, er sei, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein verteufelt gescheiter Bursche . . .“

Ein anderes Mal schreibt Mrs. Carlyle dem Gatten, der ältere Sterling habe zu ihr gesagt: „Sie wären unendlich liebenswürdiger, wenn Sie nicht so verdammt gescheit wären.“ Sie deutete die Bemerkung im Sinne des Lobes, nicht der Kritik. Man müßte, von 1840 ab besonders, fast jeden ihrer Briefe citiren. Banal oder langweilig ist keiner. Die meisten überströmen von Komik und sarkastischer Laune, scharfen, treffenden Aeußerungen, freilich sehr oft auf Kosten der Anderen. Sie schonte Keinen, weder die Freunde noch die Familie, selbst nicht die eigene Mutter, „die bereit ist, Alles herzugeben, nur nicht Das, was man braucht, und Alles zu thun, nur nicht Das, um was man bittet.“ Von Darwin berichtet sie spottend

einen Zug der Herzlosigkeit, von Miß Martineau einen solchen der Eitelkeit. James Martineau veranlaßt sie zur Auslassung: „Einen tieferen Zug der Schwermuth sah ich niemals auf einem menschlichen Antlitz. Ich halte ihn für das Opfer des Gewissens, was beinahe so schlimm ist, wie das Opfer des grünen Thees zu sein. Sein Herz und sein Verstand protestiren gegen diese Fessel und so ist er ein mit sich entzweiter Mensch. Ich möchte ihn bekehren, — moi! Könnte er sechs Monate hindurch in einen gesunden Zustand plötzlicher Schurkerei versetzt werden, so käme er, ‚ein starker Mann‘, aus dieser Erfahrung. So aber fühlt er, es sei wenig verdienstlich, geistig froh in seiner gegenwärtigen, unbefleckten Verfassung sich zu wissen. Und in Folge Dessen ist er eben so traurig wie irgend einer von uns Sündern!“ Das Alles nach einer Predigt, die ihr und James Martineau mißfallen und Beide zum Widerspruch gegen „all den Unsinn von Tugend und Glücksäligkeit“ gereizt hatte.

Dann wieder tanzt die Taglioni „auf ihrer großen Zehe, den anderen Fuß in der Luft, viel höher, als Anstand es jemals träumte, ... immer wieder, bis zur Langeweile. Aber Herzoginnen warfen Blumensträuße und nicht ein Mann (Carlyle ausgenommen), der nicht bereit gewesen wäre, sich selbst zu werfen. Ich zählte fünfundzwanzig Sträuße. Aber was bedeutet Das? Die Kaiserin von Rußland, in einem Anfall von Begeisterung, warf ein Diamantenarmband dieser selben Taglioni zu Füßen: Tugend belohnt sich selbst (in dieser Welt)?“ Mrs. Carlyle war unerbittlich in ihrer Satire. Nur Einer entging ihren Sarkasmen: ihr Mann. Mit tausend Küssen und Liebesworten, Dank für seine Liebe und Betheuerungen, nie werde sie ihm wissentlich ein Leid verursachen, beantwortete sie seine täglichen Briefe. Das änderte sich für einige Zeit in Folge der Bekanntschaft des Ehepaares mit einer sehr geistreichen, vornehmen Frau, Lady Harriet Baring, später Lady Ashburton. Mrs. Carlyle war sich ihrer geistigen Ueberlegenheit sehr wohl bewußt. Nach einem Diner bei dem Dichter Monkton Milnes schrieb sie: es sei ein sehr angenehmer Abend gewesen; womit sie sagen wollte, man habe sie anerkannt und ausgezeichnet. In Lady Ashburton trat ihr 1845 eine geistig ebenbürtige Frau, nicht weniger selbstbewußt, als sie es war, entgegen. Obwohl sie es an ausgesuchter Höflichkeit nicht fehlen ließ, schrieb Mrs. Carlyle nach dem ersten Besuch in ihrem Hause an den Gatten: „Wir werden, denke ich, ganz gut zusammen auskommen, aber ich sehe, die Dame besitzt das Genie, zu herrschen, während ich das Genie, nicht beherrscht zu werden, besitze.“ Das Ende war, daß Mrs. Carlyle die Andere haßte und dem Gatten die Qualen der Eifersucht nicht ersparte. Der Herausgeber ihrer Briefe, Mr. Alexander Carlyle, ließ sich die Mühe nicht verdrießen, diesen zwei Bänden eine endlose Einleitung, das Gutachten eines Arztes, vorauszuschicken. Dieser, Sir James Crighton-Browne, vertritt die Ansicht, Mrs.

Carlyles Eifersucht sei auf Geistesstörung zurückzuführen. In jenen Jahren, so behauptet er, war sie durch übermäßigen Genuß von Thee und Cigaretten und in Folge neuralgischer Schmerzen hochgradig neurasthenisch, eine Morphinistin, mit einem Wort: unzurechnungfähig. Sie sagte ja selbst, „es sei ihre beständige, dringende Sorge, to Keep out of Bedlam.

Der Arzt übertreibt ganz eben so, wie Froude übertrieben hatte. Von getrübtem Bewußtsein verrathen die Briefe der Mrs. Carlyle nicht das Geringste. Wohl aber kam es 1846 zu einem heftigen Auftritt zwischen ihr und dem Gatten: und sie reiste ab. Der Hausfreund, Giuseppe Mazzini, wars, der sie in zwei merkwürdigen Briefen zur Vernunft und zu dem Bewußtsein zurückrief, daß sie keinen Grund zur Klage habe. Carlyles Verhalten gegen sie änderte sich nie: „O meine liebe kleine Jeannie! Denn im Ganzen ist Keine von ihnen Allen werth, neben Dir genannt zu werden, wenn Dein besserer Genius Dich nicht verlassen hat", schrieb er 1850; „versuche, zu schlafen und Dein armes kleines Herz, Deine Nerven zu beruhigen und mich wie früher zu lieben, wenigstens nicht zu hassen! Mein Herz ist ermüdet und von den dreiundfünfzig rauhen Jahren, die hinter mir liegen, erschöpft; aber es ist so mit Dir verbunden, arme Seele, wie es mit keiner anderen möglich ist; hilf mir, Das, was mir vom Leben noch übrig bleibt, richtig verwenden, und ich will Dir auf ewig dankbar sein. Gott segne Dich alle Zeit." Auch Mrs. Carlyle fand den alten Ton wieder; aber es bleibt der Eindruck, daß das Verdienst dafür zum nicht geringen Theil Lady Ashburton gebührt. Die vornehme, geistreiche Weltdame ließ sich den Umgang mit Carlyle nicht durch die Launen seiner Frau verkümmern. Sie jagte nach wie vor in Janes Revier. Das heißt: sie ließ sich weder an Geist noch an Witz von ihr übertreffen und hielt ihr Stand. Aber sie gewann auch ihre Achtung, wenn nicht ihre Freundschaft, und empfing sie sehr liebenswürdig mit Carlyle bei sich auf ihren Landsitzen und Schlössern. „Ich war eine Woche hindurch mit Lady Harriet Baring, von der Ihnen Carlyle ohne Zweifel mit Begeisterung gesprochen haben wird", schrieb Mrs. Carlyle an die Schwiegermutter; „Sie ist eine sehr gescheite und dazu eine sehr liebenswerthe Frau, mit der es sich höchst angenehm lebt, wenn sie die Leute mag. Wenn sie sie aber nicht mag, so würde sie sie lieber mit Schießpulver in die Luft sprengen, als sich in ihrer Gesellschaft langweilen". Unter der selben Bedingung kamen die beiden Damen schließlich sehr gut zusammen aus, denn keine langweilte die andere, aber es war nicht Lady Ashburton, die das Kürzere zog. Eines Tages fragte sie Mrs. Carlyle über Darwins Meinung von den Denkwürdigkeiten Blanco Whites, eines Mannes, der durch merkwürdige religiöse Erfahrungen gegangen war. Mrs. Carlyle, die erst sehr spät im Leben vom Ernst der Ueberzeugung ihres Mannes ergriffen wurde und sich zu jener Zeit kleine Gottlosig-

keiten noch nicht versagte, antwortete, Darwin sei der Ansicht, es „beeinträchtige die Theilnahme an den religiösen Skrupeln eines Menschen, wenn man entdecke, daß diese nur Symptome eines Leberleidens gewesen seien.“ „So lange sich der Antheil der Leber nicht bestimmt feststellen läßt, dürfte es sich empfehlen, mit Ehrfurcht von solchen Dingen zu reden“, entgegnete Lady Ashburton. „Das ist sehr richtig“, fügt Mrs. Carlyle hinzu, die es gerathen fand, bis zum Tode der Dame, 1857, in Frieden und Eintracht mit ihr zu leben.

Von da an versagte die Gesundheit Janes mehr und mehr. Sie duldete ihre Schmerzen mit stoischer Ergebung, verbarg sie ihrem Gatten und nur selten, sehr selten entschlüpfte ihr ein Wort der Klage. Im Uebrigen blieb sie bis zuletzt, was sie immer gewesen war: scharf, eigenwillig, sarkastisch, mit einer Zunge, deren spitze Ausfälle mit Moskitostichen verglichen worden sind und die eins ihrer Opfer, den Dichter Browning, zu dem Urtheil veranlaßte, sie sei hart und lieblos. Das war sie nicht; eben so wenig war sie bequem im Verkehr, aber unterhaltend, geistreich, höchst witzig und eine Virtuosin des Briefstils. Und von einem großen Manne geliebt, der, Alles in Allem genommen, ihre in einer Stunde des Unmuthes gesprochenen Worte: „Meine Liebe, was Sie auch immer thun mögen: heirathen Sie nie einen Mann von Genie!“ durch die Treue seiner Neigung und den Schmerz um ihren Verlust in einer Weise widerlegte, die ihre kühnsten Hoffnungen übertraf und die lange Kontroverse zu Beider Ehre schließt.

München. Lady Blennerhassett.

Panama-Berlin.

In Panama, der alten Spanierstadt voll Schmutz und Romantik, wo der Boden für Ränkeschmiede und Macher so günstig ist, sitzt Philippe Bunau Varilla, der jüngste der Staatengründer, an seinem Schreibtisch und überfliegt majestätischen Blickes den Einlauf. Bittschriften, nichts als Bittschriften; wie einst in Guastalla. Jeder will haben, Niemand will geben. Panama aber hat die Fahne der Freiheit, die Philippe Bunau Varilla meint, auf einen Hügel von Dollars gepflanzt und lebt, um zu verdienen. Ueber Varillas Züge gleitet ein Lächeln. Er „hats“. Bald darauf vertraut in Berlin ein Bankdirektor seiner Frau das süße Geheimniß an, daß er Konsul geworden sei, Generalkonsul — Das macht sich besser — von Panama.

Wer solls werden? Hätte ich ein Vorschlagsrecht, so würde ich primo loco Herrn Direktor Rudolf Koch von der Deutschen Bank vorschlagen. Das ist ein Mann, von dem man mindestens seit den bayreuther Gerichtstagen weiß, daß er nur seinem

Beruf lebt. Doch niemals wird die Deutsche Bank zugeben, daß dieser Direktor, dessen unermüdliche Hingebung ihr in jeder Stunde Trost und Stütze ist, auch nur ein Theilchen seiner Arbeitkraft und seines Eifers anderen Dingen zuwende, und wären es selbst die Konsulatsgeschäfte von Panama, von deren tüchtiger Führung so viel Glück in der Welt abhängt. Diese Kandidatur kommt also nicht ernstlich in Betracht. An die Deutsche Bank ist wohl überhaupt nicht zu denken; welcher von ihren Leitern möchte denn auf einem Posten stehen, wo er sich Tag vor Tag durch den Gedanken an die überragenden Eigenschaften des Kollegen Koch beschämt fühlen müßte? Und außerdem: noch ist Bagdad nicht verloren; bis zur Vollendung der mesopotamischen Bahn kann eine neubabylonische Dynastie erstehen, in deren Diensten Gwinner viel höherer Ruhm beschieden wäre als in denen von Panama. Secundo loco: Direktor Dernburg. Ich hoffe, er wird die Bescheidenheit, die er in wahrhaft rührender Weise bei der niedrigen Einschätzung der Pommernbank-Aktiven zeigte, nicht etwa so weit treiben, daß er die Konsulatswürde ausschlägt, wenn sie ihm im Namen des isthmischen Volkes angeboten wird. Barilla müßte jedenfalls mit der mimosenhaften Scheu rechnen, die der treffliche Sanirer vor der Oeffentlichkeit nun einmal empfindet, und ihn bei einer anderen Seite zu packen suchen. Das Klügste wäre vielleicht, Herrn Dernburg daran zu erinnern, daß das neue Staatswesen aus der Rekonstruktion einer vormals berühmten Gesellschaft entstand, deren Aktionäre bis auf die Haut sanirt worden sind. Aber ich zerbreche mir den Kopf, um zu ersinnen, wie Herr Dernburg für Panama zu gewinnen wäre, und am Ende ist er gar schon gewonnen. Als er im Spätherbst wie auf Socken durch Amerika wanderte, keinen Laut von sich gab, auch keinem Interviewer sein Herz enthüllte, tauchten in der Heimath über den Zweck seiner Reise Vermuthungen auf, von denen noch keine als richtig erwiesen ist. Er ist doch gewiß nicht als Trabant des Herrn Hans Winterfeldt hinübergegangen, um mit seiner Unterschrift als formeller Ergänzung Abmachungen zu zeichnen, die der kommende Mann von Hallgarten & Co. vollzog. War er etwa von dieser Firma als ein Schätzmeister von Weltruf hinübergebeten worden, um bei der Sanirung der unglücklichen Realty Company mitzuwirken, die von Hallgarten erst im Sommer des vorigen Jahres mit 60 Millionen Dollars gegründet wurde und schon im nächsten Sommer argem Siechthum verfiel? Glaubwürdiger wäre immerhin noch die Annahme, Herr Dernburg sei übers Wasser gegangen, um insgeheim die Gründung der Republik Panama mit deutschem Kapital zu unterstützen. Das wäre kein übler Coup. Die als Darmstädterin bekannte Bank für Handel und Industrie, die durch ihre portugiesischen Emissionen schon seit Jahren in eben so innigem wie schmerzhaftem Kontrakt mit den iberischen Völkern steht, hätte damit wieder einmal den Beweis erbracht, daß in Darmstadt nicht nur die Familienbande der größten Herrscherhäuser, sondern auch die Fäden der Weltpolitik und der Weltfinanzen zusammenlaufen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben sich an der Gründung der isthmischen Republik mit 160 Millionen Mark betheiligt. Solches Partners braucht selbst die Darmstädter Bank sich nicht zu schämen; und wenn Herr Dernburg nur halb so tüchtig ist, wie die Herren Schultz und Romeick von ihm behaupten, wird er wissen, wie er die befruchtende Kraft dieser Dollarschätze für den eigenen Boden nutzbar zu machen hat. Geld zieht Geld an. Und der Bankdirektor, der ein paar Millionen wagt, um ins Panamageschäft hineinzukommen, würde als ein ordentlicher Kaufmann handeln, der die

Größe des Risikos an der Größe des zu erwartenden Gewinnes mißt. Und dann noch der Glorienschein des panamitischen Generalkonsulates! Der Abglanz fiele auf das ganze Institut. Man wüßte dann endlich, warum das Haus am Schinkelplatz allen anderen Banken so auffällig den Rücken kehrt.

Das Alles ist ja nicht sehr ernst gemeint, braucht darum aber nicht als ganz unhaltbare Kombination verspottet zu werden. In unserer Finanzwelt sind heutzutage noch viel wunderlichere Einfälle denkbar und ich würde nicht ohne Weiteres an eine Utopie glauben, wenn ich hörte, daß zunächst die Erde mit dem Mars, dann die Sonne mit allen Planeten zu einer einzigen Aktiengesellschaft vereinigt und daß die Subskription auf jedem Stern mit einem Agio von eben so vielen Prozenten eröffnet wird, wie die Strecke zwischen Nord- und Südpol Meilen mißt. Da streiten die westfälischen Stahlwerkbesitzer mit den lothringischen und schlesischen über den Schlüssel, nach dem ihre Stahlproduktion und ihr Zuschuß zum Exportverlust aufgetheilt werden soll: und richtig finden sich Leute, denen dieses Geplänkel den Glauben suggerirt, der Plan des Stahlwerkverbandes schwebe in Lebensgefahr. Die selben Befürchtungen gingen der Bildung des neuen Kohlensyndikates voraus, das nun mächtiger dasteht als je ein anderes Syndikat, so mächtig, daß es schon wenige Wochen nach seiner Gründung dreien der angesehensten Mitglieder die eiserne Faust zeigen konnte, als sie in den Besitzverhältnissen Verschiebungen vorzunehmen wagten, die dem Geist des Syndikates widersprachen. Bald wird ein eben so straff disziplinirter Deutscher Stahlwerkverband uns beschert werden. Gegen die Gewalt, die im modernen Wirthschaftleben die Individualitäten zusammenzwingt und zusammenschmiedet, giebt es keinen Widerstand. Deshalb sollte man den Zweifel an dem Gelingen des Stahlsyndikates der Regirung überlassen. Sie muß zweifeln oder wenigstens „so thun". Denn im Reichsamt des Innern ist die berühmte Enquete über das Kartellwesen, die der Legislative die nicht minder berühmten „neuen Gesichtspunkte" liefern soll, noch nicht abgeschlossen. Ists sies einst, dann wird das letzte der großen Syndikate, auf das es die Einberufer abgesehen hatten, fertig sein; wahrscheinlich schon früher. Und was herausgekommen ist, wird so neue Wesenszüge tragen, daß die Enqueteberichte veraltet erscheinen werden. Wer heute von Kartellen und Syndikaten spricht, mäkelt höchstens noch an den Ziffern herum. Ueber die Frage, ob solche Organisationen erlaubt oder verboten sein sollen, ist man längst zur Tagesordnung geschritten. Längst; wir stehen ja bereits in der Aera der Fusionen. Noch wird die Sache vielfach als Sport betrieben, aber der Ernst wird sich schon melden. Warte nur: balde hörest Du wohl von der Fusion Packetfahrt-Norddeutscher Lloyd. Das dünkt Manchen das Nächste. Und wenn der neuste Wertheim-Palast erst unter Dach ist, sorgt die Diskontogesellschaft, als Obhüterin der Wertheimgründung, vielleicht für eine rasche Fusion mit Tietz und Jandorf. Dann könnte den spekulativen Sinn unserer konfusen Fusionschnüffeler keine Schranke mehr hemmen. Und schließlich muß ja einmal der Tag kommen, wo Börse und Bank sich wieder mit einer anderen Frage beschäftigen als mit der, ob der Stahlwerkverband gefährdet oder gesichert ist. Vielleicht aber merkt man dann, daß den Fragern die Sache nicht so wichtig war wie die durch den ewigen Zweifel geschaffene Möglichkeit, die Kurse neckisch nach oben oder nach unten zu treiben.

Dis.

Notizbuch.

Der Reichstag ist wieder da; und endlich wird der Bürger, in der fünfzigsten Woche des Jahres, wieder die tröstende Kunde vernehmen, daß auch in den deutschen Grenzen noch Politik getrieben wird. Fast hatte ers schon vergessen, trotzdem eben erst im größten Bundesstaat ein neues Parlament gewählt worden ist; das freilich nicht anders aussieht, als das alte aussah. Auch der Reichstag wird sich nach Menschenermessen von dem achtundneunziger nicht wesentlich unterscheiden. Rechts fehlen ein paar tüchtige Leute, links sind ein paar helle Köpfe hinzugekommen; und die bekannten Redner werden die bekannten Reden pünktlich nicht unterdrücken. Die Mehrheit kann sofort zeigen, ob sie klug handeln oder das Hochgefühl ihrer Macht zunächst einmal auskosten will. Ist sie klug, dann trennt sie aus eigenem Trieb flink die Nothparagraphen ab, die während der Tarifobstruktion der Geschäftsordnung angeflickt worden sind. Sie kanns getrost wagen; denn einstweilen wenigstens wird jede Partei sich dreimal besinnen, ehe sie den Versuch unternimmt, einer wehrhaften Majorität den Willenskanal zu verstopfen. Noch ein zweiter Beschluß könnte die Weisheit des Hohen Hauses bewähren. Der Sozialdemokratie, die rasch noch die ärgsten Symptome inneren Haders beseitigt und, wie ihr ja hier auch gerathen ward, allen Sündern in Gnaden verziehen hat, sollte die Nöthigung nicht erspart werden, ihren Vertrauensmann ins Präsidium zu schicken. In den ersten Augusttagen, fünf Wochen vor dem dresdener Parteitag, wurde hier darüber gesagt:

> Wird die Sozialdemokratie dem neuen Reichstag den Ersten Vicepräsidenten liefern? Soll sie für dieses Ehrenamt überhaupt einen Kandidaten aufstellen? Ernsthaft aufstellen und ihn verpflichten, auch die Bürden der Repräsentation auf sich zu nehmen? Herr Bebel sagt: Nein. Herr von Vollmar sagt: Ja. Herr Bebel, der greise Optimist, glaubt, seine Partei werde in absehbarer Zeit die politische Macht erobern, Monarchie, Grundherrschaft, Industriefeudalismus, alle Formen kapitalistischer Knechtung und Ausbeutung beseitigen und die sozialistische, frei über die Mittel zur Produktion verfügende Gesellschaft entbinden. Deshalb will er den annoch, aber nicht lange mehr herrschenden Gewalten keine Konzession machen, hält es mit Kierkegaards und Ibsens Losung „Alles oder nichts" und findet die Rolle der gekränkten Unschuld, die auf die nahe Stunde der Apotheose harrt, für seine Partei dankbarer als die des schmiegsamen Taktikers, der mit den Verhältnissen grausamer Wirklichkeit rechnet und sich jeder Sprosse freut, die er auf der höher führenden Leiter erklommen hat. Herr von Vollmar ist von Sentimentalität und Illusionen frei; kein Pathetiker, sondern ein Realist — meinetwegen: Possibilist —, ein ungemein kultivirter Mann, der sich aber die urwüchsige Bauernschlauheit bewahrt hat und oft da lächeln, sogar laut lachen kann, wo Sankt Augustus nur Flüche und grause Metaphern findet. Er hat menschliche und gesellschaftliche Entwickelungen nicht nur, wie Bebel, von unten gesehen, steht der Natur näher als irgend einem Dogmenglauben und weiß, wie langsam hienieden Alles keimt, wächst, reift und wie froh Einer sein muß, wenn er im Lauf seines Lebens die Sache, der er dient, nur um ein Wegstrecklein vorwärts bringt. Deshab will er jede Position, die er zu nehmen vermag, flink auch besetzen; ists kein die Lande beherrschendes Fort, so doch ein Vorwerk, in dem man rasten, von dem aus der Stratege

weiteroperiren kann. Ein Platz im Präsidium, meint er, ist immerhin eine schöne Sache; man sitzt an den Quellen parlamentarischer Macht, hört, was vorgeht, kann drohende Angriffe abwehren und beweist der Gemeinde und der Diaspora, bis zu welcher Höhe die Fraktion es gebracht hat. Der Besuch, den das Präsidium nach der Konstituirung des Reichstages dem Kaiser macht, sollte uns hindern, den sichtbaren Preis langen Mühens einzustreichen? Lächerlich. Der Besuch gehört zu den Formalitäten, an denen eine ernste Sache nie scheitern darf. Ists dem Kaiser nicht unbequem, einen Sozialdemokraten im Schloß zu empfangen: uns genirt der Empfang nicht. Und will der Kaiser Wahrheit: von unserem Vertrauensmann kann er sie haben. Herr Bebel, der sich mit kleinen Erfolgen nicht abspeisen lassen will, widerspricht, leidenschaftlich wie immer. Der Besuch — so ungefähr ist sein Gedankengang — ist und bleibt eine Huldigung; wir aber huldigen keinem Kaiser, setzen keinen Genossen der Gefahr aus, schlecht behandelt oder über die Achsel angesehen zu werden; wir sind entschlossene Gegner aller höfischen Ingerenz und dürfen nicht dulden, daß die Vertreter des Parlamentes in einer Hofgesindestube auf den Wink des Monarchen warten. Beide Männer reden und handeln, wie sie müssen, und wählen den Weg, auf den die Summe ihres Wollens, ihr „Charakter", sie drängt. Wahrscheinlich hat Herr Bebel jetzt noch die Mehrheit der Fraktion auf seiner Seite. Und der kühle Beobachter wird finden, so einfach, wie Herr von Vollmar sie darstellt, liege die Sache am Ende doch wohl nicht. Als Symbol der Macht wäre die Würde des Ersten Vicepräsidenten nicht zu unterschätzen. Aber der Genosse käme auf dem Präsidialsitz in schwierige Lagen. Er müßte, nach der Sitte des Hauses, Aeußerungen rügen, die er nach seiner Ueberzeugung nicht tadeln kann, und dürfte sich gewissen Ceremonien nicht entziehen, die sein Glaube empört ablehnt. Im Schloß... Daß der Kaiser höflich wäre, darf nicht bezweifelt werden. Aber er hat die Sozialdemokraten hundertmal in schroffen Scheltreden gekränkt, sie ehrlos genannt, eine Rotte vaterlandloser, des deutschen Namens unwerther Gesellen, Volksbetrüger, tückische Mörder. Einem Mann, der so gesprochen hat, pflegen die Gescholtenen keine Höflichkeitvisite zu machen. Und die Hauptsache: den größten Theil ihrer Wirkung auf die Masse verdankt die Sozialdemokratie der Thatsache, daß sie, im Gegensatze zu allen anderen Parteien, nie für Transaktionen und Konzessionen zu haben war. So was machen unsere Leute nicht, sagt der Arbeiter und ist stolz auf die starre Römertugend seiner Mandatare. Soll man diesen Nimbus auf ein Spiel setzen, dessen Gewinn im günstigsten Fall doch nicht allzu beträchtlich wäre?... Zwar ist die Audienz von keinem Gesetz vorgeschrieben; auch die Geschäftsordnung des Deutschen Reichstags bestimmt im zwölften Paragraphen nur: „Die Konstituirung des Reichstages und das Ergebniß der Wahlen wird durch den Präsidenten dem Kaiser angezeigt." Angezeigt: dieser Bestimmung würde auch eine schriftliche Meldung genügen. Durch den Präsidenten: er könnte seine Stellvertreter also ruhig zu Hause lassen. Doch die Mehrheit wird unklug genug sein, der Sozialdemokratie die Verlegenheit zu ersparen, die entstünde, wenn ein rother Genosse genöthigt wäre, im Schloß einen Diener zu machen und im Wallotbräu „die Würde des Hauses zu wahren". Und die Gruppe Bebel wird sich freuen, wenn sie die von parlamentarischer Macht untrennbare Verantwortlichkeit nicht auf sich zu nehmen braucht und, mit dem ehr-

lichen Pathos gekränkter Unschuld, wieder sagen und schreiben kann, daß nicht einmal das winzigste der ihr gebührenden Rechte ohne schnöden Verrath heiliger Ueberzeugung von der brutalen Kapitalistengesellschaft zu erlangen ist. Nicht nur der Legende wegen, die behauptet hat, in der „Zukunft“ werde die rothe Fraktion oder doch deren radikalerer Flügel mit ganz besonders verruchter Tücke geschmäht, ists vielleicht nützlich, post varios casus daran zu erinnern. Seit Dresden wissen wir zwar, daß kein Genosse ins Schloß gehen darf (was den Kaiser, der damit gestraft werden soll, sicher nicht ärgern wird). Für die Mehrheit aber, die Gewissensbedenken nicht nachzufragen braucht, ist der Thatbestand unverändert; sie sollte ruhig jeden Sozialdemokraten wählen, der für den Posten präsentirt wird, an die Wahl keine Bedingung knüpfen, thun, als merkte sie nichts, wenn der Erwählte sich am Tage der Schloßaudienz etwa krank meldet, und auf die erfüllte Pflicht pochen, wenn die Würde abgelehnt wird. Warten wirs ab... Die zum Bundesrath bevollmächtigten Herren werden den röthlicher strahlenden Kuppelsaal wohl mit schauderndem Gefühl betreten. Doch sie haben jetzt einen Kriegsminister, der reden kann, und dürfen für Angststunden auf Preußen hoffen. Denn in Preußen, Herrn Möllers Excellenz hat es jüngst allem Volke verkündet, waltet nun eine Regirung, wie sie, so tüchtig, gewissenhaft, thatkräftig und klug, auf borussischem Boden noch niemals gesehen ward. Und Herr Theodor Möller, der schöpferische Genius von Kupferhammer, muß es wissen; denn er gehört selbst ja zu der Regirung, die den Ruhmesglanz der Stein und Bismarck nächstens mit unerschautem Licht überfunkeln wird. Nächstens ...

* * *

Zwischen den Herren Von Pflugk-Harttung und De Jonge ist über Napoleons Verhalten bei Jaffa ein Streit entstanden, in dem Beide ein Schlußwort zu sprechen wünschen. Der Historiker schreibt:

Wo fängt das moralisch Erlaubte an und wo hört es auf? Eine schwierige Frage. Wir haben keinen Kanon der Moral. Wir kennen auch selten alle Umstände und Motive genau, die zu einer That trieben. Und doch muß selbst der Historiker, der nicht im Staub der Urkunden ersticken will, moralische Werthurtheile fällen. Man hat die Weltgeschichte das Weltgericht genannt; an dieser Rechtsprechung hat der Geschichtschreiber mitzuwirken. Aber er ist in ungünstigerer Lage als der Richter in der Amtsrobe. Der hat seine Gesetzbuchparagraphen, kann Zeugen vernehmen, Eide verlangen, hat mit lebenden Wesen, die leibhaftig vor ihm stehen, und mit kontrolirbaren Zuständen zu thun. Was aber bleibt dem Historiker? Vergilbte Blätter, deren Schriftzüge oft entstellt, oft schwer zu enträthseln, oft von Parteiwuth verzerrt sind, und die Stimme seines Gewissens, die Sicherheit seines sittlichen Gefühles. Diesem Gefühl folgte ich, als ich vor ein paar Wochen hier verlangte, der Geschichtschreiber solle Napoleons Verhalten vor Jaffa, die Niedermetzelung der gefangenen Türken, nicht zu entschuldigen versuchen, sondern offen eine Schandthat nennen. Gegen meine Auffassung wandte sich Herr Dr. De Jonge am siebenten November in dem Artikel „Napoleon in Jaffa“. Das kann mir nur angenehm sein; denn erst im Kampf klären sich Anschauungen und Dinge. Soll der Kampf aber belehren, so muß der Kämpfer hübsch bei der Sache bleiben. Das hat mein Gegner nicht gethan. Wer seinen Artikel las, mußte glauben, ich hätte Napoleon als Gesammterscheinung ver-

urtheilt und sei ein fanatischer Feind dieses großen Mannes. Der bin ich nicht; freilich auch kein fanatischer Bewunderer. Fanatismus führt nicht zur Wahrheit und Klarheit. Wenn Herr Dr. De Jonge meine Ansicht kennen lernen will, mag er meine Schriften aus der Zeit Napoleons lesen. Hier handelte sichs mir nur um den einzelnen Fall. Auch heute will ich mich an ihn halten und nur die sachlichen Gründe des Gegners prüfen.

Er sagt: „Bonaparte sandte an den Kommandanten von Jaffa einen Parlamentär, um ihn aufzufordern, sich zu ergeben. Der aber ließ dem Gesandten statt aller Antwort den Kopf abschlagen". Nach dem Repressalienrecht verfuhr dann der Franzose gegen die Türken. Nun: schön war die That des türkischen Generals nicht, aber verständlich; denn die Franzosen waren ohne Kriegserklärung gekommen, wie Räuber und Mordbrenner. Noch auf dem Wege nach Jaffa hatten sie ganze Olivenwälder zerstört und Dörfer eingeäschert. Die Wuth des Muselmanen war also begreiflich; seine That bleibt darum doch unsittlich und unklug, und wenn er sie mit dem Leben bezahlt hätte, brauchten wir ihm keine Thräne nachzuweinen. Soll aber ein ganzes Heer die persönliche Verfehlung des Führers büßen? Das wäre ein gar zu summarisches Verfahren. Doch hören wir weiter: „Napoleon vertheidigte sein Verfahren damit, daß die Gefangenen, die die Besatzung der vorher eroberten Stadt El-Arisch gebildet hatten, auf ihr Wort, in diesem Feldzuge nicht weiter zu dienen, freigelassen waren, sich aber sogleich wieder mit den Türken vereinigt, die Besatzung von Jaffa verstärkt und durch ihren thatkräftigen Widerstand viele Franzosen das Leben gekostet hätten." Daß in solchem Fall wortbrüchige Kriegsgefangene ihr Leben verwirkt haben, sei feststehende Regel des Völkerrechtes. So meint mein Gegner. Gut. Woher weiß er denn aber, daß Napoleons Behauptung richtig ist? Von einer Untersuchung der Sache ist mir nichts bekannt. Auch handelte es sich in El-Arisch doch nur um 700, höchstens um 800 Mann (Sybel V. 538; Fournier I. 139), bei Akka sind aber mindestens 2000, wahrscheinlich mehr als 3000 umgebracht worden. Wie die Sache wirklich stand, erzählt ein Stabsoffizier der französischen Armee: „Die Gefangenen von El-Arisch waren gegen die Kapitulationbedingungen mitgeschleppt worden. Bonaparte fürchtete, sie möchten, statt nach Bagdad, nach Jaffa oder Akka gehen und seine Feinde verstärken. Als Jaffa erstürmt war, begannen die Milizen, unruhig zu werden und zu murren. Sie meinten, jetzt habe Bonaparte nicht mehr zu befürchten, daß sie sich nach Jaffa wendeten; er möge sie, der Kapitulation gemäß, nach Bagdad marschiren lassen." Die Truppen verlangten also nur, daß er Wort halte. „Bonaparte konnte sich nicht dazu entschließen, und da er ohnehin schon vorhatte, sich der bei Jaffa gemachten Gefangenen zu entledigen, ließ er heimlich die Gefangenen von El-Arisch unter sie mengen und Alle zusammen am zehnten März ermorden." (Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine XXXVI, 141). Er ließ also nicht nur die bei Jaffa Gefangenen, sondern auch die von El-Arisch umbringen, denen er ausdrücklich freien Abzug versprochen hatte. Auch Bonapartes Behauptung, er sei nicht im Stande gewesen, die Gefangenen zu ernähren, ist unhaltbar. Nach seinem eigenen Bericht hatte er in Jaffa 400 000 Rationen Zwieback und 200 000 Centner Reis vorgefunden, wozu sich noch die Beute von Gaza gesellte: neben Anderem 300 000 Rationen Zwieback. Damit konnte man die 12000 Franzosen und 3000 Gefangenen Monate lang ernähren. Daß die Gefangenen unbequem waren, unterliegt keinem

Zweifel. Das gab aber dem Feldherrn noch lange nicht das Recht, sie abschlachten zu lassen. Abgeschlachtet wurden sie: mit dem Bajonnett niedergestoßen, nicht, wie der von De Jonge citirte Laurent sagt, erschossen. Auf diese Weise konnte man Patronen sparen. Statt übrigens den unzuverlässigen Schönfärber Laurent gegen mich ins Feld zu führen, hätte mein Gegner nachlesen sollen, was Sybel über den Gedankengang und die That Napoleons sagt. Nach dem Untergang der französischen Flotte und bei der feindlichen Haltung der Pforte fühlte der General sich in Egypten höchst unsicher. Aus dieser Zeit berichtet Sybel: „Er erklärte deshalb, daß im Orient der Gehorsam nur durch Furcht zu erzwingen sei, und unaufhörlich folgten sich die Befehle an seine Offiziere, ein Exempel zu statuiren. Das hieß: eine Anzahl Köpfe abzuschlagen ... Er ließ verkünden: Die Zeit wird kommen, wo Jedem klar wird, daß ich höheren Befehlen folge und daß keine menschliche Anstrengung Etwas gegen mich vermag." Gegen solchen Wahn kam keine menschliche Regung auf. Ueber die hier umstrittene That urtheilt Sybel: „Man wird sagen müssen, daß die sogenannten Gründe nur Vorwände waren. Bonaparte hielt es für gut, den Gehorsam durch Furcht zu erzwingen und hier an der Schwelle Syriens den Schrecken in großem Stil zu verbreiten." Der größte deutsche Geschichtschreiber der Revolutionzeit ist meinem Standpunkt also um viele Meilen näher als dem meines Gegners. Und diese Gewißheit läßt mich unbegründete Angriffe leicht verschmerzen.

Professor Dr. Julius von Pflugk-Harttung.

Die Antwort lautet:

Wenn Napoleon und die Franzosen, weil sie „ohne Kriegserklärung gekommen" waren, als „Räuber und Mordbrenner" zu qualifiziren wären, so würde diese kriminalrechtliche Qualifikation auch auf den Grafen Waldersee und das deutsch-ostasiatische Corps im China-Krieg zutreffen; in beiden Fällen ist sie gleich unzutreffend. Die Zerstörung von „Wäldern" und „Dörfern" soll schon öfter im Kriege mit Fug und Recht geübt worden sein. Das nach Ansicht des Herrn Professors „verständliche" völkerrechtliche Verbrechen des türkischen Generals habe ich keineswegs als allein ausreichenden Grund der Repressalie hingestellt, sondern nur als wesentlich „adminikulirenden" Grund in Verbindung mit dem zweiten. Daß „Napoleons Behauptung richtig ist", hat so lange als feststehend zu gelten, wie nicht das Gegentheil bewiesen ist, da auch der „Massenmörder" Napoleon vor dem Tribunal der Geschichte die selben Rechte hat wie jeder Angeklagte, der ja nicht den Unschuldbeweis zu führen, sondern vom Staatsanwalt den Schuldbeweis zu erwarten hat. Der Behauptung von Fournier und Sybel, daß die Besatzung von El-Arisch nur 700, höchstens 800 Mann betragen habe, steht gegenüber die von mir bereits citirte Angabe des Napoleon-Feindes Wachsmuth (als Ordentlicher Professor der Geschichte in Leipzig 1866 gestorben), daß es 1600 gewesen seien. Spätere historische „Zeugen" haben aber vor früheren durchaus nicht immer den Vorzug größerer Klassizität; eher ists umgekehrt.

Die Proviantvorräthe waren wahrscheinlich kaum halb so groß, da Napoleon in den „Bulletins" und „Beuteberichten" an seine Pariser regelmäßig ein blagueur und Renommist war und, zumal als junger Held von kaum dreißig Jahren, etwa im Maßstab von 2 (bis 3):1 aufzuschneiden pflegte. Nicht nur die Schwierigkeiten

der Ernährung, sondern diese in Verbindung mit denen der Bewachung bildeten den dritten kriegsrechtlichen Grund. Von den 12000 Mann, mit denen Napoleon am sechsten Februar aufgebrochen war, war vier Wochen später durch Kämpfe, Krankheit, die Strapazen des mörderischen Klimas vielleicht die Hälfte kriegsunfähig geworden. Ueber die „Abschlachtung" sagt Walter Scott (II, 227), der doch gewiß kein fanatischer Bewunderer Bonapartes war: They were put to death to musketry ... and the wounded were despatched with the bajonnet. Uebrigens wiegt auf der Militärwage die Differenz zwischen Stich und Schuß sehr wenig. Daß ich bei Sybel nicht Belehrung suchte, hat seinen guten Grund. Bei aller wissenschaftlichen Hochschätzung des hervorragenden Geschichtschreibers der deutschen Reichsgründung, bei aller menschlichen Liebe und politischen Bewunderung, die ich für seine beiden Helden hege, den edlen alten Kaiser und den Kanzler mit der eisernen Faust und dem eisernen Kopf, kann ich den Herold dieser deutschen Nationalhelden in Napoleon Fragen eben so wenig als gerechten Richter anerkennen, wie etwa Herr Professor von Pflugk-Harttung den französischen Nationalhistoriker Henri Martin als maßgebende Instanz erachten würde, von der er über den „Gedankengang" Bismarcks in den Tagen belehrt werden sollte, da der eiserne Kanzler forderte, man solle den Artillerieangriff auf den Mont Avron und die Forts zu einem allgemeinen Bombardement auf die mit Menschen gefüllte innere Stadt Paris erweitern.

Gerechte Geschichtkritik ist nur angewandte Jurisprudenz.

Dr. jur. Moritz de Jonge.

Ich will mich nicht in den Streit mischen. Nur an ein paar Aussprüche Bonapartes erinnern, die für das Urtheil in Betracht kommen könnten; Graf Chaptal, der, als Verwalter wichtiger Staatsämter, zuletzt als Minister, dem Konsul und Kaiser sechzehn Jahre lang nah stand, hat sie in seinen Souvenirs aufbewahrt. Il suffit d'être juste avec des Français. Il faut être sévère avec des étrangers. „Wellington ist ein Kerl! Er muß vor einem überlegenen Heer fliehen (in Portugal), aber er verwüstet noch auf der Flucht ein Gebiet von achtzig Meilen und ruinirt so den Feind, ohne ihn zu bekämpfen. In Europa sind nur Wellington und ich zu solchen Maßregeln fähig; der Unterschied ist, daß dieses Frankreich, das man eine Nation nennt, mich tadeln würde, während England seinem Feldherrn zustimmt. Ganz frei war ich nur in Egypten; und da habe ich Aehnliches gethan. Man hat viel über die Verwüstung der Pfalz geredet und unsere elenden Geschichtschreiber benutzen die Sache noch immer zu Verleumdungen Ludwigs des Vierzehnten. Der Ruhm, diesen Entschluß gefaßt und ausgeführt zu haben, gebührt aber nicht dem König, sondern dem Minister Louvois; in meinen Augen bleibts die schönste That seines Lebens." Ueber die egyptischen Vorgänge erzählt Chaptal: „Napoleon nahm in den Krieg die Gefühllosigkeit des Wesens mit, die in allen Phasen seines stürmischen Lebens der herrschende Zug war. Bei Jaffa ließ er siebentausend Türken erschießen, die sich bei der Kapitulation ergeben hatten. Fünf oder sechs Leute, die der gräßlichen Metzelei entronnen waren, flohen nach Akka und bestimmten, durch die Meldung des Treubruches (attentat à la bonne foi), die Garnison, auf keinerlei Vorschläge zu hören und sich bis zum Tod zu vertheidigen. Das war die Hauptursache des Widerstandes, den Bonaparte bei Akka fand. Ungefähr um die selbe Zeit ließ er siebenundachtzig Soldaten, die an der Pest erkrankt waren, im Spital von Jaffa vergiften. Man versuchte es zuerst mit

Opium, das aber nicht die erwartete Wirkung hatte, und nahm dann Quecksilberchlorid. Auf dem Rückzug von Akka ließ er in weitem Umkreis auf allen Feldern die Ernte verbrennen." Das ist vor oder unmittelbar nach den Hundert Tagen geschrieben. Viele Züge, die zu dieser Darstellung passen, findet man in den Lettres Inédites, die Plonplon deshalb lange sekretiren ließ; da heißt es immer gleich: Fusillez-moi ces gens! Ich glaube, daß der große Korse den Vorwurf amoralischen Handelns belächelt und den Tadler gefragt hätte, ob er ihm einen Feldherrn, einen Politiker nur nennen könne, dem je gelungen sei, auf dem schmalen Saumpfad reinster Individualsittlichkeit sein Volk zur Mittagshöhe der Weltmacht zu führen.

* * *

Noch zwei Briefe. I. Ein Offizier schreibt mir:

„Etwas verspätet ist mir die ‚Zukunft' mit dem Artikel ‚Fünf Kaiserparaden' unter die Augen gekommen. Das Thema ist, um mich im Jargon unserer Zeitungen auszudrücken, nicht mehr aktuell. Die Zeitungmänner reiten gar schnell, schneller als manche Toten; sie reden seitdem mit mehr oder weniger (meist weniger) Verständniß furchtbar klug über den Fall Bilse, allant droit au coeur des honnêtes gens, und haben schon die Federn getrocknet, die über die Rekrutenvereidigungen des Gardecorps berichtet haben. Gestatten Sie mir, auf die Gefahr hin, rückständig zu erscheinen, einige Worte zu den Kaiserparaden. Wenn es mit fünfen gethan wäre: meinetwegen. Kein Schade wärs auch, wenn sie sich in einer Woche zusammendrängten. Doch kommen im Lauf des Ausbildungjahres andere dazu. Früher mit, neuerdings ohne Alarmblasen; verstummt sind die Kasinowitze, die auf der Kombination eines homonymen Wortes mit einer pathologischen Erscheinung beruhten. Mit Ausnahme Derer, die ‚aus Anlaß der Truppenschau' zur Dekoration ‚dran' sind, empfinden Alle, besonders aber die für die Ausbildung in erster Linie verantwortlichen Regimentskommandeure und vielgeplagten Compagniechefs, die Schau mindestens als eine unwillkommene Unterbrechung ihres Programmes, — mit der Gratis-Möglichkeit im Hintergrunde, nach glücklich überwundener Scylla normaler Besichtigungen der Charybdis der außergewöhnlichen zum Opfer zu fallen. Das nach den vorläufig neusten Begriffen schon alte Verfahren des Alarmblasens hatte wenigstens das Gute, daß nicht Tage lang vorher zu diesem besonderen Zweck gedrillt werden konnte und daß nur die in der Garnison Anwesenden sich der reinen Freude hinzugeben brauchten, bei der Truppenschau ‚eintreten' zu dürfen. Jetzt ists anders. Wer das Glück hatte, nach der Bataillonbesichtigung, Schießübung oder Dergleichen seinem Vorgesetzten einige Wochen wohlverdienten Urlaubes abgerungen zu haben, wird telegraphisch für die Stunde der Schau zurückberufen. Er mag sehen, wie er die Mittel zu dieser Extratour auftreibt. Das höhere Dienstinteresse will es so haben. Lückenhaft würde es scheinen und unschön, wenn das Auge des Allerhöchsten Kriegsherrn die Truppeneinheiten durch jüngere als ihre eigentlichen Führer, Züge gar durch Unteroffiziere befehligt fände. Man hat zwar gehört, Das sei im Krieg die Regel und jede Charge müsse im Stande sein, die nächsthöhere zu ersetzen. Thut nichts. Die Ansprüche der Truppenschau sind wichtiger, wenns auch kein Verstand der Verständigen einsieht. Mit welcher Dienstfreudigkeit mögen die Lieutenants dem Rufe Folge leisten, mit welcher sicheren Ueberlegenheit das neugeprägte Schlagwort ihrer französischen Berufsgenossen belächeln: La discipline de la conviction!"

II. Sehr geehrter Herr Harden, nachdem Theodor Mommsen eine Leichenfeier in der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche bereitet und der Segen der Religion gespendet worden ist, dürfte der folgende Brief vielleicht Manchen interessiren. Es war Mommsens vom neunten April 1900 datirte Antwort auf eine an ihn gerichtete Bitte, einer zur Propaganda der monistischen Weltanschauung zu begründenden Organisation beizutreten: „Es ist ein gefährliches Beginnen, die Seelen, welche in solcher Weltanschauung sich innerlich zusammenfinden, zu einer äußerlichen kirchgleichen Organisation zusammenschließen zu wollen; vor Allem darum, weil der gefestigte Mensch Das, worüber er mit sich im Reinen ist, in sich verschließt und verschließen muß, er kein Bedürfniß fühlt, weder zu predigen noch Predigten anzuhören. Verzeihen Sie mir das offene Wort und lassen den neuen Glauben sich weiter im Stillen bauen und erbauen." Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebener Victor Fraenkl.

* * *

Emmy, Blanche, Schwester Adda, Lily, Lotte Gern, Elsa, Martha, Lilli, Ida, Annie, Schwester Sidkus, Schwester Kurzrock, Ella Chan, Helene, Gerda, Félicité, Minna, Schwester Claire, Schwester Ellen, Irma, Klara, Hertha, Grete, Liane d'Oro: all diese Damen — und viele andere, die sich Fräulein, Madame oder Witwe nennen — empfehlen sich, mit genauer Adresse, in der Vossischen Zeitung. Alle in einem Blatt, dem vom neunundzwanzigsten November. Empfehlen sich als Masseurin und Manicure. Was dachten Sie denn? Auch Masseure soll es, nach einem glaubhaft klingenden Gerücht, geben; nur einer empfiehlt sich in diesem Blatt: ein Renommirmann unter siebenzig Masseusen und Manicuren. Für alle Stadttheile, alle Nationalitäten ist gesorgt; und ganz reizend ist, daß all diese Heilgehilfinnen, trotzdem jede kleine Annoncenzeile vierzig Pfennige kostet, ihren Vornamen mit ins Blatt setzen. Besonders nett ist Liane d'Oro, Schwester Kurzrock und Lotte Gern. Da verlernt jeder das Fürchten vor rauhem Handgriff. Die „strengste Methode", die früher in Inseraten beliebt war, darf nicht mehr annoncirt werden; dafür giebts jetzt „vornehmste Massage", die auch nicht zu verachten sein mag. So ists täglich, nicht nur im Advent. Und die Behauptung, manche dieser Huldinnen sei schon wegen unzüchtigen Handelns bestraft, ist sicher von lüderlichen Lieutenants erfunden.

* * *

Herr Professor Moritz Schmidt, der die Stimmlippe des Kaisers von einem winzigen Polypchen befreit hat, ist, zur Belohnung, zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Titel Excellenz ernannt worden und hat, mittheilsam, wie er ist, flugs den Kollegen erzählt, daß Wilhelm der Zweite zu ihm gesagt habe, über diese Ernennung werde sich gewiß die ganze deutsche Laryngologie freuen. Gewiß ists nicht. Die neue Excellenz gilt nicht für einen der ersten Laryngologen Deutschlands; viele Fachleute ziehen ihr den Berliner Fränkel und manchen Anderen vor. Und die Operation, die Schmidt im Neuen Palais zu machen hatte, bot kaum einem Anfänger Schwierigkeit. Mommsen, Virchow, Treitschke waren nicht Wirkliche Geheime Räthe, Robert Koch, der die Heilkunde der Menschheit in neue Bahnen gedrängt hat, ists heute noch nicht. Wer einem Monarchen Dienste leistet, ist jedes Lohnes werth, den der gut Bediente als Person zu vergeben hat. Staatliche Ehrentitel aber sollten nur den Gelehrten und Heilkünstlern verliehen werden, die durch wissenschaftliche Arbeit oder ungewöhnliche Praktikerleistung den Anspruch auf solche Würde erworben haben.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Dezember 1903.

Die Krankheit des Kaisers.

Am neunten November lasen wir, zwei Tage vorher sei aus dem Kehlkopf des Kaisers ein weiches, von Plattenepithel überzogenes Bindegewebe entfernt worden. Ein Stimmlippenpolyp, hieß es im ersten offiziellen Bericht. Der Ausdruck klang dem Laien fremd; die Aerzte scheinen die ligamenta glottidis, die wahren Stimmbänder, um Verwechselungen mit den Taschenbändern zu meiden, jetzt Stimmlippen nennen zu wollen. Professor Orth, Virchows Schüler und Nachfolger, hatte, unmittelbar nach der „ganz glatt verlaufenen" Operation, das Gewebe mikroskopisch untersucht und das Ergebniß in den unzweideutigen Satz gefaßt: „Es handelt sich um einen durchaus gutartigen bindegewebigen Polypen". Danach war nicht der geringste Grund zur Besorgniß. Seit — bald nach der Geburt des regirenden Kaisers — Czermak zum ersten Mal Kehlkopfpolypen sicher nachgewiesen hat, sind unzählige Fälle behandelt worden, meist sogar ambulatorisch. Die Operation ist weder schwierig noch schmerzhaft. Vor vierzig Jahren beschrieb Paul Viktor von Bruns „die erste Ausrottung eines Polypen in der Kehlkopfhöhle ohne blutige Eröffnung der Luftwege"; er mußte den Patienten, seinen Bruder, acht Wochen lang mit Versuchen plagen, bis der erkrankte Kehlkopf den durch die Einführung des Messers bewirkten Reiz ertrug. Heute hat der Arzt feinere Instrumente, Pincetten, galvanokaustische Schlingen, und die Schleimhaut wird durch Cocain unempfindlich gemacht. Seitdem hält man Stimmbandpolypen, so lästig sie sein können, nicht mehr für gefährlich; die Gefahr des Erstickens entsteht in nicht vernachlässigten Fällen selten und die Beseitigung der kleinen Geschwülste wird kaum noch zu den

ernsthaften Operationen gerechnet. Diesmal aber glaubten nur Wenige an die Unbeträchtlichkeit der Sache. Trotzdem von allen Seiten beschwichtigende Bulletins kamen und der Operateur recht redselig Beginn und Verlauf der Erkrankung schilderte, blieb die Meinung: Da wird vertuscht. Für eine Kleinigkeit hätte man nicht den großen Apparat aufgeboten, der schlimme Gerüchte begünstigen mußte. Vier offizielle Berichte am ersten Tag; und vorher Alles verheimlicht. In Merseburg hatte es angefangen. Die Heiserkeit wollte nicht weichen. Der Leibarzt Dr. Ilberg wurde unruhig. Die Kaiserin unterbrach ihre Reise. Der Geheimrath Moritz Schmidt wurde aus Frankfurt gerufen und erklärte, man müsse abwarten; werde eine Operation nöthig, so könne natürlich erst die mikroskopische Untersuchung den Befund feststellen. Niemand erfuhr Etwas; auch als der frankfurter Laryngologe zum zweiten Mal berufen und unerkannt im Neuen Palais angelangt war, ahnte selbst die nächste Umgebung noch nichts. Den Flügeladjutanten vom Dienst fiel nur auf, daß am nächsten Tage der von einem Spazirgang heimkehrende Kaiser im Schloß einen anderen Weg nahm, als er gewöhnlich pflegte. Er ging in ein Zimmer, wo für die Operation Alles vorbereitet war, und noch am selben Tag konnte Professor Orth sein Gutachten einsenden. Die Absicht war gut. Die Thatsache der Erkrankung sollte erst bekannt werden, wenn zugleich auch die Gefahrlosigkeit verbürgt werden konnte. Doch darf man den Völkern verdenken, daß sie offiziellen Berichten aus der Krankenstube eines Königs nachgerade den Glauben versagen? Humanität und Politik zwingen zur Unwahrhaftigkeit. Daß ein Monarch in Lebensgefahr schwebt, wird meist erst zugegeben, wenn das Koma begonnen hat. Und würde ein erfahrener Spezialist vor Aerzten ein Langes und Breites über eine Operation erzählen, die jeder Fachmann als nicht der Rede werth kennt? Würden die Kollegen ihm huldigen, ihn für solche Dutzendleistung feierlich zum Ehrenmitglied ernennen? Die Helden der reinen Wissenschaft sind doch nicht servil. So wurde geflüstert. Immerhin konnte man den Zweiflern das von den Herren Leuthold, Schmidt und Ilberg am neunten November unterzeichnete Bulletin entgegenhalten, das sagte: Die entzündliche Reaktion läßt bereits nach; das Allgemeinbefinden ist gut; bis zur Heilung der kleinen Wunde können aber noch acht Tage verstreichen. Gewiß hatten die drei Aerzte eine über ihr Erwarten hinausreichende Frist gewählt; mit solcher Sicherheit würden sie nicht reden, wenn auch nur die Möglichkeit einer Enttäuschung vorhanden wäre.

Die Prognostik hat sich nicht bewährt. Vier Wochen nach dem neunten November war die Wunde noch nicht völlig geheilt, konnte der Kaiser

seine Stimme noch nicht wieder gebrauchen. Man hatte verkündet, er werde in den ersten Dezembertagen schon kleine Reisen unternehmen und selbst den Reichstag eröffnen: er blieb im Neuen Palais und der Kanzler verlas die Thronrede. Aus Potsdam kam die Meldung, der Kranke sehe schlecht aus und sei auffällig gealtert; der Zustand müsse sich verschlimmert haben, denn die Sprechversuche seien wieder aufgegeben worden und der Kaiser schreibe Alles, was er mitzutheilen wünsche, auf Zettel. Daß in der Thronrede von der „Heilung" des ersten Bundesfürsten gesprochen wurde, wirkte eher ungünstig als günstig; ein Stimmloser ist ja noch nicht als geheilt zu betrachten. Ein paar Tage danach mußte denn auch zugegeben werden, „daß die Heilung normal verläuft", also vorschreitet, nicht vollendet ist. Alles offiziöse Bemühen half nun nicht mehr; wer mag aus solcher Quelle schöpfen? Das Ausland hielt Wilhelm den Zweiten für einen verlorenen Mann und die Zeitungpsychologen durchforschten schon die Persönlichkeit des Kronprinzen. Auch in Deutschland wuchs ringsum der Glaube, es könne sich nicht um eine leichte Erkrankung handeln. Diplomaten steckten die Köpfe zusammen und berichteten ihrer Regirung, public opinion zweifle an der Wahrheit der offiziellen Angaben. Großindustrielle fragten unruhvoll, was aus ihren Plänen werden solle, wenn dem Leben ihres höchsten Protektors ein nahes Ziel gesetzt sei. Nüchterne Politiker meinten, nur wer den Deutschen für unmündig und kindisch hilflos halte, könne fürchten, die ganze Herrlichkeit werde verbleichen, wenn zwei Augen sich schlössen. Der Fehler der Prognose rächte sich. Ueberall waren Zweifel erwacht, auch auf den Höhen der Beamtenschaft und der Armee; und durch die erregte Volksphantasie huschten dunkle Gespenster. So hats beim Kronprinzen Friedrich auch angefangen; fast genau so. Zuerst eine Heiserkeit, die allen Heilmitteln widerstand. Monate lang offizielle und offiziöse Beschwichtigungen. Am neunten Juni 1887 Virchows Gutachten: das exstirpirte Stück hat die Kennzeichen der Pachydermie, ist ein durchaus gutartiges Gewebe. Eine Reise nach Italien; auch Wilhelm der Zweite soll, wie es heißt, nächstens ja nach dem Süden gehen. Endlich — auch an einem neunten November — Mackenzies Erklärung, er stimme der Krebsdiagnose zu; die Tracheotomie und das Leid der letzten vier Lebensmonate. Orths Wissenschaft hat noch nicht so viel Kredit wie die Virchows; und der weltberühmte Cellularpathologe hat damals majestätisch geirrt. Großmutter, Vater, Mutter des Kaisers sind am Karzinom gestorben. In allen drei Fällen wurde die Bösartigkeit der Neubildung bis in die letzte Zeit bestritten. Wissen Sie denn nicht, daß Krebs erblich ist? Wer weiß, ob nicht schon das Ohrenleiden des hohen Herrn... Man braucht

nicht zu den Bewunderern des Kaisers zu gehören, braucht den Werth der Monarchenpersönlichkeit für die Entwickelung moderner Staaten nicht zu überschätzen, um solches Geraun schädlich zu finden. Mag Einer sich noch so entschlossen zum ökonomischen Determinismus bekennen: gerade der Deutsche hat, nicht immer fröhlichen Herzens, erfahren, was ein Einzelner vermag. Das Deutsche Reich würde auch den dritten Kaiser überleben; für unser ganzes politisches Leben aber ists wichtig, zu wissen, ob man mit der Wahrscheinlichkeit eines nahen Thronwechsels rechnen muß. Doch wo ist Sicheres zu erkunden? Die zur Behandlung berufenen Aerzte dürften, selbst wenn sie wollten, nichts Ungünstiges sagen; und die anderen, die das Bild der Erkrankung nicht sahen, sind auf Vermuthungen angewiesen. Ich habe Schweninger gefragt. Er hat die Leidensgeschichte Friedrichs miterlebt, den Kronprinzen überredet, sich mit dem Kehlkopfspiegel untersuchen zu lassen, und die Sektion der Leiche des Kaisers so dringend empfohlen, daß Wilhelm der Zweite sie, gegen den Wunsch seiner Mutter, anordnete und dadurch den deutschen Aerzten die Möglichkeit des nachprüfbaren Beweises gab, daß ihre Diagnose von Anfang an, trotz Mackenzies Widerspruch, richtig gewesen war. Schweninger kannte die Eltern, kennt die Kinder seit manchem Jahr und konnte sich nach offiziellen und geheimen Berichten vielleicht ein Urtheil über den Fall gebildet haben.

„Ein Urtheil? Nein. Dazu müßte ich gesehen, nicht nur gehört haben. Mehr als Vermuthungen kann ich Ihnen nicht bieten. Wer mit unfehlbarer Miene über kranke Menschen — daß ich den Begriff ‚Krankheit‘ ablehne, wissen Sie längst —, deren Zustand und Aussichten urtheilt, ohne sie genau zu kennen, ist ein Schwindler. Die Herren, die, mit oder ohne Diplom, ‚auf Wunsch auch brieflich‘ behandeln, haben doch wenigstens die subjektive Darstellung des Kranken vor sich. Also nichts Sicheres. Das hat übrigens selbst der behandelnde Arzt viel seltener, als man gewöhnlich glaubt, in der Westentasche. Was ich aber lese und höre, giebt mir, nach der Erfahrung einer dreißigjährigen Praxis, gar keinen Grund zur Beunruhigung. Heutzutage muß Alles gleich Krebs sein. Erinnern Sie sich noch an die Erkrankung Eduards des Siebenten? Den hatte die öffentliche Meinung schon beinahe beerdigt und ich galt für einen Schönfärber, weil ich sagte, mir spreche keins der bekannt gewordenen Symptome für den Krebsverdacht; und vorläufig lebt der König ja noch ganz vergnügt. Beim Kronprinzen Friedrich lag die Sache anders. Der war sechsundfünfzig Jahre alt und bekam plötzlich eine Heiserkeit, gegen die nichts half, die auch in Ems nicht weniger lästig wurde. Da mußte wohl etwas Ernstes vorliegen; und ich sagte meinem Fürsten sehr früh, der Ge-

danke an Karzinom sei nicht abzuweisen. (Die blödsinnige Behauptung, der Fürst habe je die Absicht oder den Wunsch gehabt, den Sohn seines alten Herrn als unheilbar Kranken von der Thronfolge auszuschließen, braucht jetzt nicht mehr widerlegt zu werden.) Als der Kronprinz dann auf einem Ball ungefähr drei Viertelstunden über seine Halsbeschwerden mit mir gesprochen hatte, war die Vermuthung ziemliche Gewißheit geworden."

„Und viel später kam doch Virchows unrichtiges Gutachten."

„Warum muß es denn unrichtig gewesen sein? Erstens kann auch der geschickteste Operateur in solchem Fall daneben greifen und ein Stück herausholen, das für die Art der Erkrankung nicht typisch ist. Und zweitens ist der Mikroskopiker nicht unfehlbar. Auf dem Gewebe steht ja nicht: Dies ist krebsig! Der Befund muß gedeutet werden und läßt gar nicht so selten mehr als eine Deutung zu. Virchow sprach von Pachydermie. Der als Laryngologe äußerst gewandte Mackenzie, dem man aber wohl nicht Unrecht thut, wenn man ihm nachsagt, er habe die Sache von der politischen Seite genommen, könnte dem Pathologischen Anatomen absichtlich ein falsches Stück geliefert haben. Das braucht man aber gar nicht vorauszusetzen. Warum sollen nicht auch bösartige Geschwülste Stellen haben, die nicht schlimmer aussehen als dicke, schwielige Haut? Virchows Diagnose kann vollkommen richtig gewesen sein. Sie hat mich damals nicht überzeugt; und eben so wenig würde ich heute auf Orths Gutachten schwören, trotzdem ich ihn natürlich als ausgezeichneten Forscher anerkenne. Meinetwegen als ‚Autorität'. Nur soll man die Autoritäten nicht für allwissende Götter halten und nicht außer sich vor Verwunderung sein, wenn auch sie mal von der Entwickelung widerlegt werden. Da hinten auf dem Feld ist ein weißer Fleck. Das Auge, das Fernglas hält es für Schnee; wenn wir hinkommen, ists vielleicht ein Blatt Papier. Wir Aerzte schaden uns selbst, wenn wir thun, als könnten wir aus Symptomen und anatomischem Befund unter allen Umständen die Namen sämmtlicher ‚Krankheiten' ablesen. Und könnten wirs, so wären wir auch nicht viel klüger; denn Namen sind Wörter und Wörter sind zwar für Lehrbücher und Museen gut, nützen für die Praxis aber verdammt wenig. Auch ‚Krebs' ist schließlich nur ein Wort; der Begriff ist durchaus nicht so unbestreitbar fest, wie der Laie sich vorstellt. Von Hippokrates bis auf Heister, von Galen bis auf Bichat und weiter, das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch, hat die Definition geschwankt; und wir stehen noch nicht am Ende. Das wäre auch traurig. Waldeyers Erklärung: ‚Krebs ist eine atypische Wucherung der epithelialen Zellgebilde' wird vermuthlich nicht das letzte Wort der Wissenschaft bleiben; eher schon Billroths klarer

und bescheidener Satz: ‚Krebs beruht auf einer Diathese.‘ Selbst das in unserer Zeit so beliebte Wort ‚Neubildung‘ sollte man mit einiger Vorsicht anwenden; die Häufung entarteter Theile wäre nicht als Neubildung zu bezeichnen. Noch bunter als in der Aetiologie ists in der Therapie hergegangen; bald hieß es hippokratisch: Noli me tangere, bald wurde galenisch gerathen, das Karzinom auszuschneiden, ut nulla supersit radix. Seit die Chirurgen zur Herrschaft gelangt sind, wird das Schneiden bevorzugt und im Radikalismus so weit gegangen, daß auf einem der letzten Gynäkologenkongresse schon wieder Ketzerstimmen laut wurden. Man operirt radikal, noch radikaler und möglichst im Frühstadium. Ueber die Nützlichkeit kann man streiten; nicht aber darüber, daß der Krebs nicht eine ursprünglich lokale, erst später durch Metastase weitergeschleppte Erkrankung ist, sondern eine Allgemeinerkrankung des Organismus, die nicht einfach durch die Beseitigung eines Symptomes zu ‚heilen‘ ist. Nach meiner Ueberzeugung leiden nicht Alle an Karzinom, die als krebsig etikettirt werden; zu sicherer Diagnose genügen hier, wie die Erfahrung lehrt, anatomische und histologische Momente nicht: Verlauf und Ende der Erkrankung erst liefern die wichtigsten Kriterien. Deshalb ist kein Grund, sofort zu verzweifeln oder nach dem Messer zu greifen, wenn wir diese Diagnose hören. Nicht nach dem Namen der Krankheit sollen wir fragen sondern prüfen, was das erkrankte Individuum noch zu leisten vermag, welche Ressourcen es hat und wie wir sie sammeln, vermehren und nützlich verwenden können. Prognose und Diagnose: Wörter; der Kranke hat nicht Diagnose und Prognose von uns zu verlangen, sondern Hilfe, Rath, Pflege, die ihn zum Widerstand fähiger macht. Wo es sich um hohe Herrschaften handelt, will die öffentliche Meinung freilich immer schnell ein Trostsprüchlein haben. Doch wir sehen ja jetzt wieder, welche Unannehmlichkeiten daraus entstehen können. Die kleine Stimmbandwunde des Kaisers heilte, wie es scheint, etwas langsamer, als man gehofft hatte. . . Das kann verschiedene Ursachen haben, beweist aber nichts für die Gefährlichkeit des Falles. Vielleicht kommen die Beschwerden auch nur noch von der Narbe. Wäre der leiseste Krebsverdacht aufgetaucht, dann hätten die behandelnden Aerzte nicht ein Stückchen exstirpirt. Entweder radikal schneiden oder in Ruhe lassen, heißt heute die Losung; Listers Mahnung, erkrankte Gewebe nicht durch mechanische Eingriffe zu insultiren, ist nicht vergessen. Warum auch Krebs? Das Lebensalter des Kaisers spricht nicht dafür. Mit dem Modepopanz der Erblichkeit ist nichts anzufangen. Erstens wissen wir ganz und gar nichts Bestimmtes über die Erblichkeit des Krebses (den man auch schon für sicher ansteckend gehalten hat, bis man eines Besseren belehrt

wurde). Vererbt kann wohl ein Zustand werden, ein Minus an Kraft; aber ein Prozeß? Ich würde einen Krebs selbst dann für genuin halten, wenn ich wüßte, daß Vater oder Mutter des Erkrankten am Karzinoma gestorben ist; der Sohn kann ihn eben so, unter ähnlichen Lebensverhältnissen, erworben haben wie der Vater: durch parasitäre Erreger, durch Uebererernährung, allzu reichlichen Fleischgenuß oder sonstwie, ohne daß Sperma und Ei der Eltern zur Erkrankung der zelligen Gebilde beigetragen haben. Zweitens sind sichtbar wenigstens die Krebssymptome der Eltern erst Jahrzehnte nach der Geburt des jetzigen Kaisers geworden; 1858 hielt Jeder den Kronprinzen und die Kronprinzessin von Preußen für kerngesund und sie selbst hielten sich auch dafür. An keinem ihrer Kinder hat irgend ein Arzt bisher etwas Krebsverdächtiges entdeckt. Der Verdacht ist wohl aufgetaucht, aber, so weit Wissenschaft und Kunst dazu im Stande sind, von Chirurgen und Internisten widerlegt worden. Damit könnte man sich eigentlich beruhigen. Die Aerzte, die den Kaiser behandeln, haben ja auch einen Namen zu verlieren."

„Aber sie dürfen nicht immer aufrichtig sein."

„Brauchen sie auch nicht. Nur seinem Gewissen ist der Arzt Rechenschaft schuldig; die ‚Oeffentlichkeit' kann nicht verlangen, daß sie stets die Wahrheit erfährt. Nicht einmal der Kranke selbst; als ich in einem englischen Spital neben den Betten auf einer Tafel die Worte ‚unheilbare Krebskranke' las, nannte ich dies Verfahren eine Barbarei. Nur ein Stümper wird sich nicht vor jedem Schritt fragen, wie er auf die Psyche des erkrankten Menschen wirken könne. Wo nun gar noch politische Erwägungen mit ins Spiel kommen, kann auch der sonst Gläubigste leicht Vertuschungen fürchten. In unserem Fall scheint man aber von vorn herein eher zu schwarz als zu rosig gemalt zu haben. Wenn wir das Angstgespenst der Erblichkeit wegjagen, bleibt nicht der allergeringste Anlaß zur Furcht. Ich weiß nicht, ob der Plan einer Reise nach Italien oder ins Mittelmeer Wahrheit oder Dichtung ist; aber es wäre ganz natürlich, wenn ein hoher Herr nach solcher Belästigung ein milderes Klima aufsuchte und procul negotiis seine Nerven ausruhte. Das könnte keinen vernünftigen Menschen erschrecken. Eben so wenig kanns die Thatsache, daß der Kaiser noch nicht spricht. Solches Stimmlippchen ist wie eine winzige Saite; die kann schon durch ein Stäubchen tonlos werden. Wenn Sie sich auf diesem kleinen und feinen Ding eine Narbe vorstellen, können Sie ahnen, wie lästig und langwierig die Sache werden kann. Darum bleibt sie doch alltäglich und ungefährlich. Bleibts, auch wenn neue Polypchen nachwachsen, Das kann sich unter Umständen sehr oft wiederholen. Es wäre der

größte Unsinn, dann jedesmal zu schreien: Rezidiv, — also Krebs! Ein Unrecht gegen den Kranken; und eine Dummheit, an der nur die Feinde des Deutschen Reiches ihre Freude hätten. Außer ihnen vielleicht noch die Anhänger des Wortaberglaubens in der Medizin. Die sind an dem ganzen Lärm mitschuldig. Hätten wir uns nicht von ihnen verleiten lassen, dann würde die Meldung genügen: Hier ist ein erkrankter Mensch, dessen Zustand aber ungefährlich scheint. Jetzt fordert man Wörter. Und es giebt Aerzte, die diesen Wünschen weit entgegenkommen; sogar solche, die vor der schlimmsten Diagnose nicht zurückschrecken: um so größer ist dann der Ruhm, wenn die ‚Heilung‘ gelingt. ‚Das war ein Krebsfall, den unser früher Eingriff gerettet hat!‘ So können Statistiken entstehen ... Aber ich darf hier nicht mein Steckenpferd reiten, sondern nur sagen, wie ich den Fall ansehe. Sehr von Weitem. Nur Vermuthungen. Darüber sind wir doch einig, nicht wahr?"

Ganz einig. Immerhin mag es Manchen beruhigen, zu hören, daß ein unbefangener Praktiker in dem öffentlich kontrolirbaren Verlauf der Erkrankung nichts Auffälliges findet, nichts, was Grund gäbe, das Leben des Kaisers bedroht zu glauben. Eher beruhigen als die allerneusten Berichte geschäftiger Offiziösen, die mit neidenswerther Zuversicht schon wieder melden, in vierzehn Tagen werde die Stimme des Monarchen in unverminderter Kraft gebrauchsfähig sein, der Kaiser werde nächstens zu Jagden fahren und den preußischen Landtag „sicher" selbst eröffnen; von einer Reise nach Italien sei nicht mehr die Rede. Verzögert irgend ein nicht vorauszusehender Umstand dennoch die Genesung, dann hat die Klatschsucht wieder freien Raum.

In einem ausländischen Blatt wurde neulich mit ungemeinem Tiefsinn die Frage erörtert, was aus dem Deutschen Reich werden möge, wenn Wilhelm der Zweite nicht mehr lebe. Daß es sofort auseinanderfallen, durch katholische, welfische, überhaupt antipreußische Tendenzen gesprengt werden müsse, schien noch nicht ganz sicher. Um so sicherer, daß der nächste Kaiser den bösen Agrariern, deren dunkles Trachten jetzt eine eiserne Faust niederzwinge, ins Garn gehen würde. Dann wäre es mit der industriellen Weltmacht, mit der imperialistischen Expansion bald vorbei... Die Herren dürfen sich beruhigen. Nach Menschenermessen kann der Kaiser noch Jahrzehnte lang regiren. Aber sind unsere Meinungmacher nicht mitschuldig an dem dummen Gerede? Mit ihrem Byzantinismus, ihren steten Brunstschreien nach „starken Männern" und „fester Zügelführung" haben sie es dahin gebracht, daß man draußen allmählich vergaß, an das Wichtigste zu denken: an das Volk, dessen mündige Kraft sich selber den Werth schuf, nur selbst sich sein Glück schmieden kann.

Formen der Weltgeschichtschreibung.

Die frommen Väter, die unter den Seelenhirten der neuspanischen Reiche im Westen zuerst sich mühten, Ordnung und Uebersicht in die Vergangenheit von Tahuantinsuyu zu bringen, haben wunderliche Mittel angewandt, um die Zeitrechnung der ihnen anvertrauten Volksgeschichte nach ihrem Wunsch einzurenken. Sie haben Manchem der Inka erstaunlich lange Regirungzeiten zugemessen und schließlich eine Herrscherreihe von Jahrtausenden ausgerechnet. Fragt man, warum dies wunderliche Kartenhaus aufgebaut wurde, das auch dem leisesten Hauch wirklichen Forscherdranges nicht Stand hält, so findet man zuletzt, daß die Urheber dieses harmlosen Truges nur wünschten, die Inka-Reihe so lang auszurecken, um sie mit dem vermeintlich sicheren Zeitpunkt der biblischen Ueberlieferung vom Thurmbau zu Babel in Uebereinstimmung zu bringen. Wir lächeln wohl des nutzlosen Spieles einer kindhaften Forschung. Und doch: wie sehr würden wir ihr Unrecht thun, wollten wir den guten, tief berechtigten Trieb verkennen, der sie zu so verkehrtem Beginnen führte! Vor eine neue, um Tausende von Meilen entfernt gelegene, der alten Welt ganz unähnliche Staats- und Geistesbildung gestellt, verzichteten die priesterlichen Geschichtschreiber doch nicht darauf, sogleich eine geistige Einheit für den altbekannten und den eben erworbenen Besitz ihrer Wissenschaft herzustellen. Und so falsch das Mittel war, das sie wählten, ihr Zweck war im Sinn hoher Forschung heilig: es galt, eine betäubende Fülle neuen Wissensstoffes mit einem Schlage zu bemeistern, geistige Herrschaft über sie zu gewinnen und sich nicht an das Getümmel von tausend neuen befremdlichen Einzelthatsachen zu verlieren. Die geistlichen Herren bewährten eine Kraft, die nicht jedes der folgenden Zeitalter geschichtlicher Wissenschaft aufzuweisen gehabt hätte, am Wenigsten etwa das der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Das hätte vielmehr staunend und voll frommer Scheu die köstliche Menge neuer Königreihen, Schlachten, Kriege und Reichstheilungen, die da zu gewinnen war, zu Papier gebracht und zu vielen älteren Wirrsalen unübersichtlicher Thatsachenmassen ein neues geschaffen.

Wer heute versuchen will, sich über die Gesammtgeschichte der Menschheit einen Ueberblick zu verschaffen, wird vor ähnliche Fragen gestellt, wie sie den guten Priestern aufgestoßen sein mögen: nur ist die Zahl der Schwierigkeiten heute unvergleichlich viel größer. Denn seit der Erweiterung des Blickfeldes über den Erdball ist die Reihe der zu bewältigenden, räumlich, zeitlich unendlich weit auseinander strebenden Volksentwickelungen um ein Vielfaches länger geworden; mit der Ausdehnung des Arbeitgebietes der Geschichtschreibung über alle Bezirke des gesellschaftlichen und geistigen Geschehens ist innerhalb jeder einzelnen Volksgeschichte die Stoffmasse vielleicht verzehnfacht

worden, gegenüber einer Zeit, der genügte, die äußere Geschichte und einzelne auffallende Wendungen der inneren Geschichte eines Volkes zu buchen.

Drei Möglichkeiten weltgeschichtlicher Zusammenfassung bieten sich heute dar. Die erste ist die althergebrachte zeitlicher Ordnung: eine Darstellungweise, die von der Zeitrechnung als grundsätzlicher Richtschnur ausgeht. Der einzige kecke, aber trotz aller Vorläufigkeit seiner Forschungweise verdienstliche Versuch einer wirklichen Erdballgeschichte, der meines Wissens überhaupt von einem Einzelnen gemacht ist, Wirths Büchlein „Volksthum und Weltmacht", hat diesen Weg in der That eingeschlagen. Doch ist er, wie mir scheint, auf ihm nicht zu Zielen gelangt, die zur Nachfolge locken. Der Grundsatz zeitlicher Eintheilung ist so äußerlich, daß ihn die Einzelgeschichte eines Volkes, wenn auch nicht ohne schwere Schädigungen, aufrecht erhalten kann. Sobald aber mehrere Volksentwickelungen zusammengefaßt werden sollen, führt er zu einem äußersten Maß von Unübersichtlichkeit oder aber zu Gewaltsamkeiten. Die zweite Gefahr liegt eigentlich gar nicht auf dem Wege dieser Darstellungweise. Niemand vermag aber heute ihre folgerichtige Durchführung am eigenen Leibe auszuhalten, die zum Jahrbuch und auf die geistigen Höhen der Plötzschen Tafeln zur Weltgeschichte führt, — es sei denn, die Ewig-Gestrigen in unserer Zunft gingen auf ihrem Wege von Ranke zu Thukydides nächstens über Herodot zu den Logographen zurück und erklärten in schönem Wechsel einmal deren Forschungweise für die allein seligmachende und wahrhaft rechtgläubige. Und so ist Wirth, der viel Zukunftsinn in sich hat, zur Zusammenfassung von Zeitaltern vorgeschritten, die, wie es nicht anders sein kann, sachliche Zusammengehörigkeiten voraussetzen. Er hat unerhörte Anstrengungen gemacht, um vorderasiatische, griechisch-römische, chinesische, indische Dinge unter die Bezeichnung eines Zeitalters zusammenzufassen. Aber wie wunderlich wechseln da nun die Begriffsrichtungen, nach denen diese Bezeichnungen gewählt sind! Mesopotamische Zeit, also erdbeschreibender Gesichtspunkt; klassische Zeit, hergenommen doch wohl von der Geistesgeschichte, Zeitalter der Doppelbildungen, der äußeren Staatsentwickelung entlehnt, ozeanische Zeit, wiederum vom Standpunkte der Erdbeschreibung. Dazu sind die Grenzen dieser Zeitalter so weit gesteckt, daß sie eigentlich jeder zusammenfassenden Kraft ermangeln. Die klassische Zeit, von 1300 vor bis 224 nach Beginn unserer Zeitrechnung reichend, umspannt eine Reihe von Jahrhunderten, deren Inhalt an Thaten des Geistes und des Handelns so ungeheuer und zugleich so mannichfach ist, daß man den Eindruck hat, es handle sich bei der Wahl ihrer Bezeichnung um einen Ausweg der Verlegenheit. Schlagkräftig scheint hier nur die Nebeneinanderstellung des römischen und des chinesischen Weltreiches zum Schluß des Zeitraumes, — eine Aehnlichkeit, mit der doch, schaut man sie vom Gesichts-

punkte des stufenmäßigen Aufbaues der Weltgeschichte aus, wenig erreicht ist. Handelt es sich doch um ein ganz junges und ein ganz altes Reich. Eine etwas straffere Bändigung des Stoffes gelingt Wirth im nächsten Abschnitt, den er denn auch nach dem Merkmal eines bestimmten Vorganges der äußeren Staatenbildung zu bezeichnen weiß. Er nennt die Zeit zwischen 224 und 1350 das Zeitalter der Doppelbildungen. „Das Gemeinsame an der Entwickelung ist, daß im Centrum der alten Kulturzone sich Staaten der alten Rassen behaupten": so römisches und römisch deutsches Reich, so chinesisches und chinesisch-mongolisches Reich, so indische und indisch-mongolische Reiche, so arabische und arabisch-türkische Staatenbildung. Diese Vorgänge staatlicher Kinematik und rassenmäßiger Chemie, wie Wirth sie glücklich nennt, sind gewiß ihrer Gleichzeitigkeit nach bemerkenswerth, obwohl das byzantinisch-russische Seitenstück, das Wirth zur Verstärkung des Eindruckes anfügt, einem ganz anderen Zeitraum angehört; aber man wird sie nicht im höchsten, wohl aber in einem mittleren Sinn als Zufälligkeiten ansehen dürfen. Denn solche Aufpfropfungen jüngerer, wilderer und kräftigerer Volksthümer und Staatenbildungen auf ältere, reifere und schwächere finden sich in sehr vielen anderen Zeiten. Die altamerikanische, die babylonische, egyptische, die frühere indische wie chinesische Geschichte sind voll davon. Man kann diese Doppelbildungen also nicht zu einem auszeichnenden Merkmal dieses Zeitalters stempeln. Das aber ist doch Wirths Absicht.

Gewiß wird keine Weltgeschichte ohne eine genaue Kenntniß der Gleichzeitigkeiten auskommen können. Aber sie wird für die Strecke des Weges, die von der Menschheit bisher zurückgelegt worden ist, schwerlich zur Bildung von innerlichen Zusammengehörigkeiten, sachlichen Eintheilungen führen. Von allen früheren Leistungen der Geschichtschreibung, die an sich den selben Weg gingen, braucht in diesem Zusammenhang nicht gesprochen zu werden. Das Werk, das Ranke allzu anspruchsvoll Weltgeschichte nannte, in dessen Dienst er aber noch einmal all den wunderbar feinen Reiz der Darstellungskraft seiner späten Tage und viel von dem tief bohrenden Spürsinn seines die Forschung umwälzenden Genies stellte, war eine an sich auch auf dem wenig zureichenden Ordnungsgrundsatz der Zeitfolge beruhende Darstellung der europäisch-vorderasiatischen Geschichte; und die Werke, die, nach dem selben Grundsatz geordnet, alteuropäische und westasiatisch-nordafrikanische Volksentwickelungen verschiedenster Stufen in ein Ganzes zusammengeschweißt haben, erreichten damit für ihren besonderen Bezirk vermuthlich sehr viel geringere Vortheile, als ihnen eine Stufentheilung gebracht hätte. Die alte Gliederung der europäischen Geschichte nur nach der Zeitfolge und ihre Spaltung in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit ist als unzureichend nachgewiesen. Ueberdies gehören beide Fälle als ausgesprochen gebietmäßig ab-

gegrenzte Theildarstellungen der Weltgeschichte nicht hierher. Ihrer mußte hier nur gedacht werden, weil eine Gliederungweise, die schon am Theil sich unzulänglich zeigt, für das vielgespaltene Ganze noch weniger passen kann.

Vielleicht vor Allem in dem Gefühl gesunder Abkehr gegen die reine Zeitordnung ist neuerdings der Gedanke rein räumlicher Theilung aufgestellt und auch sogleich ausgeführt worden. In Vollstreckung der Vorschläge Ratzels hat Helmolt die Herausgabe einer Weltgeschichte unternommen, der man die Ungleichwerthigkeit ihrer Beiträge nicht so sehr wie die Kühnheit und das Verdienst des ganz neuen Grundgedankens anrechnen muß. Zweifellos hat dies Buch durch sein werkthätiges Eingreifen die Unmöglichkeit des Beharrens auf dem räumlich so übel beengten rankischen Geschichtplan zuerst nachdrücklich vor Augen geführt. Bei aller Anerkennung dieses Sachverhaltes wird man aber die Richtigkeit des gewählten Ordnung-Grundsatzes anfechten müssen. Eine südamerikanische Geschichte, die sich zusammensetzt aus der Schilderung der Naturvölker im Süden und Osten des Welttheiles, aus einer Geschichte von Alt-Peru, der der spanisch-portugiesischen Siedlungen und der der heutigen Freistaaten, deren Zustand einen blassen Abklatsch europäischer Verhältnisse darstellt, ist der Folge ihrer Bestandtheile nach eine Unmöglichkeit. Der Grundsatz rein erdkundlicher Eintheilung der Weltgeschichte ruht auf dem Gedanken, daß die Geschichte eines Volkes das Erzeugniß des Bodens sei, auf dem es erwachsen ist. Dieser Begründung schlägt ein Sachverhalt wie der südamerikanische ins Gesicht. Noch übler ist, daß er eigentlich nirgends völlig und nicht allzu oft überwiegend durch die geschichtliche Wirklichkeit bestätigt ist. Fast alle großen Bildungen geistiger und staatlicher Eigenthümlichkeit, die das Erdenrund aufweist, sind durch eingewanderte Völker geschaffen worden: so die aller europäischen Länder, so die meisten Vorderasiens, so die Egyptens, Indiens, Japans, vielleicht auch Chinas. In jedem dieser Fälle — und was bleibt von der Geschichte des Erdballes ohne sie übrig? — müßte also zum Mindesten die Einwirkung zweier Länder auf die Geschichte jedes Volkes untersucht werden: seines Siedlung- und seines Ursprungslandes. Wie schwer würde es sein, schon diese beiden Formen der Einwirkung von Boden und Himmel auf Menschen- und Völker-Schicksal auseinander zu halten, und wie oft würde sich dieser Werdegang dadurch noch außerordentlich verwickeln, daß auch die durchwanderten Länder von ihrem Einfluß an das sie durchziehende Volk abgegeben haben! Der nicht eben vorsichtige, aber geistreiche Franzose Demolins wollte in seinem Buch „Comment la route crée le type social“ gar beweisen, daß der Reiseweg einem Volk oder einer Völkergruppe die entscheidenden Merkmale seiner Eigenart mitgebe. Man bemerke bei all diesen Einwänden wohl, daß der eigentliche Grundgedanke der helmoltischen Darstellung nicht ange-

tastet, ja, nicht in den leisesten Zweifel gezogen ist: der Gedanke der Einwirkung des Landes auf die Geschichte seiner Bewohner. Aber ich finde, die Gründe, die gegen eine wissenschaftliche Behauptung vorgebracht werden, sind dann immer besonders schlagkräftig, wenn sie ihrem eigenen Vorstellungkreise entnommen sind.

Für den Geschichtschreiber ausschlaggebend bleibt aber ein anderer Einwand gegen den Grundsatz räumlicher Theilung. Das Ziel all solcher Gliederungen des überreichen Stoffes ist seine bessere Uebersichtlichkeit. Es handelt sich darum, bei welchem Ordnungsgedanken am Meisten innerlich Zusammengehöriges zu einander gestellt, am Meisten sachlich Verschiedenes deutlich von einander getrennt wird. Sicherlich hat die Ländertheilung der Geschichte den Vorzug, die Einwirkungen von Boden und Himmel auf Art und Schicksal der Völker kennen zu lernen — wozu übrigens in diesem Sammelwerk oft nur die ersten Voraussetzungen geschaffen sind —, aber sogleich erhebt sich die Frage, ob für diesen einen Vortheil der Zusammenfassung sonst getrennter Erkenntnißmassen alle die Nachtheile der Auseinanderreißung zusammengehöriger Dinge in Kauf zu geben sind. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß, wenn man schon so bodentheilend verfahren wollte, es richtiger gewesen wäre, ganze Länderkreise zusammenzufassen. Das ist nicht selten geschehen; an entscheidenden Stellen aber hat man davon Abstand genommen. Ungleich wichtiger aber ist, daß die verschiedensten Volksthümer und Rassen, sobald sich nur ihr Dasein auf dem selben Schauplatz abgespielt hat, übereinandergepackt erscheinen; und den Ausschlag giebt, daß ein noch bunterer Wirbel von Entwickelungstufen als Ganzes und Zusammengehöriges erscheint. In beiden Hinsichten rächt sich, daß die örtliche Eintheilung gewissermaßen nur im ersten Geschoß des Aufbaues maßgebend ist, während in allen höheren Schichten des Gebäudes der alte Theilungsgrundsatz der Zeitfolge, sogar meist in besonderer Schroffheit, durchgeführt erscheint und alle ihm anhaftenden Nachtheile hinter sich zieht.

Nein: weder die Einheit des Ortes noch die der Zeit bietet als Richtschnur der Gliederung die meisten Vortheile. Und drittens wird man auch eine letzte Möglichkeit nicht annehmen dürfen, die wunderbarer Weise noch nicht gewählt worden, die zu erörtern aber heute trotzdem geboten ist, da man sicherlich in kurzer Zeit auch sie versuchen wird. Während nämlich heute in den Grenzbezirken der Geschichtschreibung, in denen Wissenschaft und Tagesschriftstellerei einander berühren, um nichts so viel Geräusch gemacht wird wie von der Rasse, ist, so weit ich sehe, noch Niemand auf den nah liegenden Gedanken gekommen, vom Gesichtspunkt der Rasse eine Gliederung des weltgeschichtlichen Stoffes zu versuchen. Wirth bemerkt zwar schon übel, wenn in einer europäischen Kulturgeschichte, die es doch nur mit Splittern

einer Rasse, ja, nur eines Rassentheiles, nämlich des arischen Gliedes der kaukasischen Rasse, zu thun hat, meines Erachtens also in Rassenfragen gar nicht zuständig ist, von ihnen nicht die Rede ist, und er hat in seinem Entwurf einer Weltgeschichte sehr nützliche Winke für Rassengeschichte gegeben; aber er hat es verschmäht, sie zur Richtschnur für seine Eintheilung zu machen. Wenn heute aber ein Vertreter der Völkerkunde, ähnlich wie Ratzel als Erdkundiger, den Anstoß zur Entstehung einer Weltgeschichte gäbe, so würde ein Gebilde entstehen, das mindestens eben so viel, wenn nicht noch mehr Anregungen gäbe als Helmolts Unternehmen. Es wäre sehr vortheilhaft, eine Geschichte der Mongolen in allen ihren Zweigen, von Saloniki bis Tokio, mit einem Blick zu übersehen. Die Schicksale der rothen, der malayisch-polynesischen, der schwarzen Rasse könnten eben so wohl zur Einheit gegliedert werden und in dem Antheil der dreigespaltenen Kaukasier könnte das Werk gipfeln, die Geschichte des Siegers unter den Rassentheilen, der Arier, müßte es krönen. Der große Nachtheil der helmoltischen Theilung, die grob äußerliche Zusammenzwingung an Blut und Schicksal fremder Volksthümer zu Ortseinheiten in Amerika, Australien und großen Theilen von Afrika und Asien, wäre vermieden. Daneben könnte dem guten und haltbaren Kerngedanken erdkundlicher Geschichtschreibung sehr wohl Rechnung getragen werden: denn alle Lehre von den Rassen und ihren Unterschieden führt auf die Einwirkungen von Boden und Himmel zurück. Rasse heißt überhaupt, wenn ich den Begriff recht verstehe, nichts Anderes als die Summe von Eigenschaften Leibes und der Seele, die eine Völkergruppe durch die sie umgebende Natur, durch Boden und Himmel in der entscheidenden Zeit ihres Werdeganges einmal, einstmals erhalten hat. Und da in den meisten Fällen diese Einwirkung in einem anderen Lande als dem ihrer endgiltigen Siedelung stattgefunden hat, so handelt es sich hier im Grunde auch nur um jene Unterscheidung zwischen Ursprungs- und Wohnsitzland, von der schon einmal die Rede war. Erdkundliche Begriffe liegen aber beiden Betrachtungskreisen im selben Maße zu Grunde: der Rassengeschichte ganz eben so wie der Ländergeschichte.

Doch auch diesen Weg einzuschlagen, scheint nicht räthlich. Denn thürmte man, auf der Grundlage der Rassentheilung, wie bei Helmolt, wieder nach dem Grundsatz der reinen Zeitfolge den Oberbau auf, so würden im Rahmen so umfassender Rassen wie der mongolischen wieder die größten Gegensätze zu einer Einheit zusammengezwungen, wie etwa die kinderjungen Hirtenstämme Turkestans mit der hohen Reife des heutigen Japan.

Die Mängel aller drei Möglichkeiten weisen nach einer Richtung. Nicht Zeit- noch Orts- noch Bluts-Gemeinschaft leistet die beste Gewähr für übersichtliche Zusammenfassung, sondern der Gedanke der sachlichen Zusammengehörigkeit gewisser Völkerzustände, der nicht an Ort, an Zeit, an Verwandt-

schaft gebunden ist. Auch er ist keineswegs losgelöst von der Vorstellung des zeitlichen Nacheinander, die den innersten Kern und das ausgleichende Merkmal aller Geschichtwissenschaft ausmacht, aber er ist mit ihr eine eigenthümliche Verbindung eingegangen, die ihn über die Abhängigkeit von der reinen Gleichgiltigkeit hoch hinaushebt: er gipfelt in der Behauptung, daß den Inhalt der Weltgeschichte eine Folge von Zuständen ausmacht, die sich bei allen Völkern und Völkertheilen in gleichem Nacheinander aufweisen läßt, von der nur die einzelnen Glieder der Menschheit sehr ungleiche Bruchtheile durchlebt haben. Während die einen noch heute in der Kindheit verharren, sind andere zu blühender Jugend, noch andere zu starker Manneskraft gelangt, während einige bis zu bedächtigem Greisenalter, bis zur Höhe des Lebens vorgedrungen sind; wobei das Gleichniß der Lebensalter nur einen leise anklingenden, durchaus nicht einen buchstäblich genauen Vergleich andeuten soll.

Es ist ein Stufenbau der Weltgeschichte, den alle Völker emporgeklommen sind; nur ließ der einen kindliche Kraft sie noch heute nicht über die erste Staffel hinauskommen, während die höheren Stufen von den besseren Steigern eingenommen werden. Daß die Vertheilung des weltgeschichtlichen Stoffes, die dieser Grundgedanke zur Folge hat, gewisse Nachtheile mit sich bringt, ist nicht wunderbar; und begreiflicher Weise sind es die, denen die Vorzüge der anderen Gliederungarten entsprechen. Weite Zeiträume müssen übersprungen werden: nimmt man an, daß das karolingische Königthum der Germanen der Alleinherrschaft der egyptischen Pharaonen des alten Reiches wahlverwandt ist, so bedeutet eine solche Zuordnung einen Sprung über vier Jahrtausende. Und schließt man, was nur folgerichtig ist, daß der Werdegang des egyptischen Volkes die Urzeitstufe spätestens 3500 vor Beginn unserer Zeitrechnung verlassen haben muß, auf der örtlich nahe Neger- und nächst benachbarte Araberstämme noch heute verharren, so handelt es sich gar um eine Zeitentfernung von etwa fünfeinhalb Jahrtausenden. Und dennoch bedeutet jene sachliche Zeitordnung mehr als die Scheinordnung der reinen Zeitfolge.

Eben so jäh wird auch der örtliche Zusammenhang von dieser Stoffgliederung durchbrochen. Das Reich der Inka ist um ein Drittel des Erdumfanges von dem Zwei-Ströme-Land der babylonisch-assyrischen Geschichte geschieden und ist ihm doch an Entwickelungreife nah benachbart. Und mehr als sechstausend Kilometer sind es des Weges vom Hochsitz der altperuanischen Staats- und Geistesbildung bis zum Busen von Pe-Tschili: und doch besteht zwischen dem Reich von Tahuantinsuyu und dem von China eine Wahlverwandtschaft nicht nur der staatlichen, sondern auch der gesellschaftlichen Ordnung.

Die selbe Durchbrechung auch der Rassengliederung ist die nothwendige Folge einer solchen Stufenordnung: die altamerikanischen Völker höherer Bil-

dung müssen von ihren nächsten Blutsverwandten, den Waldindianern Brasiliens oder den Jägerstämmen von Nordostamerika, eben so weit getrennt werden wie Araber des Kalifates von den schweifenden Hirtenstämmen des arabischen Mutterlandes. In beiden Fällen aber ist auch für den ersten Augenschein schon der Nachtheil durch neue Vorzüge aufgewogen. Jene Zusammenstellung örtlich weit getrennter und doch gleich hoch entwickelter Länder wird den Sinn für die Einwirkung von Boden und Himmel auf die Gestaltung von Völkerart und Völkerschicksal kaum weniger schärfen als die Beobachtung einer Landesgeschichte durch die auf einander folgenden Schichten mehrerer Volksthumsherrschaften hindurch. Und vollends eine wissenschaftliche Rassenlehre, für die es heute freilich noch an den ersten Voraussetzungen geschichtlicher Kenntniß fehlt, ist kaum möglich, wenn ihr nicht eine sorgfältige Untersuchung der Stufengeschichte der Menschheit vorausgegangen ist. Denn ich hoffe, zeigen zu können, daß unsäglich Vieles, was heute als Rassenunterschied gilt, nur Stufenunterschied ist. Und ehe man die Besonderheiten, die Vorzüge und Mängel der einzelnen Rassen erkennen kann, wird nöthig sein, sich ihrer Gemeinsamkeiten bewußt zu werden. Das heute so beliebte blinde Zuschlagen in Rassendingen mag ja sehr dienlich sein für die Zwecke werkthätiger Weltstaatskunst, aber die Wissenschaft hemmt es und fördert es nicht. Wer da meint, es handle sich nicht darum, Aehnlichkeiten aufzustellen, die zu entdecken wenig nütze — wie Wirth —, Der ist im Irrthum. Denn ich finde, die Besonderheit fängt bei Rassen, wie in allen anderen geschichtlichen Vergleichen, erst da an, wo die Gemeinsamkeit aufhört. Und selbst in Hinsicht auf die Stimmung nur ist, finde ich, durch willkürliche Eingrenzung des eigenen Blickfeldes wenig gewonnen. Ich bin froh und stolz, ein Arier, froher und stolzer noch, ein Germane zu sein. Aber darüber nicht den Gemeinbesitz mit anderen Rassentheilen und Völkergruppen sehen zu wollen, ist eher ein Zeichen von Schwäche als von Stärke. Der Rest von eigener Art, der uns dann noch und nun erst gesichert verbleibt, ist groß genug: er hat ausgereicht, um unseren Völkern die Herrschaft über die Welt zu verschaffen.

Ein die Sache, nicht mehr nur die Form angehender Gedanke ist damit freilich schon gefordert: die Einheit und Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes über alle Verschiedenheiten von Raum, Zeit und Blut hinweg. Doch er läßt sich nicht durch allgemeine Behauptungen, sondern nur durch einzelne Belege beweisen. Daß Dies geschehe, ist eins der wichtigsten Ziele der folgenden Darlegungen.

Nur noch eine Vorfrage ist zu erledigen: woher ist der Maßstab zu nehmen, an dem Weglänge und Wegleistung all der Hunderte von Völkern und Völkersplittern abzulesen sind? Nur um grobe Scheidungen kann es sich handeln. Schon der Gleichnißbegriff Stufe lügt: er täuscht eine Grenz-

schärfe zwischen den einzelnen Strecken des Werdeganges der Dinge vor, die die Wirklichkeit selbst nicht aufweist. Der Fluß der Weltgeschichte gleitet stetig und eben dahin, und läßt man sich nicht durch das unruhige, aber meist nur scheinwichtige Gekräusel der äußeren Staats- und Kriegsgeschichte trügen, so ist fast immer selbst an wirklich trennenden Stromschnellen Mangel. Die unendliche Zusammengesetzheit und Gebrochenheit menschlichen Handelns verhindert eine Gradlinigkeit und Sauberkeit des Verlaufes, wie sie unserem scheidelustigen Verstand erwünscht, wie sie aber unserer eigenen Schaulust sehr unwillkommen sein würde. So will denn jede Gliederung geschichtlichen Stoffes nur unter Vorbehalt verstanden werden. Aber sie ist nicht nur nothwendig, damit unser Blick das unendliche Wirrsal des Einzelgeschehens übersehen könne, sondern sie ist auch berechtigt, sobald man nur keinen Augenblick vergißt, daß die Zeiträume nicht durch scharfe Linien, sondern durch breite, nach beiden Seiten wiederum unsicher verschwimmende Uebergangsstreifen getrennt werden. Die vorherrschenden Merkmale werden sich naturgemäß in der Mitte des Weges deutlicher finden als an den Grenzen. Aber damit ist auch allem billigen Erforderniß genügt.

Für weithin brauchbare Stufenleitern von solchen Merkmalen wird man wohl thun, sich an die greifbarsten, gröblichsten unter den Entwickelungreihen der Geschichte zu halten. So ist vor Allem richtiger, vom handelnden, nicht vom geistigen Dichten und Trachten der Völker auszugehen: die harten Wirklichkeiten des gesellschaftlichen, also des Staats- und Wirthschaft-, des Klassen- und Familienlebens sind gröber, sind fester umrissen und deshalb besser zu beschreiben; sie sind aber auch dauerhafter, nicht so raschem und leichten Wechsel unterworfen. Für weite Strecken der europäischen Geschichte läßt sich nachweisen, daß auf ihnen gerade doppelt so oft ein Richtungwechsel der geistigen wie der gesellschaftlichen Entwickelung eingetreten ist. Die Natur der Dinge führt selbst zu diesem Unterschied: so viel Mühe es auch kosten mag, die Kunst eines Volkes oder einer Völkergruppe aus einer der Wirklichkeit fernen in eine der Wirklichkeit nahe umzuwandeln, viel härteren Widerstand bieten doch die Jahrhunderte alten und von der zähen Selbstsucht herrschender Geschlechter oder Klassen vertheidigten Einrichtungen der Staaten.

Unter den einzelnen Geschichtreihen, aus denen sich der Werdegang der Gesellschaft zusammensetzt, wird man wiederum die gröbste und greifbarste auswählen müssen: es ist die der staatlichen oder — in frühen, wie vielleicht wieder in künftigen Zeiten — staatähnlichen Ordnung. Die Verfassung zuerst der als Staat auftretenden engeren Blutsverbände, der Geschlechter und Völkerschaften, später der zu Staaten geeinten Völker wird immer die sichersten Kennzeichen und Merkmale der Zeitalter abgeben. Nur darf darunter nicht die Staatsform allein verstanden werden, denn sie kann sehr mannichfache

Wirklichkeiten decken: ein Königthum kann einen Geschlechterstaat, die Alleinherrschaft eines unumschränkten Herrn, ein schwaches Königthum an der Spitze eines übermächtigen Adels, ein aufgeklärt selbstherrliches Königthum, ein scheindemokratisches Caesarenthum und ein verfassungmäßig eng eingeschränktes Fürstenthum bedeuten. Nur im Zusammenhang mit der Familienverfassung, wo sie wichtig ist, mit der Klassenordnung, wo diese eintritt, kann die Staatsform recht verstanden werden.

Daß sie hier zur Richtschnur gewählt wird, geschieht nicht der heute herrschenden einseitig staatlichen Geschichtauffassung zu Liebe. Denn da zum Glück der Staat ein Mittel — eins unter mehreren — und nicht der Zweck des öffentlichen Lebens der Menschheit ist, so darf die Geschichtschreibung vorsichtiger Weise nicht diese — zufällig unseren Erdtheil und unser Jahrtausend beherrschende — Form gesellschaftlicher Einung als alleiniges Ziel dieses Forschens ansehen. Der Staat ist eine Möglichkeit — eine unter mehreren gewesenen und noch mehreren denkbaren Möglichkeiten — der Lebenseinrichtung des Menschengeschlechtes und er ist ferner nur eine unter mehreren Formen gesellschaftlicher Gemeinschaft: wer ihn nicht als der Familie, dem Stand, der Klasse, dem Volk, der Rasse gleich geordnet erkannt hat, Der hat noch nicht über die ersten Voraussetzungen geschicht- und gesellschaftwissenschaftlicher Forschung Klarheit erlangt. Aber freilich ist der Staat die festeste, kräftigste, widerstandsfähigste dieser Genossenschaftformen; und gliedert man ihm für die Kindheitzeiten der Menschheit die Vor- und Keimformen der staatartig auftretenden Blutsverbände an, trägt man auf höheren Stufen der Einwirkung der lockereren Lebensverbände, insbesondere der Stände und Klassen, Rechnung, so vermag diese knochigste Linie der Gesellschaftentwickelung am Besten das Rückgrat im Gliederbau der Weltgeschichte abzugeben.

Man wird einwenden, es sei richtiger, von der Wirthschaftgeschichte auszugehen. Ich kann mich dazu noch immer nicht bekehren. Für den Zweck der Aufstellung einer Stufenfolge der Weltgeschichte ist sie jedenfalls minder geeignet, weil ihre Stufen viel zu weit und umfassend sind, als daß man sie mit Nutzen zur Zeitenscheidung verwenden könnte. Wie lange Entwickelungstrecken mußte nicht der eigentlich gesellschaftliche Werdegang, der von Familie, Staat und Stand, durchmachen, während die wirthschaftliche Entwickelung noch immer in der Naturalwirthschaft verharrte! Und auch die Formen der Jäger-, Hirten- und Ackerbau-Wirthschaft greifen viel zu eng verzahnt in einander über, als daß man sie zum Maßstab machen dürfte.

Tiefer und weiter zugleich reicht die gesellschaft-seelische Deutung der Zeiten, die, je nach der Stellung, die das handelnde oder schauende Ich zur Außenwelt einnimmt, die Räume scheidet. Doch so unanfechtbar eine Gliederung wäre, die von diesem Standpunkt aus vorgenommen würde:

sie möchte für den augenblicklichen Zweck einer Zusammenfassung nicht hinreichen. Sie würde leicht den Verdacht erwecken, zu weitmaschig zu sein, zu ausgedehnte Begriffe anzuwenden. Sie ist wohl verwendbar als letzte Schlußformel, aber sie würde, angewandt auf die volle Mannichfaltigkeit der kaum übersehbaren Menge der Volksgeschichten des Erdballes, nicht tief genug in die Wirklichkeiten hineinfassen. Sie würde von einer letzten allgemeinen Gemeinsamkeit reden und die hundert einzelnen besonderen Gemeinsamkeiten, deren Vorhandensein viel erstaunlicher ist, nur vermuthen lassen, da sie sie nicht auffällig genug an den Tag legen könnte.

Am Walchensee, August 1903. Professor Dr. Kurt Breysig.

Der freie Psalm.

Auf eine ragende Höhe, dem Himmel nah,
Daß ich fast wie ein Gott die Erde da drunten sah,
Riß mich ein klarer Traum, ein Schöpfer und Deuter, empor.
Da brauste empor an mein Ohr der Menschheit Chor:

„Dunkel sind die Wege der Erde.
Wir hungern und frieren.
Wer sorgt, daß es lichter werde,
Daß wir uns nicht im Nebel verlieren?
Ihr Großen der Erde, die wir erküren,
Führt Eure Heerde!"

Auf meiner ragenden Höhe, dem Himmel nah,
Fast wie ein Gott kläräugig ward ich da,
Daß ich die Menschen drunten sich rotten sah
Mit lodernden Armen: „Ihr Starken, Erbarmen, habt Erbarmen!"
Und da sah mein Blick vor den Heerden Führer erstehn:
„Ihr habt hierher, Ihr dorthin und dorthin zu gehn!
Und daß Ihr die rechten Wege findet durchs Leben,
Wollen wir Euch hier diese Wanderstäbe geben!
Hier hast Du Deinen Stab und Du und Du!
Und nun wandert an Euren Stäben dem Ziele zu.
Wir Starken haben die Stäbe für Euch bereitet.
Unser Wille ist Euer Gebot! Er ists, der Euch leitet!"

Und nun sah ich die Menschen drunten an ihren Stäben keuchen,
Auf allen Wegen, dem Dunkel entgegen, ihr Ziel zu erreichen . . . . .
Und wieder empor an mein Ohr hört' ich der Menschheit Chor:

„Nun gehn wir an unseren Stäben durchs Leben,
Doch unsre Herzen beben.
Wer kann unsern Seelen die Ruhe geben?
Die Erde ist dunkel.
Doch dort droben über den Wolken, was ist dort droben für ein Gefunkel?
Wer wohnt dort oben? Sollen wir ihn fürchten oder loben?
Wer wohnt dort oben in den ewigen Fernen über den Sternen?"

Und wieder sah ich von meiner Höh' vor den Menschen Führer erstehn:
„Ihr habt hierher, Ihr dorthin und dorthin zu gehn!
Und daß Ihr die rechten Wege findet durchs Leben,
Sollt Ihr uns erst Eure festen Wanderstäbe geben!"

Und sie nahmen die Stäbe und schnitten Zeichen und Runen hinein:
„Wir wollen Euch weihn, Ihr Stäbe,
Ihr sollt geweiht und geheiligt sein!
An Euch, nur an Euch wandern die Guten ins Leben hinein!
Dort drüben die Andern können nimmer ihre Stäbe so göttlich weihn!"

Und nun sah ich die Menschen an ihren geweihten Stäben durchs Leben keuchen,
Auf allen Wegen, dem Dunkel entgegen, ihr Ziel zu erreichen,
Und dort als ärmliches Siegeszeichen, wie Lanzen, ihre Stäbe auf Gräber pflanzen.
Und da, wie ich hoch oben, dem Himmel nah,
Fast wie ein Gott, da drunten der Menschen Gewimmel sah,

Da dehnte unendliches Leid und doch, auf meiner freien Höhe, unendliche Lust meine Brust,
Und ich nahm meinen Stab,
Den mir einst vor dem Wandern ein Bruder gab,
Und wie Thonar, der Gott, schleudert' ich ihn auf die Erde hinab,
Vielleicht auf mein Grab . . .

Ich aber will nie mehr hinab, nie mehr hinab ins dunkle Leben!
Ich will ohne Stab, ohne geweihten Bettelstab mein Grab erstreben . . . .

Prag. Hugo Salus.

Grenzgarnisonen und Train.

Die forbacher Vorgänge haben allerlei Vorschläge ans Licht gebracht, die eine Wiederkehr ähnlicher Dinge verhüten sollen. Im Hinblick auf die früheren Vorkommnisse in Mörchingen, Insterburg und Gumbinnen sind auch Vorschläge zu besserer Stellung und verbesserter Zusammensetzung der Offiziercorps der kleinen Grenzgarnisonen aufgetaucht. Nur ein Theil dieser Vorschläge scheint mir brauchbar. Zu den unpraktischen gehört der, die Offiziercorps der kleinen Grenzgarnisonen nur aus Elite zu bilden, da die französischen Grenzarmeecorps eine Elite von Offizieren aufwiesen. Wenn man diesem Vorschlag folgte und die Offiziercorps der kleinen Grenzgarnisonen der Armeecorps XV und XVI in Elsaß-Lothringen und die der Armeecorps I, V, VI und XVII in Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien nur aus Elite zusammensetzte, so würde, da wir ohnehin mehr als ein Dutzend Garderegimenter und eine ähnliche Anzahl der Garde gleichstehend erachteter Regimenter haben, für die übrige Armee nicht allzu viel Elite mehr übrig bleiben. Das deutsche Offiziercorps aber vermag sich nur dann auf seiner Höhe zu halten, wenn es namentlich in seinen drei Hauptwaffen völlig homogen und überall Elite bleibt; schon das Eliteprinzip der Garderegimenter kann als bedenklich gelten.

Die Zusammensetzung der Offiziercorps in den kleinen Grenzgarnisonen darf nicht anders sein als die des Durchschnittes im übrigen Heer. Dazu ist aber nöthig, daß die Strafversetzungen in diese Garnisonen aufhören; man behauptet ja, daß diese Versetzungen vielfach Persönlichkeiten treffen, die Etwas auf dem Kerbholz haben. Der Vorschlag, den Offizieren der Grenzgarnisonen alljährlich längeren Urlaub und das zur Fahrt in die Heimath nöthige Reisegeld zu gewähren, ist gut gemeint, aber kostspielig; und die Beamten der Grenzorte könnten schließlich mit fast dem selben Recht das Selbe verlangen. Schon deshalb würde auch eine besondere Gehaltszulage für die Offiziere der Grenzgarnisonen zunächst auf Widerspruch stoßen.

Werthvoll scheint mir nur der Vorschlag, die unteren Chargen, zunächst den Lieutenant, in einem etwa dreijährigen Turnus aus den kleinen Grenzgarnisonen ins Landesinnere zu versetzen. Die Hauptsache aber wird immer sein, daß zu Regimentskommandeuren und selbständigen Bataillonkommandeuren in den kleinen Grenzgarnisonen nur Persönlichkeiten ernannt werden, die für die Leitung eines Offiziercorps ganz besonders befähigt sind. Zwar soll jeder Kommandeur ein Offiziercorps leiten können; doch das Maß der Begabung dafür ist verschieden und diese Begabung ist unter den schwierigen Verhältnissen der Grenzgarnisonen offenbar noch wichtiger als sonst. Der Kommandeur muß da einen besonders scharfen Blick für die Beurtheilung

er Charaktere seiner Offiziere und ihrer Beziehungen zu einander haben; er muß alles Bemerkenswerthe, was im Offiziercorps vorgeht, erfahren, um danach eingreifen zu können, und er muß, ohne zu „repräsentiren“ — diese Pflicht ist bekanntlich nur dem Kommandirenden General zugedacht —, in seinem Haus den Mittelpunkt der einfachen Geselligkeit bilden, die in den kleinen Garnisonen besonders gepflegt werden muß, damit der Offizier Anregung findet und mit seiner Lage zufrieden ist.

Der „eiserne Besen“, der in Forbach gebraucht werden soll, könnte naturgemäß ja nur auf die dortigen Verhältnisse und das Offiziercorps des forbacher Trainbataillons wirken; wo ähnliche Verhältnisse noch nicht ans Licht gekommen sind, muß von solcher Härte Abstand genommen werden. Ganz verfehlt wäre auch der Gedanke, nun etwa gegen die ganze Traintruppe und ihr Offiziercorps vorgehen zu wollen. Auch für die Verbesserung dieser Truppe sind Vorschläge gemacht worden, die mir nicht annehmbar scheinen. So namentlich der, das Offiziercorps des Train solle ein Durchgangsoffiziercorps werden; man solle besonders gut empfohlene Offiziere aller Waffen unter Vorpatentirung in den Train versetzen und diesen Offizieren den Eintritt in den Generalstab, die höhere Adjutantur und die höchsten Heeresstellen ermöglichen. Soll das ganze Trainoffiziercorps aus solchen Offizieren bestehen, so würde dadurch, unter Herabminderung des Werthes der übrigen Offiziercorps und Truppen, eine Train-Elite geschaffen; wird aber nur ein Theil solcher „Springer“ in den Train versetzt, so würde dadurch bei den übrigen Trainoffizieren Unzufriedenheit und Unlust am Dienst erregt, da sie sich gewissermaßen als Offiziere zweiter Klasse in ihrer Garnison fühlen würden. Nicht minder unhaltbar ist der Vorschlag, Offiziere, sogar Rittmeister, zum Train abzukommandiren und ihnen vielleicht ihre Uniform zu lassen, sie also nicht in diese Truppe zu versetzen. Solche Maßregel würde das Gefühl dauernder Zusammengehörigkeit mit dieser Truppe nicht aufkommen lassen; von wirklichem Corpsgeist, von einem Aufgehen in den Dienst gerade dieser Truppengattung könnte dann nicht mehr die Rede sein, namentlich nicht, wenn die abkommandirten Offiziere die Uniform ihrer früheren Regimenter behielten. Wenn früher Offiziere der Feldartillerie zeitweilig zum Train versetzt und dann, meist mit Beförderung, zu ihrer Truppengattung zurückversetzt wurden, so geschah Das nicht etwa, um den Trainoffiziercorps besonders tüchtige Offiziere zuzuführen, sondern, weil dem Train überhaupt die Offiziere fehlten. Zu diesem Mittel wird man, falls der heute bereits wieder beginnende Offiziermangel beim Train sich steigert, voraussichtlich wieder zu greifen gezwungen sein; und Offiziere der Feldartillerie sind für diese Aushilfe um so mehr geeignet, als sie mit Kriegsfahrzeugen, Geschützen, Protzen und Munitionwagen, schon umzugehen verstehen; diese Kenntniß haben die Kavallerie- und Infanterie-Offiziere nicht.

Auch ist die Feldartillerie so überfüllt, daß nach dem neusten Erlaß bis auf Weiteres Fahnenjunker bei dieser Waffe nicht mehr angenommen werden. Der Offiziermangel, der nicht nur in der Infanterie (wo ungefähr 13 Prozent der etatmäßigen Lieutenants fehlen), sondern auch schon in der Kavallerie und im Train fühlbar ist, erschwert natürlich überhaupt die Aufgabe, dem Train besonders tüchtige Offiziere zuzuführen. Vielleicht könnte eine Gehaltszulage, die den Eintritt der Fahnenjunker beim Train erleichtert, auf die Anzahl und Auswahl der Trainoffizieraspiranten günstig einwirken. Die damit verbundene geringe Belastung des Militärbudgets könnte kaum ins Gewicht fallen. Allerdings kommt eine Mehrforderung zur anderen und es ist schwierig, in einem über 600000 Mann starken Heer alle Verhältnisse ideal auszugestalten. Das gilt besonders für eine Truppe, die, wie der Train, nicht „Waffe" ist.

So unersetzlich und wichtig diese Truppe auch für den Krieg ist und so ehrenwerth und tüchtig sich auch ihr Offiziercorps, mit Ausnahme des jüngsten, vereinzelten Falles, gezeigt hat: die Zusammensetzung dieses Offiziercorps wird doch stets der Umstand erschweren, daß der Train eben nicht zu den fechtenden Truppen gehört und daß er an höheren Stellungen nur die der Traindirektoren und des Inspekteurs bietet. Deshalb wird die Zahl der Freiwilligen, die sich als Offizieraspiranten zum Train melden, stets sehr beschränkt bleiben und das Militärkabinet wird zur Ergänzung des Trainoffiziercorps auf die Zöglinge des Kadettencorps und eine beträchtliche Anzahl von Offizieren der übrigen, besonders der berittenen Truppen angewiesen sein. Das kann aber für diese Waffen nur vortheilhaft sein. Wenn gut bewährte Offiziere, denen die Lebenshaltung, Pferde und Uniform bei der Kavallerie zu kostspielig geworden sind, oder tüchtige Rittmeister und Batteriechefs, die nicht die Qualifikation zum Stabsoffizier erhalten und starke Familien besitzen, dem Train überwiesen werden, liegt Das offenbar im Interesse aller drei Truppengattungen. Aehnliches aber gilt auch von der Versetzung solcher jungen Kavallerie- und Artillerie-Offiziere in den Train, die sich für den Dienst und die Beförderung in ihrer Spezialwaffe nicht eignen oder bei denen andere Umstände zwar eine Versetzung, doch ihr Verbleiben im Dienst wünschenswerth erscheinen lassen. Diese Versetzungen würden und dürften aber nicht den Charakter von Strafversetzungen haben, wenn das Niveau des Trainoffiziercorps nicht herabgedrückt werden soll. Der Train wird freilich stets eine — höchst wichtige und unersetzliche — Hilfstruppe bleiben. Schon deshalb wäre es grundfalsch, sein Offiziercorps, statt es durch Gehaltszulagen materiell schlechter gestellten, aber tüchtigen Elementen zugänglich zu machen, künstlich durch Maßregeln zu heben, die nur auf Kosten der Kriegsfähigkeit wichtigerer Truppengattungen durchgeführt werden könnten.

Breslau. Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

Börsenbescherung.

Endlich hat also der Schrei nach einer Reform des Börsengesetzes Erhörung gefunden. Die Thronrede, die den neuen Reichstag begrüßte, verhieß Vorlagen, die in den wichtigsten Punkten Abhilfe schaffen sollen, — so weit Abhilfe von einer der Börse unfreundlich gesinnten Regirung und einer eben solchen Reichstagsmehrheit überhaupt zu erwarten war. Der Inhalt dieser Vorlagen ist kein Geheimniß mehr. Die eine ermäßigt die Besteuerung des Emissions- und des Börsengeschäftes, die andere will die gröbsten der Mißbräuche hindern, zu denen der Differenzeinwand Anlaß gegeben hat. Der Differenzeinwand selbst aber bleibt bestehen; eben so das Terminregister und, was das Wichtigste ist, auch das Verbot des Zeithandels in den Aktien industrieller Unternehmungen. Die guten Menschen, die sieben Jahre lang nicht müde wurden, das Thema von der Börsengesetzreform in allen möglichen Tonarten zu behandeln und das deutsche Publikum bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit gelahrten Dissertationen darüber zu beglücken, haben dennoch kein Recht, sich zu beklagen. Der kindische Trotz, womit der journalistische Landsturm des moneyed interest anfangs den Umsturz erzwingen und das siegreiche Agrarierthum aus einer seiner stärksten, mit dem größten Eifer behaupteten Positionen verdrängen wollte, war längst einer Resignation gewichen, die sich mit der Unabänderlichkeit aller grundsätzlichen Bestimmungen des Börsengesetzes zufrieden gab und schon die Ermäßigung der Börsensteuern nebst der Beseitigung der schlimmsten Härten des Differenzeinwandes als des Kampfes würdige Trophäen schätzen lernte. Dieses nicht sehr hohe Ziel ist jetzt erreicht. Wie die Regeln des parlamentarischen Kriegsspieles es nun einmal bedingen, wird die Reichstagsmehrheit sich die Zustimmung zu der Novelle scheinbar recht mühsam abringen lassen, als würde ihr Ungeheures, Unerträgliches zugemuthet; natürlich weiß aber jeder Haruspex schon heute, daß der kleine Gnadenbrocken, den die Regirung mit dieser Novelle der Börse hinwirft, von keinem Geier geraubt werden wird. Die Agrarier werden freilich danach schnappen, doch nur, um der Börse deutlich zum Bewußtsein zu bringen, wie selig sie sein muß, auch nur das Wenige zu bekommen.

Wo aber bleibt der Jubel? Alles still. Gewiß: Berge haben gekreißt und nur eine Maus ward geboren. Die Berge aber wußten von vorn herein, daß sie nur eine Maus gebären könnten, und doch wurde der Tag der Entbindung als ein Freudenfest für die ganze Nation angekündet. Vor bald vier Jahren empfahl Siemens die Reform des Börsengesetzes, deren Grenzen er, als ein Mann ohne Illusionen, schon damals erkennen mußte, im Reichstag mit dem lustig schmetternden Ruf: „Künftige Kriege werden nicht mit Säbel und Gewehren gewonnen werden; siegen wird die Nation, die auf die Disposition ihrer nationalen Mittel und die Stärkung der Börse die größte Sorgfalt verwendet.“ Ein Jahr danach — die Regirung sah die Situation vielleicht als so fürchterlich gefährdet an, daß eine rasche Defensivaktion nöthig schien — wurde der Börsenausschuß zu einer Tagung ins Reichsamt des Innern berufen, um die Beschwerden gegen das Börsengesetz zu prüfen. Wurden den Herren dort vertrauliche Mittheilungen über einen neuen Schnaebelefall gemacht? Jedenfalls entschlossen sich in patriotischer Aufwallung selbst die der Börse unholdesten Mitglieder zu einigen Konzessionen an die Staats-

einrichtung, die für Siemens die wichtigste Wehr und Waffe des deutschen Volkes bedeutete. Nach mehrjährigem heißen Bemühen schien der Erfolg schon aus der Nähe zu winken; doch die unter dem Namen des langen Möller unsterbliche Excellenz meinte wohl, die Börse könne noch warten. Sisyphus mußte von vorn anfangen. Eine Börsen-Konferenz, die der neue Minister einberief, sollte erst überprüfen, was der Börsenausschuß ergeben hatte. Offenbar war inzwischen die äußere Gefahr wieder geschwunden, eine Mobilmachung der Börse nicht mehr nöthig und dem diplomatischen Genie des preußischen Handelsministers die Aufgabe übertragen worden, mit seiner Kunst die Spuren der Angst zu verwischen, die in kritischer Stunde die Gemüther ergriffen hatte. Auch die Konferenz stimmte, ohne Unterschied der Partei, darin überein, das an dem bestehenden Gesetz Einzelnes zu bessern sei. Am Ende hatte das Mene Tekel, daß Siemens an die Prunkwand des Reichstags schrieb, sogar tapfere Junkerherzen geschreckt? Doch der Weltfriede blieb erhalten, wurde mit immer größerem Eifer als unerschütterlich gerühmt und die Verbündeten Regirungen ließen die Börsengesetzreform ruhesam weiterschlummern. Wieder verging ein Jahr. Eine neue That war fällig. Sie blieb nicht aus. Die deutschen Bankiers veranstalteten einen „Tag", der, auf die Stunde genau zwölf Monate nach Möllers Konferenz, in der ehrwürdigen Vaterstadt der Herren Wolfgang Goethe und Amschel Rothschild eröffnet wurde. Das Leid der Börse ward urbi et orbi in rührenden Lauten geklagt. Kein Echo war aber zu hören; und die Lamentationen konnten doch Steine erweichen. Das letzte Aufgebot wurde nun ins Feld geführt: ein „Tag" aller deutschen Börsen brach an. Das war im Februar. Noch immer blieb die Regirung hart. Sie hatte andere Sorgen. Erst neun Monate später kam ihr, post tot discrimina rerum, die Einsicht. Lange hats gedauert; ein hartes Stück Arbeit für die Börse, die Banken und Alle, die fast ohne Pause die Luft mit Wehrufen erschütterten, weil die berühmte Reform noch immer nicht nahen wollte. Nun ist sie da, — und wird sanglos und klanglos empfangen. Denn der sauersüße Gruß, der dem von der Börse sprechenden Theil der Thronrede in den Organen des Liberalismus entboten wurde, konnte keinen Menschen darüber täuschen, daß die Ankündung der Börsennovelle nicht mehr als eine willkommene Sensation gewirkt hat. Ueberrascht waren, statt der Empfänger, diesmal wohl nur die Spender, die mehr frohe Dankbarkeit für ihre Gabe erwartet haben mochten. Die Börse selbst, das in den Kursen pulsirende Leben des Werthpapiermarktes blieb von dem Reformversprechen der Thronrede völlig unberührt. Ist hier ein Räthsel zu lösen?

Sicher kein unlösbares. Die Börse hat sich in die Zucht des bestehenden Gesetzes so eingelebt, all ihre Verrichtungen schon so darauf zugeschnitten, daß sie der Aussicht auf eine Aenderung gar keinen Reiz mehr abgewinnen kann. So mag es einem Verurtheilten gehen, der nach langer Gefangenschaft die Rückkehr in die alte Freiheit fürchtet und schließlich noch bittet, man möge ihn da behalten, wo er allmählich seine ganze Welt finden gelernt hat. Viele Federn, sogar einige Köpfe haben sich bemüht, dem Elenden das höchste Gut wiederzugewinnen: und nun, da sich ihm ein neues Leben aufthut, fehlt dem lange Eingesperrten die Spannkraft, sich in die früheren Verhältnisse zurückzuwagen. Die Börse, der an der Schwelle des Jahres 1904 die Begnadigung angeboten wird, ist eben nicht mehr die selbe, die vor acht Jahren in die Fesseln des Börsen-

gesetzes gelegt ward. Sie hat in ihrem innersten Wesen eine Wandlung durchgemacht und nach und nach alles Verständniß für eine reformirte Börsengesetzgebung verloren. Der Werth des Individuums ist zusammengeschrumpft, das Streben nach Konzentration beherrscht alle Gebiete der Finanzwirthschaft und die rasch erwachsenen Großbanken haben Stück vor Stück von den kleinen Privatgeschäften an sich gerissen. Lächelnd denkt man jetzt daran, daß in dem Kampf für die Beseitigung des Börsengesetzes die Leiter der großen Bankinstitute die Führung übernommen hatten. Oder lag Methode in diesem Wahnsinn? Stellten sich die Großen an die Spitze, um der Bewegung Pfad und Ziel zu weisen, auf daß sie ihnen nicht eines „Tages" gefährlich werde? Einen besseren Bundesgenossen als das noch bestehende Börsengesetz konnten die großen Banken gar nicht finden. In hellen Haufen trieb es ihnen die Kunden zu, von denen die kleinen Privatbankiers, damals noch das Rückgrat der Börse und jeglichen Effektenhandels, wegen der ungeheuren Zumuthungen des Gesetzes lassen mußten. Der Differenzeinwand, das Verbot des Terminhandels, die Nothwendigkeit, bar zu bezahlen, was man kaufte: lauter Keulenhiebe für die schwachen Individuen, höchst nützliche Errungenschaften aber für die Kolosse. Erst seit dem Erlaß des Börsengesetzes ists den deutschen Großbanken so recht wohl geworden. Ohne das Fundament, das dieses Gesetz ihnen schuf, hätten sie nicht die Stellung erreicht, die sie heute haben, eine so überragende Stellung, wie sie in keinem anderen Lande den Banken beschieden ist. Sie beherrschen einfach souverain unser ganzes Finanzleben. Von welchem Punkt aus man auch eine finanzielle Transaktion planen mag: alle Wege führen nach diesem Rom, dessen Forum die Behrenstraße ist. Und dabei hieß es, das Börsengesetz hemme die „legitime Thätigkeit der deutschen Märkte" und treibe das deutsche Publikum mit seinen verfügbaren Kapitalien auf den londoner Goldminenmarkt; es zerstöre den „Segen der Contremine" und schwäche Deutschlands Wehrkraft in bedrohlichster Weise. Das Alles klingt jetzt wie Hohn. Die Leuchten des Liberalismus, die in den Bankpalästen als Direktoren oder Aufsichträthe thronen, mögen schön gelacht haben, wenn in ihren Parteiblättern jahraus, jahrein, morgens und abends dieses Misere gesungen wurde. Die durch das obligatorische Kassageschäft begünstigten Großbanken konnten vorher ungeahnte Summen von Aktien ihres Eigenbaues im Publikum fest unterbringen; und gerade sie haben in Deutschland den Absatz von Goldminenshares ins Riesige gesteigert. Das geschah zu Nutzen und Frommen ihrer Bilanzen und unter beständigen Kapitalsvermehrungen, die fast schon beängstigend wurden. Noch hat kein Statistiker festzustellen versucht, wie viele minderwerthige, wie viele beinahe werthlose „Werth"-Papiere unter der Herrschaft des Börsengesetzes von unseren großen Banken dem deutschen Publikum verkauft worden sind. Neun Stellen hat die Zahl gewiß, vielleicht gar zehn. „Den wirthschaftlich Schwachen": Das war die Widmung, die das Börsengesetz trug, gleich manchen anderen Gesetzen, die dem selben Geist entsprangen. Mindestens fraglich ist aber, ob nicht die Leute, die der weise Gesetzgeber schützen wollte, in ihrer Gesammtheit durch das Gesetz viel mehr eingebüßt haben, als sie ohne das Gesetz jemals dem Giftbaum geopfert hätten. Heute ist es zu spät. Die Reform des Börsengesetzes kann die Toten, die im nutzlosen, ruhmlosen Konkurrenzkampf mit den Riesen gefallen sind, nicht wieder lebendig machen. Die Autokratie der

Großbanken ist nicht mehr zu brechen. Was soll der entmannten Börse jetzt noch die Freiheit nützen? Und wäre es noch wirkliche Freiheit! Doch nur die Freiheit, die sie meinen, gewähren die großen Herren des Behrenviertels. Die konzediren sie in Gnaden und rufen dabei: „Nehmt hin und seid hübsch dankbar, denn Schweiß genug hat es uns gekostet!" Nun fehlt eigentlich nur noch, daß die Börsianer sich Thränen der Rührung aus dem Auge wischen und innigen Dank stammeln, weil die Großen, als sie ihre Herrschaft wie einen rocher de bronze stabilirt hatten, so gütig waren, den Kleinen eine Weihnachtbescherung zu gönnen.

Dis.

Notizbuch.

Der Reichstag ist eröffnet und wird, wenn dieses Heft erscheint, auch schon die ersten rednerischen Leistungen hinter sich haben. Alles verlief secundum ordinem; und die Propheten dürfen nicht einmal stolz darauf sein, daß ihre Verheißung erfüllet ward. Dem Präsidium wurde kein Sozialdemokrat verliehen, Herr Singer bekam nur die Stimmen seiner Parteigenossen und die Mehrheit scheint entschlossen, die Geschäftsordnung nicht zu ändern. Auch die Thronrede brachte keine Ueberraschung. Oder ists eine, daß der neue Staatssekretär des Reichsschatzamtes mit dem ungestümen Feuereifer seiner siebenundsechzig Jahre eine Umgestaltung des Finanzwesens plant? Für sehr genügsame Seelen vielleicht. Nur ein Provisorium, das die „größten Uebelstände" beseitigt; für „eine durchgreifende organische Reform" ist die Zeit noch nicht reif. Der Freiherr von Stengel hat, als Bayer, erfahren, welches ärgerliche Unbehagen dadurch entstanden ist, daß die Bundesstaatsfinanzen von der Reichswirthschaft abhängig sind. Die clausula Franckenstein, die in Ehren, doch ohne besonderen Ruhm ein Vierteljahrhundert alt geworden ist, soll nun ins Paragraphenmuseum gebracht werden. Sie mag nützlich gewesen sein: einen bequemen Zustand hatte sie nicht geschaffen; und längst wurde sie nicht nur von Partikularisten verwünscht. Sie schreibt vor, daß von dem Gelde, das aus Zöllen, Stempelabgaben, Tabak- und Branntweinsteuer eingeht, das Reich nur 130 Millionen für sich behalten, den Rest — in einem den Matrikularbeiträgen angemessenen Verhältniß — den einzelnen Bundesstaaten überweisen solle. Die Reichskasse gab also einen Theil des ihr zugeflossenen und gebührenden Geldes weg, sorgte aber dafür, daß es ihr zurückerstattet werde; und die Einzelstaaten mußten mit ihren Matrikularbeiträgen zunächst für die Reichsbedürfnisse aufkommen, durften aber hoffen, durch die Ueberweisungen vom Reich entschädigt, am Ende gar noch mit ansehnlichen Summen beschenkt zu werden. Wenn das Reich nämlich genug eingenommen hatte. Das kam vor; und in den Jahren, wo die Ueberweisungen höher als die Matrikularbeiträge waren, hörte man keine Klage. Lang ists her. Im letzten Lustrum haben die Einzelstaaten ungefähr hundert Millionen in die Reichskasse geliefert. Was Wohlthat schien, wurde nun als Plage empfunden. Man schalt die umständlichen Schiebungen, die nur das Schreibwerk vermehrten, und die Finanzminister der Bundesstaaten rangen die Hände: Unmöglich, zur Ruhe zu kommen und sich, nach einem festen Plan, für längere Zeit einzurichten, weil man ja nicht wissen kann, was das auf schwankende Ein-

nahmen angewiesene Reich in diesem und im nächsten Jahr an Ueberweisungen gewähren, an Matrikularbeiträgen fordern werde. Dieses Gefühl doppelter Abhängigkeit konnte die Liebe zum Reich nicht ins Leidenschaftliche steigern. In München, Dresden, Stuttgart, in allen deutschen Parlamenten wurde, laut oder leise, gesagt, im Reichsschatzamt scheine man sich um die Wünsche und Lebensbedürfnisse der Einzelstaaten überhaupt nicht mehr zu kümmern. Der Freiherr von Thielmann ging, der Freiherr von Stengel kam; und jetzt will der Bayer das unmoderne Werk seines Landsmannes Franckenstein zeitgemäß verbessern. Die Matrikularbeiträge sollen künftig „in der Regel" nicht höher sein als der Durchschnittsbetrag der in den letzten fünf Jahren aus der Reichskasse den Staaten überwiesenen Summen. Ist also aus Berlin nichts überwiesen worden, so braucht dorthin auch nichts beigesteuert zu werden; freilich nur „in der Regel". Immerhin hoffen die Finanzminister nun, vor unerträglichen Zumuthungen bewahrt zu bleiben. Sehr großartig ist das Programm des neuen Herrn nicht; es könnte von einem Partikularisten ersonnen sein, denn es belastet das Reich mit schweren Sorgen. Was wird aus der Reichsschuld, deren Verzinsung jährlich hundert Millionen erfordert? Herr von Stengel verheißt „eine Regelung, die dauernden Charakter hat und darum einen nachhaltigeren Erfolg versprechen dürfte als Einzelgesetze." Dunkel ist der Rede Sinn. Das Reich, das immer neue Schulden machen muß, also nicht hat, was es zum Leben braucht, kann seine alten Schulden nicht bezahlen, kann sie höchstens schieben wie der Student, der im Sommer den warmen Rock, im Winter die Taschenuhr versetzt und jedesmal, wenn er eins der Pfandobjekte gegen das andere ausgetauscht hat, glaubt, seine Bilanz sei in musterhafter Ordnung. Die Vorlage Stengels hat ihre guten Seiten, mahnt aber wieder schmerzlich an die Thatsache, daß die Regirenden im Großen nichts verrichten können. Wie lange wird schon an der Frage der Finanzreform herumgezupft! Nach allem Gerede durfte man mehr erwarten als ein Flickwerk. Das Reich braucht neue Einnahmen. Diese bittere Wahrheit verschweigen die Verbündeten Regirungen gern, weil sie den Reichstag nicht verstimmen möchten. Auf die Dauer wirds doch nicht zu vermeiden sein; denn dringende Bedürfnisse können nicht ewig unbefriedigt bleiben. Für die „Offiziere und Mannschaften des Reichsheeres" wird jetzt etwas verbesserte Löhnung gefordert. Ein Tropfen, der auf heißen Stein fällt. Sieht oben denn Niemand, daß es höchste Zeit ist, für Heer und Beamtenschaft ganz neue Gehaltsnormen zu finden? Was heute bezahlt wird, reicht knapp für die Nothdurft. Es klingt recht schön, wenn dem Offizier gesagt wird, er brauche nicht zu repräsentiren und solle sich mit dem Stolz der Armuth umgürten; nur sperrt man ihn mit dieser Weisung vom hellen Leben ab, nimmt ihm die Möglichkeit des Umganges mit wohlhabenden Bürgern, deren Gastfreundschaft er doch anständig erwidern müßte, und bannt ihn in die Kaserne. Solche Forderungen sind nicht populär, aber nothwendig; bleiben sie unerfüllt, dann wird alles Jammern über den Mangel an tauglichem Offiziersersatz nicht hindern, daß junge Männer von Durchschnittsverstand den Beruf des Industriellen, Technikers, Kaufmannes wählen, statt im bunten Rock zu darben oder nach Einladungen auszulugen, die reichliche Schmäuse versprechen. Lieber kein Heer als eins, dem die geistig Trägen, zu ernsthaftem Kampf Untüchtigen befehlen. Wer regiren will, darf an unbequemen Pflichten nicht scheu vorüberschleichen. Bei uns ist man schon zufrieden, wenn die Karre nicht im Sand stecken bleibt. Die Thronrede ist die charakteristische Urkunde einer unfruchtbaren Zeit. Keine Spur von Schöpferkraft, auch nur von Schöpfer-

muth. Sondergerichte für Handelsgehilfen; Feldzug gegen die Rebenparasiten; ein paar Konzessionen an die Börse; im Hintergrund ein Gesetzentwurf, der für schuldlos erlittene Untersuchunghaft entschädigen soll, im Bundesrath aber noch nicht — noch immer nicht! — fertig geworden ist; und allerlei ungreifbare Phrasen über die „Anforderungen steigender Kultur“ (die auch noch nicht fertig ist) und den festen Willen zu sozialpolitischer Reformarbeit, deren Ziel nicht gezeigt wird. Zum Schluß dann die „guten und freundlichen Beziehungen zu allen fremden Mächten“, ein Stückchen auf der Friedensschalmei: und die „geehrten Herren“ dürfen nach Hause gehen. Herrgott, denkt der Bürger, wenn er seine Zeitung aus der Hand legt, ist die Politik im Deutschen Reich langweilig geworden! Und freut sich auf den Tag, wo ein Brandrother wenigstens ein Bischen Leben in die Reichsbude bringen wird.

* * *

Ein Hauptvergnügen des Zeitunglesers war den lieben Sommer lang die Katzbalgerei in Ungarn. Da gings lustig zu; und für Abwechselung war gesorgt. Heute wurde im Parlament gebrüllt, morgen auf der Straße geheult und übermorgen ein feierliches Verfahren eröffnet, um festzustellen, ob ein Statthalter den Versuch gewagt habe, inkorruptible Kernmagyaren zu bestechen. Zwei Ministerpräsidenten, Herr von Szell und Graf Khuen, erlagen der Obstruktion und Wochen lang konnte der Kaiser Franz Joseph für sein Königreich Ungarn keinen möglichen Kabinetschef finden. Jetzt erst ist Friede im Land; oder wenigstens Waffenstillstand. Und der Mann, den der Lorber dieses Erfolges schmückt, ist der selbe Graf Stefan Tisza, der kurz vorher nicht einmal ein lebensfähiges Ministerium zu bilden vermocht hatte. Kolomans Sohn und, wie der Papa, ein geriebener Herr, den kein schwindliges Gewissen auf seinem Wege hemmt. Er kam zur rechten Stunde; die Obstruktion zog nicht mehr recht und der Abgeordnete Franz Kossuth, der Führer der Partei, die gegen das Haus Habsburg kämpft und Ungarn von Oesterreich trennen will, war klug genug, die Hand zu ergreifen, die ihm aus schwieriger Lage half. Er hatte sich gut geschlagen; soll überhaupt obstruirt werden, dann muß mans so machen wie Kossuth und seine Leute. Sie haben mehr erreicht, als sie vor einem Jahr selbst ahnten. Das Gesetz, das eine gegen früher erhöhte Rekrutenzahl forderte und im österreichischen Reichsrath schon bewilligt war, wurde in beiden Reichshälften zurückgezogen, weil es Herrn Kossuth nicht gefiel. Bei ihm, dem Sohn des achtundvierziger Todfeindes der Habsburg-Lothringer, mußten die Minister des Königs antichambriren, um von seiner Gunst zu erschmeicheln, was Gewalt nicht erobern konnte. Der Geltungbereich der magyarischen Staatssprache wurde auch im Heerwesen erweitert und eine den Wünschen Kossuths entsprechende Reform des Wahlrechtes zugesagt. Franz Joseph selbst war genöthigt, den Sinn von Sätzen zu mildern, die er als höchster Kriegsherr gesprochen hatte. Und schließlich mußte Graf Tisza als Ministerpräsident im Reichstag Kossuths Formel nachsprechen: In Ungarn entscheidet nur der Wille der Nation, giebt es auch für das Heer keine andere Rechtsquelle als diesen Willen, der im Parlament zu legitimem Ausdruck gelangt. Ein schwarzes Jahr für Habsburg. Das Streben nach unbeschränkter Selbständigkeit ist so stark geworden, daß selbst die liberal-gouvernementale Partei kaum noch den Schein wahrt und ernsten Widerstand nicht mehr wagen darf. Jeder möchte jetzt zu den „Unabhängigen“ gehören: der edle Banffy so gut wie Graf Albert Apponyi, der Kunktator, den die Tiszas stets haßten und der deshalb unter dem erstbesten Vorwand aus der Regirungpartei geschieden ist. Der Dua-

lismus, die Hinterlassenschaft Deaks, wird ja noch ein Streckchen weitergeschleppt werden. Eines Tages aber kann der König von Ungarn sich gezwungen sehen, in der ofener Burg Herrn Kossuth die Leitung der Staatsgeschäfte anzutragen. Die Ungarn wollen mit Oesterreich nicht länger in intimer Gemeinschaft hausen und Franz Joseph ist zu alt für den Entschluß, die Magyaren endlich einmal die ersehnte Probe bestehen zu lassen. Wenn sie den Dualismus loswürden und out in the cold allein blieben, könnten die budapester Helden bald merken, daß die Gemeinschaft ihnen größeren Vortheil gebracht hat als den verhaßten Schwarzgelben. Felix Austria! Die Arme muß nach der ungarischen Fiedel tanzen und wird von polnischen Bütteln geknufft. Der Deutsche hat keinen Grund, die Magyaren zu lieben; als Politiker sind sie aber nicht zu verachten. Von himmlischer Frechheit, wo für das Natiönchen was zu erpressen ist; alle Rechte für sich und kein einziges für die Deutschen und Slaven, die als Heloten jenseits der Leitha wohnen; mit moralinsäuerlichen Kleinigkeiten giebt Keiner sich ab; und Jeder ist ein geborener Redner ... Lieblich klang übrigens das Lob, das in manchen berliner Zeitungen dem Grafen Tisza für seine „rücksichtlose Thatkraft“ gespendet wurde, als er, um der Obstruktion Herr zu werden, die Geschäftsordnung des Reichstages ändern ließ... Während des Tarifkampfes hatte mans anders gelesen.

* * *

Herr Professor Dr. Gustav Ruhland möchte sein neues Buch „Die Lehre von der Preisbildung für Getreide“, das (mit neun graphischen Darstellungen) bei Ißleib in Berlin erschienen ist und zwei Mark kostet, hier anzeigen. Er schreibt darüber:

„Wird ein neuer Getreidezoll vom Inlande getragen oder auf das Ausland abgewälzt? Diese Fragen werden von Millionen von Staatsbürgern nach ihrer Parteischablone sofort in ganz bestimmter Weise beantwortet. Werden aber die selben Personen gefragt, ob die Weizenpreise voraussichtlich bis zum Frühjahr höher oder niedriger sein werden als heute, dann antworten sie: ‚Das kann Niemand im Voraus wissen‘. Und doch ist jede Beantwortung der Frage nach der Wirkung der Zölle eine Prophezeiung auf dem Gebiete der Getreidepreisbewegung. Daß also die selben Personen, die über die künftige Wirkung der Getreidezölle so genau Bescheid wissen, sich immer auf ein bescheidenes ‚Nichtwissen‘ zurückziehen, wenn noch eine andere Frage aus dem Gebiete der künftigen Getreidepreisbewegung an sie gestellt wird, ist seltsam; freilich nicht schwer zu erklären. Unsere umfangreiche Literatur hatte bis heute noch keine Schrift, die in die Technik der Getreidepreisbildung so tief eindrang, daß sie dem Leser eine zutreffende Beurtheilung der künftigen Preisbewegung allgemein ermöglichte. Mein Buch mag deshalb nicht nur Landwirthen, Händlern und Müllern, sondern auch dem Politiker willkommen sein, der eine systematische Darstellung sucht.“

* * *

Ein Glück, daß es bei unseren getreuen Nachbarn noch Institutionen giebt, die beiden Reichshälften gemeinsam sind. Eine davon scheint die wiener Firma B. Bertich zu sein; und eine sehr nützliche. „Kommerzielles Vermittelungbureau für Oesterreich-Ungarn und die Balkanstaaten. Spezialabtheilung für Hof-, Staats- und Armeelieferungen, hohe Auszeichnungen, Hof- und Kammerlieferantentitel u. s. w. Referenzen von ersten Firmen und hohen Persönlichkeiten“. Der Inhaber, „Offizier des kaiserlich ottomanischen Osmanje-Ordens“, muß namentlich in der Türkei ein mächtiger Mann sein. Vor mir liegt ein Rundschreiben, in dem er „ergebenst darauf

aufmerksam macht, daß sich jetzt eine nicht leicht wiederkehrende Gelegenheit bietet, mit einer verhältnißmäßig bescheidenen Spende einen hohen Orden zu erlangen. Die Heilige Bahn wird unter besonderem Protektorat Seiner Majestät des Sultans mit freiwilligen Beiträgen des Hofes, der Regirungbeamten und der wohlhabenderen Bevölkerungsklassen gebaut. Ein — wenn auch kleiner — Beitrag eines Ausländers würde besondere Beachtung finden und auf geeignetem, durchaus korrekten und legalen Wege eine Dekoration (eventuell der höchsten Klassen: Großoffizier oder sogar den Großkordon) einbringen." Die Gelegenheit ist günstig. Auch die kleinsten Beträge werden angenommen. Wer seinem Nächsten eine Weihnachtfreude bereiten will . . .

* * *

Fräulein Helene von Monbart hat, unter dem Namen Hans von Kahlenberg, 1898 eine Novelle veröffentlicht, die „Nixchen" hieß; noch immer heißt, im Buchhandel aber nicht mehr zu haben ist. Denn die löbliche Behörde hat das Buch konfiszirt. Ziemlich spät; als schon sechs Auflagen verbreitet waren. Eine fast neunzigjährige Jungfrau, die in rüstigerer Lebenszeit Lehrerin gewesen war, fand das Nixchen anstößig und trug ihr beschädigtes Schamgefühl ins berliner Polizeipräsidium, auf daß es Herr von Windheim, der damals noch am Alexanderplatz thronte, säuberlich reparire. Das wurde denn auch versucht. Zunächst ohne Erfolg. Das Landgericht II Berlin lehnte den Antrag das Hauptverfahren gegen Fäulein von Monbart zu eröffnen, ab und sprach, als die Beschwerde der Staatsanwaltschaft beim Kammergericht durchgegangen war, die angeklagte Schriftstellerin und deren Verleger im November 1902 frei Dieses Urtheil wurde von der Staatsanwaltschaft angefochten und in Leipzig vom zweiten Strafsenat am zweiundzwanzigsten Mai 1903 aufgehoben. Die Begründung ist nicht ganz uninteressant. „Den Inhalt der von der Angeklagten Von Monbart verfaßten Novelle faßt der erste Richter dahin zusammen, daß darin geschildert wird, wie eine sechzehnjährige berliner Geheimrathstochter, obgleich sie verlobt ist, zu gleicher Zeit ein Verhältniß mit einem anderen Mann unterhält, mit dem sie in frivoler, Sitte und Anstand verletzender Weise verkehrt, ihn aufsucht, um mit ihm vor ihrer Verheirathung alle Raffinements verbotener Liebe zu genießen, und in ihrer Wollust nicht davor zurückschreckt, bis zum Aeußersten zu gehen und sich dem Geliebten so weit hinzugeben, wie es für sie ohne die Folge der Schwangerschaft nur möglich ist. Obwohl die Strafkammer anerkennt, daß der Inhalt des achten Briefes, losgelöst aus dem Zusammenhang und für sich allein betrachtet, als das Scham- und Sittlichkeitgefühl verletzend angesehen werden könne, hat sie doch der genannten Schrift die Eigenschaft einer unzüchtigen Schrift versagt und deshalb beide Angeklagte freigesprochen. Die dagegen eingelegte Revision der Staatsanwaltschaft mußte für begründet erachtet werden. Rechtsirrthümlich ist schon die Meinung des Vorderrichters, daß zur Annahme der Unzüchtigkeit einer Schrift, die das Geschlechtsleben berührt oder behandelt, eine ‚geschlechtliche Absicht' des Thäters in dem Sinne gefordert werde, daß durch die Schrift ein geschlechtlicher Reiz hat hervorgerufen sollen und daß diese Absicht sich in der Schrift verkörpern muß. Gerade im Gegensatz hierzu hat das Reichsgericht wiederholt ausgesprochen, zum Begriff der Unzüchtigkeit einer Schrift sei nicht nöthig, daß der Verfasser oder Verbreiter unzüchtige Zwecke verfolgt; es genüge vielmehr, wenn er an und für sich vorsätzlich handelte und dabei das Bewußtsein von dem unzüchtigen Charakter der Schrift besaß. (Zu hoch für den Laien? Oder zu tief?) Einen unzüchtigen Charakter aber hat eine Schrift dann, wenn sie

das allgemeine, zur Zeit im Volk lebende Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung verletzt. Dabei ist es gleichgiltig, ob diese Wirkung in der Hervorbringung eines geschlechtlichen Reizes oder in der Erzeugung von Widerwillen und Abscheu besteht ... Zwar wird vom ersten Richter auch angenommen, daß erwachsene Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes im Durchschnitt beim Lesen der Novelle weder einen geschlechtlichen Reiz empfinden noch auch sich in ihrem Scham- und Sittlichkeitgefühl verletzt fühlen würden. Allein die erwachsenen Personen bilden nur einen Theil des Publikums, dessen sittliches Empfinden den Gradmesser für die Bestimmung einer Schrift als einer unzüchtigen darbietet; und die Strafkammer selbst stellt fest, daß die Novelle für Jedermann käuflich war, schließt auch die Möglichkeit nicht aus, daß sie auch unerwachsenen Personen zugänglich war... (Ausdrücklich wird erwähnt daß man sie auch bei Wertheim kaufen konnte.) Bestand aber die Möglichkeit, daß die Novelle auch in die Hand unreifer, sittlich noch nicht gefestigter Personen gelangte und daß ihr Inhalt deren Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung verletzte, so war die Annahme, daß es sich objektiv um eine unzüchtige Schrift handle, geboten und es blieb dann nur noch zu prüfen, ob die Angeklagten sich dieser Möglichkeit bewußt geworden sind." Eine lesenswerthe Entscheidung des höchsten Gerichtshofes. Objektiv unzüchtig und dem § 184 StGB verfallen ist eine Schrift also schon, wenn sie im Sinn unreifer, sittlich noch nicht gefestigter Personen, denen der Verfasser sie gar nicht zugedacht hatte, Aergerniß erregt. Da „die Möglichkeit besteht", daß in die Hand solcher Personen sämmtliche Klassiker nebst dem Alten Testament und schlimmen Spätromantikern gelangen — sogar die an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit —, mag Manchem um unsere große Literatur bang werden. Vor ein paar Jahren noch wollte das Reichsgericht die „leicht erregbare Phantasie einer unerwachsenen Schuljugend nicht zum Maßstab Dessen machen, was das Scham- und Sittlichkeitgefühl des normalen Menschen objektiv zu verletzen geeignet ist oder nicht." Jetzt aber schützt es gnädiglich auch die Unreifen vor früher Verderbniß. In der Zeit des Heinze Krieges wurde uns jeden Tag in die Ohren getutet, das Weltende müsse nahen, wenn der Begriff „gröbliche Verletzung des Schamgefühles" in die Rechtsprechung eingeführt werde. Jetzt sehen wir, daß die Judikatur des Reichsgerichtes diesen Begriff, noch dazu ohne das Kriterium der „Gröblichkeit", längst in ihre Normensammlung aufgenommen hat, und ich kann wiederholen, was ich vor vier Jahren dem rasenden Goethebund zurief: „Der vorgeschlagene Paragraph ist nicht um Haaresbreite gefährlicher als der jetzige § 184, der jeder willkürlichen Auslegung den weitesten Spielraum läßt". Fräulein von Monbart hats erfahren. Das Reichsgericht verwies die Sache an die Vorinstanz zurück. Die neunte Strafkammer des Landgerichtes I Berlin „sah nicht als erwiesen an, daß die Angeklagte beim Schreiben der Novelle oder bei der Uebergabe zum Verlag sich bewußt gewesen ist, daß sie durch die Veröffentlichung das Scham- und Sitttlichkeitgefühl irgend Jemandes, es sei denn einer ganz besonders pruden Person, verletzen könne". Daher Freisprechung. Weil das Buch aber in die Hände Unreifer fallen und deren Schamgefühl verletzen kann, ists als „objektiv unzüchtig" zu bezeichnen und unbrauchbar zu machen. Auch gegen dieses Urtheil hat Fräulein von Monbart Revision eingelegt, über die das Reichsgericht nächstens entscheiden wird. Ich kenne das Nixchen nicht; die Novelle trägt den Untertitel: „Ein Beitrag zur Psychologie der Höheren Tochter" und sollte nach der Absicht der sehr begabten, nicht zur Literaturzigeunerschaar gehören-

den Verfasserin ein Schreckbild halbjüngferlicher Entartung zeigen. Soll das Buch, das ohne den Prozeß inzwischen längst vergessen wäre, nun auch noch als ein Beitrag zur Psychologie deutscher Rechtsprechung fortleben? Die leipziger Herren, denen der helle Kopf des Freiherrn von Bülow präsidirt, sollten sichs dreimal überlegen, ehe sie eine ernste Künstlerin, eine Dame mit dem Makel unzüchtigen Schriftthumes behaften. Der Herr, der bei der Eröffnung des Reichstages neulich den Satz von den Anforderungen steigender Kultur vorlas, hieß, wenn ich nicht irre, auch Bülow.

* * *

Noch eine Kriminalgeschichte; diesmal aus Hamburg. Eine Arbeiterin lebt mit ihren vier Kindern allein in einer Hofwohnung; sie hat sich von ihrem Ehemann getrennt (oder er von ihr) und sorgt für den Unterhalt der Kleinen. Eines Nachmittags, während sie in der Wohnstube ihr acht Monate altes Kind ankleidet, läuft der dreijährige Sohn in die Küche. Die Mutter ist beschäftigt und achtet nicht darauf. Der Knabe klettert neugierig aufs Fensterbrett und stürzt aus dem zweiten Stock in den Hof hinab. Schädelbruch; sofort tot. Die Arbeiterin wird angeklagt, durch Fahrlässigkeit den Tod ihres Kindes herbeigeführt zu haben. Angeklagt und verurtheilt; denn die Beweisaufnahme ergiebt, daß der Frau von Nachbarinnen mehr als einmal gesagt worden ist, ihr Junge habe die schlechte Gewohnheit, am offenen Fenster herumzuklettern. Die Gewarnte hatte also die Pflicht, mit gedoppelter Sorgfalt auf den Kleinen zu achten. Das ist nicht ganz leicht für eine Proletarierin, die vier Kinder zu hüten, zu füttern, zu kleiden hat. Doch die Strafe ist auch mild: nur ein Monat Gefängniß. Reicht aber aus, um die Arbeiterin, als eine bescholtene, unzuverlässige Person, ins Elend zu bringen. Von Rechtes wegen... Wer Zeit und Lust hat, möge nach diesem Urtheil der dritten hamburgischen Strafkammer noch einmal lesen, was am siebenzehnten Oktober 1903 hier über den Fall Koch-Dippold gesagt worden ist.

* * *

Einzelne Leser fragen, warum hier über den oldenburger Skandalprozeß nichts gesagt worden sei. Mußte denn was drüber gesagt werden? Ein Lehrer ärgert sich, weil er aus der Residenz in ein enges Provinzstädtchen versetzt worden ist, und greift in anonymen Zeitungartikeln den Minister an, den er für seinen Feind und deshalb natürlich für den Vater aller oldenburgischen Uebel hält. In der Hauptverhandlung wird nicht erwiesen, daß die Versetzung des Lehrers eine Chicane war, noch, daß der Minister seine Amtsgewalt jemals mißbraucht hat; nur, daß dieser Minister, als er noch Erster Staatsanwalt war, gern sein Spielchen machte, auf manche Kollegen schimpfte und, ohne Unterschied des Standes, an seinem Kartentisch Jeden willkommen hieß, der Gold setzen konnte. Ich finde nicht, daß diese Thatsachen in den Bezirk des öffentlichen Interesses gehören. Der Lehrer hat abgebeten, der Minister huldvoll verziehen. Der Erwähnung werth wäre höchstens die Energie der Vertheidiger, die einen hitzigen Vorsitzenden zwangen, sie und ihren Mandanten anständig zu behandeln. Das wird selbst in viel größeren Städten leider nicht oft erreicht, allzu selten auch nur versucht. Sonst aber: eine kümmerliche Schülergeschichte.

* * *

Uralte Mären, die man längst eingesargt wähnte, leben in diesem Winter des Mißvergnügens wieder auf. In hundert oder tausend Zeitungen wurde vor vierzehn Tagen gefragt, ob die Behauptung wahr sei, daß Bismarck einst in jähem Zorn gegen den Kaiser das Tintenfaß erhoben habe; sei sie wahr, dann dürfe kein Gerechter

mehr sagen, der erste Kanzler sei schlecht behandelt worden. Viele fragten gar nicht erst, sondern nahmen als erwiesen an, daß Bismarck drauf und dran war, seinem König das Tintenfaß an den Kopf zu werfen. Im März 1890, als Wilhelm der Zweite ihn „wegen der Verhandlungen mit Windthorst zur Rede stellte". Und solcher rohe Patron nannte sich einen treuen deutschen Diener! So frech waren die schlimmsten Hausmeier im alten Reich nicht. Zeitungschreiber sollten eigentlich ein besseres Gedächtniß haben und nicht für funkelnagelneu ausgeben, was ihre eigene Feder vor zwölf, dreizehn Jahren schon dem Erdkreis mitgetheilt hat. Die Tintenfaßgeschichte ist anno 90 mindestens zehnmal durch die Presse beider Welten gegangen. Bismarck hat, als er sie hörte, den Kopf geschüttelt, dann gelächelt und endlich eine Erklärung gesucht. Die war nicht schwer zu finden. Der Fürst hatte, wenn er lebhaft sprach, die Gewohnheit, mit der rechten Faust kurze, leise, aber starke Stöße gegen die Tischplatte zu führen, von oben her, als wollte er seine Worte in das Holz eindrücken. Möglich, daß dabei — der Kanzler war nicht Husar, sondern ein schwerer Kürassier — ein Tropfen Tinte aus dem Fäßchen sprang. Doch diese Erklärung wurde erst gesucht und gefunden, als die Geschichte immer wieder kam und zu dem Bemühen herausforderte, wenigstens ein Körnlein Wahrheit darin zu entdecken. Auch der Spritzer ist also nicht „historisch"; und daß Bismarck das Tintenfaß gepackt und aufgehoben habe, sollte man unartigen Kindern in der Abenddämmerstunde erzählen. Behaglich mag beiden Männern während des Gespräches nicht zu Muth gewesen sein. Der Verlauf ist ja bekannt. Am vierzehnten März 1890 hatte Windthorst durch den Mund Gersons von Bleichroeder eine Unterredung erbeten, die Bismarck noch für den selben Tag zusagte; dabei gab er seinem Erstaunen über die Wahl des Vermittlers Ausdruck: nach alter Sitte konnte jeder Parteiführer sicher sein, stets vom Kanzler empfangen zu werden. Die Unterredung brachte kein politisch brauchbares Resultat; was der Katholik wünschte, konnte der Protestant nicht gewähren. Bismarck sprach von der Möglichkeit seines Rücktrittes, Windthorst rieth ihm dringend, zu bleiben, und empfahl, falls dennoch ein Kanzlerwechsel unvermeidlich würde, den General von Caprivi für die Leitung der Reichsgeschäfte. Dem Kaiser müssen die Dinge wohl in anderem Licht dargestellt worden sein; er kam am nächsten Morgen sehr früh in die Wohnung des Grafen Bismarck, ließ den Kanzler rufen und verbat sich politische Unterhandlungen, von denen er nicht vorher unterrichtet sei. „Ich kann mir in meinen alten Tagen nicht das Recht nehmen lassen, einflußreiche Parlamentarier zu unverbindlichen, rein informatorischen Gesprächen in meinen Räumen zu empfangen." „Auch nicht, wenn es Ihr Herr befiehlt?" „Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau." Ein düsterer Morgen, der dem älteren Mann die Gewißheit gab, daß ihm das Vertrauen des Königs entzogen war. Drei Tage danach kam denn auch, zweimal in vierundzwanzig Stunden, die Aufforderung, schleunig das Abschiedsgesuch einzureichen. Bismarck hatte nicht die Gemüthsart eines Lämmleins; wer ihm aber rüdes Benehmen nachsagt, hat ihn nie gekannt. Eins seiner Lieblingworte war „wohlerzogen"; und er hätte selbst im Wirbelwind der Leidenschaft sich nie zu einer Flegelei erniedert. Die Tintengeschichte ist unsinnig, nicht, weil der Kanzler vor seinem Kaiser stand, sondern, weil der feine Riese zu „wohlerzogen" war, um mit Realinjurien zu drohen. Uebrigens war er, wie selbst der Todfeind zugeben müßte, immer der Mann seiner Thaten und hätte sein Handeln nicht feig verleugnet. Vielleicht läßt man die Anekdote nun ruhen. Wie sie entstanden ist? Der Kaiser hat scherzend später erzählt: „Der Alte war an dem Morgen ganz außer sich und guckte mich an wie Luther den Versucher; ich glaube, am Liebsten hätte er mir auch das Tintenfaß an den Kopf geworfen".

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Dezember 1903.

Reichsparlirer.

Von Jahr zu Jahr wird mirs schwerer, die Berichte über Reichstagssitzungen zu lesen; wirklich zu lesen, nicht das Auge über das Druckbild schweifen und da nur weilen zu lassen, wo lebhafter Beifall, große, stürmische, schallende Heiterkeit angemerkt ist. Zwei, drei Tage nach der Sommerpause gehts; dann erlahmt der Eifer und die Pflicht wird leidige Last. Bildest Dir, Snob, gar wohl was darauf ein? So fragt Mancher; und fügt hinzu: Jedem halbwegs Gescheiten ist es die selbe Qual. Auch die Erklärung ist bei der Hand. Dieser Reichstag! Schlimmer noch als das illiterate Parliament, das vor fünfhundert Jahren Englands vierter Heinrich berufen hatte. John Gully, der zum Abgeordneten gekürte Preisfechter, wurde in Westminster wie ein Wunderthier begafft; bei uns wimmelts heute von Gullys aller Sorten. Nur natürlich, daß Niemand sich gern mit solchen tristen Epigonen beschäftigt. Die alte Weise, der alte Text; längst gehört ja die Geringschätzung „dieses" Reichstages zum guten Ton. Und doch sitzen neben vielen Banausen auch Leute von achtbarem Wissen und wachem Menschenverstande, die für ihren Beruf tauglich sind. An der Qualität der Einzelnen kanns also nicht liegen. In London ist mehr politischer Instinkt und feinere Verkehrsform, in Paris mehr Temperament, in Budapest schärfere Witterung für Konjunkturen; die Summe der versammelten Intelligenz ist wohl in keiner der drei Städte wesentlich höher als in Berlin. Der Unterschied muß anderswo zu suchen sein; und ist leicht zu finden. In London, Paris, Budapest regirt das Parlament, giebt Gesetze, verwaltet, durch Hirn und Arm seiner Führer, das Land. In Wien sogar zwingt es der Bureaukratie seinen Willen auf, zwingt oft selbst den Kaiser zur Wahl neuer Gehilfen. In Berlin kritisirt es; nach

der selben Methode, die in den Zeitungen angewandt wird, und meist auch mit dem selben Erfolg. Nicht allzu unsanft. Die Zeit der großen Auseinandersetzungen ist für die bourgeoisen Gruppen vorbei. Die Urbanen haben über die Paganen gesiegt, die dampflosen Tage des Agrikulturstaates, des geschlossenen Handelsstaates kehren nicht wieder; und mählich verhallt auch der Hader der gespaltenen Christenheit. Die Protestanten haben das Protestiren verlernt und sind froh, wenn sie in ihrem Toleranzwinkel nicht gestört werden; und die Katholiken sind im Reich des lutherischen Kaisers recht zufrieden, sind zu gut genährt und zu klug, um sich noch in den Wahn Darbender zu verirren, die Frucht könne Dem schneller reifen, der mit der Lampe die Blüthe wärmt. Früher wars anders. Da focht man um Beute, ums Daseinsrecht und wäre gern über Leichen zum Siege geschritten. Jetzt begnügt Jeder sich mit der Geberde des reisigen Kriegers, ist Jeder zufrieden, vergnügt, wenn die Schlachttage unblutig verlaufen und, im schlimmsten Fall, der Kadaver eines Amtsschimmels auf dem Felde bleibt. Fragt doch Herrn Schaedler, Herrn Sattler, Herrn Richter, ob sie der Wunsch treibt, den Grafen Bülow vom Platze zu stoßen. Warum denn? Ein ihnen bequemerer Mann würde den Gestürzten sicher nicht ersetzen. Graf Limburg-Stirum, Herr Stoecker, Herr von Liebermann wünschen sich wohl einen anderen Kanzler, wissen aber, daß all ihr Wünschen und Winken nicht hilft. Nirgends der Anspruch, zu regiren; auf keiner Seite des Hohen Hauses auch nur der Wille zur Macht. Das wäre ganz schön, wenn all die Herren sagten: Uns gefällt diese Regirung, drum unterstützen wir sie und halten uns, halten das Land nicht erst lange mit kleinen Querelen auf. Doch auch dazu fehlt wieder der Muth. Keiner will unbedingt gouvernemental scheinen. Die Regirenden sind nicht die Vertrauensmänner der Nation, und wer ihnen allzu zärtlich nahte, würde am Ende, als Streber und Gunstbettler, nicht wiedergewählt. Flink die Stirn in Falten; mit düsterer Miene das Sündenregister verlesen. „Mit tiefem Bedauern haben wir gehört ..." „Geradezu entsetzt waren wir, als sich zeigte ..." Nur darf das Bedauern und das Entsetzen nicht etwa zu Beschlüssen führen, die das System vom Thrönchen stoßen könnten. Man will ja keine Aenderung, will nur vor den Wählern Eifer prästiren. Man redet also, tadelt sanft, tadelt streng, schüttelt dann eine vom Bundesrathstisch gnädig herabgestreckte Hand, packt die Akten zusammen und geht stolz nach Hause. Viermal wurde während der Rede laut gelacht, auch drüben bei den Gegnern, am Schluß gabs ein anständiges Bravo und keine Excellenz hatte ein Wort übel genommen. Mehr war nicht zu erreichen ... Was aber soll daran noch interessiren? In

Bezirksvereinen, in der Fraktion mag Freude herrschen, weil ihr Mann seine Sache gut gemacht hat. Für uns ists schlechtes Theater. Immer die selben Spieler, immer die selben Rollen. Niemals ein neuer Ton. Nur die Naivsten wissen noch nicht voraus, was Jeder über jeden Gegenstand sagen wird.

Acht Tage lang haben wirs nun wieder erlebt; und „große Tage" sollen darunter gewesen sein. Acht Sitzungen, die ersten nach den Wahlen, eine schrankenlose Debatte: da müßte doch Etwas herauskommen. Nichts. Eine gute Rede des Kriegsministers, eine amusante des Kanzlers; auch ein paar Abgeordnete sprachen recht nach der Kunst. In den ersten Tagen wird über Alles geredet. Das geschah auch diesmal. Von der Mandschurei gings recta nach Krimmitschau; von Bilse zu Vanderbilt. In den acht Stenogrammen steht aber nicht ein neues Wort, nicht eins, das nicht vorher schon in einem Parteiblatt stand. An Kritik war kein Mangel. Früher blieb sie meist der jeweiligen Opposition überlassen; die der Regirung befreundeten Parteien suchten, so lange es irgend ging, alles Unangenehme zu verhüllen. Jetzt giebt es keine Opposition mehr — die Sozialdemokratie, die praktische Politik nicht treiben will, ist ein Ding an sich — und alle Fraktionen haben erkannt, daß die Tadler im Reich deutschen Mißmuthes eher Gehör finden als die Lober. Seitdem kommts eigentlich nur noch darauf an, wer am Königsplatze zuerst das Wort erhält. Spricht Herr Schaedler vor Richter und Bebel, dann kann er die Alm abweiden. Selbst Forbach, Hüssener und die Soldatenschindereien wirken bei der Wiederholung nicht mehr wie neu. Auch die Regirenden haben sich das Beschönigen ziemlich abgewöhnt. Nur die Sachsen bestreiten manchmal noch Alles und betheuern, das Haus Wettin rage in der besten aller Welten himmelan. Die Anderen geben Mißstände zu, die man nur nicht „verallgemeinern" dürfe und die nächstens „abgestellt" sein würden. „Wir verkennen durchaus nicht..." „Wir werden mit aller Energie..." Das ist die Antwort auf das Bedauern und Entsetzen. Alles bleibt hübsch anodin. Den lieben Sommer lang schneidet der Herr Abgeordnete aus seiner Zeitung, was sich irgend für die Generaldiskussion brauchen läßt. In der selben Zeit liefert dem Herrn Minister oder Staatssekretär sein Geheimrath die selben Ausschnitte nebst dem entlastenden Material. Dann kommt der tausendmal beschnüffelte und beleckte Brei auf den Tisch des Hauses und wird langsam ausgelöffelt. Wir können nicht billigen. Wir werden abstellen. Bindende Versprechen werden nicht verlangt. Keiner denkt daran, dem Minister, dessen Ressort mit so grimmem Eifer getadelt wurde, das Gehalt zu weigern. Wer gläubigen Herzens die Reden liest, muß glauben, die Zeit der „unzähligen sandammeerigen

und sternamhimmeligen Mißbräuche" sei wiedergekehrt, auf die Johann Fischart einst mit Keulen einschlug. So schlimm ists aber nicht; und wird bis zum nächsten Jahr noch viel besser werden. Ganz sicher. Oder man fängt im Herbst eben von vorn an. Angreifer und Angegriffene wissen genau, was sie zu erwarten haben, und regen sich nicht ernstlich auf. Das Stück ist ja so oft gespielt worden. Nach Sechs, um Sieben spätestens ist Alles aus und, so weit das Auge zu blicken vermag, nichts, nicht das Geringste verändert.

Die Protagonisten hießen diesmal August Bebel und Bernhard Bülow; und mußte das alte Stück wirklich wieder gespielt werden, so war eine bessere Besetzung der Hauptrollen nicht zu ersinnen. Beide Männer sind Redner, nicht Politiker. Beide vergessen schnell, was sie gesagt haben, und suchen nur dem Moment zu genügen. Beide glauben nach einer gelungenen Rede inniglich, sie hätten Etwas geleistet. Beide hat die Erfahrung gelehrt, daß die Wiederholung bewährter Effekte stets willkommen ist: Herr Bebel erzählt alljährlich, im Deutschen Reich sehe es aus wie im Rom der letzten Caesaren; Graf Bülow prägt sich vor jeder Szene die dazu passende Rede seines „großen Vorgängers" ein und kommt den Gründlingen im Parterre bismärckisch. Der Eine ist Pathetiker und nur stark, wenn er wüthen kann. Der Andere ist Feuilletonist und des Erfolges gewiß, wenn er im weltmännischen Plauderton bleiben darf. Jeder auf seine Art sehr tüchtig. Noch eine Aehnlichkeit: Beide leben so ganz und so gern in der Zeitungwelt, daß sie die Wirklichkeit kaum noch erkennen und gewirkt zu haben wähnen, wenn ihre Presse sie lobt. Jeder fühlt die Schwäche des Anderen: Sie haben von Wirthschaftpolitik keine Ahnung und können nur Witze machen, sagt Bebel; Sie können nur kritisiren und leisten nichts Positives, sagt Bülow. Am ersten Tag hatte der Kanzler die dankbarere Rolle. Weltverbesserer und Spötter: aus hundert alten Stücken kennt man die Szene. Sie verlangen Engelsgüte und Engelsreinheit und sind selbst doch kein Engel; Sie schwärmen für Freiheit und schelten Ihre Frau, weil sie eine halbe Stunde länger als sonst beim Kaffeeklatsch saß. Und so weiter. Cela ne rate jamais, pflegte Sarcey von solchen Szenen zu sagen. Graf Bülow hat sie munter gespielt; alle Witze über den dresdener Parteitag waren gesammelt und wurden mit guter Laune vorgetragen. Der Zuhörer konnte sogar glauben, jetzt solle ein Neues werden; die Regirung habe beschlossen, die Sozialdemokratie nicht mehr ernst zu nehmen, sie im Parteikessel schmoren zu lassen und fortan nur noch ironisch zu behandeln. Das bringt den Pathetiker zur Raserei; der unerträglichste Gedanke ist ihm, daß er vom Gegner nicht gefürchtet wird. Ob aus der Hofsphäre nun dem

Kanzler zugerufen ward, er sei zu glimpflich mit der rasch wachsenden Rotte verfahren, ob er der Amtswürde feierlichen Ernst zu schulden glaubte: schon am zweiten Tag sprach er ganz anders und am dritten deutete er seine Bereitwilligkeit an, ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie vorzuschlagen, wenn er sicher sein dürfe, für solches Gesetz eine Mehrheit zu finden. Ein gröberer Fehler war kaum denkbar. Erstens hat ein Kanzler, der ein Sozialistengesetz für nöthig hält, die Pflicht, sich eine Mehrheit dafür zu suchen, und darf nicht thatlos abwarten, daß ihm das Gesetz apportirt wird. Zweitens wäre es verhängnißvolle Thorheit, eine Partei, die so gefährlich scheint, mit Witzen abthun zu wollen. Psychologie des Redners: er berauscht sich am Schall seiner Worte und will lieber auf Widersprüchen ertappt als im Augenblick ohne Applaus entlassen sein. Schade. Die Tonart des ersten Tages war vom Standpunkte des Kanzlers richtig gewählt. Mit unzweideutiger Entschiedenheit mußte gesagt werden, an Ausnahmegesetze sei gar nicht zu denken; die Sozialdemokratie habe ihre Schrecken verloren und werde, wenn man sie in Ruhe lasse, den Weg aller Bergparteien gehen. Wer ihr sich gesellen wolle, möge es ungefährdet thun; die Enttäuschung werde ihm härteste Strafe sein. Das hätte muthig geklungen. Jetzt werden die Genossen die dresdener Widerwärtigkeiten rasch vergessen. Seht Ihr, wirds heißen, selbst dieser Bülow, der sich für einen modernen Menschen ausgiebt, sehnt die Stunde herbei, wo er die Polizei auf uns hetzen, uns heimlos, friedlos machen kann. Und in dieser Zeit wolltet Ihr mit der bürgerlichen Gesellschaft paktiren und ins Schloß kriechen? Das wird bleiben, alles Andere ins Leere verhallen. Und Herr Bebel ist stärker, als er vor vierzehn Tagen war.

Die ganze Sozialistendebatte ... Leben denn immer noch Leute, die von solcher öden Rednerei Wirkung erhoffen? Ein paar gute Späße mochten hingehen; eine ernsthafte Diskussion, die auf die sterblichen Stellen des Marxismus wies und aus der neuen Biologie sich die Waffen holte, konnte nützlich werden. Nur nicht die alten Geschichten vom Theilen, vom nie enthüllten Zukunftstaat, von dem großen Reichszuchthaus. Daß damit gegen die Sozialdemokratie nichts auszurichten ist, sollte man seit mindestens elf Jahren wissen. Die Herren Richter, Stumm, Stoecker, Bachem haben sich 1893 müde geredet und Alles vorgebracht, was in populären Schriften gesammelt war. Der Liebe Mühe blieb unbelohnt. Gräuelmären vom Zukunftstaat schrecken die Menge nicht, der unser heutiger Staat keine Wonnen gewährt. Ihn zu bessern, wäre die Aufgabe schöpferischer Politik gewesen. Doch blutwenig ist geschehen. An die großen Probleme wagt man sich nicht. Versicherung gegen Erwerbsunfähigkeit und Arbeitlosigkeit, Wohnungreform,

Modernisirung des Erbrechtes, des Kreditwesens, der Armenpolitik: da könnte ein Staatsmann zeigen, was er vermag. Worte sind kein spezifisches Mittel gegen soziale Nöthe. Jede Partei hat in ihrer Jugend mehr verlangt, als sie je erreichen konnte; auch die heute Nationalliberalen wollten einst mit Tyrannenblut färben und die Fortschrittsmänner, die noch in den achtziger Jahren die unbeschränkte Herrschaft des Parlamentes forderten, sind jetzt froh, wenn sie den Regirenden etliche Millionen aus dem Etat kratzen können. Das selbe Schicksal wird der Proletarierpartei beschieden sein; unter tausend Sozialdemokraten zweifelt kaum einer daran, daß es in der gemeinen Wirklichkeit nie aussehen wird wie in Marxens Gedankenretorte. Näher als der Zukunftstaat ist ihnen die Gegenwart, deren Schäden ihr Leib spürt. Hätte nicht Bebel gesprochen, den jede Widerrede in blinde Wuth treibt, sondern der kühle Skeptiker Auer, dann wäre der Angriff des Kanzlers wohl mit der Frage abgewehrt worden, wie er denn seinen Kapitalistenstaat zeitgemäß umzugestalten gedenke... Wir bleiben stets auf dem selben Fleck, hören immer wieder die alten Lieder. Die Zölle werden ermäßigt und wieder erhöht. Das Sozialistengesetz fällt und wird von der Sehnsucht zurückgewünscht. Warum? Die Rothen machen keine Revolution, drohen nicht einmal damit, thun in Fabriken und Kasernen ihre Pflicht, siegen in wichtigen Kämpfen gegen die Unternehmer fast nie, haben nicht schlechtere Eigenschaften als jede lange unterdrückte Klasse, die in die Höhe strebt, und nehmen dem Staat nicht die Lebensluft. Warum also? Weil ihre hochmüthigen Reden ärgern und weil nur das Reden noch gilt. Ach, Excellenz: nos songes valent mieux que nos discours, sprach schon der alte Montaigne. Wem schadets denn, daß wir in Zolldebatten und Sozialistenfehden die tausendmal vernommenen Reden abermals hören? Höchstens dem Parlament selbst, das von Jahr zu Jahr langweiliger und kraftloser wird. Gewiß nicht dem Staat. Der lebt nicht von Worten. Und wer das Geschick eines Staates gestalten will, kann das Wort so hoch unmöglich schätzen.

Zwischen Journalisten und Parlamentariern ist bei uns kaum noch ein Unterschied fühlbar. Meist leisten die Journalisten mehr; die Parlamentarier plappern ihnen das Beste nach. Und schreiben ist schwerer als reden; der Schreiber muß feinere Arbeit leisten, wenn er Erfolg haben will. Er dürfte nicht, wie der Kanzler des Reiches that, Proudhon, den Ahnen des Anarchismus, Kommunisten aus Marxens Geschlecht als Autorität vorführen. Seht Euch in Bülows bewunderter Rede doch die Stellen an, denen der stärkste Beifall folgte. „Ich kann Sie versichern, daß in Republiken auch mit Wasser gekocht wird." „Ich versichere, daß der Senat in Rom zur Zeit des Kaisers

Tiberius ganz anders aussah als dies Hohe Haus." „Es giebt nicht nur Fürstenschranzen, es giebt auch Volksschranzen." „Wo herrscht denn weniger Freiheit als bei Ihnen?" „Es hat niemals ein Konzil gegeben, wo eine solche Unduldsamkeit, eine solche Engherzigkeit, eine solche Ketzerrichterei geherrscht hätte wie auf Ihrem letzten Parteitag." „Die Freiheit, die Sie meinen, ist: Willkür für Sie, Terrorismus für Andere. Und willst Du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich Dir den Schädel ein." „Bilden Sie, Herr Bebel, sich etwa ein, ein Engel zu sein? Sie sind mir ein netter Engel!" „Wenn Sie durch irgend ein Wunder plötzlich an die Macht kämen, würde Ihre ganze Unfähigkeit sich in bengalischer Beleuchtung zeigen; nur im Zerstören und Ruiniren würden Sie groß sein." „Alle Versuche, an die Stelle der organischen und gesetzmäßigen und verfassungmäßigen Fortentwickelung die widerrechtliche und gewaltsame Revolution zu setzen, werden nach meiner Ueberzeugung scheitern, — scheitern an dem gesunden Sinn des deutschen Volkes, das sich selbst aufgeben müßte, wenn es Ihnen folgen würde." Nach jedem dieser Sätze ist „lebhaftes Bravo", „Sehr gut!" oder „stürmische Heiterkeit" verzeichnet. Wer hat nicht jeden von ihnen seit den dresdener Septembertagen zwanzigmal gelesen? Und wer will leugnen, daß der Durchschnittsjournalist in hellen Stunden Aehnliches und oft Besseres produzirt, ohne deshalb als ein Mann von vielen Graden angestaunt zu werden? Auch die Wortkünstlerleistung ist also gering. Redner großen Stiles, denen zu lauschen Genuß ist, haben die bourgeoisen Parteien und die Verbündeten Regirungen heute nicht. Das Hohe Haus erfüllt schon Seligkeit, wenns was zu lachen giebt, wenn ein eleganter Herr sich zum Ton mittelwüchsiger Feuilletonisten und Witzblattschreiber herabläßt oder Banalitäten losböllert. Dann wird eifernd gestritten. „Richter war gestern matt." „Bebel zu lang und zu monoton." „Keiner so frisch und so lustig wie Bülow." Ungefähr wie im Wintergarten, wenn die Programmsterne verschwunden sind. Als hätte für das Reich, für das Volk die Coulissenfrage irgend welche Bedeutung, ob heute der Eine oder der Andere besser bei Stimmung war.

Millionen sind für einen Palast ausgegeben worden, die würdige Stätte der Reichsrathsversammlung. Monate lang wurde versucht, das Volk zu erregen. Vierhundert Abgeordnete entziehen sich der Berufspflicht. Beamte, Stenographen, Setzer, Diener plagen sich. Licht, Komfort aller Art, Papier, Druck, Hausverwaltung: das Alles kostet in jedem Jahr ein nettes Sümmchen. Minister, Staatssekretäre, Dezernenten, Räthe vertrödeln Wochen und lassen in ihrem Bureau Aktenstöße verstauben. Wozu? Damit geredet werden kann. Fünfhundert mündige Männer sind dem Haus, den Geschäften fern, um Reden

zu halten, Reden zu hören, aufzuschreiben, zu drucken. Reden, die im Palast Keinen überzeugen, draußen nur von schon vorher Ueberzeugten gelesen werden; denn jedes Blatt berichtet ausführlich ja nur über die Oratorenleistung der eigenen Partei und kürzt alles Andere so, daß es wie wirres Gefasel klingt. Der Freund ist immer ein Held und ein Weiser, der Gegner immer ein Narr; in der Vossischen überstrahlt Richters Ruhm das große und kleine Himmelslicht, im „Vorwärts" hat Bebel Kanzler und Bourgeoisie zerschmettert. Die Regirenden werden je nach dem Bedürfniß der Stunde behandelt; ist die Börsenreform und die Kanalvorlage in Sicht, der Minimalzoll noch nicht gesichert, so heißts bei den Liberalen, Graf Bülow habe „die Scharfmacher zu Paaren getrieben", bei den Agrariern, die Erklärungen des Kanzlers ließen, trotz aller Geschicklichkeit, die Sehnsucht nach einem starken Mann nicht verstummen. Ein reizendes Spiel. Der Vortrag macht des Redners Glück; nicht, was, sondern, wie ers sagt. Wer kein Redner ist, wirkt als ein Tropf, auch wenn er ein weitsichtiger Finder neuer Möglichkeiten und ein guter Verwalter ist. Wird dieser Jahrmarkt der Eitelkeit aber allgemach nicht ein Bischen zu theuer? Das Achttagewerk, das wir jetzt erlebt haben, wäre viel billiger und nicht weniger nützlich geworden, wenn die geehrten Herren ihre „Gedanken" in Zeitungen veröffentlicht hätten. Ein Parlament ist, der Name lehrt es, ein Sprechhaus, soll aber nicht zur Aula, zum Klosterparlatorium, zur Singspielhalle werden. Hinter dem Wort muß ein Wille fühlbar sein, der Wille, zu wirken, nicht die Gier, ein Artistenkränzchen heimzuschleppen. Ob Dieser, ob Jener die Sätze zierlicher feilt, die Witze sorgsamer spitzt, gilt uns nachgerade gleich. Wir wünschen uns Männer, denen das Wort nur unentbehrliches Mittel ist, nicht Zweck, und deren Wesensmaß Thaten, nicht Reden erkennen lehren. Der Blödeste müßte endlich doch gemerkt haben, was den Sozialdemokraten vorwärts hilft. Neben Allzupersönlichem: daß sie zu wollen wagen. Herr Schaedler will nicht einen Papstkämmerer als Kanzler: Der dürfte ja nicht einmal kleine Gefälligkeiten erweisen. Die Konservativen erschräken, wenn Wangenheim ins höchste Reichsamt berufen würde: die ganze Industrie stünde bald wider sie auf. Die Nationalliberalen haben nichts dagegen, daß die Reichsfassade altpreußisch bleibt: was gemacht werden kann, wird hinten gemacht. Keiner vertraut der Wucht seines Wollens. Und die Regirenden sind kreuzvergnügt, weil ihr Paraderedner den lautesten Beifall erhalten hat.

Corpsstudenten im Staat.

Ueber den Werth des Corpsstudententhumes für unsere Zeit ist oft gestritten worden. Viele Stimmen verurtheilten es als eine Einrichtung, die sich überlebt habe, eine Schule der Aeußerlichkeiten und Verflachung, als ein bequemes Brett zum Sprung in hohe Stellungen, die der Springer durch eigene Tüchtigkeit und aus eigener Kraft nicht erreichen konnte. Die Debatten, die geführt wurden, waren meist uninteressant und unfruchtbar, weil sie den Kern der Sache nicht trafen. Auf der einen Seite ging der Haß Derer, die sich durch die Bevorzugung der Corpsstudenten zurückgesetzt und geschädigt fühlten, rücksichtlos der ganzen Einrichtung zu Leibe; auf der anderen Seite wurden die Corps nicht nur ihrem eigentlichen Gehalt nach, sondern auch in ihren Beziehungen zum heutigen Staatsleben vertheidigt. Beide Parteien führte der Eifer zu weit. Der Kenner weiß heute aus Erfahrung, daß das Leben des aktiven Corpsstudenten unbestreitbaren Werth besitzt; der Ehrliche aber wird zugeben, daß die Art, wie der Staat sich in unserer Zeit des Corpsstudententhumes für seine Zwecke bedient, schädlich ist.

Der Schwerpunkt des Corpsstudententhumes liegt im Leben des Aktiven. Denn hier werden die besonderen Gesinnungen und Eigenschaften entwickelt, die das spätere Dasein bestimmen. Die Gegner sagen nun, ein anständiger Kerl könne man sein, auch ohne daß man Corpsstudent war; an Kenntnissen reicher aber werde man jedenfalls, wenn man seine drei oder vier ersten Universitätsemester nicht mit „Pauken und Saufen“ zubringt. Darauf ist Mancherlei zu erwidern. Die heutige Erziehungmethode geht, vom Beginn der Schule bis zum Ende der Universität, auf eine einseitige Bildung des Verstandes. Ihr Ziel ist, eine möglichst große Summe von Kenntnissen dem Lernenden beizubringen. Auf Gemüth und sittliches Empfinden wird dadurch nicht gewirkt. Die Pflege werthvoller Tugenden, wie Tapferkeit, Selbstzucht, Gerechtigkeit, steht nicht im Programm und ist der Initiative des Einzelnen überlassen. Denn Niemand kann behaupten, daß die persönliche Neigung zur Billigkeit durch juristische, zur Tapferkeit durch historische, zur Disziplin durch philosophische Vorlesungen entwickelt wird. Die deutsche Erziehungmethode zielt ausschließlich auf eine wissenschaftliche, nicht auf eine sittlich bedeutende Bethätigung der Persönlichkeit.

Daraus geht hervor, daß die staatlich gewährte Bildung nicht etwa Lücken aufweist, sondern ihrer wesentlichen Aufgaben sich gar nicht bewußt ist. Nicht das Maß der Kenntnisse, sondern die Durchbildung des Charakters bestimmt in erster Linie den Werth des Menschen. Schnell mit dem Wort Fertige meinen, für diese Durchbildung sorge das Leben selbst. Das geschieht aber nur bei stark entwickelten Energien. Im Allgemeinen wird der Zufall darüber entscheiden, welche Grundsätze unseres verworrenen Lebens

das jugendliche, leicht zu erobernde Gemüth sittlich beeinflussen und ihm die Tendenz seines Daseins geben werden. Die bequemsten Prinzipien werden in zahlreichen Fällen vorgezogen werden, zumal die Flüchtigkeit und Hast des Verkehrs eine öffentliche Kontrole des persönlichen Werthes nicht zulassen. Daraus ergiebt sich, daß eine Institution, die die vom Staat stiefmütterlich behandelte Bildung des Charakters und Gemüthes auf sich nimmt, auch dann werthvoll ist, wenn sie ihr Mitglied für anderthalb bis zwei Jahre der intensiven Verstandesarbeit entzieht.

Diese Institution will das aktive Leben des deutschen Corpsstudenten sein und ist sie in der That. Es hat zunächst das Mittel der Freude, um die vom Lernzwang verhärteten Gemüther zu lockern. Kräfte, die Jahrzehnte lang unter der Tyrannis des Verstandes standen, werden ins Leben gerufen, schließen sich zusammen und stellen das natürliche Gleichgewicht des Menschen wieder her. Vor Allem wird die Begeisterung geweckt. Die herrliche Landschaft der kleinen Universitätstädte, ein treues kameradschaftliches Verhältniß, die Gebundenheit durch die selben Traditionen und das vereinte Fechten für geliebte Farben: all Das ist geeignet, jugendlichem Sinn Frische und Elastizität zu verleihen. Diese Begeisterung in Ereignissen großen Stils zu bekunden, ist Zwanzigjährigen nicht gegeben; sie haben nur die durch Alter geweihten Mittel schlichter Studentenart. Dem, der über das Primitive dieser Mittel spottet, ist zu entgegnen, daß für den Kulturwerth nur die gehobene Seele, der feurige Herzschlag in Betracht kommt. Wie diese Erhebung bewirkt wird, ist gleichgiltig; nur ein ganz Unkultivirter lacht über Den, der, trotz den beengenden Schranken von Jugend und Lebensstellung, sich mit bescheidenem Werkzeug sein Glück zimmert. Begeisterung und seelischer Schwung sind heute seltene Güter. Die Corps gewähren sie durch eine edle Mischung von Heiterkeit und Ernst. In ihrem Bereich werden die frohen Feste der Jugend gefeiert, von denen alte und neue Lieder uns künden; bei ihnen wird aber auch der Werth des Einzelnen gemessen an dem Schatz traditioneller Gesinnungen, die Alles in sich schließen, was den Mannesadel ausmacht. So erziehen die Mitglieder einander durch Freude und Pflicht. Nur der in seinen Anlagen Mißrathene wird abgestoßen und muß wieder seine Wege gehen; keines Mitgliedes innerstes Wesen schlüpft glatt und unerkannt an der Kontrole der Gesammtheit vorbei. Sache der Corps ist, der Freundschaft die Treue zu halten, Traditionen zu ehren, die Ehre zu pflegen. Man gewinnt in ihnen die Form und die äußere Sicherheit des Lebens, festigt seinen sittlichen Grund, erprobt den Charakter an den äußersten Polen der Härte und der Zartheit und gründet sich eine Heimath aller anständigen Gefühle. Heute, wo Alles auf eine armsälige Tagesnützlichkeit zielt und nur Güter erstrebt werden — auch die Kenntnisse gehören hierher —, die für den Be-

sitzer baare Münze werth sind, ist der romantische Luxus einer kurzen, an das rein menschliche, auch rein animalische Aufleben „vergeudeten“ Zeit nicht hoch genug zu bewerthen. Daß das Corpsstudententhum, wie jede irdische Einrichtung, seine Mängel und Fehler hat, wird kein Vernünftiger bestreiten. Vielfach wird behauptet, es habe jetzt die Lebenskraft und den Schwung verloren, die es einst besessen habe, und vegetire als unzeitgemäße Einrichtung dahin. Das ist nicht richtig. Ich kenne das Corpsleben von acht deutschen Universitäten und darf behaupten, daß es heute, unter anderen Formen, genau das Selbe will und erreicht wie früher.

Das gilt für das Leben der Aktiven. Anders steht es mit dem Corpsstudententhum als solchem. In vergangener Zeit verdankte man ihm nichts als eine persönliche Bereicherung des Innenlebens, eine Weckung von Kräften, die bei vielen Anderen schliefen, einen Schatz schöner Erinnerungen. Aber man trug solchen Besitz nicht zur Schau, sondern hütete ihn, wie man ein gutes Bild hütet. Zu dem Außenleben trat das Alles nicht in Beziehung. Heute aber hat sich das Corpsstudententhum mit dem Staat verbunden: und aus diesem Bündniß entstanden alle feindlichen Stürme gegen die Corps.

Die Staatskunst unserer Tage hat hohe Ziele nationaler Politik nicht zu zeigen vermocht. Ihr Wirken ist nicht das Entfalten eines großen Programmes, sondern ein beständiges Saniren und Beschwichtigen, ein ängstliches Retten von Tag zu Tag. Die modernen Ergebnisse wirthschaftlicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit spiegeln sich in der inneren Politik des Reiches nicht wider; zwischen ihr und der zeitgemäßen, sich langsam entwickelnden Kultur entsteht ein immer schrofferer Gegensatz. Die Leitenden fühlen die Macht der neuen Zeit; statt deren Kräfte aber in ihren Dienst zu nehmen und das freie Geisteswerk zur Grundlage von großen Reformen zu machen, halten sie angstvoll vorgestrige Dinge fest und suchen den Staat als einen Komplex altmodischer und verworrener Ansprüche vor dem Ansturm des Neuen zu schützen. Für diese Deutschland in seinem Geistesleben hemmende Politik suchen sie Unterstützung, wo sie zu finden scheint. So mußten wir die Religion zu einem „staaterhaltenden“ Faktor erniedert sehen und das Schauspiel erleben, daß die Kunst oft ihre mühsam erworbene moderne Art verließ, um würdelose Dienste zu thun. Doch diese Krücken genügten nicht, um eine müde Politik vom Heute zum Morgen zu schleppen. Der Beamten mußte man sicher sein; zumal derer, die im Verwaltungdienst stehen. Und wie unsere Politik die Religiosität dadurch vergiftet hatte, daß sie sie als ihr wohlgefällig überall belohnte und bezahlte, wie sie die Kunst demoralisirte, indem sie ihre patriotische Gesinnung auszeichnete, so bemächtigte sie sich auch des Corpsstudententhumes, dieser Quelle harmloser Begeisterung, jugendlicher Freiheit.

In Folge der Schulung seines Charakters, der Ausbildung seines Taktgefühles und seines Sinnes für Disziplin eignet sich der Corpsstudent gut für die höheren Stellungen des Staatsbeamten. Nun ist für diese Posten das Haupterforderniß aber „politische Zuverlässigkeit", die darin besteht, daß man unter Aufgabe seiner Persönlichkeit mit der Regirung auch da, wo es sich nicht um Ausübung des Amtes handelt, selbst wider besseres Wissen und Gewissen durch Dick und Dünn geht. Diese sittlich zweifelhafte Forderung widerspricht schroff den corpsstudentischen Tugenden des persönlichen Muthes, der Ehrlichkeit und der eigenen Werthschätzung. Wenn der Corpsstudent die dem in diesem Sinn „Zuverlässigen" gebührende Stelle erhält, muß er die im aktiven Leben geübten Gesinnungen verleugnen. Er muß sich, wie Jeder, der sich um diese Posten heiß bemüht, der Uebermacht eines Systems beugen, gegen das er als Einzelner ohnmächtig ist. So kam es, daß die als Schwäche sittlich tiefstehende „politische Zuverlässigkeit", die für die leitenden Staatsstellungen gefordert wird und die weder mit altpreußischem Gehorsam noch mit corpsstudentischer Art das Geringste zu thun hat, durch die Bevorzugung des Corpsstudententhumes äußerlich mit ihm verbunden erscheint. Schon hält Mancher für nützlich, die feile Liebedienerei, die jedem Corpsstudenten von Natur verhaßt ist, als corpsstudentische Tugend zu preisen, die Belohnung verdiene. Die Folge war, daß dem Leben des Aktiven die Harmlosigkeit gefährdet und schon in der Jugend eine der dürftigen, unproduktiven Politik genehme Art, das staatliche und soziale Leben zu sehen, herangebildet wurde. So setzte der Staat vor die Schwelle des aktiven Corpslebens die Hoffnung auf Vortheil und Belohnung, trug in diese schöne Zeit die Furcht, ob sie zu Gunsten der künftigen Karriere gut ablaufen werde, und ließ an ihrem Schluß die Freude darüber entstehen, daß nun die erste Vorbedingung zum Avancement gesichert sei.

So beschmutzt der Staat selbst alle Quellen, aus denen ihm reine Freude fließen könnte. Und wie die Religion, die Kunst am Besten gedeihen und die meisten Anhänger finden wird, die um ihrer selbst willen ehrlich geübt wird, so hat auch das alte Corpsstudententhum, das mit Begeisterung, fern von staatlichen Beziehungen, zur persönlichen Freude und Bereicherung gepflegt wurde, eine höhere Blüthe erreicht als das jetzige. Auch heute noch ist das aktive Leben tüchtig und herrlich, auch heute noch weckt es Freude und Begeisterung und der jugendliche Sinn überwindet spielend den gefährlichen Geist der Vortheilssucht. Zu wünschen wäre aber, daß die hier gesammelten Kräfte vereint auch im späteren Leben der Uebermacht eines schlechten Staatssystems Stand hielten. Gutes verheißt nur die Politik, die der Wahrheit und dem Muth freien Raum läßt; in den Abgrund aber führt sie, wenn Heuchelei, Feigheit und Sklavensinn ihre unentbehrlichen Stützen sind.

Posen. **Wilhelm Uhde.**

Das Märchen der Dezembernacht.

Von einem Wunderland, von einem Reich der Märchen und der großen Zauberkünste will ich erzählen. Denn Dies ist die Zeit und der Monat des Märchenerzählens; eines heimlichen und süßen Traum und Dämmerunglebens, das in unseren Seelen erwacht. Es steigt in uns herauf, es dringt von außen mit dunklen Gewalten auf uns ein. Denn innig und fest, durch alle Bande des Blutes und Lebens, sind wir mit der Natur, mit Wald und Strauch, mit Wasser und Licht, mit Himmel und Erde verflochten und die Seele in uns ist nur eine andere Form der Welt, die uns umgiebt. Von einer Mystik des Greisenalters spricht unsere Psychologie, von einem Geisteszustand des alternden und hinsterbenden Menschen, da er gleichsam mit neuen Sinnen in andere Welten hineinlauscht und hineinschaut, wieder zum Kinde wird und mit einem selig gläubigen Lächeln sich aufbaut, was er als Mann zerschlug. Und aus dem alten Indien wissen wir, daß der Mann, wenn er sechzig Jahre alt geworden, den großen Abschied von dieser Erde nahm, Haus, Hof und Besitz verließ, von Weib, Kind und Familie sich losriß und in den Wald, in die Einsamkeit ging, um das Dasein, das er hier führte, durch letzte Selbsterkenntniß zum reinen Abschluß und zur Vollendung zu bringen. Trägt nicht vielleicht auch diese entlaubte und hinsterbende Winterwelt tiefsinnerlich schon von Uranfängen her solch ein mystisches Träumen und Warten in sich? In den langen, dunklen Nächten hören wir, wenn wir mit Dichtersinnen in die Finsternisse hineinlauschen, die Lieder und Melodien eines verborgenen Lichtes, das wir nicht sehen, den Gesang einer versunkenen Sonne, die mit all den Blumen und Kräutern und Myriaden lebendiger Keime in die Erde hinabsank. All das Licht und das schlafende Leben in den vereisten Wassern und den Schollen der Aecker, die Säfte, die in den entblätterten Bäumen treiben und jeden Augenblick fertig sind, junge Knospen zu bilden, wenn die Luft nur einige warme Athemzüge thut: es sind süße Stimmen einer Märchenwelt und erzählen uns von versunkenen Frühlingsreichen und vergrabenen Sonnentempeln, von schlafenden Königinnen und verborgenen Schätzen. Und wenn gerade in diesen Tagen, immer wieder schon seit Jahrtausenden, wie eine Naturgewalt, eine wunderbare selige Märchenstimmung über uns kommt, ein seltsam Kinderwesen, all das Heimliche, das wir Weihnachtluft und Weihnachtfreude nennen, so ists wohl nur, weil unsere Seele widerhallt von den tausend Stimmen und Gesängen des in Finsternissen verborgenen Lichtes, weil unter den Oberflächen unseres Bewußtseins in purpurnen Tiefen eine neue Sonnen- und Märchenwelt schlummert, ein besseres Menschenland, wie unter den Winterdecken der kommende Frühling schläft. Und wir hören diese Stimmen gerade in dieser Zeit der kurzen Tage und langen Nächte so hell und deutlich, weil es eben die so dunkle Zeit ist.

Ueber uns, die wir Kinder dieser nordischen Länder, die wir in einem Nebelheim geboren und herangewachsen sind, kommt zweimal im Lauf jedes Jahres ein seltsamer und süßer Lichtrausch, eine Stimmung des Glückes und einer hellen Lust, eine große, allgemeine Liebestrunkenheit, daß uns ist, als sollten wir alle Welt und Menschheit mit freudigen Armen umfassen. Die Fesseln

lösen sich, auf einen Augenblick springen die Ketten, die uns umschnüren, und wir schauen gleichsam auf eine neue, andere, verwandelte Welt hinaus, eine sonntägliche Welt, eine Welt der Güte und der Freigiebigkeit: und Alles erscheint wie von reiner Poesie kristallen umflossen und durchleuchtet. Dieses kommt einmal über uns in den Maientagen, in der Zeit der springenden Knospen und aufgrünenden Saaten, wenn die neue Sonne lebendig in all unsere Sinne eindringt, und einmal wird es in uns wach in den Dezembertagen und wir stellen den immergrünen Baum des Lebens, von weißen Lichtern strahlend, in unser Zimmer; wie im Frühling ists uns, als ströme der goldene Wein der Wiederverjüngung durch unsere Glieder. Der Dezember ist gleichsam wie ein Wintermaienmond und es sind nicht zuletzt sehr tiefe, geheime und geheimnißvolle Ströme von Wechselbeziehungen, die unsere Maiengefühle und unsere ganze Maipoesie verbinden mit all den Freuden und seligen Liebesstimmungen des Weihnachtmonates. Mir ist, als verspürte ich da Etwas von einem großen Rhythmus, der durch das ganze Weltall geht und auch durch unsere menschliche Seele zittert, als ruhte all Das, was wir Lust und was wir Leid, Freude und Schmerz, Glück und Unglück nennen, mit seinen Wurzeln im untersten Schoß der Dinge vergraben. Unser menschliches Gefühl ist eine unendliche und unausgesetzte Wellenbewegung; gleich dem regelmäßigen Steigen und Fallen des Meerwassers, scheint es, steigt auch die Welle unserer Lustempfindung, unserer Lebensglücksgefühle immer wieder zweimal im Jahre, einmal nach fünf und einmal nach sieben Monaten, am Höchsten empor. Wie zwei Reime zusammenklingen, so verbindet eine innerliche Harmonie unsere Maien- und unsere Weihnachtempfindungen. Wenn der Frühling ins Land kommt, steigt ein Drängen und Wallen in uns auf, das uns gleichsam aus uns selber heraustreibt. Eine Lust nach Weite und Ferne blüht in uns auf. Uns werden Haus und Zimmer eng und draußen die Welt liegt in so goldenen Schönheiten ausgegossen, daß wir uns auflösen und aufgehen möchten in all dem Licht und grünen Glanz der Maiennatur. In diesen Winterstunden aber ist uns, als sollten wir uns in uns selber zusammenziehen, als müßten wir in uns und bei uns selbst einkehren, als schlössen wir das Auge zu gegen die Welt, die uns als ein Außen umgiebt, und würden uns eines anderen Sonnenlandes und einer anderen Welt der Schönheit bewußt. Im Maienmonat gehen wir in ein Licht hinein, das wir als eine Sinnenwirklichkeit trinken; wir ziehen einer Sonne entgegen, die leuchtend die blauen Lüfte durchglänzt. Unsere Weihnachtlust ist das erschauernde Gefühl von einer verborgenen Sonne, die wir nicht sehen, von einem heimlichen Licht, versteckt hinter Schleiern der Finsterniß, von einer Wunderrose, die aus Schnee und Eis aufblüht, mitten in halber Nacht, wie das alte Lied singt. Der Weihnachtbaum ist nur ein anderes Symbol dieser mystischen Weihnachtrose, dieses Feuers in der Nacht, dieses Lebens im Tode. In Maienfreude jauchzen wir einer Welt entgegen, die uns mit tausend Gaben und Gütern, mit Blüthen und Früchten überschüttet; im Winter, wenn die Natur karg und arm geworden, kommt über uns ein Rausch der Fruchtbarkeit und Freigiebigkeit, daß wir gütig einander beschenken. Zur Maienzeit ist es die Natur, die wir als Licht, als Befreierin und Erlöserin empfinden; unsere Dezemberfreude aber tönt aus in einen großen Jubelhymnus: Ecce homo! Und wir feiern den Erlöser Mensch,

den Menschen, den Lichtbringenden, welcher der toten Natur den Hauch des Lebens einbläst. Wenn der Frühling uns umleuchtet, ist in unseren Gliedern ein Glühen und Drängen, eine Lust vom Mann zum Weib und vom Weib zum Mann, Mai und Liebe klingt in unserer Seele wie ein Reim zusammen und Alles, was Sinnenglück und sinnliche Liebe heißt, kommt als seligster Rausch über uns in den Maientagen. Doch in den Weihnachtzeiten scheint es uns, als verspürten wir mehr und tiefer als sonst den Hauch und Athem einer unendlichen Geistesliebe, die über alle Dinge hinfluthet; eine wunderbar heilige und feierliche Stimmung wird in uns wach und wir fühlen ein Ewiges und Reines, das alle Menschen mit einander verbindet und stark ist, aus dieser Welt des Hasses und der Feindschaften eine andere Welt aufzubauen, wo zwischen Du und Ich, zwischen Mein und Dein kein Kampf und Streit mehr ist.

Die zwei großen Wellen eines Lebenslustgefühles, die uns emportragen, regelmäßig wie der Wechsel der Jahreszeiten — einmal zur Maien- und einmal zur Weihnachtzeit —: sind sie nicht wie die Rhythmen und die Wechsel, die wir von je her in Allem, was ist, wahrgenommen haben? Ein Doppellustempfinden, aus zwei Quellen aufsteigend, trägt und hebt uns, doppelte Lebenskräfte durchdringen uns und führen uns immer weiter. Wir wachsen einem Licht und einer Sonne entgegen, die um uns sind, einem Licht der Sinne und der Sinnenwirklichkeiten, und wir streben einer Sonne und einem Licht zu, die in uns leuchten und glühen. Das vergrabene Licht, die Sonne, die wir nicht sehen und deren wir doch gewiß sind, die das Gewisseste alles Gewissen, das Wirklichste alles Wirklichen bilden: wir sprechen seit Jahrtausenden davon als von unserem höchsten Besitz. Wir graben umsonst nach ihm mit dem Messer des Arztes und der Wissenschaft, wir suchen es umsonst mit Händen zu fassen und zu greifen, — und es ist dennoch. Geist nennen wirs. Natur und Geist. Das ist der große und letzte Rhythmus, der unser Dasein durchfluthet, das Doppelantlitz der Welt, die zwiefache Quelle unseres Lebens, die beiden Schalen, in denen wir auf- und niedersteigen. Maienlust und Maienfeste! Da rauschen und öffnen sich die Brunnen der Natur, wir jauchzen der Welt zu, die uns grünend umfließt, und wir singen ein Lied von dieser Erde und von diesem Menschen. Dezemberfreude und Dezemberseligkeit! Da feiern wir dem Geist ein Fest und eine wunderliche Märchenstimmung kommt über uns, ein Urkindergefühl und ein Urkindesleben; mit Geisteraugen schauen wir im Schoß der Erde vergrabene Schätze, Sonnentempel und Lichtburgen, eine Welt großer Zauberkünste und ewiger Verwandlungen öffnet sich uns, und wie im Tode der Winternacht ein Licht leuchtet und eine Rose entspringt, so schläft in dieser Mutter Erde eine Kindeserde. Und wenn dieser Mensch ablebt und stirbt, dann steht ein Zukunftmensch im Frühlingsscheine auf, der aber nur schlummert in dem Menschen von heute, wie der Same unter der Schneedecke des Winters schläft und im Mai als Blume aufblüht.

Von dem Märchen der Dezembernacht und der Wintersonnenwende will ich sprechen, von einem Zauberland und einem Reich der Verwandlungen. Das aber ist kein Märchen und ich spreche nicht von Wundern und Unmöglichkeiten, sondern von dem Wirklichsten aller Wirklichkeiten; nicht in Wolken und Himmeln über uns, auf anderen Sternen und Planeten liegt dieses Zauberland, sondern es

ist nichts als diese unsere Erde und nicht in weiten Zukunftfernen dehnt es sich aus, sondern es ist eine Gegenwart und in jedem Augenblick können wir den Menschen in uns zum Absterben bringen und stehen lebendig da als der neue Geistesmensch, der große Freie, jenseits von Du und Ich, jenseits von Dein und Mein, von Egoismus und Altruismus, erhaben über Todesfurcht und los von der Furcht vor dem Leben.

Seit so manchem Jahrtausend ringt die Menschheit um die alle anderen Fragen einschließende Frage, was das Wesen der Welt sei, und das große Grundproblem, das von je her die Philosophie und die Wissenschaft bewegte, es ist noch heute immer das selbe und unsere modernste und jüngste Naturwissenschaft kaut an dem selben harten Brot, das schon die älteste griechische Naturphilosophie nicht zu verdauen vermochte. In zwei Lager gespalten, stehen heute die Naturphilosophen einander gegenüber und bekämpfen einander, wie die Philosophen stets gethan haben. Sie nennen sich entweder Atomistiker oder Energetiker. Ist die Welt Stoff oder ist sie Kraft? Das ist genau die selbe Frage, die einst den Sensualisten John Locke von dem Spirutalisten Berkeley schied, ewig der selbe Zwiespalt, der all unser Denken von Anfang an auseinanderriß. Ist die Welt Materie oder Geist? Sind wir Menschen Leib oder Seele? Aber wir haben gefragt und gefragt und keine Antwort gefunden; es muß wohl etwas Wahnsinniges und Gespenstisches in diesem Fragen liegen. Uns überläuft es immer kalt vor diesen grauen und dürren Spekulationen und wir haben in Kant den Befreier gepriesen, der uns von diesem schrecklichen Joch erlöste. Aber mit Kant sind wir auch zu armen, hilflosen, beschränkten Menschenwesen geworden, eingeschlossen in eine Natur, die wir nicht zu verstehen vermögen, im Besitz einer Erkenntniß, die nichts zu erkennen vermag.

Doch noch ein anderer Kant hat jenen Philosophen geantwortet, einer jener wunderbaren Dezembermärchenmenschen, in denen die Erdenkinder stets die wahren Uebermenschen sahen, die sie als Gott selbst auf den Thron erhoben: ein Weltgefährte und Bruder jenes Winterlichtkindes, dem unsere westliche Kultur in diesen dunklen Tagen Millionen Weihnachtbäume anzündet. Jene Philosophen kamen auch einst zu dem indischen Christus, zum Buddha, und legten ihm die alten, urewigen Fragen der kantischen Antinomien vor, die noch heute unsere Fragen sind. Ist die Welt endlich oder unendlich? Ist die Welt Materie oder ist sie Geist? Und jubelnd spricht zu ihnen der Buddha von der höchsten Erkenntniß, die ihm unter dem Bodhibaum sich offenbarte. Doch anders spricht er als Kant: nicht wirft er uns als Blinde und Hilflose in den Staub, sondern zu Göttern hebt er uns empor und für ihn sind jene Fragen nicht, wie für den königsberger Weltweisen, höchste und tiefste Fragen, die nur in einer Jenseitswelt und durch Uebererkenntniß gelöst werden können, sondern er nennt sie Fragen einer Thiermenschheit und einer Untererkenntniß. Mit lächelnder Ironie wehrt der Buddha alle Philosophen von sich ab. „Bei allen Euren Fragen habt Ihr nur Eins vergessen: nämlich das Leben und was das Leben ausmacht. Wohl wird Euch nie Antwort werden, doch nicht, weil diese Antwort über Eure Kraft geht, sondern, weil es ganz thöricht und unsinnig ist, so zu fragen. Wenn Ihr auf den ewigen Strom des Lebens blickt, dann schaut Ihr, daß, so lange Ihr diese Frage stellt, Euer Dasein nichts ist als eine große Krankheit."

Die Wissenschaft fragt: Was ist die Welt? Ist sie Materie oder ist sie Geist? Und wie in einer dunklen Ahnung von jener höchsten Erkenntniß des Buddha sagt diese Wissenschaft uns selber immer wieder, daß sie stets umsonst nach dem Leben sucht, es nicht finden kann und nicht weiß, was das Leben ist. Ihr war immer das tote Objekt nur zugänglich. Doch neben der Quelle der Wissenschaft strömte stets noch eine andere Quelle, aus der die Menschheit in ihren Zweifeln, Aengsten und Schmerzen schöpfte, und wir dürfen heute wieder das Wort ohne Scham und Verlegenheit aussprechen, ohne daß wir dadurch zu armen Finsterlingen werden, zu rückwärts gesinnten und rückständig gebliebenen Geistern. Leise klingt heute wieder aus dem Lärm des Tages ein Sehnsuchtruf empor: Religion! Wie zwei Genien stehen sie neben einander am Brunnen der Welt, ein Schwesternpaar, Religion und Wissenschaft, Geisteskind und Kind der Natur, Maiengottheit und Dezembergottheit; vom Wirklichen redete immer die Wissenschaft und vom Unwirklichen redete immer die Religion und dennoch — wunderlicher, geheimnißvoller Widerspruch! —: jene, die das Wirkliche suchte, hat uns immer klagend und verzweifelnd mit tausend Zungen zugerufen, daß sie das Leben nicht zu finden vermöge, die aber, deren Augen sich im Unwirklichen verloren, sprach jubelnd von Erlösungen und kündete, daß sie uns kristallene Wasser des Lebens reiche. Religion! Mit dem Klang des Wortes kommt über uns der Traum, der Schauer, die dunkle Mystik und Märchenstimmung der Dezemberfinsternisse, der Geisteslust und der Geistesfeste. Religion! Und gleich auch stehen wir in der Welt der verborgenen Schätze und hören die alten Märchen vom Paradies und vom dritten Reich, vom Reich des Geistes und dem neuen Jerusalem, von einem neuen Menschen, zu dem wir werden, wenn der alte Adam in uns abstirbt, das Lied vom Gott- und Uebermenschen, den wir in uns erwecken sollen. Magischer Zauberkräfte rühmen sich diese Religiösen, als zu Wunderthätern blicken die Menschen zu ihnen empor. Auf ein esoterisches Wissen deuten aber all diese Religionen und alten Priesterkulte mit mystischen Zeichen und Zeichnungen hin, mit geheimnißvollen Symbolen und wunderlichen symbolischen Handlungen. Durch all diese Symbole aber geht ein letzter Sinn, eine letzte Lehre; ein Wort klingt uns immer wieder aus den egyptischen und eleusinischen, aus den indischen und christlichen Mysterien entgegen, ein Wort, das uns gewöhnlich als der Inbegriff alles Zauberns erscheint: das Wort Verwandlung. Doch wenn gerade unsere Märchen und Mythen, all unsere Dezembernachtpoesien uns von nichts als immer wieder von Verwandlungen berichten, so ist Das wohl nur deshalb, weil all diese Märchen eben nur Trümmerreste und Bruchstücke uralter Priester- und Tempeldichtung sind.

Die ewige Freuden- und Erlösungbotschaft all dieser Religionen aber ist die Verkündung eines Reiches des Geistes, das einst zu uns kommen soll und uns von unserer Sünde befreien wird. Was aber ist die Sünde? Die Materie. Die Lehre vom Sündenfall, die in den altindischen Veden zum reinsten und schärfsten Ausdruck kommt, ist die Grundlehre aller Religionen. Der Geist verwandelte sich in Materie. Das war für ihn Trübung und Befleckung. Wir müssen wieder immateriell werden, unseres Körpers und Leibes uns ganz entledigen und gehen in das Nirwana und in das Gottesreich ein. Der Kampf gegen den Leib und für die Vergeistigung des Menschen ist der Inhalt der großen

alten Religionen, der Weltanschauung, die auch uns seit nun fast zweitausend Jahren beherrscht; und wenn heute Einer sich zum Vegetarismus bekennt, nur Pflanzen- und keine Thiernahrung zu sich nimmt, so ist in ihm ein Drang und ein Wissen von jenem alten Veda der Inder. Was die Menschheit in diesem Kampf gegen den Leib, um ihrer Reinigung und Entsündigung willen, seit Jahrtausenden vollbracht hat, ist eine furchtbare Tragoedie, ein erschütterndes Drama „Ueber die Kraft"; und mögen wir sonst über sie denken, wie wir wollen: diese wilden Heiligen, diese Asketen, die um des Geistes willen ihren Leib unter den schrecklichsten Foltern verbrannten, lehren uns das Eine, daß in dem Menschen in Wahrheit etwas Uebermenschliches lebt. Was furchtbarer Wille und Energie, was Menschengeist und Kraft zu erreichen vermag, wird uns vielleicht nirgendwo so deutlich wie in diesen Orgien der menschlichen Askese.

Geist verwandelt sich in Materie. Materie verwandelt sich in Geist. Das ist die einfache, schlichte und naive Grunderkenntniß der Religionen, das älteste Wissen der Menschheit. Eine Verwandlunglehre steht als Ausgangspunkt schon an den ersten Anfängen des menschlichen Geisteslebens. Aber wunderlich: dieses älteste Wissen ist auch unser jüngstes und neustes Wissen und erst in dem letzten Jahrhundert wurde unsere Naturwissenschaft Metamorphosenlehre. Das Märchenland der großen Zaubereien und unablässigen Verwandlungen, von dem wir in diesen Dezembernächten uns erzählen, ist nichts als diese unsere Erde, diese unsere Gegenwart, die nächste uns umdrängende Wirklichkeit; und nichts, nichts geschieht irgendwo und irgendwann, ob wir auf die Natur hinblicken oder ob wir unseres Geistes bewußt werden, was nicht Verwandlung wäre.

Wenn dies Weltwesen aber Verwandlung ist, wenn unsere heutige Naturwissenschaft sich Metamorphosenlehre nennt, so wird damit der ewige Streit, ob das Urwesen der Welt Materie oder Geist ist, Kraft oder Stoff, allerdings hinfällig. Atomistiker und Energetiker sind ganz gleichmäßig im Recht wie im Unrecht, — die Frage, ob zuerst das Anorganische oder Organische, hört überhaupt auf, eine Frage zu sein; denn als das Urwesentliche ist eben die Verwandlung erkannt, die unablässige Verwandlung von Geist in Materie, von Stoff in Kraft. Die alte Kausalität-Weltanschauung, die auf der Formel von Ursache und Wirkung beruht, die mit Kant stets von einem a priori und a posteriori redet, uns an ein bloßes Nacheinander und Nebeneinander der Dinge glauben läßt, wird in Wahrheit durch eine konsequent durchgeführte Metamorphosenlehre über den Haufen gestürzt und die ihr eigentlich entgegenstehende Erkenntniß, auf die ein Goethe, ein Hebbel, ein Hegel hindeuten, wurzelt in der reinen Erkenntniß von einem In- und Durcheinander der Dinge, von einem polarischen Wesen der Welt; durch unsere allerjüngste Elektronlehre kommt Schelling wieder zu seinem Recht. Nehme ich aber einmal ein polarisches Weltwesen an, dann besitzen Monismus und Dualismus nur noch sekundäre Bedeutung.

Doch ich will nicht in die dürren Haiden der Spekulation führen, sondern im Dunkel dieser Dezembernacht die junge, grüne Maienerde zeigen, die heute noch unter Schnee- und Eisdecken vergraben liegt. Ein wunderbarer Glaube ists, der in den Mysterien und in den Priesterkulten schon in altersgrauen Zeiten verkündet wurde, eine wahrhafte Erlösungbotschaft; und die furchtbaren Heiligen und wilden Asketen haben uns oft genug bewiesen, daß dieser Glaube an

die Verwandlung unermeßliche moralische Kräfte verleiht, den Menschen mit magischen Fähigkeiten übergießt und ihn gegen die schrecklichsten Schmerzen unempfindlich zu machen wußte. Ist es denn ein Märchen, eine Traumphantasie, was uns die alten indischen Veden von der Verwandlung des Geistes in Materie erzählen, ist es nicht die einfachste, nackteste Wirklichkeit, die sich in jedem Augenblick vollzieht? Und dennoch klingts uns wunderlich mystisch und mit ungläubigem Lächeln hören wir jene Priesterworte. Daß sich Geist in Materie verwandelt: Das glauben wir nicht eher, als bis wirs gesehen haben. Das wäre, so denken die Meisten, ja das Märchen- und Schlaraffenlandwunder, daß ein armer Teufel sich hundert Thaler wünscht, und in dem selben Augenblick hat er sie auch schon wirklich in der Tasche. Nein: so einfach geht die Sache allerdings nicht, daß wir nur Abrakadabra oder sonst ein Zauberwort aussprechen, daß wir nur Etwas wünschen und möchten: die Natur will uns immer ganz und sie giebt nur dem Zaubermeister, der die Kunst des Verwandelns wirklich auch ausübt. Der arme Teufel, der da immer blos wünscht und wartet, daß ihm gebratene Tauben in den Mund fliegen, hofft ganz vergebens darauf, daß die hundert Thaler, die er denkt, zu wirklichen hundert Thalern werden; aber es giebt der Hexenmeister genug — heute scheint diese Zunft besonders in Amerika zu blühen —, die sich ausgezeichnet darauf verstehen, Phantasie-Millionen in sehr reale Millionen zu verwandeln.

Die Märchenwelt der alten Priestermysterien ist die wirklichste und positivste der Welten. Geist sollte sich nicht in Materie verwandeln können? Aber in dem Augenblick, wo ich zu Einem spreche, geschieht es. Was ich sprechend in diesem Augenblick denke, was mein Geist ist, — im gleichen Augenblick denkt es auch Der, zu dem ich spreche, ist es in dem Geist des Anderen. Vertrauen wir uns einmal dem alten John Locke an: Nichts ist in unserem Denken, was nicht vorher in unseren Sinnen, was nicht eine Sinneswahrnehmung, nicht etwas Materielles war. Daß ein Anderer überhaupt weiß, was ich denke, ist nur deshalb möglich, weil ich mich auf die Kunst verstehe, meinen Geist in Materie zu verwandeln. Und darauf verstehen wir uns Alle. Denn wir sprechen und wir hören, was wir sprechen. Unsere Worte sind Sinneswahnehmungen, Schälle, die wir durch unser Ohr aufnehmen, und deshalb eben so gut materielle Dinge wie das Haus, in dem wir uns befinden, wie die Bilder dort an den Wänden. Sprache ist lautes Denken, hat der alte Schleicher gesagt. Das heißt: unser Denken wird zu Lauten, unser Geist verwandelt sich in etwas Materielles.

Wir glauben heute an einen sprachlosen Menschen, an eine Urzeit, da der Mensch diese Verwandlungfähigkeit, die Kunst, seine Vorstellungen in Worte umzusetzen, noch nicht besaß. Denn wir sind immer neuer Verwandlungen fähig geworden und die ganze Kulturgeschichte besteht darin, daß wir immer vollkommenere Zaubermeister werden und immer neue Künste der Verwandlung uns aneignen; jede neue große Menschheitepoche beginnt mit dem Erwerb solcher neuen Kräfte; von der letzten, gewaltigsten und größten Verwandlung aber erzählt uns das Märchen der Dezembernacht: von der Verwandlung des Menschen selbst, von der Grundumwandlung des ganzen Menschen, von der Umgestaltung des alten Menschen in einen neuen, des Thiermenschen in einen Gottmenschen. Das ist das große Geistesfest, das wir zur Wintersonnenwende in diesen langen Dezembernächten feiern: die Entstehung

und Geburt dieses Lichtmenschen, dieses Sonnenhelden, der uns einen neuen Frühling der Welten bringt. Und zur höchsten Höhe steigt immer wieder die Welle unserer Lustgefühle in dieser Zeit empor, da wir uns, umstarrt von Finsternissen, von Eis und Schnee, die goldenen Märchen von den Verwandlungen erzählen. Da siegt in uns der gläubige Christus und Siegfried über den armen glaubenlosen Heiden, den Tschandalen und Thiermenschen, der kein zauberkundiger Mysterienpriester ist und nichts weiß von den ungeheuren magischen Kräften der Verwandlung. Mit stumpfen Sinnen sitzt dieser arme Tschandale im Staub und sein ewiges Lied ist, daß die Welt immer so bleibt, wie sie heute ist, daß der Mensch nie anders wird; wir aber sprechen in dieser Stunde zu ihm, wie der Priester, der Brahmane: Du Thor! Du Narr! So sieh doch um Dich! So öffne doch Deine Sinne. Alles ist Verwandlung! Was ist in dieser Welt nicht Verwandlung? Unablässig und unaufhörlich ruft Dir die Natur das Eine mit Myriaden Stimmen zu, daß Du stets ein Anderer bist.

Was ist Religion? Glaube an den Gottmenschen. Glaube an den Tod und Untergang des Thiermenschen. Glaube an den Frühling und an die Freude. Glaube an das Ende der Nacht und des Leidens. Das Wesen der Religion ist nichts als das Wesen der Welt selbst. Es ist nicht nur der Glaube an die Verwandlung, sondern es ist die That und die lebendige magische Kraft, daß wir uns in Wahrheit und in Wirklichkeit in den neuen Menschen verwandeln. Jede Nacht aber kann für Dich zur Heiligen Nacht werden; in jeder Nacht kannst Du wieder geboren werden.

Denn hier scheidet sich eine neue Religion von einer alten Religion. Wir haben die alte Lehre von der Verwandlung des Geistes in Materie gehört, das dunkle Winternachtlied vom großen Sündenfall der Natur, wie das Lebendige in die Gewalt des Todes fiel, wie der Geist von der toten Materie gefesselt wurde. Die Materie ist das Sündige, der Leib ist das Befleckende. So wurde diese Erde zu einer Stätte der Qual; wir lernten den Tod fürchten und schämten uns unseres Leibes. Nur in einem gespenstischen, unfaßbaren Jenseits gab es eine Erlösung, nur wenn wir dieses Körpers ganz los und ledig geworden, wenn wir dem Dasein erloschen sind, wird uns eine leere Ruhe, ein bewegungloser Friede zu Theil. Es war das alte Lied von einer Hölle und einem Himmel, von einem Kampf und einer furchtbaren Feindschaft zwischen Leib und Seele, zwischen Materie und Geist; damit das Eine siege, mußte das Andere vernichtet werden. Eine dunkle Lehre von einer in wilde Gegensätze zerrissenen Natur, aber niemals von einer Ueberwindung der Gegensätze. Ein ewiger dunkler Todesnebel liegt über dem Reich des Geistes, das uns von den Alten verkündet wurde. Geist und Materie, Ideal und Wirklichkeit können nie versöhnt werden, tönte es uns noch aus dem Munde der deutschen Idealisten entgegen. Aber es ist ein trauriger, unfruchtbarer Idealismus, auf den uns Schiller hinweist, nur ein armes Leben in Kunst, ein ästhetisches Schwelgen in bloßen Ideen und in lügnerischen Dichtungen, in schönen Träumen und gefährlichen Täuschungen. Da bauen wir uns ein Reich des Geistes in den Wolken auf, ein Reich der Vollkommenheiten, das wir uns jedoch nur denken. Nur wie eine Fata Morgana schwebt es in den Lüften, als ein Phantasiebild, als eine Welt des schönen Scheins. Aber ihm entspricht kein Sein; und die Erde zu unseren Füßen, die

Wirklichkeit bleibt unerlöst und in all der Nacht und dem Leid befangen. Wir träumen und denken uns einen neuen, einen Gottmenschen, aber unser wirkliches Sein ist ein trostloses Weiterleben im Thiermenschlichen. Nein: nicht diese Kunst, sondern die große Kunst der Welt suchen wir, die nicht unüberbrückbare Klüfte, unüberwindliche Gegensätze aufreißt zwischen Geist und Materie, Ideal und Wirklichkeit, sondern den Zauberstab ihrer Verwandlungskraft ausstreckt und Eins immer zum Anderen werden läßt, aus diesen Wirklichkeiten neue Ideale hervorruft und die Ideale zu neuen Wirklichkeiten macht.

Reißen wir uns los von dem Wahn der alten Religionen! Lauschen wir nicht länger dem finsteren Winterlied vom Sündenfall der Natur! Der Leib ist keine Sünde. Der Geist hat sich nicht befleckt, indem er zur Materie wurde, er ist damit nicht von seinen Höhen herabgesunken. Das wirkliche Gefühl von der Unendlichkeit der Welten, das uns Menschen als höchstes Gefühl erst zu Theil wurde, als Copernikus die kristallene Schale des Himmels zertrümmerte, dieses Gefühl ist unlöslich mit der Erkenntniß verknüpft, daß sich unaufhörlich und ewig Materie in Geist und Geist in Materie derwandelt: die Materie vervollkommnet sich, indem sie Geist wird, aber der Geist vervollkommnet sich auch, indem er zur Materie wird. Er sündigt damit nicht, sondern er steigt glänzend nun zu neuen Seligkeiten empor. Dem nur, der des Geistes voll ist, fließt der Mund über. Nur wer Künstler ist, wer ganz und gar von großen Gefühlen und wunderbaren Gedanken erfüllt ist, in dem die Phantasien wie ein Meer dahinfluthen: nur über ihn kommts wie ein mächtiger Drang, daß er, was in ihm ist, zu Stoff und Materie, in Worte und Klänge, in Farben und Linien verwandeln muß. Nur wenn die Ideale wie ein Wein und wie ein Feuer in uns glühen, wenn sie ganz und gar Besitz von uns genommen haben, daß wir nicht mehr ohne sie sein können, daß sie uns mehr sind als unser Leben, dann haben wir die magische Kraft in uns, daß wir diesen Geist zur Wirklichkeit werden lassen, dann ist aber auch in uns eine Gewalt und ein Muß, ein Wille zur That und das einzige Verlangen, daß diese bessere und vollkommene Welt unserer Ideen zur Erdenwelt, zur schlichten Alltäglichkeit wird.

Nur so ist das Märchen der Dezembernacht, das Märchen von den großen Weltverwandlungen, von der Verwandlung von Geist in Stoff und von Stoff in Geist, von unseren Zauberkräften und magischen Künsten ein Hymnus der Freude, ein Hymnus auf die Sonne und das Licht. Nicht darum jubeln wir von einem Licht, das wir nicht sehen, von der in die Erde versunkenen Sonne, von dem begrabenen Tempel, daß dieses Lichtreich dort unter Eis und Schnee verborgen liegt: sondern, daß es mit dem Frühling aus den Finsternissen hervorsteigt, daß es als Maienwelt in lebendiger Wirklichkeit um uns grünt und blüht, daß die verborgene Sonne sichtbar durch die blauen Lüfte leuchtet. Das Lied von den Verwandlungen ist ein Lied von der Kraft und Stärke. Das Reich kommt nicht dadurch zu uns, daß wir es träumen und denken, nur ersehnen und wünschen; kein Schlaraffenland ists, in dem wir durch bloße Zauberworte und Geberden die goldenen Früchte aus den Bäumen hervorlocken. Nur durch Kampf und Arbeit wird es errungen, nur durch die Idee, die That wird. Das Wort gilt immer, das einst der Nazarener rief: Das Himmelreich gehört den Stürmern, gehört Denen, die es erstürmen können.

Schlachtensee. Julius Hart.

Alpenkönig und Menschenfeind.

Als ich vor einiger Zeit in künstlerischen Angelegenheiten nach Dresden fuhr, hoffte ich, abends im Hoftheater entweder Bungerts „Odysseus' Tod“ oder sonst ein interessantes Werk zu hören. In den Eisenbahnblättern fand ich zu meiner Enttäuschung fürs Opernhaus „Alpenkönig und Menschenfeind“, die alte Posse, fürs Schauspiel „Die Jungfrau von Orleans“ angezeigt. Die Jungfrau lehnte ich dankend ab; der Alpenkönig siegte. Er versprach, alte, liebe Erinnerungen an prager Zeiten in mir hervorzuzaubern, wo ich selbst das Köhlermädel sang und noch Leute aus Raimunds Zeiten mitspielten. So bereitete ich mich auf alte österreichische Gemüthlichkeit vor, die, besonders von der Bühne herab, mich harmlos zu ergötzen im Stande ist und bei der ich mich geistig auszuruhen vermag.

Bevor ich das Hotel verließ, fiel mein unbewaffnetes Auge nochmals auf den Theaterzettel, auf dem mir, unter dem Titel, neben Raimunds Namen die Worte „Musik von Leo Blech“ entgegenblinkten. Schon hatte meine Freude eine Ohrfeige bekommen. Die alten lieben Melodien sollte ich also nicht hören, sollte mich mit neumodischen abfinden. Wie schade! Doch tröstete mich der Gedanke, daß man gewiß die alten Lieder nicht ganz verbannt, sondern eingeflochten haben werde.

Ahnunglos betrete ich die mir wohlbekannte Stätte. Ans Dirigentenpult tritt Schuch. Schuch dirigirt die alte Posse? Wahrscheinlich viel Zwischenakt- und Zaubermusik, zu denen ja die Szenen des Alpenkönigs Astralagus Veranlassung geben. Und nun sehe ich auch das ganze vollzählige Orchester. Nun ja. Die Jungkomponisten lieben Alle, viel Lärm um nichts zu machen; ich ergebe mich also darein. Noch immer bin ich ahnunglos.

Der Akt beginnt mit einem Frauenduett. Hm . . . Meinetwegen! Wenn zwei verliebte Frauenzimmer Blumen pflücken, mögen sie auch ein niedliches Duett singen. Das kann man ihnen nicht verbieten. Da bekommt meine Hoffnungfreudigkeit schon wieder einen Stoß: denn zu dem ersten gesellt sich ein zweites, ein Liebesduett. Und ganz wie im Tristan lassen sich die Liebenden peu à peu auf eine Bank nieder. Sie werden doch nicht noch lange singen? Ich will endlich Raimund, endlich reden hören. Da erscheint zu meinem Glück das Dienstmädchen und weckt die Beiden aus der Umarmung. Wohl mir!

Nein: weh mir! Eine schwere, hölzerne Konversation, von unglaubwürdigen Intervallen getragen, spreizt, zerrt und stempelt die einfachsten, nichtssagenden Worte eines bei Raimund schwäbisch redenden Dienstmädels zu Dodonas Orakeln. Genau wie in Humperdincks Hänsel und Gretel, wenn die alte Märchenmutter um den zerbrochenen Topf jammert. Jetzt

endlich — ich muß selbst eingestehen: etwas spät — geht mir ein Licht auf. Das ist ja gar nicht die alte Posse, sondern eine regelrechte moderne Oper.

Was thun? Ich fasse mich, verzichte auf die alten Erinnerungen und die Posse zu Gunsten Blechs, dessen Talent man in den Zeitungen vielfach gerühmt findet, und versuche ernstlich, mich für die Oper zu interessiren. Versuche . . . Leider fällt mir die hölzene Konversation auf die Nerven. Eben so der singende Alpenkönig, obgleich ihn Perron ausgezeichnet interpretirt.

Das erste Bild ist vorüber. Ich athme auf.

Beim Anfang des zweiten fällt mir ein Stein vom Herzen. „Rindvieh!" schreit Rappelkopf und stößt seinen treuen Diener Habakuk, der „zwei Jahre in Paris war", mit einem Fußtritt auf die Bühne. „Rindvieh!" Das erste vernünftige Wort. Mir wird ganz wohlig dabei zu Muth. Jetzt werde ich den alten Habakuk mit seinem einfältig aufgeblasenem Wesen und seinem ewigen Refrain genießen.

Es war wieder nichts. Der einfältige alte, hochnasige Habakuk ist in einen jungen verliebten Diener verwandelt worden, der mit Raimunds großspurigem Pariser gar keine Aehnlichkeit mehr hat. Sein Lied ist unbedeutend und giebt nichts von dem Geiste des Originales wieder.

Rappelkopf tritt auf den Plan. Er brüllt wüthend abgerissene Sätze und Worte zwischen langathmige musikalische Ergüsse. Mir thut Scheidemantels schöne Stimme leid. Das sollte lieber gesprochen werden. Dem Sänger wird zugemuthet, über eine Rieseninstrumentation hinweg in höchster Wuth — man muß wissen, was Das heißt — in seiner Kehle Töne und Intervalle zu finden, die für sein Organ eben so schädlich wie für unsere Ohren ärgerlich sind. Gleich Manfred beschwört er die Geister- und Gebirgswelt — nur spricht Byrons Held, während der Alpenkönig Blechs singt — und wird dabei, gleich Mime, von Loge-Motiven, also geborgten, gezwickt und gezwackt. Verfluchte Wagnerei!

Unwillkürlich drängt sich mir der Fluch auf die Lippen, wo immer ich diesen bei allen modernen Komponisten so beliebten Motivenanleihen begegne. Arme Sänger! Armes Publikum! Und ich darf wohl auch hinzufügen: Arme Komponisten! Haben Mozart, Beethoven, Gluck, Weber, Wagner so . . . geliehen?

Auch Frau Rappelkopf sagt mir mit ihrer kleinen Arie nichts. Sie ist furchtbar bescheiden in der Erfindung. Erst das Finale wirkt durch das ausgezeichnete Ensemble von Sängern, Dirigenten und Regie.

Lustig und auch musikalisch hübsch beginnt der zweite Akt. Der Fliegende Holländer mußte zwar vorübergehend eingreifen, da Salchen ja zu spinnen hat, aber die Szene, die hier vor der Hütte, statt, wie bei Raimund, in der Hütte spielt, ist munter und gesund. Raimunds Köhlerfamilie ists frei-

lich nicht. Man sieht wohl Armuth, aber kein Elend, man hört eine Kindertrommel, aber sieht nur ein Kind, statt der vielen, die sich in der alten Posse tummeln. Die ganze Kinderwirthschaft, das Kind in der Wiege, die alte niesende Großmutter, die Allen zur Last ist, der im Bett liegende bezechte Kohlenbrenner, Hund und Katze: Alles fehlt. Damit fehlt auch das ganze jammervolle Elend, das Raimund mit so entzückender Kunst in ein heiteres Gewand zu kleiden wußte. Bei Blech ists auch kein Köhler, sondern ein Tischler, der die Klarinette bläst. Lustig ist die Szene ja auch bei Raimund; mit welcher Macht aber wirkt sie auf den tiefer fühlenden Zuschauer! Der immer wiederkehrende Refrain des alten Liedes: „So leb' denn wohl, Du stilles Haus!" klingt dem alten Rappelkopf so vorwurfsvoll mahnend ans Herz, daß er noch zorniger, noch wilder wird als vorher. Auch davon spürest Du hier nicht einen Hauch. Hie Raimund mit Elend und Herz, — hie Blech mit Klarinette und Trommelschlag.

Was Rappelkopf und der Alpenkönig zu singen haben, ist gut angelegt und enthält manches Schöne. Besonders gut gelungen fand ich das Duett der beiden Männer. Daß Rappelkopf, nachdem ihn der Alpenkönig eingeschläfert hat, im Traum nochmals zu singen anhebt, empfand ich als Ueberfluß.

Mönch, Eiger und Jungfrau sahen, herrlich in Gold, Purpur, Dämmerluft und Silber getaucht, auf uns herab. Dazu hat Blech eine sehr sympathische Phantasie mit sehr effektvollen Klangwirkungen geschaffen, die das Ohr des Zuhörers angenehm berühren und das Bild schließen. Wie aber die österreichisch redende Köhlerfamilie in die Gegend kam, ist mir nicht ganz klar geworden.

Der Doppelgänger Rappelkopfs im letzten Bilde ist musikalisch besser, weil knapper gezeichnet als sein Original im zweiten. Kurz vor dem Schluß hebt sich ein Duett Habakuks mit seiner Liebsten heraus, das, in der Modulation reizvoll und sehr geschickt gemacht, mit den unvermittelten Kreuz- und B-Sprüngen, dem Wechsel der Tonarten leider an den Operettenstil streift. Das gefiel dem Publikum am Meisten.

Mein Gesammteindruck war: ich habe einen talentvollen Komponisten kennen gelernt, der vorläufig noch in allen Stilen arbeitet, ohne einen rechten Zusammenhang zu finden, und dem noch nicht der Entschluß gereift ist, welchem der vielen Stile er sich ernstlich widmen will; ich habe ein Werk kennen gelernt, das in unübertrefflicher Weise einstudirt und ausgeführt war und mir hauptsächlich dadurch interessant genug wurde, um mich noch nachträglich zu beschäftigen. Komponist und Werk aber sind mir Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind", mit seiner österreichischen Herzlichkeit, seiner menschlichen Gemüthstiefe, leider schuldig geblieben.

Grunewald. Lilli Lehmann.

Ein Traktat vom bösen Gewissen.

Auf der vergoldeten Armlehne des Präsidentensessels saß der Erste Konsul, Napoleon Buonaparte, und zerstach mit seinem Federmesser in ärgerlichem Spiel die Tischdecke, die wie ein grüner See mit zwei langen Buchten sich vor ihm ausbreitete.

„Ich bitte, meine Herren", sagte er mit dem fremdartig harten Tonfall, den seine Umgebung fürchtete, „bleiben wir bei der Aufgabe. Sie haben vor zwei Jahren für die Berathungen des Code Civil einige Arbeitlust mitgebracht; vielleicht, weil die Begriffe Ihnen mehr Schwierigkeiten machten. Hier, beim Strafgesetz, wird zu viel philosophirt. Für sechstausend Franken im Jahr halte ich Ihnen einen Professor, der zweimal wöchentlich alle Systeme der Philosophie widerlegt und noch Zeit findet, seinem Verleger jedes Jahr ein Buch zu machen. Wir arbeiten nicht genug. Es ist zwei Uhr und wir haben noch nicht einmal zehn Paragraphen erledigt."

Die sechzehn Herren, die in neuen Uniformen an dem Hufeisentisch saßen, fingen an, müde zu werden. Seit acht Uhr früh dauerte die Sitzung. Alle Glasthüren des Saales waren geöffnet, aber die Julisonne brannte auf die gelben Marquisen und die Luft roch nach Papier und Leder.

„Auf Ihre Distinktionen von Schuld und Sühne lasse ich mich nicht ein", fuhr der Konsul fort. „Die Strafe ist dazu da, die Zahl der Verbrechen zu mindern. Deshalb muß sie richtig abgewogen und qualifizirt sein. Das, was Sie das Schuldbewußtsein des Verbrechers oder gar sein Sühnebedürfniß nennen, ist mir gleichgiltig. Genug, wenn er weiß, daß ein Rückfall ihm ernste Verlegenheiten bringen kann. Maleville kennt meine Ansichten über Schuld und Schuldbewußtsein. Er mag Ihnen, wenn Sie wollen, ein paar Gedanken entwickeln, während ich Sie auf zwei Minuten verlasse. Sie hörten, daß Augereau sich um Zwölf melden ließ. Mir ist, als hielte er sich noch immer im Nebenzimmer auf; dieser Mensch hat die Leidenschaft des Wartens."

Alsbald erhob sich am Ende der rechten Tischbucht die hohe Gestalt des Herrn von Maleville in dunkler Civiluniform, deren goldgestickter Kragen Hals und Kinn wie eine Bandage einzwängte. Er verneigte sich zuerst nach dem Platz des Konsuls hin, dann nach dem linken Flügel; dabei führte er mit einer abgerundeten Bewegung den Arm zur halben Höhe des Oberkörpers.

„Der Befehl des Konsuls", sagte er, „seinen Gedanken als Dolmetsch zu dienen, setzt mich in Verlegenheit. Selbst unter der Deckung seiner Autorität fühle ich mich beunruhigt, ja, eingeschüchtert in einer Versammlung, die an die Meisterschaft seiner Erklärungen und Beweise gewöhnt ist."

Diese Worte konnte Napoleon noch vernehmen; er hatte mit hastigen Schritten den Saal durchmessen und verschwand nun hinter einer grüngoldenen Flügelthür, deren Füllungen mit Fackeln, Leiern und Lorberzweigen geschmückt waren.

„Unterstützen Sie mich, meine Herren", fuhr der Redner fort, „durch die Erlaubniß, aller Theorie zu entsagen und ein Erlebniß zu erzählen, das dem

Konsul einiges Interesse erweckt und, wie er zu versichern die Huld hatte, ihm seine eigene Anschauung vom Truge des Schuldbewußtseins versinnlicht hat.

* * *

Wenige Jahre vor der Umwälzung, der wir unseren politischen Zustand verdanken, starb mein Vater. Mir, als dem älteren Sohn, hinterließ er, nach der damaligen Sitte, seinen Landbesitz, der leider stark verschuldet war, meinem Bruder eine kleine Rente und uns Beiden einen Namen, der in jener Zeit große Rechte und Pflichten in sich trug. Herkommen mehr als Neigung wies meinen Bruder auf das Waffenhandwerk; und so diente er in Versailles, in naher Umgebung des Königs. Der Anblick des zur Statistentruppe fürstlicher Unterhaltungen degradirten Heeres verdroß ihn und er träumte davon, der jungen Römerrepublick, die jenseits des Meeres sich erhob, seinen Arm zu leihen.

Inzwischen kämpfte ich für mein Eigenthum. Alte Prozesse wurden beglichen, das System der gewissenlosen Pächter und diebischen Intendanten verworfen, hundert Besserungen und Reformen eingeführt; und nach Jahren harter Arbeit sah ich das Erbe entlastet und schließlich, durch meine Vermählung mit einer benachbarten Grundbesitzerin, zu einem Umfang abgerundet der in der Familie, so weit die Ueberlieferung reichte, nicht erhört war.

In dieser Zeit der Thätigkeit und des Gedeihens besuchte mich mein Bruder, um Abschied zu nehmen. Nicht ohne Unruhe hatte ich die Begegnung erwartet, denn ich erwog, daß der Kontrast zwischen dem heimathlichen Behagen und seinem eigenen Wanderschicksal geeignet sein müsse, neuen Zwiespalt in seiner Brust entstehen zu lassen. Auch hatte meine Frau mir vertraut, er habe in ihrer frühen Mädchenzeit sie viel gesehen und mit allen Zeichen schüchterner Jugendneigung sich um sie bemüht. Ich fand ihn äußerlich gealtert, innerlich zwar wohl nicht stiller, doch durch Selbstbeherrschung gebändigt. Mich begrüßte er mit rückhaltloser Herzlichkeit, meine Frau freundschaftlich und ohne Mitklingen eines Gefühles, das ich befürchtet hatte; und so war in geschwisterlichem Zusammensein bald alle Besorgniß aufgelöst und geschwunden."

Bei diesen Worten vernahm man im Nebengemach Stühlerücken und lautes Sprechen. Wie unter einem Windhauch erschauerte das Kollegium, als in der aufgerissenen Thür der Konsul erschien, schnaufend, mit gerötheter Stirn, auf der die dünne, vom Scheitel herabgestrichene Haarsträhne klebte.

„Belehren Sie diesen General, meine Herren, wie viele Batterien wir auf den Forts von Wimereux haben! Er weist mir nach, daß es nicht mehr als sechs sind ... Bitte, äußern Sie sich, Pernichon, der Sie als Statistiker gelten wollen; oder, wenn Sie nichts wissen, so laufen Sie und schaffen Sie sichere Zahlen!"

Pernichon, ein schwächlich grauer Ingénieur des Ponts et Chaussées, der sich einiger Kenntnisse auf dem Gebiete des Verkehrswesens rühmte, zur Zeit aber mit der Regelung des Gefängnißwesens betraut war, erwog eine Sekunde, ob er daran erinnern solle, daß er mit Artillerie nicht das Mindeste zu thun habe. Aber unter dem Bann der Gewissensangst schmolz ihm die Rede zu einer murmelnden Lautfolge zusammen und er beeilte sich, mit einer Verbeugung den

nächsten Ausgang zu erreichen, während die goldbeschlagene Degenscheide in großen Schwingungen ihm an die Absätze schlug.

* * *

Napoleons grünlich schimmernde Augen waren hinter der Thür verschwunden, als Maleville, seines Unbehagens nicht ganz Meister, wieder zu reden begann.

„Die accidentelle Beklemmung“ sagte er, „in die des Konsuls Mißstimmung Einige von uns — um beim Thema zu bleiben: schuldlos — versetzt hat, benutze ich, um Ihre Theilnahme an dem Seelenzustand zu heischen, den ich Ihnen darzustellen wünsche ... Ohne durch Steigerungen Ihre Spannung zu erwecken, sage ich Ihnen: am Abend des Tages, von dem ich Ihnen berichtete, habe ich meinen Bruder getötet.“

Hier machte der Erzähler eine kurze Pause und blickte mit geschlossenen Lippen auf die Mappe aus Maroquinleder, die vor ihm lag und die Aufschrift Ministère de Justice trug. Die hochgezogenen Stirnen und leicht gehöhlten Wangen der Anwesenden waren ihm zugewandt.

Maleville fuhr fort: „Wie soll ich Ihnen eine That motiviren, die in der Sekunde später mir so unfaßbar war wie Ihnen? Mein Bruder hatte in Paris viel in den Salons der großen Damen verkehrt, die Ihnen aus den siebenziger Jahren erinnerlich sind. Bei diesen Bufetièren des Esprit galt ein geschliffenes Wort mehr als heute ein Seesieg über England; und alle Pointen und aller Hohn galt dem Bestehenden, dem Herkommen, der Autorität.

Daß mein Bruder schon vor dem Tag der Bastille revolutionärer war als die Revolution selbst, konnte mir nicht entgehen, als ich ihn, vielleicht allzu lange, vielleicht auch allzu selbstbewußt, durch Aecker, Forsten und Vorwerke des väterlichen Besitzes führte. Sein freundlich offenes Wesen kehrte sich in Mißmuth und Bitterkeit; und manches scharfe Wort wurde gewechselt. Als er jedoch, seinem Offizierskleid zum Hohn, sich rühmte, er selbst werde nächstens das Volk der Enterbten gegen die Ausbeuter führen helfen, da beging ich das Verbrechen, ihn des Neides, der Undankbarkeit, des Verrathes zu zeihen.

Die folgenden Sekunden kann ich nicht schildern. Wie ich Schmerz und Schmach des Faustschlages im Antlitz brennen fühlte, wie ich zweimal mit dem Metallknauf meines Rohres ausholte und schlug: in meiner Erinnerung knäult es sich in eine unauflösbare Konvulsion zusammen. Aber mit nüchterner Deutlichkeit sehe ich noch den lebendigen Menschen niederbrechen und in der epileptisch krampfhaften Stellung des gewaltsam Verendeten sich auf dem Boden strecken.

Ich blickte um mich. Es war ein entlegener Theil des Parkes, wo die Kieswege enden und kleine überwachsene Pfade im Grün der Waldwiesen sich verlieren. In der Nähe stand von Väterzeiten her als Jagddenkmal ein steinerner Hirsch; dahinter lag ein Weiher. Es war neun Uhr abends.

So mußte es sein, sagte ich. Ich bin schuldlos. Ruchbar kann es nicht werden. Jetzt Ruhe und Ueberlegung! Da plötzlich stieg es in mir empor wie eine brennende Woge, die mir die Eingeweide hob, über meinem Kopf zusammenschlug und alle Besinnung fortriß. Ich lag am Boden und grub Stirn und Zähne in den Morast des Weges. Ich wagte nicht mehr, den Toten anzublicken. Ich wagte nicht, ihm die Augen zu schließen, — die Augen, die lachend und

weinend mir aus fernen Kindertagen vertraut waren. Ich wagte nicht, die Hände zu berühren, die mich tausendmal begrüßt hatten; diese nachdenklichen Hände, deren Züge mir befreundet waren wie liebe Gesichter. Mir graute, das Haar von dieser feingeaderten Schläfe zu streichen, die von meinem Schlage blutete. Ein Theil meines Leibes, meines Lebens lag neben mir, — besudelt, vernichtet, der Fäulniß hingeworfen durch die That meiner Hände.

Nie hatte ich bis zu dieser Stunde den Namen des Herrn angerufen als zu frivolen Betheuerungen; jetzt schrie, nein, heulte meine ganze Seele empor: Gott, Du mußt diese Schuld von mir nehmen, Du mußt dies Blut von mir waschen, Du mußt mich retten!"

Malevilles mit starker Empfindung gesprochene Worte schienen von den Wänden des schweigenden Saales widerzuhallen. Niemand rührte sich. Eine kurze, etwas unbehagliche Bewegung der Hörer wurde erst merkbar, als er fast unvermittelt sich in den höfischen Ton der Rede zurückfand.

„Ich hoffe, meine Herren, daß ich Ihre Geduld nicht mißbrauchte, indem ich Ihnen dies Erlebniß, das als Traum endete, in den Formen der Wirklichkeit vortrug. Ich sage: ‚endete'; denn es giebt Augenblicke, wo es mich tröstet, an Wunder zu glauben. Und warum sollte der allmächtige Gott, der über Gegenwart und Zukunft Herr ist, nicht die Gewalt haben, die Maschen des Geschehenen aufzulösen, die Zeit rückwärts zu zwingen, Vergangenes ungeschehen zu machen? Es giebt Erlebnisse, die man zu träumen glaubt, und wiederum: in allen Träumen weht ein zarter Schleier über den Dingen, den man nach dem Erwachen erst erinnernd wahrnimmt: dieser Traum hatte nichts Traumhaftes; er trug alle Merkmale des Lebens."

Hier unterbrach den Sprecher ein Mitglied der Versammlung, der Generalprokurator: „Und wo war, wenn ich fragen darf, Ihr Herr Bruder, als dieses zweifelhafte Ereigniß sich zutrug?"

„Ohne mein Wissen", erwiderte Maleville, „war er kurze Zeit vorher thatsächlich nach Amerika ausgewandert. Er erlag später in New-Orleans dem Fieber. Den genauen Zeitpunkt seines Todes habe ich niemals festzustellen vermocht . . . Aber bleiben wir bei der Sache, meine Herren! Die Frage, ob Wunder oder Wirklichkeit, Traum oder That, hat uns hier nicht zu beschäftigen. Wir sprachen vom Schuldbewußtsein. Meine Schuld war wirklich, denn ich hatte die That mit allen Fasern meiner Nerven begangen, mit aller Nothwendigkeit meiner Natur, mit allem Bewußtsein meiner Seele. Mein Geist konnte nicht wacher sein, als er war; und stünde ich, ohne diese schreckliche Erfahrung, noch einmal auf dem selben Fleck: wachend oder träumend, ich fürchte, ich beginge sie wieder.

Das, wie mir scheint, eigentlich Wunderbare und dennoch Natürliche des Vorganges will ich erst jetzt erwähnen. So lange ich die Wirklichkeit meiner That vor mir sah, war meine Verzweiflung tiefer, als Menschen ermessen können; als ich erwachte, fühlte ich mich frei von allem Schuldbewußtsein, rein und glücklich. Niemals wieder habe ich dieses Verbrechen bereut; niemals mehr hat es mir auch nur eine Stunde lang Sorge gemacht. Es bleibt ein Traum; ein Vorfall, meiner Verantwortung so fremd, als wäre er dem Fremdesten widerfahren. Meine Seele, die diese Ausgeburt erzeugt hat, leugnet alle Mutterschaft

und stolzirt in ihrer Jungfräulichkeit. Meine Schuld bestand, — und mein Gewissen kümmerte sich nicht darum.

Ich versage mir, diese Seelenerscheinung theoretisch zu erläutern, denn der Konsul hat, wie Sie gemerkt haben werden, die Audienz beendet. Die Darlegung, die den Zeitraum seiner Abwesenheit auszufüllen bestimmt war, hätte er Ihnen wahrscheinlich kürzer, sicherlich überzeugender vorgeführt."

* * *

In der That hatte die ovale Klinke der grüngolden lackirten Thür sich schon bewegt und der Flügel eine winzige Spalte geöffnet. Jetzt wurde Er, dem die Schlußworte galten, sichtbar. Mit breiten Schritten spazirte er, sichtlich in guter Laune, über die Lorberkränze und fliegenden Adler des Teppichs nach seinem Sitz und sagte, indem er den Kopf auf die Seite neigte und die Hände in die Taschen versenkte: „Ich hoffe, daß Maleville Sie gut unterhalten hat. Wenn hier mit Traumdeutung gedient ist, so hätte ich vielleicht darauf verzichtet, Ihnen Geschichten zu erzählen, und Sie nur auf eine sehr triviale Erfahrung verwiesen, die Jeder von Ihnen schon gemacht haben wird. Sie träumen, daß Sie sich wegen einer strafbaren That zu verantworten haben. Sie suchen sich der Verantwortung zu entziehen. Man verfolgt Sie. Man holt Sie ein und verhört Sie. Sie leugnen, führen Wahrscheinlichkeiten an, versuchen, ein Alibi zu konstruiren. Sie erdichten Thatsachen, treten psychologische Beweise an, beschuldigen Andere, trachten, das Verfahren zu verschleppen, hoffen auf Zufälle, suchen Zeugen irr zu machen. Sie schließen mit einem glänzenden Plaidoyer, — und werden verurtheilt. Während der ganzen Zeit haben Sie von Ihrem Gewissen, Ihrem Schuldbewußtsein, Ihrer Reue und Zerknirschung schwerere Martyrien erlitten als von der Chicane des Verfahrens und der Härte der Strafe.

Sie erwachen: und was bemerken Sie? Sie haben Ihre Verfolgung, Ihren Prozeß und Ihre Verurtheilung geträumt. Ihr Verbrechen haben Sie nicht geträumt. Es war eine Voraussetzung der Komoedie, aber eine Voraussetzung, die Sie nicht geprüft haben. Eine falsche Voraussetzung. Und doch fühlten Sie sich schuldig, waren Sie schuldig so gut wie Einer, der das Vergnügen oder den Nutzen des Vergehens gekostet hatte. Sie hatten die Indigestion ohne Mahlzeit, den Katzenjammer ohne Rausch. Ihr Schuldbewußtsein war entstanden, wie ein Jucken der Haut, ein Schmerz im Finger, — ohne sittlichen Anlaß.

... Genug der Philosophie, meine Herren; wir haben zu arbeiten. Ich wünsche, daß Sie Schuld und Strafe ohne metaphysische Nebengedanken betrachten, sozusagen als Spielregeln. Das Schuldbewußtsein ist eine Zwangsvorstellung, die man sich durch unbedachtes Handeln oder durch Unvorsichtigkeit zuzieht, und die Strafe ist keine Sühne, keine Rache, kein Sakrament, sondern einfach eine umgekehrte Belohnung, — weiter nichts.

Und jetzt, bitte ich, zum nächsten Paragraphen."

Ernst Rainer.

Selbstanzeigen.

Der König aller Sünder. Verlag von Axel Juncker, 1903.

... Und so schicke ich Ihnen denn das Manuskript. Mit eigenartigem Empfinden lege ich die Feder aus der Hand. Zum letzten Mal. Wohl mit erleichtertem Aufathmen, wie von einem Alben befreit, der mich lange geplagt hat. Zugleich aber mit dem Gefühl des Bedauerns, liebgewordene Geschöpfe entbehren zu müssen. Wie man aus einem Kreise werther Menschen scheidet, der uns lange Sinn und Herz beglückt hat. Man sieht Kinder seiner Phantasie ja, als lebten sie wirklich. Als brauchte man nur wenige Schritte zu wandern, um sie in Fleisch und Blut vor Augen zu haben. Und leben sie denn nicht auch wirklich? Mir lebt Junker Otto, für mich stirbt König Christopher und liebte Cara. Ich möchte darauf schwören, daß sie genau so ausgesehen haben, wie ich sie darstelle. Die Aussätzigen haben den Kirchgang gemacht und mit den furchtbaren Waffen ihrer entsetzlichen Krankheit das Schloß Kalundborg erobert. Der junge Königssohn liebt im alten Paris die jungfräuliche Buhlerin, die zu nächtlicher Stunde Asmodäus heimsucht, und der Königssproß selbst wird das Opfer des Bösen Geistes. Als Sühner urväterlicher Schuld pilgert der Junker ins Gelobte Land; daß er Ordensritter wurde, ist ja historisch verbürgt. Unter dem Oelbaum sieht er im Garten von Gethsemane verzückten Auges den Heiland und nimmt, als vom Erlöser Auserwählter, die schwere Last des Kreuzes auf sich. Mit ihm betritt die Verderben bringende Ratte die heimische Erde und verpflanzt „die Geißel Gottes", die verheerende Pest aus dem Morgenland, auf Jütlands Boden. Er aber lebt und duldet fortan unter den Aermsten der Armen und erleidet für sie den erlösenden, sühnenden Tod ... Heißt Das „schaffen"? Mitfühlen, nachleben, lauschen, was die Geister Verstorbener im Abendwehen uns zuflüstern. Hören, sehen, fühlen. Viel mehr vermag auch der Künstler nicht. Durch mechanische Konstruktion und Kombination entsteht kein lebendiges Kunstwerk. Wer künstlerisch schafft, kann nur schauen, belauschen, errathen, was aus uraltem Erdreich die Geister Verstorbener in die Nachtluft emporflüstern, nur, auf seine besondere Weise, wiedergeben, was schon geschaffen war und schon gelebt.

Kopenhagen. **Laurids Bruun.**

✤

Der Fenriswolf. Ein österreichischer Provinzroman. Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig.

In meinem Roman „Die Waclawbude", den ich vor einem Jahr an dieser Stelle anzeigen durfte, habe ich versucht, ein Stück österreichischen Studententhums zu zeichnen. Ein Stück akademischen Lebens, das etwas Oestliches an sich hat, das dem Leben an den deutschen Universitäten nur in Aeußerlichkeiten ähnelt. Nun habe ich ein Schicksal zu gestalten versucht, das an dem spezifischen Stumpfsinn der österreichischen Provinz zu Grunde geht, ein Schriftsteller- und Menschenschicksal. Und wieder drängte sich mir eine traurige Unterscheidung auf. Schildburg und Krähwinkel sind mit Recht in deutschen Landen zu suchen und zu finden. Aber es kann im ganzen Deutschen Reich kein so gottverlassenes Nest geben wie dieses österreichische Provinzstädtchen Rohrburg. Die Reichsidee verbindet noch immer selbst die letzte Kleinstadt in Hinterpom-

mern mit dem Ganzen; und trotz allen Kursschwankungen und Theaterkünsten ist doch eine verschämte und fast zornige Liebe da. Vielleicht am Meisten bei Denen, die am Meisten erzürnt scheinen. Das fehlt in Oesterreich. Niemand liebt dieses zerrüttete Reich, auf dessen Tod jede Nation und jedes Natiönchen mit der Gier zitternder Erben wartet. Kein großer Gedanke, kein heißer Haß, keine wilde Liebe erhebt sich aus dem Sumpf der Provinz. Alles dämmert dahin in einem Druck, der alles Geistige ertötet, alles Funkelnde auslöscht. Die Bürger von Rohrburg sind Pessimisten, ohne es sich einzugestehen. Cyniker, ohne es zuzugeben. Menschen, die nichts mehr zu hoffen haben. Ihre Wünsche sind ohne Kraft und selbst ihr Zorn glimmt nur leise dahin. An diesem Stumpfsinn, an dieser trostlosen Verödung stirbt ein Mensch. Die neue Zeit kommt verspätet und zögernd in diese Stadt und erweckt hier den Sturm in den Herzen von einigen jungen Leuten, den selben Sturm, der draußen schon verbraust ist. Sie möchten gern die Stadt erwecken, die sie lieben. Aber hier ist totes Wasser. Die Wellen antworten dem Wind nicht, — und so zieht der Sturm vorüber. Die Stadt schläft wie zuvor . . . Ich möchte die großen Errungenschaften der neuen Zeit, alle Künste der Technik in meiner großen Liebe zur Kunst vereinigen und den Roman unserer Zeit schaffen, einen Roman, der nicht dem Naturalismus angehört noch der Neuromantik oder dem Symbolismus, sondern allen zusammen. Und ich möchte in einer Reihe von Romanen das Oesterreich meiner Zeit schildern, dieses interessante, vermorschende und zerfallende Reich.

Brünn. Karl Hans Strobl.

Just Zwölf. Yankee-Schnurren und Anderes. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Berlin.

Wer eine Selbstanzeige schreibt, soll vor allen Dingen erklären, was er mit seinem Buch will. Das ist sehr bald erklärt. Zunächst wollte ich die zwölf mehr oder minder fröhlichen Sächelchen, die meist in der „Jugend“ erschienen sind, auch noch anderen Menschen zugänglich machen und damit einige heitere Augenblicke bereiten. Nebelhafter Tiefsinn oder verzwickte Seelenprobleme stecken in den Erzählungen nicht. Ich gestehe ganz cynisch, daß ich die Geschichtlein allesammt aus dem Leben abgeschrieben habe; freilich hatte ich sie eben auf meine eigene Art gesehen und innerlich verarbeitet. Wer durchaus auch hinter diesen Kleinigkeiten Etwas suchen muß, mag, wenn es ihm Spaß macht, die uralte Wahrheit darin finden, daß Tragik und Komik nicht Feinde, sondern Geschwister sind und in dem selben Hause wohnen. Was ich sonst noch wollte? Meiner getreuen kleinen Schreibmaschinistin (Aha: jetzt wirds pikant!) eine Freude bereiten, da sie nun einmal durchaus die Sachen in Buchform haben wollte. So sind die Weiber. Sie wollen immer Alles hübsch bei einander haben, mit einem rosa Bändchen drum. Und drittens — entsetzet Euch tugendsam, Ihr Kameraden mit dem idealen Heiligengewerbeschein —, drittens wollte ich als nothleidender Literarier mit dem Buch Geld „machen“, so viel wie möglich; denn weder stehe ich jenseits von Mark und Pfennig noch thue ich, als ob ich so stünde. Das ist Alles. Wer mich liebt, Der kaufe mich!

New-York. Henry F. Urban.

Hansemann.

Nach sechsundvierzig Jahren rastloser Thätigkeit für die Diskontogesellschaft ist Adolf von Hansemann ins Grab gestiegen. Sein Leib war kaum erkaltet, vom Bankgebäude wehte die Fahne noch halbmast: und schon wurde im Börsensaal auf dem Diskontokommandit-Markt ein Freudentanz aufgeführt. Was seit vier Jahren nicht mehr gelingen wollte, wurde jetzt, an der Bahre Hansemanns, Ereigniß: der Kurs stieg über 200. Ein klägliches Schauspiel. Vor die Familie, die Finanzwelt, das Volk trat man mit der Miene tiefen Schmerzes über den „unersetzlichen" Verlust; und diese Trauergrimasse wurde auf der Stelle vom ersten Blick auf den Kurszettel Lügen gestraft. Nobel wars nicht. Ein wahres Glück für diese lachenden Hinterbliebenen, daß keiner von ihnen an ein Jenseits glaubt; sonst müßten sie bei dem Gedanken an das Wiedersehen in einer anderen Welt doch ein Bischen zittern. Vor dem Lebenden haben sie Alle gezittert; jetzt, da ihm der Mund für immer geschlossen, der Arm für immer erlahmt ist, athmen sie auf und fühlen sich.

Hansemanns Großvater war ein Prediger. Von ihm hatte der Enkel vielleicht die Sucht geerbt, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Das gelang wohl nicht immer; jedenfalls aber wußte er den Leuten zu imponiren. Wie zu einem Seelsorger, so kamen sie zu ihm, um sich in Nöthen Rath zu holen. Und wenn sie nicht rasch genug kamen, suchte er selbst sie auf. Mit gewöhnlichen Sterblichen gab er sich freilich nie ab. Er hatte eine Gemeinde Auserwählter, in die nur Mächtige, hauptsächlich die Lenker von Staatsgeschicken, Einlaß fanden. In ihnen sah er seine Heerde, über die ein höherer Wille ihm das Hirtenamt verliehen habe. Als der Norddeutsche Bund 1870 von dem ihm bewilligten Kriegskredit zunächst 100 Millionen Thaler durch eine fünfprozentige Rentenanleihe auf dem für Deutschland noch ungewöhnlichen Wege einer direkten Volkszeichnung zu beschaffen suchte, wurde Adolf Hansemann vom Finanzminister zu Rath gezogen. Das Interesse der Diskontogesellschaft mußte bei dieser Unterredung schweigen; denn eine direkte Zeichnung schloß jeden Vermittlergewinn der Banken aus. Trotzdem legte sich Hansemann mit der ganzen Willenskraft, deren er fähig war, ins Zeug, um den Minister zu belehren. Eindringlich warnte er, den Emissionkurs über 85 zu wählen, weil sonst ein Mißerfolg zu befürchten sei. Der Minister aber wollte nicht hören und wählte den Kurs von 88. Solchem Ungehorsam folgte die Strafe der Vorsehung denn auch auf dem Fuße. Die Emission war ein Fiasko: nur 68 Millionen wurden gezeichnet. Reuig kehrte der Minister beim nächsten Geldbedarf in die Hansemann-Heerde zurück; er erbat die nöthigen Mittel von Adolfs Gnade und ward für diese bußfertige Demuth reichlich belohnt. Als 1879 angesehene Berather der preußischen Regirung empfahlen, dem schwächlichen Markte der heimischen Konsols dadurch aufzuhelfen, daß sie auch mit fremden Texten versehen und ihre Zinsen in fremder Währung an ausländischen Plätzen zahlbar gemacht würden, trat Hansemann wieder mit einem Privatissimum dazwischen und bestand darauf, daß dieser Rath unbeachtet bleibe. Diesmal fand er bei der Regirung williges Gehör. Seine Opposition war aber kaum so sehr in der Sache wie in dem Gefühl der Sendung begründet, zu der er sich berufen fühlte. Nur er hatte den Regirenden den Weg des Heiles zu weisen, er ganz allein. Später, im September 1900, als er zur Unterstützung des Reichskredites das Ausland her-

anzog, als er 80 Millionen Mark deutscher Schatzanweisungen an das new-yorker Bankhaus Kuhn, Loeb & Co. begeben ließ, war dieser Schritt natürlich wohlgethan, wie jeder, den er that. Daß die Banken bei den preußischen und Reichsemissionen in den achtziger Jahren umgangen wurden, empfand er als eine schroffe Verletzung seiner priesterlichen Hoheitrechte und war nie zur Vergebung solcher Sünde gestimmt. Im Anfang der neunziger Jahre wagte in Oesterreich ein kluger Finanzminister, das schon längst spruchreif gewordene Problem der Valutaregulirung anzupacken. Sofort ist Hansemann mit einem Gutachten auf dem Plan und redet sich ein, die ganze Enquete, die dann in Wien unter Betheiligung der besten Köpfe der Monarchie veranstaltet wird, bringe im Grunde nichts als eine Bestätigung, höchstens eine Ergänzung Dessen, was er schon ex cathedra verkündet hat und woran nur Ketzer noch frevelnd rütteln könnten. In Petersburg, wohin ihn 1886 die Anleihegeschäfte der russischen Südwestbahnen und der Wladikawkasbahn geführt hatten, sucht er Bunge, den russischen Finanzminister, auf und verkündet ihm als Evangelium die Konversion der russischen Staatsanleihen. Eine längere Denkschrift folgt. Bunge aber blieb ein störriger Heide und Herr von Hansemann erlebte den Schmerz, daß erst die Nachfolger Bunges sich bekehren ließen, als die pariser Rothschilds ihnen nachdrücklich zugeredet hatten. Selbst den Franzosen bot Hansemann seine Seelsorgerdienste an; missionarischer — und emissionarischer — Eifer ist ja an nationale Vorurtheile nicht gebunden. Vor der Emission des zweiten Milliardenbetrages, den Frankreich nach dem Frankfurter Frieden brauchte, legte Hansemann persönlich dem Präsidenten und dem Finanzminister der dritten Republik einen Plan vor, der durch eine internationale Realgarantie für die Bezahlung der französischen Kriegsentschädigung die Vertheilung der Anleihe auf längere Zeiträume ermöglichen sollte. Auch mit dieser wohlgemeinten Belehrung drang er nicht durch, nahm aber das erhebende Bewußtsein heim, seine Pflicht gethan und wenigstens den Versuch einer Bekehrung gemacht zu haben. Daß Argentinien so verstockt war, nicht zu hören, als er es vor der allzu raschen Vermehrung des Papiergeldes warnte, bereitete seinem Seelsorgerherzen besonderen Schmerz, da er sich für diese Undankbaren ziemlich weit vorgewagt hatte und auf seine Empfehlung aus Deutschland so manche Million hinübergewandert war. Das größte Leid aber that England ihm an. Die Briten leisten ja selbst Beträchtliches auf dem Gebiete der Bekehrung; gerade deshalb vielleicht war ihnen der Emissionar aus Deutschland nicht willkommen. Dieser Besserwisser, der die ganze Welt belehren wollte, wurde ihnen lästig, weil er ihnen allzu ähnlich war. So oft Hansemann in die Lage kam, in England persönlich zu interveniren, gab es einen harten Zusammenstoß. Sagte er in dem englisch-deutschen Komitee, das mit Argentinien über die Regelung der Schuld unterhandelte: Grün, so wollten die Engländer Blau. Sagte er während der Berathungen über eine englisch-deutsche Kooperation bei chinesischen Emissionen: Blau, so wollten die Engländer Grün. Die London- & Westminster-Bank, mit der er im November 1870 wegen der Uebernahme der 17 Millionen Thaler Schatzanweisungen paktiren wollte, trat bald nach Eröffnung der Konferenzen von der Sache zurück und Hansemann mußte am Ende noch froh sein, einen Ersatz in einem anderen londoner Institut zu finden, in dem das deutsche Element überwog. Eine ähnliche Erfahrung hatte er schon zwei Jahre vorher gemacht, als er dem londoner Hause Baring vergebens darzulegen suchte, daß es Unrecht thue, die Uebernahme von Köln-Mindener-Prioritäts-

obligationen zu versäumen. Barings lehnten dankend ab. Gerade diese mißglückte Werbung bei Barings erinnert übrigens daran, daß Adolf von Hansemann mehr als einmal auch erfahren mußte, wie wenig der Prophet in seinem Vaterland gilt. Als die Absage der Firma Baring bewies, daß die 200 Millionen Thaler, die zur Erweiterung und Verbesserung des preußischen Eisenbahnnetzes dringend gebraucht wurden, im Ausland nicht zu finden waren, verfaßte Hansemann wieder, wie er so gern that, eine Denkschrift, diesmal zum Frommen und zur Erleuchtung der eigenen Regirung, der er zeigte, daß eine Losanleihe die einzige Rettung für Deutschland sein würde. Die Regirung war bereit, diesem Rath zu folgen. Die öffentliche Meinung aber erklärte, verblendet, wie sie nun einmal zu sein pflegt, das Projekt für ein Werk des Teufels und zwang das Ministerium, seine Zusage zu widerrufen. Bald mußte Hansemann, zu seinem Schmerz, dann erleben, daß seine Idee vom Baron Hirsch verwirklicht wurde, dessen Türkenlose auch in Deuschland reißenden Absatz fanden. Nicht minder schnöde wurde Hansemann in der Heimath mitgespielt, als er den preußischen Behörden den Plan einer über Potsdam nach Lehrte führenden Bahn empfahl. So hatte er mancherlei Leid durchzumachen. Doch ohne Märtyrerkrone ist ein rechtes Missionarleben ja nicht vollendet zu denken.

Das Bewußtsein, als Pfadfinder in die Welt gesandt zu sein, ließ Hansemann an alle größeren Aktionen mit einem gewissen Fanatismus herantreten, der ihm auch über Mißerfolge hinweghalf. Priester rechnen sich stets zu den Reinen, denen Alles rein ist; und Adolf von Hansemann hat sich im Innern immer als Priester gefühlt. Er durfte beide Hände auf die Wirthschaft Strousbergs legen, denn er war berufen, die 1700 Kilometer deutscher Eisenbahnen, die der genialische Doktor und Bauunternehmer mit einem Wust von Machenschaften fast erdrückt hatte, wieder zu Leben und Wohlstand zu erwecken. Er durfte auch in Rumänien Strousbergs Erbe werden, auch dort Vorsehung spielen, — mochte das deutsche Kapital auch dabei bluten. Er durfte, selbst wenn für die deutsche Industrie keine einzige Bestellung abfiel, die Erbauung der Kongobahn fördern, eigentlich überhaupt erst ermöglichen, denn er war auserwählt, die Welt mit diesem Kulturwerk zu beglücken; c'est une des plus belles affaires du siècle, rief ja der Baurath Lent, einer der Akoluthen Hansemanns aus, als er dem belgischen Major Thys zu dem Gedanken gratulirte. Hansemann durfte Venezuela und Brasilien mit deutschem Gelde düngen, durfte die Ersparnisse seiner Landsleute nach Samoa, Neu-Guinea Kamerun und China tragen. Einmal freilich scheint die Inspiration sich nicht eingestellt zu haben: wegen einer kleinen Zinsdifferenz mit der Regirung ließ Hansemann die Arbeiten am Nord-Ostsee-Kanal ins Stocken gerathen. Daß er übrigens auch für sich selbst zu sorgen verstand, beweist das Gerücht, er habe in seiner letzten Lebenszeit ein Jahreseinkommen von mindestens anderthalb Millionen gehabt. Diese Haushaltertalente unterscheiden ihn nicht von anderen klugen Priestern: auch Pius der Neunte füllte seine Truhen und hielt sich doch für den frömmsten aller Statthalter Christi auf Erden; freilich war seine Erbin die römische Kirche.

Adolf von Hansemann, der zwanzig Jahre lang fast alltäglich mit Mayer Karl von Rothschild korrespondirte, war durchaus nicht der wortkarge, weltfremde Mann, den die Menge in ihm sah. Er wollte nur nicht in die selbe Klasse eingereiht und auf die selbe Weise behandelt sein wie andere Bankdirektoren. Er zählte sich zu einer besonderen Gilde, war eine Klasse ganz für sich: ein Berufener,

nicht ein Berufsmann. Für ihn hatte auch eine Schlappe, wie die mit der Dortmunder Union erlebte, keine Schrecken; und Gewissensbisse quälten ihn nie. Für Dortmund entschädigte ihn Gelsenkirchen, für Luther-Maschinen Kruschwitz Zucker. Er hätte die Dortmunder Union noch zehnmal sanirt, wenn es nöthig geworden wäre; denn er war im Innersten überzeugt, daß Alles, was er berührte, schließlich irgend einem Zweck dienen, irgend einer Sache zum Segen gereichen müsse. Die Diskontogesellschaft war seine Diözese, die ihn selbst reich machte, der aber auch er mit dem Inhalt seiner Persönlichkeit mehr zu geben glaubte, als irgend einem anderen Finanzinstitut der Welt beschieden sei. Das Domkapitel, das nach seinem Tode die Verwesung das Bisthumes übernommen hat, kann wohl die Güter der Diözese mehren, nicht aber Ersatz für die entschwundene Persönlichkeit bieten. Vielleicht wird die Diskontogesellschaft jetzt in rascherem Tempo als bisher Geld verdienen; das individuellste aller Bankinstitute aber ist sie nun nicht mehr. Einen Tag, ein paar kurze Börsenstunden wenigstens konnte man der Trauer um Adolf von Hansemann, den frommen Uebermenschen, der anständigen Repräsentation widmen. Die Epigonen, die gar nicht erwarten konnten, Diskontokommandit wieder auf 200 zu sehen, haben ein Bischen zu schnell gezeigt, daß sie nicht vom echten Stamm des starken Mannes sind.

Dis.

Sie sind von anderem Stamm. Der Wuchs zeigt es und der Saft. Aber eine Trauerhausse hätte auch Herr Adolfus von Hansemann nicht verschmäht, um zu beweisen, daß nichts verändert, nur ein überzähliger Mann ins Grab gesunken sei. Denn mit Sentimentalitäten hielt er sich nie auf. Ein harter Herr. So schien er; und wurde deshalb ringsum gehaßt. Nichts Menschliches war sichtbar. Ein Mann ohne Nerven, dem morgens Keiner ansah, daß er nachts — wie oft! — über den Bodensee geritten war. Der, als kümmere ihn die Sache nicht mehr als ein Vorgang, dessen Schauplatz der Mars war, vernahm, daß in schmutzigen Spekulantenprozessen die geschäftlichen Grundsätze der ehrwürdigen Diskontogesellschaft zur Entlastung der Angeklagten herangezogen worden waren. Solches Gerede konnte ihm nicht schaden; warum sich also regen, erregen? Mit äußerster Verachtung blickte er auf alle Redseligen herab. Parlamente oder Generalversammlungen: immer das selbe Blech; wenn die Leute sich müde geschimpft haben, hören sie auf und Alles bleibt, wie es war. Einen der Besten unter den Beredten, Johannes Miquel, hatte er in der Nähe gesehen; ein brauchbares Gehirn, aber durch Rednerei verdorben und für die Bank unnützlich. Nach der zweiten Flasche Elflasen, das Bedürfniß, ins Blaue hinein zu phantasiren und von Attachés und anderen Kindern Beifall zu werben. Nichts für Hansemann. Der buhlte nie um Bewunderung, wollte weder bei Hof ein Röllchen spielen noch à la Siemens in der Presse gefeiert werden. Er wußte, daß man ihn, wegen seiner barschen Verkehrsart, den lackirten Hausknecht schalt, ihm als Bankdespoten jede Gewissenlosigkeit zutraute und auf seinen Tod lauerte. Mochten sie; so lange er lebte, mußten sie doch vor ihm kriechen. Nicht als Direktor einer Kommanditgesellschaft fühlte er sich, sondern als selbständigen Chef eines Bankhauses, dessen große und kleine Insassen seinem Wink gehorchen mußten. Wenns Zeit war, bestellte er einen Beamten in sein Bureau und machte mit ihm die Bilanz; ganz allein: die Anderen sahen sie früh genug und hatten ihre Bedenken gefälligst zu unterdrücken. Dreinreden eines „Kollegen“? Das wäre noch schöner. Er hatte keine Kollegen; nur Werkzeuge, die er wählte und wieder wegwarf, sobald sie sich nicht als tauglich be-

währten. Herrisch wie Jeder, der seine Sache versteht. Wer hatte denn das Preußenkonsortium geschaffen, die Diskontogesellschaft in die Rothschildgruppe gebracht, in Rumänien nach Strousbergs Zusammenbruch das Aergste verhütet, über die dortmunder Leiden, Venezuela, die pariser Druckluftnoth immer wieder hinweggeholfen und die einträgliche Fusion mit der Norddeutschen Bank durchgesetzt? Sie oder er? Also sollten sie auch der Weisung des Stärkeren folgen. Er war der Stärkere, wäre ohne den niedersächsischen Starrkopf vielleicht unter allen Bankherrschern der Stärkste gewesen. Taktik und Moral des Politikers. Niemand hatte das Recht, ihn nach Mittel und Wegen zu fragen, wenn das Ziel nur erreicht wurde. Natürlich sagt man Unverständigen nicht stets die Wahrheit. Die Anderen thuns auch nicht, bequemen sich aber zu der Grimasse biederer Redlichkeit. Dazu gab Hansemann sich nicht her. Popularität war ihm ein Gräuel. Die ihm näher kamen, erzählten, seine besten Stunden seien die gewesen, wo es von allen Seiten stürmte und Wuth um die alten Mauern seines Geschäftshauses heulte. Dann wuchs ihm die Kraft, er ruhte nicht, bis der Himmel wieder hell war, und schaute selbst doch so finster drein, als nahe erst jetzt das schwerste Unwetter. Den Vater David überlebt das Wort, in Geldsachen höre die Gemüthlichkeit auf; der Sohn hätte solche Banalität gar nicht erst ausgesprochen. Nur nichts, was nach Ethik und Moralsauce schmeckt! In manchem Wesenszug müssen aber die Beiden einander recht ähnlich gewesen sein. Herr Bergengrün, der Biograph des Vaters, berichtet, schon als Handlungreisender habe David Hansemann „das Gefühl gehabt, auf Grund einer überlegenen Einsicht und einer unsträflichen Absicht seinen Willen unbedingt durchsetzen zu müssen"; und später sagt er von ihm: „Mehr als er selbst wollte, ahnte und zugestehen mochte, verlangte er eine Unterordnung des fremden Willens unter den seinen, die selbständige Charaktere nicht vertragen konnten; oft wurde ihm eigensinnige Rechthaberei vorgeworfen." Das könnte auch von dem Sohn gesagt sein. Freilich mag Adolf Hansemann selten Köpfe gefunden haben, die ihm imponirten. Mit Rothschild, sogar mit dem mehr geistig flinken als genialen Bleichroeder kam er aus; und war auf seines Herzens Grunde doch sicher Antisemit. Eine Persönlichkeit. Daß er für Preußen und Deutschland viel Nützliches gewirkt hat, ist unbestreitbar; wahrscheinlich that ers nur, weil seine Individualität sich eben auf diese Weise ausleben mußte, nicht, weil er sann und trachtete, seinen Mitbürgern das Leben zu erleichtern. Ein Unzeitgemäßer. Heutzutage soll jeder öffentlich Thätige ein Bischen Schaumschläger sein; sonst ist er nicht beliebt. Hansemann wars nicht. Die Grazien waren ihm fern geblieben und Niemand mochte an seinem Busen ruhen. Das focht ihn nicht an. Oderint, dum metuant... Sein letztes Erlebniß war die Verbrüderung der Dresdener Bank mit dem Schaaffhausenschen Bankverein. Jetzt, riefen an der Börse und in der Presse die Kleinen, ists mit der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft aus; ohne zu fragen, ob der Bund halten würde, ohne zu bedenken, daß zwei verbündete Banken nicht den hundertsten Theil der Kosten ersparen können, von denen zwei Industriegesellschaften durch eine Fusion entbürdet werden. Da wurde der Unterschied der Generationen sichtbar. Hansemann rührte sich nicht; wie manchen Gutmann hatte er im Lauf der Jahre begraben! Die Börsenvertreter der anderen bedrohten Großmacht aber ärgerte jedes Getuschel; sie wurden schon nervös, als vor ihren Plätzen ein makelnder Witzbold rief: „Mittelbanken also fest; Schlußnotiz 220..."

Bücherliste.

Indiens funkelnde Schätze wollte Gibbon für eine Bibliothek geben; denn nie könne das Wehgefühl, Lebensstunden nutzlos, genußlos vertrödelt zu haben, Den plagen, der Bücher besitze. Und vor dem Erwecker des Römerreiches, lange auch vor Rivarol, der die Buchdruckerkunst die Artillerie des Geistes nannte, hatte Montaigne die Intelligenten beklagt, die ohne Bücher, ohne die werthvollste Munition den Kampf bestehen müßten, in den uns das Leben zwinge; immer, sprach der Weise, nehme er Bücher mit, auf jeden Weg, sogar auf Feldzüge; und wenn er sie auch Wochen lang nicht ansehe, tröste und stärke ihn doch die Gewißheit, daß die guten, zuverlässigen Kameraden in jeder Minute erreichbar seien. Beim Nahen der Weihnacht mustert auch der Deutsche wohl die alten, wählt neue Kameraden; wieder sollen darum, wie seit Jahren, hier ein paar lesenswerthe Bücher empfohlen werden. Ein Katalog wird nicht gegeben; nur, ohne Systematik, genannt, was gerade dem Auge, dem Gedächtniß auftaucht. Cottas Jubiläumsausgabe der Werke Goethes (Herausgeber: Herr von der Hellen). Der neue Große Brockhaus. Machs „Analyse der Empfindungen“. Von Mauthners „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“ ist der dritte Band („Grammatik und Logik“) erschienen und das erkenntnißtheoretische Werk damit einstweilen abgeschlossen. Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte“. Neue Nietzschebände. Thoreaus „Walden“. Binders deutsche Ausgabe der Dunkelmännerbriefe. Lamprechts „Deutsche Geschichte“ mit den drei Ergänzungbänden, die unsere Tage behandeln. Die Volksausgabe von Haeckels „Welträthseln“. Schallmayers „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker.“ Röcks „Unverfälschter Sokrates“. Dyckerhoffs gesammelte Schriften. Sombarts „Moderner Kapitalismus“ und „Deutsche Volkswirthschaft im neunzehnten Jahrhundert.“ Weiningers „Geschlecht und Charakter.“ Nordens „Papstthum und Byzanz.“ Bölsches „Schneegrube“. Landmanns „Napoleon“. Cohns „Gemüthserregungen und Krankheiten“. Spemanns „Goldenes Buch der Gesundheit“. Allgeyers „Anselm Feuerbach“. Bodenhausens deutsche Ausgabe der „Alten Meister“ von Fromentin. Schefflers „Meunier“. Rilkes „Rodin“. „Die Kunst des Jahres 1903“ (aus Bruckmanns Verlagsanstalt). Der erste Jahrgang der von Heilbut herausgegebenen illustrirten Monatschrift „Kunst und Künstler“. Die deutsche Ausgabe der „Madonna“ von Venturi. „Meine Gesangskunst“ von Lilli Lehmann. Reineckes „Meister der Tonkunst“. „Im Vaterhaus“ von Alfred Freiherrn von Berger. Sverdrups „Neues Land; vier Jahre in arktischen Gebieten“. „Im Herzen von Asien“ von Sven von Hedin. Goldbergers „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“. Hessens „Leben Shakespeares“. „Gestalten und Gedanken“ von Georg Brandes. Byrons Tagebücher und Briefe“ (Renaissance-Bibliothek). Die bei Diederichs erschienenen Ausgaben von Platons „Gastmahl“, Marc Aurels „Selbstbetrachtungen“, Emersons „Vertreter der Menschheit“ und dem „Buch Paragranum“ von Paracelsus. Hegelers „Pastor Klinghammer“. Christallers „Prostitution des Geistes“. Landauers „Macht und Mächte“, „Todesprediger“, „Skepsis und Mystik“. Beyerleins „Jena oder Sedan?“, „Das graue Leben“ und „Zapfenstreich“. „Die Wacht am Rhein“ von Klara Viebig. „Menschlichkeit“ von Emil Marriot. Lorimers „Briefe eines Dollarkönigs an seinen Sohn“. „Arbeit“ von Ilse Frapan. „Aerzte“ von Heinrich von Schullern. „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“ (herausgegeben von Paul Goehre). „Ein Sklave der Freiheit“ von Wilhelmine von Hillern. „Ein Königsdrama“ und „Die Leute von Valdaré“ von Richard Voß. „Leben

ohne Lärmen" von Helene Voigt-Diederichs. „Briefe, die ihn nicht erreichten" (von der Baronin Heyking). „Kunst" und „Daatjes Hochzeit" von Auguste Hauschner. „Der schmale Weg zum Glück" und „Altitalienische Novellen" von Paul Ernst. „Novellen des Lyrikers" von Hugo Salus. „Die Jagd nach Liebe" und „Das Wunderbare" von Heinrich Mann. „Die Antifeministen" von Hedwig Dohm. „Falklandskizzen", „Sabbath" und „Interieurs" von Heijermans. „Liliane" von Henri Borel. „Was siehst Du aber den Splitter . ." von Karl Larsen. Sherards „Oskar Wilde". Strindbergs „Schwedische Schicksale und Abenteuer." Der neuste Büchmann („Geflügelte Worte"). Die erste ungekürzte deutsche Ausgabe von Gontscharows „Oblomow." Korolenkos „Gewöhnlicher Fall". Wieds lustige „Karlsbader Reise der leibhaftigen Bosheit." Gregoris „Schauspielersehnsucht. Martersteigs „Schauspieler." Bahrs „Dialog vom Tragischen". „Ellen Olestjerne" von der Gräfin Reventlow. Von Arno Holz: „Lieder auf einer alten Laute" und der mit feinster Kunst ausgestattete Band „Aus Urgroßmutters Garten; ein Frühlingsstrauß aus dem Rokoko". „Der Spiegel" von Wilhelm von Scholz. Webers Sammlung „Der deutsche Spielmann". Boussets „Wesen der Religion". Hiltys „Glück". Obrists „Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst". Cranes „Grundlagen des Zeichnens". Klingers „Malerei und Zeichnung". Schumanns „Briefe" und „Jugendbriefe". Davids „Uebergang". „Brömmels Glück und Ende" von Karl Heigel. Dehmels „Zwei Menschen". Ein paar neue Bücher für die Jugend: Trojans „Guck in die Welt". De Wets „Kampf zwischen Buren und Briten"; „Das fröhliche Thierbuch" von Strasburger und Etzel. Spemanns „Großes Weltpanorama"; „Jugendbrunnen"; „Quellwasser"; „Im Kränzchen" (alle drei aus Kempes illustrirter Jugendbibliothek). Den besten Rath giebt das vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß zusammengestellte Verzeichniß. All die großen Alten braucht man nicht immer aufzuzählen. Vergeßt, liebe Deutsche, den Hebbel nicht (auch von den Tagebüchern erscheint jetzt eine neue Ausgabe). Kauft, wenn Ihr sie nicht habt, den Gottfried Keller, Mörike, Novalis, Hölderlin, Cervantes, Pascal, Taine, Renan, Balzac, Multatuli, Tillier, Constant, Flaubert, Browning, Swift; sogar den Wilhelm Raabe, trotzdem er noch lebt ... Genug für heute. Kein Katalog, kein „Leitfaden"; kurze Notizen nur. Neue Bücher, sprach Hebbel, sind oft nichts als Hitzblattern des Tages; alte, die neu geblieben sind, müssen von einem interessanten Individuum ausgegangen sein. Und auf das Individuum kommts schließlich an. Wer eins ist, will keinen Leitfaden und wählt sich selbst die Gefährten der stillsten Stunden. Manchmal wird er enttäuscht werden. Erstens aber braucht, nach Lichtenbergs bösem Witzwort, nicht immer das Buch schuld zu sein, wenn es einem Kopf hohl klingt; und zweitens sind auch aus mittelmäßigen Bücher Perlen heraufzuholen: man muß nur die Taucherkunst verstehen, die Sokrates anwandte, als er den Heraklit las. Et prodesse volunt et delectare poetae. Die Einen ergötzen, findet er bald heraus; nicht so leicht ists bei Denen, die uns belehren könnten. Eigentlich, seufzte selbst Goethe, „lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurtheilen können; der Autor eines Buches, das wir beurtheilen können, müßte von uns lernen." Immerhin sei man auch nicht zu ängstlich; im schlimmsten Fall steht der Kamerad ja stumm auf seinem Plätzchen und spricht erst, wenn er gefragt wird. Ist im ganzen Dutzend aber nur einer, den man gern von Zeit zu Zeit wieder fragt, dann ists des Lohnes übergenug. Möge Jeder wenigstens Einen erwerben . . . Fröhliche Weihnacht!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Dezember 1903.

Moritz und Rina.

Kressin, Vierter Advent 1903.

Signor und Lebemann!

Johannis 1,23. „Ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüste. Bereitet dem Herrn den Weg!" Deine alte Nummer. J'y pense. Wie Du drauf kamst, weiß ich nicht mehr. Schon in der Schulzeit aber auf Deine Ergebenste gemünzt. „Dies geschah zu Bethabara, jenseits vom Jordan". Sehe Dich noch, mit dem Taschentuch vorm Mund, um nicht loszuprusten, wenn unser guter Kurländer an der Stelle hielt. Warst eben von je ein ungläubiger Bösewicht. Und Dein Schwager (und mein Kreuz) hats, wie alles Schlechte, von Dir übernommen. Wo in mir was vom Johannes steckt, mag ein Anderer wissen. Für Euch war ich nun mal die Stimme des Wüstenpredigers; und natürlich sehr komisch. Meinetwegen; bin längst daran gewöhnt, daß Ihr auf mir herumtrampelt. Heute, wie immer am letzten Adventsonntag, Johannis 1 an der Reihe; beim alten Text ging die alte Zeit mir durch den Kopf. Kinder! Einfach unglaublich, wie lustig man sein konnte. Trotzdems oft knapp genug war. Unsere Krippenspiele, wenn Onkel Polte den kleinen Jesus geschnitzt hatte! Du, geborener Tapezirer, bis an den Hals in Goldschaum und Glanzpapier. Und die Wonne, während Mutter den billigen Kram aufbaute! Zinnsoldaten, 'ne Lederpuppe, Schürzen und Strümpfe, als pièce de résistance Schlittschuhe, selbstgemachte Muff, Pelzmütze oder was für den Sonntagsausgang. Andere Zeiten. Wer heute nicht das große Portemonnaie hat, kriegt saure Gesichter. Selbst Mariechen viel zu verwöhnt (auch durch Euch, großstädtische Geldrotzen). Na, diesmal wird das

Würmchen halbwegs zufrieden gucken. Ihre Mutter hat zusammengekratzt, was von dem einst fürstlichen Vermögen blieb. Wird wohl das letzte Mal sein; denn, entre nous, da scheint sich was angebändelt zu haben. Zu jung ist sie nicht und die Wahl konnte schlechter ausfallen. (Möchtest gleich den Namen wissen? Nee, mein Junge: erst wenn der Bengel angehalten hat.) Aber der Gedanke, auch sie weggeben und dann mit Adolfen allein auf der mit Recht so geschätzten Scholle hausen zu müssen... Merci, je viens d'en prendre. Und verbitte mir schon jetzt alle Beileidsäußerungen. Du und Sinn für Muttergefühle! Lotka wird mich verstehen. Ein Bischen; nicht ganz. Die Einheit des Ortes bei Euch ja doch nur so so; und die gerade macht die Geschichte schwierig. Worauf ich nicht einzugehen wünsche. Item, heute wars recht feierlich. Die Kleine in Thränen (vor der Verlobung ist uns Gänsen ja stets abenteuerlich) und der Pastor zwar nicht so fürs Gemüth wie der Balte von donnemals, aber anständig. Als wir am Jordan waren, machte Adolf Blinzelversuche. Gehört zum Repertoire. Lieber Himmel! Wenn ich je den Wüstenprediger spielen wollte, ists lange vorbei. Für wen denn? Wer dreiunddreißig Jahre Eure vereinigte Zärtlichkeit geschmeckt hat, giebts auf. Um solches Volk zu bekehren, muß ein Stärkerer kommen. Ich bin fertig.

Auch, was angenehmer ist, mit der Festrackerei so ziemlich. Ueberraschungen werden nicht geleistet. Das alte Deputat. Für den Fasan bürge ich, die Würste sehen redlich aus und der Altdeutsche wird meine Liebe nicht wieder mit einem Wasserstreifen vergelten; Karpfen, versteht sich, extra in Eis. Wohl bekomms! Daß wir noch mal zusammen um den Weihnachtbaum sitzen, hofft mein Herze nicht mehr. Und wäre doch schön. Alle anderen Feste können mir gestohlen werden; wirklich warm wird Einem doch nur in der Heiligen Nacht. „Ihr Kinderlein, kommet..." Werdet Euch hüten. Euer Liebden brauchen ja „Anregung". Sind am Ende noch gar nicht wieder an der Spree? Womit dankend die Karte vom Rialto bestätigt wird. Anderthalb Tage war ich starr. Im Greisenalter, denkt Unsereins, müsse die Globetrotterei aufhören. Paris, — va bene; aber Venedig! Alte Erinnerung auffrischen, feiner Knabe? Nicht unsere gemeinsame, versteht sich am Rande. Wir waren ja höllisch solid, das Bischen Quadri triebe Dich nicht so weit, und wenn ich von dem einen Abend absehe, wo Du Meinen bis vier Uhr früh debauchirtest... An die Kanalfahrt habe ich bekanntlich nie geglaubt. Um so fester, trotz späteren Abschwächungversuchen, an die Beichte des Jünglings im lockigen Haar. Vielleicht auch jetzt noch ein schwarzes Kind aus Fiume? „Auf der Lagune bei Nacht!" Dir traue ich Alles zu; und noch mehr. Wenn Lotte nichts dagegen

hat, ist ja Alles in Ordnung. Nett wenigstens, daß uns nicht ganz vergaßest; zwei ganze Zeilen und eine halbe. „Wetter schlecht." Was Ihr nämlich so nennt. Müßtest Dich hier mal umsehen. Nicht durchzukommen. Winter läßt man sich gefallen; aber kein Eis und der Schnee nur wie auf knauserig bestreutem Napfkuchen. Dabei die ewige Karrerei, um für das Kind, den Heiden, die Leute einzukaufen. Das sage ich Dir: bis Ostern hocke ich hier nicht wieder. Noch gerade genug an dem vorigen Talmiwinter. Meine Krone der Schöpfung wimmert zwar über die schlechten Zeiten. Berlin unerschwinglich. Hat sich, um uns „was bieten zu können", auf seine alten Tage in Industriepapiere gestürzt, schnappt morgens gleich nach dem hebräischen Kurszettel und redet von Aussichten. Pfeife drauf. Uns blühen die Rosen nicht. Im schlimmsten Fall wird aber das Festgelegte angegriffen, worüber ich zu verfügen habe. Zu einem Goldknopf für den weißen Stab reichts noch. Man verbauert. Den halben Tag bei der Lampe. In der Nachbarschaft fast Alles weggestorben, was mit Einem aufwuchs. Mieckchen muß auch heraus; vielleicht zeigt sich dann, daß der Liebste gar nicht so fest im Herzen sitzt. Jedenfalls bin ichs ihr schuldig

Dem Unnennbaren übrigens auch eine Kleinigkeit; das Geständniß, daß er nicht mehr ganz so ausbündig ist. Nicht etwa ideal: nur beinahe menschlich und manchmal annähernd standesgemäß. Scheint von den Rothen etliche Kilometer abgerückt. Die Wahl war ihm schon in die Glieder gefahren; und nachher die endlose Stänkerei! Mitunter träume ich wieder, an einen preußischen Edelmann verheirathet zu sein. Nicht oft allerdings. Er hat böse Rückfälle, zähmt sich aber vor Fremden einigermaßen und ich brauche nicht immer auf Kohlen zu sitzen. Damit Du nicht von Musterehe radotirst: vorgestern brannte es wieder lichterloh; noch dazu in Gegenwart des Jungen. Dem (früher als sonst gekommen, Rücklieferfrist leider schon am Zweiten) hatten wir alle erreichbaren Portepees eingeladen; und da gings denn los. Mißhandlungen, Forbach, Luxus, Goltz, Einem, die Bebeleien et le reste. Der Kleine (ich war nie Affenmutter) einfach zum Abküssen. Fromm ist er ja nicht; aber König und Vaterland, daß ich vor Freude am Liebsten geheul hätte. So gehe es nicht weiter. Ob die Bande sich denn einbilde, der bunte Rock lebe in Saus und Braus. Mahlzeit! Mit Achtundzwanzig bei den Meisten die Nerven schon vor die Hunde. Nicht ein Zehntel des Wohllebens, das sich heutzutage der bessere Commis leistet. Löhnung zum Verhungern, Zuschüsse bei altem Adel fast überall knapp und die Pflicht, proper und nobel aufzutreten. Nichts zu lachen. Die Kerle eine Schwefelbande, der vorher eingetrichtert ist, jeder Lieutenant sei ein Schinder, und die blos wartet, daß man sich mal ver-

gißt. Korporale, denen nicht über den Weg zu trauen. Und unter den Kameraden, neben elligen Schustern, unsichere Kantonisten, nicht aus unseren Schichten, die mit Papas braunen Lappen aufhauen können und verdrehte Ansichten mitbringen. Vorgesetzte immer im Trab, auf dem qui vive, daß nur ja nichts „passirt". Eine Maulschelle, die ein fuchtiger Sergeant giebt, kann den Hauptmannskopf kosten. Früher tröstete man sich mit dem Ansehen; unbestritten erster Stand. Jetzt jeden Tag das ganze Corps öffentlich schimpfirt. Oeffentlich; anders gehe es nicht. Weil sich in Lothringen ein paar Rollkutscher schlecht aufführen, müssen wir büßen. Alle Witzblätter voll; und das Zeug natürlich nicht aus der Kaserne zu räuchern. Autorität längst in die Binsen, beim Kragen darf man die Lümmel nicht nehmen, und wer zu viel straft, kann die Konduite nicht vor den Spiegel stecken. Der Junge hatte Erfolg. Alles seiner Meinung: die Armee dürfe nicht durch den Dreck geschleift werden; und wenn nicht bald ein honoriger Krieg der Sippschaft zeige, was sie an uns hat ... Kannst Dir denken, daß mir dabei der Magen fror. Richtig ists aber. Als Mutter schämt man sich mit, wenn immer gegen die Lieutenants geschmiert wird. Als Vater nicht, wie es scheint. Der in Kressin saß eine Stunde stocksteif und that den Mund nicht auf. (Um zu reden, heißts; für einen sehr achtbaren Tropfen war gesorgt.) Als die Anderen fertig waren, legte er los. Und wie! Mit rothem Kopf und einem Ton, der allein seine zwei Jahre Festung eintragen konnte. Seinem Einzigen quer übern Schnabel. Mit Geplärr sei nichts auszurichten. Der Haken sitze viel tiefer. Armee und Demokratie (wenn ich das Wort schon höre!) giebt eben keinen Reim. Ueberall so; siehe Frankreich. Im Loth nur, wo der Offizier Geschäftsmann wie andere. Komme noch schlimmer; wers nicht erleben wolle, müsse den Kittel ablegen. Natürlich Alles aufgebauscht; durch den Haß gegen letzte oder vorletzte Privilegien. Mancher Schulmeister haue ganz unverschämt, kein Mensch aber schelte darum den ganzen Stand; nicht einmal wegen eines Dippold. Ein Breidenbach bringe sämmtliche Unteroffiziere in Verruf. Kann nicht Zufall sein. Krieg würde für 'ne Weile helfen; wer solle ihn wagen? In Asien vielleicht. Bei uns? Mit der Regirung? Und nun toute la lyre. Auf keine Kuhhaut zu schreiben. Vor Bismarck, anfangs der Sechziger, wo des Königs Rock in Berlin verhöhnt und beschimpft wurde, sei gegen heute noch goldene Zeit gewesen. Jetzt Defensive mit Lebenden Bildern. Der Offizier muß ausbaden, was höher hinauf nicht riskirt werden kann. Ungefähr drei Viertelstunden in diesem Text (und ich unterschlage das Tollste). Der Kleine blaß wie seine Serviette. Kurt, immer noch mit der Adjutantenpaschel, räusperte sich ver-

nehmlich und alles Jüngere, was noch Raupen im Kopf hat, blickte verlegen ins Glas. So unentwegt, daß ich, um die Stimmung zu retten, schließlich dem Hausfrauenherzen einen Stoß geben und ein paar Staubige rausrücken mußte; von Deiner Sorte. Da gings. Zuerst — de rigueur — allgemeine Schimpferei aufs Militärkabinet, das von Bedürfniß und Leben der Truppe keinen Dunst habe. Dann Jagd und die liebe Reiterei. Als ich nach Zwölf noch mal reinschielte, hielt der Vater den Knaben wohl in dem Arm und selbst Kurtens Auge glänzte in feuchter Zärtlichkeit. Gegen Zwei bestellte der Gebieter Grog „mit nicht zu viel Wasser". Der fällige Dank für den „ganz reizenden, echt kameradschaftlichen Abend" liegt denn auch schon vor mir.

Während sich Dieses in Pommerland zutrug, gondelte der Peer von Preußen wahrscheinlich. Sie muß ja nicht gerade Fiumanerin sein; auch le crû de Venise nicht zu verachten. Leugne nicht, Greis im Silberhaar: ich weiß Alles; und finde Lotten von wahrhaft antiker Größe. Wenn ich mir meinen Landwehrmajor in dem schwarzen Kahn denke... Gestern übrigens, noch ehe ich ihm den Standpunkt klar machen konnte, ansehnlich zerknirscht. Schobs auf den Wein. Unsinn, bei der Suppe schon schweres Geschütz aufzufahren. Ließ ihn reden; die Armsündermiene war entwaffnend. Zuletzt, ganz zaghaft, ob wir am Einundzwanzigsten nicht alle Vier das Abendmahl nehmen wollten; wie in alter Zeit stets am Tage von Le Bourget. Katerrührsäligkeit. Als er zärtlich zu schnurren anfing, hatte ich die Nase voll und ging Kuchen backen. Idyllen werden nicht mehr verzapft. Habe den Pastor aber benachrichtigt und freue mich drauf. Nette Zustände: wenn man nicht blamoren sein will, muß man das Haus sammt dem Säugling unter Alkohol setzen; weiß Gott, wie der Abend sonst geendet hätte. So leben wir alle Tage. Du warst mindestens ein Genie, als Du der Schwester den Gatten gefreit.

Bists noch heute, wie der Neid zugeben muß. Behandelst die lästige alte Dame mit Entziehungskur. Seit zwei Monaten, außer dem bunten Rialtokärtchen, nichts Direktes von Eurer Hoheit; und die Zettel vorher auch nur Depeschenstil. Man ist ja eingeschüchtert und fordert nicht viel; arme Verwandte müssen hübsch bescheiden sein. Aber so ohne allen Kontakt! Keine blasse Ahnung, was Du treibst und wie das geschätzte Innere aussieht. Immer noch röthlich strahlend? Saisonanfang: und nicht das kleinste mot de la situation. Von Jahr zu Jahr rieselts dünner. Dabei hast Du die besten Röhren und erfährst sicher tausend Geschichten. Gar nichts Neues in Sicht? Zeitungen das reine Stoppelfeld. Reichstag: na ja. Der Limburger roch mir recht gut, auch der alte Kardorff fabelhaft frisch; raus kommt aber dabei nichts.

Jeder sagt seinen Spruch auf und hält das Vaterland für gerettet. Bülow selbst amos in Form und gabs der Sippschaft, daß es knallte. (Adolf natürlich: „Der wirft Anderen Mangel an positiven Leistungen vor!“ Hatten wieder ein Galeriatänzchen.) Nur fehlte mir die Pointe. Hast doch Boguslawski gelesen? „Nicht Rede, aber Fehde wider die Sozialdemokratie.“ Allerlei Hochachtung. Der forcht sich nit. So müßte es gedeichselt werden. Der feine Bernhard will nichts wagen. Leichteste Kavallerie. Redet wie drei Bücher und hat neulich, wenigstens in unserer Gegend, manchen Kopfscheuen zurückerobert. Pourvu que cela dure! Die Altpreußin, die Du vor Jahrhunderten schmeichelnd Egeria nanntest, ist wohl zu lange bei Dir in der Schule gewesen, um noch Sinn für so was zu haben. „Wäre ich wie andre Frauen, würd' ich seinen Worten trauen.“ (Meine Koloratur ist den Weg alles Zeitlichen gegangen und mit der Hugenottenkönigin locke ich keinen Erbherrn aus dem Hansaviertel.) Im Grunde ists so besser. Die Illusionen sind zu oft verhagelt. Abgerüstet wird aber nicht und eines Tages wird Euer Hohnlächeln verschwunden sein, — wenn wirs erleben. Dieses Vegetiren mit Ach und Krach ist nichts für Preußen (auf das Andere wird gepfiffen); dabei bleibe ich und behaupte, daß jedes Zögern die Kraftprobe schwerer macht. Wer glaubt denn an öffentliche Meinung und solchen Spuk! Die Blase aufstechen und ausbluten lassen: paßt nur auf, wie Alles dann aufathmet. Sozialistengesetz, aber mit Aermeln, beschränktes Wahlrecht, vernünftiger Getreidepreis und ins Loch Jeden, der die Armee schimpft. Das würde ziehen und Hunderttausenden die Freude am Reich wiedergeben. Du grienst Dir was. Weiß schon: „Die Stimme eines Predigers in der Wüste“. Abwarten, Signor! Eure Leistung kann mir nicht imponiren. Endlose Skandalprozesse, die man selbst vor Erwachsenen nicht erwähnen kann, ohne roth zu werden, und zwei Excellenzen, die Stunden lang schwitzen, um zu beweisen, daß unsere Offiziere nicht Strolche, unsere Offizierdamen nicht aus dem billigen Laden sind. Schöne Bescherung. Und was man sonst hört, klingt auch nicht nach Sphärenmusik. Der Happen Börsengesetz wird uns wieder aus den Zähnen gerissen und der Kanal kommt mit Hochdruck. Heiliger Podbielski! Braucht uns nur noch um den Tarifzoll zu bringen: dann könnt Ihr ein blaues Wunder (oder ein rothes) sehen. Hoffnung hat man sich ja schon vor dem Korset abgewöhnt. Bin aber neugierig, wie unsere Leute dieses Bündel von Zumuthungen aufnehmen werden.

Wenn der Junge nicht wäre, ließe ich Fünf gerade sein. Wir haben bessere Zeit erlebt und sind reif zur Ausrangirung. (Wir Kressiner; Gondelhelden auf höchster Höhe.) Der Kleine macht mir Sorgen; nicht nur wegen

des père prodigue, der, als Muster ohne Werth, aber auch nicht von Pappe. Schlechte Farbe diesmal und, wie ich heraushorche, drinnen noch schlechtere Stimmung. Kein Wunder. Jugend braucht Begeisterung. Denkst Du daran, mein tapfrer Lagienka? Nach Allem, was er erzählt, scheint der Lieutenant recht freudlos geworden zu sein. Als Gattung, meine ich. Daß sie furchtbar rangeholt werden, ist kein Malheur. Aber die ewige Hundeangst, der Lärm wegen 'ner Kinderei und das Schustern, das keine Grenze mehr kennt! Kerngesund schickt man sie hin und kriegt nach ein paar Jahren nervöse Zappelmänner mit Antipyrin zurück. Wenn Einer da noch auf Urlaub nach Adolfens Methode „aufgeklärt“ wird, kanns ein böses Ende nehmen.

Nicht dran denken. Auch der Winter geht vorüber. Und wenns heute gar nicht Tag werden will, muß die Freude auf Weihnachten trösten. Seid lustiger, Ihr Lieben, und marschirt fröhlich ins neue Jahr. Prosit! Daß Du Lotka den Heiligen Abend so gut ausputzest, wie Du irgend kannst, weiß ich quand même. Machst auch noch Musik? Beethoven gehört zu meinem Christenthum. Schluß; sonst werde ich sentimental und habe Dir doch schon über Gebühr zugesetzt. Feurige Kohlen dringend erbeten. Nimm Dir mal einen anständigen Briefbogen und schütte das alte Herz aus. Kanns nichts Politisches sein: Alles willkommen, sogar Klatsch. Besorgungen hast Du Glücklicher ja nicht; außer dem Weg in den Weinkeller nimmt die viel bessere Hälfte Dir Alles ab und ist sogar auf Geldgeschenke dressirt. Wenn Du sie dafür nicht unterm Mistelzweig ganz altmodisch abküssest, wird Venedig verrathen. Keine Angst? So gehts, wenn man verwöhnt wird, wie Du seit mindestens neunundneunzig Jahren von Deiner uralten Nina.

Was trägt man denn dort? Bitte aber: nicht Schneiderzeitung!

Berlin, Winters Anfang 1903.

Holdeste Wüstenstimme!

Die bleibst Du in alle Wege. Immer der rührende Eifer, dem nahenden Heiland die Bahn zu bereiten; mit fünfzig wie mit fünfzehn Jahren. Etwas Geduld, hohe Frau: er wird schon kommen; wenns Zeit ist. Eine so beneidenswerth fromme Dame sollte doch wissen, wie selten Götter geboren werden, und von schauderhaft Sterblichen nicht fordern, daß sie in Vicegöttlichkeit hienieden wandeln. Doch diese fast ununterbrochene Adventistenstimmung ist mit Dein bestes Theil und hält Dich so unwandelbar jung. Was kein Kompliment und keine captatio benevolentiae sein soll (Uebersetzungen liefert Adolf, der lateinische Landwehrmann, frei ins Haus).

Dein Getreuster ist auf schwesterliches Wohlwollen nämlich gar nicht angewiesen; auch nicht auf ehrensächliche Diskretion; und am Allerwenigsten wegen Venedig. Ungemein schmeichelhaft, daß Du mich immer noch zur Familie Derer von Springinsfeld zählst, trotzdem tausendmal versichert, daß seit anderthalb Ewigkeiten aus der Manege. Muß endlich aber mit ergebenster Entschiedenheit danken. Nachgerade doch zu ramponirt; und wenn auch tout est pour le vieux dans le meilleur des demi-mondes, so möchte doch nicht als komische Figur ohne Grazie dem Grab entgegenwanken. Ueber die Puppen saturirt, mehr, als selbst Deine Tugend ahnen kann, Goldreinette. Bitte also, abzuklingeln. Meine Flucht nach dem Lido — unerhört, daß ein achtmal plombirter Kahlkopf solchen Verdacht abwehren muß! — hatte mit Spätherbsterotik nicht das Geringste zu thun. Die simpelste Sache von der Welt. Geschäfte in Wien und von da einen Katzensprung herüber ans Meer. Weil die gräßliche Nordländerdunkelheit mir auf die Nerven fällt. Weil ich mal wieder Sonnenlicht riechen wollte. Und Sansovinos Bibliothek einmal noch sehen, wie einst im Mai. Lächelst Hohn? Jeder hat seinen Tollpunkt; meiner ist Hochrenaissance. Harmlos und schmutzt nicht. Natürlich wars aber eine Riesendummheit. Der Greis am Stabe soll die Orte höchster Jugendentzückungen meiden; und, vor allen Dingen, über den Kindertraum weg sein, der Italien immer in Blau und Gold sieht. Grauer Himmel mit reichlichen Niederschlägen (so nennens unsere Wetterbesprecher). Die Wasserdroschken feucht wie schlechte Hotelbetten. Bei Danieli Engländer dritter Güte und Ceylonthee, gegen den meine Magennerven rebelliren. Daß in dem ganzen Nest kein eßbares Stück Fleisch zu haben ist, weiß der Europäer. Nun aber der Schreck, wenn man die Prokurazien zum ersten Mal ohne den Campanile erblickt! Das Antlitz der Geliebten, dem plötzlich ein Vorderzahn fehlt. Bleibt San Marco, die Piazzetta und etliches Andere. Unterm Regenschirm giebts aber keine Stimmung. Und weil ich zu edel bin, um den Nächsten mit meinen Enttäuschungen zu belästigen, verzichtete ich auf lange Klageepistel, die mich erleichtert hätte, und schickte als Lebenszeichen nur die Karte. Rialto, weil Erinnerung an Shylock Deinem antisemitisch angefärbten Herzen wohlthun mußte und weil wirs in London zusammen bei Irving sahen.

Verglühe gefälligst noch nicht in Scham: stärkere Beschwörung folgt sogleich. Denn was that der ehrwürdige Borusse, den Deine merkwürdig einseitige Phantasie in verhängter Gondel bei nächtlicher Weile mit schwarzen Hexen losen ließ? Er legte einen nennenswerthen Theil seiner beweglichen Habe in Weihnachtzeichenken an, deren Herrlichkeit seine unzärtlichen Ver-

wandten einfach überwältigen wird. Deine Schuld, ma mie, daß die Bombe schon jetzt platzt. Muß mich rechtfertigen, ehe Du mit den Wachsstock die Tanne bekletterst. Präsentirt das Gewehr! Spitzen, von denen noch gar nichts gesagt ist, wenn man sie einem echten Musset verglichen hat. Schon die Halbhandschuhe werden der ersten Dame Eurer Provinz schlaflose Nächte bereiten; und zu Besatzzwecken ein altes Muster, das sie mir in der Dogana noch am Liebsten abgeknöpft hätten. Das ist für die Mutter. Für Mariens bräutliches Haupt ein venezianisches Goldnetz mit Perlchen: dernier cri de Paris! Selbst an der Seine noch neu, wie Sachkenner betheuern, und das Feinste vom Feinen. Was sagst Du nun? Vornehme Seelen weiden sich nicht an ihren Triumphen. Also schließe ich dieses Kapitel und bitte nur noch gehorsamst, zu bedenken, wie lange ich, dem Ladenbesuche von Kindesbeinen an so ziemlich das Ekligste, stöbern mußte, bis die Wunder aus dem Trödel gefischt waren. Thut so etwa Einer, der in Amouren macht? Die ehrbare Hausfrau aber schreibt von oben herab: „Besorgungen hast Du Glücklicher ja nicht.“ Allerdings nicht für die Angetraute, die seit der Silbernen mit dem Check vorlieb nimmt und selbst aussucht, was ihr gefällt. Aber für Andere, in fernen Ländern, unter allerlei Gefahren für Vermögen und Reputation. Was zu beweisen war.

Da ich doch schon in in die Chiffons gerathen bin, will ich schnell noch dem geehrten Nachwort Rede stehen. Was man trägt? Eigentlich Lottchens Ressort. „Man trägt, was man nicht ändern kann“, sagt Bombardon im Goldenen Kreuz, das wir Beide in unserer zweiten Jugend liebten; und hat auch für die Mode Recht, in deren Bezirk man ja viel ändern kann. Röcke noch immer eng bis über die Möglichkeit und an Pelzwerk, was die Kapitalkraft irgend gestattet. Nach Maulwurf (Allerneustes) wird Dein Ehrgeiz nicht langen. Fürs Mädel einen picture hat: und sie ist belohnt genug. Uebrigens kennen wir die Melodie. Jedesmal heißts, Ihr habet nichts anzuziehen, und wenn Ihr dann landet, steht Unsereiner starr vor dem Glanz. Kommt nur ruhig her. Das Andere findet sich. Kressin sieht im Januar vom Weiten netter aus. Seit Aeonen nicht hier gewesen. Ritterdienste garantirt. Ungeheures kann ich nicht versprechen. Aber gute Konzerte, ein paar Theaterstücke, die Dich amusiren werden, für den Gatten trinkfeste Leute von tadelloser Gesinnung und fürs Kind bei Friedländer eine Schmuckausstellung, vor der Verwöhnteren die Augen übergehen. Am ersten hellen Tag zeige ich Euch die neuen Denkmale hinterm Brandenburger Thor. So was war auf dieser Erde noch nicht da. Die Puppenallee dagegen das reinste Florenz.

Hier brennts schon. Grenzt hart an Politisches, das ich gern miede.

Wärst aber, trotz Goldnetz und Spitzen, dann doch nicht zufrieden. Kenne ja Dein Borussenherz. Weils also nicht kann sein ... Alles programmgemäß, ohne jegliche Ueberraschung; und von Neuigkeiten keine Rede, — was nicht unter allen Umständen ein Fehler, Patriotin. Lange Vorarbeit für das Kanalbett. Wird wahrscheinlich gelingen, da Deine — nicht: meine — Parteigenossen mürb sind, nur noch Vorwand zum Einschwenken suchen und das Hauptstück ihnen einstweilen wohl nicht angesonnen wird. Die Zeit ist klug gewählt. Die Leute sagen sich, daß längerer Widerstand ihnen den Zolltarif ruiniren könnte (halten, bei Licht besehen, die hochwohllöbliche Regirung also nicht für sehr gewissenhaft). Hat der Landtag endlich genickt, dann darf man an die Handelsverträge denken. Wie die aussehen werden? Unter Witte wäre mit fünf Mark nichts zu machen gewesen; heute weiß Niemand, wer drüben Koch und wer Kellner ist. Noch viel weniger, wer morgen die Rechnung präsentiren wird. Unheimlicher Zustand. Der wichtigste Posten seit Monaten nicht besetzt. Wenns uns trösten könnte: die Russen stecken in keiner guten Haut. Selbst der Sultan parirt nicht wie sonst und in Ostasien leidet ihr Prestige, weil der Japaner ihnen auf der Nase tanzt. Der Krieg wäre längst erklärt, wenn sie Geld zu finden verständen. Aber ohne Finanzminister, der Schlupflöcher offen hat, ist nichts zu holen. Deshalb auch nichts zu prophezeien. Nikolai glaubt, mit gutem Willen und dem Geisterspuk seines Hofspiritisten auskommen zu können. Braucht uns nicht zu geniren, wenn nicht eines Tages wieder die Militärpartei ungeduldig und so mächtig wird wie unter Alexander, der auch friedlich sein wollte, vorm Türkenkrieg. Der alte Versuch einer Entladung nach außen. Wobei nicht zu übersehen, daß es um uns recht einsam geworden ist. England, Frankreich, Italien in entente cordiale; und wie Magyaren und Czechen sich für uns echauffiren werden, fühlt der Blinde mit dem Krückstock. Vielleicht aber Unsinn, so weit zu denken; in beiden östlichen Kaiserreichen verschiedene unsichere Faktoren. Handelsvertrag jedenfalls dunkel wie die Tintenflasche. Daß ich von dieser Seeschlange nichts Grausiges fürchte, ist Deiner Weisheit längst bekannt; von den paar Kopeken würde das Kraut nicht fett. Axiom: Getreidepreis, der uns genügt, kommt auf die Dauer nicht wieder; und Großgrundbesitz ohne Großkapital wird nicht mehr rentabel. Wiederholte Begründung ersparst Du mir. Nur noch einmal, daß ich von Palliativmittelchen nichts halte; und zu denen gehört jetzt auch das Bischen Zoll. Daher Börsengesetz und Aehnliches farcimentum (der Gatte ist klassisch) und nur Frage der Zeit, wann Industrie und Handel ihre letzten Wünsche durchsetzen. Hundertmal wichtiger für uns, was draußen passirt. Ob Rußland Geld zur Eroberung

Asiens auftreibt. Wie die Sache in Amerika läuft. Wann die britische Welt schutzzöllnerisch wird; wann, nicht: ob. John Bull muß, trotz allem Freihändlergeschrei, wenn er seine Kolonien nicht verlieren will, Chamberlains Weg gehen. Und dann können wir Dinge erleben, die ins Aschgraue reichen.

Deshalb darf selbst in diesem Weihnachtbrief die Warnung nicht fehlen. Fuhr ordentlich zusammen, als ich las, Adolf sei unter die Industriepapiernen gegangen. Begreife ihn ja. Märkischer Roggen im vorigen Dezember 134, jetzt 128. Da sieht man sich um; und wer von dem neuen Aufschwung und den großartigen Aussichten liest, leckt, als Familienvater, die Lippen. Wenn Ihr mich aber jemals für leidlich verständig gehalten habt: die Finger davon! Höchstens für Leute, die dans le mouvement sind; und auch Die müssen froh sein, wenn sie mit blauem Auge nach Hause kommen. Stehe draußen und bin Dilettant (Gott sei Dank!), möchte aber jeden Eid leisten, daß der eigentliche Krach uns erst bevorsteht. Der Firniß ist geschickt aufgetragen (wir haben Banklackirer) und deckt doch nicht alle Risse. Dein spekulativer Junker soll mal Kurs und Dividende der augenblicklich beliebtesten Werthe vergleichen; da stimmts schon nicht. Und woher der Segen kommen soll, ist mir schleierhaft. Kanal als Auffrischung der begnadeten Branchen, — soit. Auch Elektrizität, wenn die Raubmörderkonkurrenz beseitigt wird und die Preise sich heben, vorläufig wieder einigermaßen. Die Dampfmaschine ist im Aussterben; und die Turbine, die sie ersetzen soll, wird ein höllisches Stück Geld einbringen; Aber im Ganzen? Alte Litanei. Wir haben uns zu hoch gebläht. Der Athem ist nicht lang genug. Alle Achtung vor den Kommerztalenten des Helden von Le Bourget; er wird schlau gekauft und wahrscheinlich mehr als die berliner Reise verdient haben. Da er im Nebenamt aber Vater Deiner Kinder ist, solltest Du seine Knie umklammern und flehen: Raus aus den Kartoffeln! Niemand kann wissen, wanns zum Klappen kommt.

Bis dahin auch, was man so innere Politik nennt, nicht allzu aufregend. Ueber den Reichstag hat Egeria das Nöthigste gesagt. Bis auf den einen Punkt, den bekannten, wo ich jedesmal passe. Natürlich Alles gelesen; auch Boguslawski, ders sehr gut meint, aber nicht sehr weit sieht. Einer, für den die alte Preußenherrlichkeit das Gegebene, von Gott ewiglich Gewollte ist. Wäre wunderschön, ist aber nicht. Mir steht leider nicht viel fest, doch unverrückbar, daß wir eine versinkende Klasse sind. Nicht zu halten, weil als Klasse den neuen Verhältnissen nicht anzupassen; nur die Wahl zwischen Hofdienst und erwerbender Stadtbourgeoisie. Nun stelle Dir Preußen ohne den kleinen und mittleren Adel vor. Giebts nicht. Der Instinkt sagts den Leuten, die

vornan sind, auch; sonst würden sie zäher Widerstand versuchen. Unter Caprio und Hohenlohe waren sie noch nicht so weit. Bülow hat das Talent, Glück zu haben. Er ist die Schreier und Starrköpfe los und kann, mit einiger Behutsamkeit, den Landfrieden schaffen. Erst recht, wenn mein Kalkul stimmt. Rückschläge in der Industrie: dann wird wieder der biedere Landmann aus seinem Winkel geholt und die wahren Wurzeln unserer Kraft liefern schöne Reden. Die Gutmeiner vergessen, daß auch im Staatsleben tout est dans tout; und daß zehn Jahre nicht auszuradiren sind. Innere Politik! Einer schreit ein Schlagwort: und Alle, denen es leidlich klingt, sind selig. Hast mal den Epimenides gelesen? Ich lasse mir nicht ausreden, daß der alte Herrgott von Weimar seine Landsleute höhnte, als er das Gefolge des Jugendfürsten im Chor schmettern ließ:

Denn so Einer „Vorwärts“ rufet,
Gleich sind Alle hinterdrein
Und so geht es, abgestufet,
Stark und Schwach und Groß und Klein.
Hinan! Vorwärts! Hinan!
Und das große, das Werk ist gethan.

Das große Werk heißt jetzt — wie lange schon! —: Vernichtung der rothen Genossenschaft. Da ich noch immer zu den Besitzenden gehöre, könnte mirs Recht sein. Steht aber übel um den Erfolg. Würden wieder anno 80 halten; der ganze Aufwand verthan. Unmoralisch wäre es nicht. Die den Vorschlag machen, wollen auch das Heil der Nation und Dein Boguslawski sagt treffend, daß die Sozialdemokratie selbst die schönsten Staatsstreiche liefern würde, wenn sie nur könnte. Doch man schämt sich nachgerade, von der Sache zu reden. Kommt ja nicht dazu; wenigstens nicht, so lange die Karre noch fährt. Deshalb am Besten Schluß der Debatte und endlich was Neues. Durch die Bülowstraße gehts freilich auch nicht. Sehnsucht nach Sozialistengesetz, zu dem nur leider die Mehrheit fehlt; und: „Kein Beamter darf Sozialdemokrat sein!“ Möchte sie nicht zählen. Merkwürdig, daß der auf seine Art kluge Mann gar nicht mit dem Reiz des Verbotenen rechnet. Gerade nach Dresden hätte ichs anders versucht. Immer 'ran, meine Herren! Wir sind nicht graulig, gönnen Jedem wonnesam das Vergnügen, mit Ihnen zu tagen, kümmern uns überhaupt nicht mehr um die Farbennuance, rosa oder brandroth, und sind unglaublich sicher, daß Sie uns einstweilen nicht einbuddeln werden. Sie haben sich eine Ecke zu früh decouvrirt und müssen zunächst mal gefälligst den eigenen Staatspalast reinfegen... Auch kein unfehlbares Mittel, Trauteste, doch nicht ganz aussichtlos. Den Nimbus beseitigen! Heute dünkt Jeder sich einen Heros, wenn er da mitmacht. Das zieht. Und dabei

geben Staatsbeamte in Riegen rothe Zettel ab. Uebrigens geht Alles bekanntlich auf zwei Beinen und auch das Drakonische ließe sich probiren. (Meine Privatmeinung: nach 'nem halben Jahr wünschten die von Putschen bedrohten, von Grüppchen geärgerten Unternehmer sich die stramme Marxistenzucht zurück, die, halten zu Gnaden, noch keinen Abschluß gestört hat.) Nur nicht das endlose, sinnlose Gerede, ob oder ob nicht. Lähmt seit 90 das Reichsgeschäft.

Noch ein recht nettes Mittel: gute Politik machen, Ziele zeigen, was vor sich bringen. So lange Bebel interessanter als Limburg und Sattler, ist wenig Hoffnung. Nous piétinons sur place, Borussin, und bieten der Volksphantasie (steht nicht im Etat) nichts als die Rumpelkammer, für deren Mottenherrlichkeit sich der Deutsche ergebenst, aber deutlich bedankt.

Militaria. Das ist ein böses Kapitel. Ich kann Deinen Major nicht so hart schelten, denn in der Scheibe sitzt sein Schuß. Alles recht hübsch, was die Regirenden gesagt haben. Der Kriegsminister so gut wie seit Bronsart keiner; ernsthaft, tapfer und ohne Phrasenwattirung. Was nützts? Das Letzte darf er nicht sagen; und bei uns muß man doch, wie wir sehen, erst ausdrücklich sagen, was anderswo ohne viel Reden empfunden wird. Daß man den Soldaten nicht für Kulturverzärtelung erzieht, sondern für eine barbarische Sache. Die bleibts, trotz Genfer Konvention und haager Gericht. Und wer den Zweck will, soll über die Mittel nicht die Nase rümpfen. Breidenbachs brauchen nicht vorzukommen — sind schließlich auch so selten wie Knabenschänder —, aber nach den Regeln feinster Humanität wirds nie zu fingern sein. Kommiß, Lieutenantsmama! Das muß man gerochen haben. Wenn die Maschine nicht läuft wie der Deibel, kann man sie lieber abschaffen. Nichts für mich (weshalb früh unglückliche Versuche in Diplomatie), vorläufig aber unentbehrlich. Eine der übelsten Seiten der Rothen (die Alles sentimental nehmen und sich für riesig modern halten), daß sie einen Heidenlärm machen, weils Spähne giebt, wo gehobelt wird. Jeder soll ein Englein mit Flüglein sein. List, Roheit, ein Unzüchtchen: Pfui! Sie selbst aber sind von Menschlichkeiten auch nicht ganz frei. Und seit die Welt in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, gings noch nie mit sauberen Pfoten zu, weder oben noch unten. Deinen Jungen begreife ich. Die Chose hält nur unter besonderer Schutzvorrichtung. Einfach dumm, den bunten Rock an die Stelle des Türkenkopfes zu hängen, nach dem Jeder schießt. Will man ihn oder nicht? Ja. Also Ruhe im Glied. Sonst bleibt am Ende wirklich nur eine Campagne als letztes Mittel, um die Autorität zu retten. Und dann hätten nicht nur Lieutenants ins Gras zu beißen. Kein Thränchen, Reinette von Pommern; wir sind noch nicht

so weit. Zur Aufmunterung rasch was geistlich Tröstendes. Centennarfeier in Hannover. Der Militäroberpfarrer hat das Wort und erzählt, Napolium habe sein Volk, das „aus dem Narrenhaus entlassen" schien, „durch seine Infanterie, Artillerie und Kavallerie zur Vernunft gebracht." Historisch. Noch mehr nach meinem Herzen der Satz: „Wir wollen heute ein Fest seltener Art vor dem Angesichte der göttlichen Majestät, des Königs aller Könige, und unter den Augen der irdischen Majestät, unseres vielgeliebten Kaisers und Herrn, begehen." Offenbar neuste evangelische Rangordnung.

Sonst aber, bei sämmtlichen Göttern, nichts Neues. Sei froh. Diese Woche gehört dem guten Alten. Dem Besten, scheint mir, trotzdem ich Frommheit nie lernte. Du hast die Weihe, hast überhaupt Alles, was Menschenbegehr. Gesunde Kinder, die Maid beinahe Braut, einen Standesgemäßen, mit dem Du, wie sich spät, aber deutlich zeigt, in märchenhaft glücklicher Ehe lebst, und einen Bruder, den selbst Deine bitterste Laune nicht von schlechten Eltern nennen darf. Brauchst fürs Römische Reich nicht zu sorgen. Das quält sich schon so sacht durch und hört nicht auf die vox clamantis in deserto. Guck Du mir aus lustigen Augen in die Christtanne! Konnte viel schlimmer kommen; öffentlich und privatim. Den Kleinen trägts auch noch: so schnell verschießen die Preußen ihr Pulver nicht ... Und nach den Festen bald auf die Strümpfe gemacht! Will der Rebell nicht, so bleibt er an seinem Herd und lernt in der Noth beten. Das mit der Einheit des Ortes gar nicht so falsch, wie Dein seßhafter Sinn träumt. Hättet Euch viel öfter mal trennen sollen, statt immer als Papageienpärchen neben einander auf der Stange zu hocken. Frage Lotten, wies schmeckt. Die natürlich zehntausend Grüße sendet und schon im Voraus für all die verheißenen guten Gaben dankt. (Vom Schwiegerneffen in spe habe ihr nichts gesteckt, weil selbst die besten Weibchen das Mündchen nicht halten können, wenn Eheliches im Spiel.) Gute Nacht, mein Herz. Sobald der Engel auf der Tannenspitze den ersten Strahl kriegt, bist Du verpflichtet, an Den zu denken, der war, ist und sein wird

Deiner Unvergleichlichkeit unwürdiger Knecht

Moritz.

Die Entwickelung der Chirurgie.*)

Ohne Uebertreibung darf man behaupten, daß das vergangene Jahrhundert für die Chirurgie als Zweig der Heilkunde und ihre Entwickelung als Wissenschaft auf Grundlage moderner Naturforschung mehr geleistet hat als die vergangenen 2200 Jahre von Hippokrates bis zur Gründung der Académie de Chirurgie in Paris. Die Wundarzneikunde, wie die praktische Heilkunde im Allgemeinen, ist aus den Bedürfnissen des täglichen Lebens hervorgegangen, da die Menschheit, die von Krankheiten, Verletzungen und Gebresten aller Art befallen ist, dringend Abhilfe verlangt. Wenn kundige und sachgemäße Hilfe fehlte, mußte ein Laie, der durch Familientradition einiges Talent, eine durch allzu große Gewissenhaftigkeit nicht angekränkelte Erfahrung und genügenden Muth mitbrachte, in die Bresche einspringen. Dieser suchte, so gut er konnte, mit seinen Rathschlägen und Manipulationen den Schaden wieder gut zu machen, hat ihn aber manchmal aus Unkenntniß auch verschlimmert. Das geschah so in alten Zeiten, geschieht jetzt noch auf Schiffen, im Pfarrhaus des einsamen Gebirgsdorfes, im weltverlorenen Forsthaus oder bei plötzlichen Unglücksfällen; und da mit voller Berechtigung, der die modernen, namentlich durch Esmarch ins Leben gerufenen Bestrebungen des Samariterwesens ihren praktischen Ausdruck verliehen haben. Aber wie die wilden Schößlinge den edlen Rosenstrauch überwuchern und endlich erdrücken, wenn nicht die sorgsame Hand des Gärtners sie beschneidet, so konnte sich auf dem Boden der modernen Gesetzgebung, welche die ärztliche Kunst und Praxis dem Laienelement schutzlos preisgegeben hat, das Kurpfuscherthum üppig entwickeln und droht, den edlen Trieb der wissenschaftlichen Medizin, der nicht blos als Produkt des menschlichen Geistes eine der schönsten Blüthen menschlicher Kultur darstellt, sondern auch für das Wohl und Weh des einzelnen Menschen und des gesammten Staates von der einschneidendsten Wichtigkeit ist, zu ersticken.

---

*) Herr Professor Dr. Czerny hat die Rede, die er bei einer akademischen Feier als Prorektor der Universität Heidelberg hielt, der „Zukunft" zur Verbreitung überlassen. Das hier veröffentlichte Hauptstück behandelt die Entwickelung der Chirurgie während des neunzehnten Jahrhunderts. Im Anschluß an diese Darstellung betrachtete der Redner dann noch die Unterrichtsfrage. Er hält das humanistische Gymnasium für die Stätte der besten Vorbildung, fordert aber breiteren Raum für den physikalisch-naturwissenschaftlichen Anschauungunterricht. Mehr als achtundzwanzig obligate Schulstunden in der Woche dürfe der Hygieniker nicht gestatten; auch müsse er verlangen, daß die Lernenden durch angestellte Schulärzte kontrolirt werden. Der Schlußsatz lautete: „Wenn der Staat die Blüthe seiner Jugend zu neunjähriger Schularbeit zwingt, muß er auch dafür sorgen, daß sie dabei nicht nur geistig, sondern auch körperlich gedeiht."

Es wird niemals möglich sein, Krankheit und Tod, Kummer und Elend aus der Welt zu schaffen, und es ist nur allzu menschlich, wenn die natürlichen Mittel versagen, auf übernatürliches Einwirken seine Hoffnung zu setzen. Ist doch aus dem Gesundbeten wieder ein Metier gemacht worden; und dennoch weiß Jedermann, daß es höchstens für eingebildete Kranke und Narren einen Nutzen haben kann. Von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage ist die Furcht vor der ungewissen Zukunft zur Beherrschung der Geister, aber auch des Geldbeutels der Menschen ausgenützt worden. So lange die Menschheit noch nicht so gescheit ist, zu wissen, daß unser Sein und unser Befinden die unerbittlichen Folgen der ererbten und erworbenen Eigenschaften und der auf uns einwirkenden Einflüsse der Umgebung sind — eine Erfahrung, die wir wesentlich der modernen Biologie verdanken — und daß die Menschen nur durch eigene Thätigkeit und durch Generationen fortgesetzte Arbeit diese Verhältnisse zu bessern im Stande sind, wird es nothwendig sein, daß von Staates wegen ein Befähigungnachweis dafür verlangt wird, wenn Jemand das Recht beansprucht, einen kranken menschlichen Organismus wiederherzustellen, der so viel komplizirter eingerichtet ist als eine Maschine, ein baufälliges Gebäude, Besitz oder Vermögen. Wir sind noch nicht reif für eine vollständige Freigebung der ärztlichen Praxis. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß viele Leidende, denen der zünftige Arzt nicht geholfen hat, sich an den Kurpfuscher wenden, der, in der Regel ohne jegliche Bildung, und nachdem er in anderen bürgerlichen Berufen Schiffbruch erlitten hat, sich durch schwindelhafte Reklame Glauben und Ansehen zu verschaffen sucht. Freilich ist Das gerade so unsinnig, wie wenn man seine Uhr von einem Trödler repariren läßt, weil er auch manchmal mit alten Uhren handelt.

Der Schade, der aus dem Ueberwuchern des Kurpfuscherthumes hervorgeht, trifft nur zum geringsten Theil die Aerzte. Unendlich viel größer ist er für die Patienten, die so oft den günstigen Zeitpunkt versäumen, wo ihnen noch geholfen werden kann, und die nicht nur ihr Geld ohne jegliche Gegenleistung loswerden, sondern vor Scham, daß sie betrogen worden sind, an Leib und Seele zu Grunde gehen. Noch größer ist der Schade für den Staat, dessen heutzutage so wichtige Aufgaben in Bezug auf Bekämpfung der Volksseuchen und ansteckende Krankheiten, zur richtigen Abschätzung der gegen Unfall Versicherten und zur Verbesserung des Loses der unbemittelten Kranken vollständig illusorisch werden. Nichts scheint aber schwerer zu sein, als einen Irrthum in der Gesetzgebung einzugestehen und wieder rückgängig zu machen. So mußten sich die Aerzte organisiren, um Schulter an Schulter gegen die Unbill der Gesetzgebung und die daraus hervorgehenden Schädigungen ihres Standes und der sanitären Verhältnisse der Gesellschaft anzukämpfen. Möge es dem zwanzigsten Jahrhundert gelingen, diese schwierige Streitfrage zu einem für alle Theile befriedigenden Ausgleich zu bringen!

Wenn wir Chirurgen heute mit den inneren Aerzten gemeinschaftlich im Kampf gegen Krankheiten zusammenstehen, so war Das bis ins achtzehnte Jahrhundert noch wesentlich anders. Die Chirurgie galt als eine niedrige, ja, zum Theil unehrliche Beschäftigung. Vielfach wurde sie im Umherziehen auf Messen und Jahrmärkten getrieben, und bevor der Kranke, der sich einem umherziehenden Bruch- oder Steinschneider anvertraut hatte, noch zum Bewußtsein des Schadens kam, der ihm angethan wurde, war der Uebelthäter längst über alle Berge.

Wenn auch in verschiedenen Staaten Chirurgen-Schulen errichtet worden sind, so bildeten doch die Barbiere und Bader eine niedere Zunft, die mit der medizinischen Wissenschaft nichts gemein hatte und deren Mitglieder von den Aerzten höchstens als niedere Heilgehilfen bei der Behandlung der Kranken gebraucht wurden. Erst die Leibärzte Ludwigs des Fünfzehnten, Maréchal und La Peyronie, veranlaßten die Gründung der Académie de Chirurgie, die im Jahre 1743 der medizinischen Fakultät gleichgestellt wurde. Sieben Jahre später wurde von Chopart und Desault die Ecole pratique de Chirurgie mit sechs Betten eröffnet. In England wurde der Unterschied zwischen den Surgeons und Physicians durch hervorragende Chirurgen, namentlich durch die bahnbrechenden Arbeiten John Hunters, ausgeglichen, wenn er auch bis heute noch nicht ganz verwischt ist. In Deutschland haben einige herorragende Professoren an den Universitäten, wie Lorenz Heister zu Helmstädt, August Gottlob Richter in Göttingen und Karl Kaspar von Siebold in Würzburg die Chirurgie allmählich zu Ehren gebracht. Aber noch 1774, als Mederer von Wuthwehr in Freiburg seine Vorlesungen mit einer Rede über die nothwendige Vereinigung der Chirurgie und Medizin eröffnete, drohten die Studenten, sein Haus zu stürmen. Er selbst entging nur mit Mühe ihren Mißhandlungen.

In Berlin wurde schon unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm 1714 das „Collegium medico-chirurgicum“ auf Antrieb des General-Chirurgen E. C. Holtzendorff gegründet; es sollte für die Ausbildung von Militärärzten sorgen. Erst unter dem General-Chirurgus Görcke gelang es, das Friedrich Wilhelms-Institut auf eine solche Höhe zu heben, daß seine Zöglinge für die zahlreichen Verwundeten in den napoleonischen Feldzügen gefühlvolle und theilnehmende Aerzte wurden, wie es der greise Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt wiederholt offen und unumwunden ausgesprochen hat. Die zahlreichen Schlachten, welche die Morgenröthe des neunzehnten Jahrhunderts blutroth beleuchtete, stellten an die Chirurgen unerhörte Anforderungen, verschafften ihnen aber auch eine Achtung in der gesellschaftlichen Stellung, wie sie sie vorher niemals besessen haben. In erster Linie sind hier die Leibärzte Napoleons, Larrey und Dupuytren, zu nennen,

welche die Erfahrungen, die sie auf den Schlachtfeldern gesammelt hatten, in die Spitäler übertrugen, die unter ihrem Einfluß neu organisirt wurden.

Im Hotel Dieu in Paris betrug die Mortalität Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf der chirurgischen Abtheilung 20 Prozent; und fast alle Amputirten und Trepanirten starben.

Dupuytren brachte den größten Theil des Tages in seiner Klinik zu, operirte und verband eigenhändig die meisten seiner Kranken und versammelte um seinen Lehrstuhl die strebsamen Chirurgen der ganzen Welt, so daß man ihn mit Recht den berühmtesten Chirurgen seiner Zeit nennen konnte. Auch die deutschen Chirurgen, wie Chelius, Philipp von Walther, Dieffenbach und Bernhard von Langenbeck, holten sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ihre Anregung und höhere Ausbildung mit Vorliebe von Paris, seltener von Wien oder London.

Die wesentliche Grundlage der Chirurgie bildete damals die anatomische Untersuchung und Zergliederung des menschlichen Körpers. Die Operationen bestanden fast nur in Amputationen, Entfernungen von äußerlich sitzenden Geschwülsten, in der Behandlung von Wunden, Geschwüren und Beinbrüchen. Unter den geschickten Händen von Graefe, Dieffenbach und Anderen entwickelte sich die plastische Chirurgie, die sich die Wiederherstellung von entstellenden Defekten des Gesichtes, wie der Nase, Lippen, Augenlider, Wangen, zur Aufgabe machte. Dabei spielten die Blutung und die Schmerzen eine große Rolle und die Chirurgen suchten durch Schnelligkeit, glatte Schnittführung und elegante Ausführung der Operation diese Gefahren möglichst einzuschränken. Dazu waren genaue anatomische Kenntnisse damals, wie auch heute noch, unerläßlich. Das Studium der Vorgänge bei der Blutstillung, wie sie namentlich Scarpa in Pavia mit großer Sorgfalt betrieb, führte allmählich zu dem Studium der feineren Vorgänge bei der Wundheilung, das schon John Hunter im achtzehnten Jahrhundert begonnen hatte, das aber erst im neunzehnten Jahrhundert, besonders durch die deutschen Chirurgen, wie Billroth, Thiersch und Andere, das Verständniß der Heilungvorgänge ermöglicht hat. Das Problem der Blutstillung beschäftigte die Chirurgen von Celsus bis auf Esmarch. War ja doch der Tod durch Blutverlust eine der ältesten Erfahrungen, die der Mensch bei offenen Verwundungen zu machen Gelegenheit hatte; und daß mit der Stillung des Blutstromes das fliehende Leben zurückgehalten werden konnte, haben wohl schon die homerischen Aerzte Podalirios und Machaon gewußt. Oft genügte ein geschickter Fingerdruck auf die blutende Stelle, der bei kleineren Gefäßen nach einiger Zei die Verklebung und definitive Blutstillung herbeizuführen im Stande war. Größere Gefäße wurden, wenn sie verletzt waren, von den arabischen Aerzten und ihren Nachfolgern bis ins siebenzehnte Jahrhundert hinein mit dem Glüh-

eisen behandelt und zu schließen gesucht. Es ist das unvergängliche Verdienst Ambroise Parées, durch die Ligatur, die Abbindung der Arterien, deren definitiven Verschluß zu erzielen. Aber noch bis zum Kriege von 1870 war die Unterbindung der Gefäße, die meist mit Seide vorgenommen wurde, eine Gefahr bringende Operation, da der Seidenfaden durch Eiterung ausgestoßen werden mußte und die Eiterung nicht selten den das Gefäß verschließenden Thrombus wieder zur Auflösung brachte und dadurch eine tötliche Nachblutung hervorrief. Es dauerte noch lange, bis durch Listers Einführung von sterilisirten und resorbirbaren Ligaturfäden, durch Auskochen der Seide die Methode so sicher wurde, daß heutzutage der Tod durch Verblutung nach Operationen zu den größten Seltenheiten gehört.

Man überzeugte sich, daß zur Blutstillung der Blutpfropfen (Thrombus) nicht nothwendig sei, sondern daß der Verschluß der Gefäße auch durch direkte Verklebung ihrer Wandungen mit Wucherung des Endothels zu Stande kommen könne. Man wagte deshalb, die Gefäße anzubinden, direkt am Abgange eines neuen Zweiges, ja, selbst Schnittwunden der Gefäße direkt zu nähen und endlich auch Stichverletzungen des Herzens durch die Naht zu schließen, wodurch jetzt schon manches Leben gerettet worden ist.

Diese Studien waren nur möglich unter dem Einfluß der neuen Wissenschaft der Histologie, der Gewerbelehre, deren Anfänge auf Felix Bichat (1803) zurückgehen. Als dann Schleiden und Schwann den Aufbau der Organismen aus Zellen nachgewiesen hatten und Virchow in seiner Cellular-Pathologie den Satz omnis cellula e cellula auch für die pathologischen Produkte bewiesen hatte, bemächtigten sich die deutschen Chirurgen mit Vorliebe dieser Studien über die feineren Vorgänge bei der Heilung der Wunden, der Entzündung und Geschwulstbildung und förderten dadurch in hohem Maße unseren Einblick in die Vorgänge des organischen Lebens bei der Erkrankung.

Sehr wesentlich wurden diese Studien durch das Thierexperiment unterstützt und gefördert. Schon Immanuel Kant hat 1787, in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft, die Bedingungen, unter denen das Experiment Erfolg haben kann, scharf formulirt: „Die Vernunft muß, mit ihren Prinzipien, nach denen allein übereinkommende Erscheinungen für Gesetze gelten können, in der einen Hand, mit dem Experiment, das sie nach jenen ausdachte, in der anderen, an die Natur gehen, zwar, um von ihr belehrt zu werden, aber nicht in Gestalt des Schülers, der sich Alles vorsagen läßt, was der Lehrer will, sondern eines bestallten Richters, der die Zeugen nöthigt, auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt." Im Experiment können wir uns willkürlich die Bedingungen schaffen und dadurch die Natur zwingen, auf unsere Fragen Antwort zu geben.

Schon Harvey entdeckte den Blutkreislauf, Albrecht von Haller die

Muskelirritabilität durch das Experiment. John Hunter machte Versuche über Uebertragung von vollständig abgetrennten Körpertheilen, die wieder anheilten. Charles Bell entdeckte durch das Thierexperiment den Unterschied der sensiblen und motorischen Nervenwurzeln, die großen französischen Experimental-Physiologen, vor Allen Magendie und Claude Bernard, an die sich unsere deutsche Physiologenschule von Johannes Müller, Karl Ludwig bis auf Kühne angeschlossen hat, haben durch das Thierexperiment den stolzen Bau unserer Kenntnisse über die physiologische Thätigkeit der Organe errichtet. Noch in jüngster Zeit hat Pawloff in Petersburg in dem Institut, das der Herzog von Oldenburg gegründet hat, die Lehre von der Verdauung durch seine Versuche an Hunden aufgeklärt. Die Versuche von Heine in Würzburg über die Neubildung von Knochengewebe durch das Periost gaben Bernhard von Langenbeck den Anstoß zu seinen subperiostalen Resektionen, die im Kriege des Jahres 1864 zuerst in größerem Maßstabe zur Ausführung gekommen sind und bei richtiger Nachbehandlung ausgezeichnete Resultate herbeigeführt haben.

Gustav Simon hat an Thieren festgestellt, daß der Ausfall einer Niere durch die Funktion der anderen kompensirt werden könne, und hat es gewagt, das Resultat dieses Versuches mit glänzendem Erfolg auf den kranken Menschen zu übertragen und dadurch den Anstoß zu dem großen Gebiete der Nieren-Chirurgie zu geben.

Billroth und seine Schule förderten durch Thierexperimente unsere durch die Franzosen Jobert und Lembert angebahnten Kenntnisse über die beste Nahtmethode bei Verletzungen des Darmes, studirten die Ausschneidung des Magens oder eines Magentheiles und eröffneten dadurch neue Gebiete der Unterleibs-Chirurgie.

So könnte ich Hunderte von Thatsachen anführen, aus denen unwiderleglich hervorgeht, daß das von manchen Seiten viel verlästerte Thierexperiment nicht nur unsere Kenntnisse sehr wesentlich gefördert hat, sondern auch hundertfachen Nutzen für die Behandlung der Krankheiten und zur Linderung der dem ganzen Menschengeschlecht beschiedenen Qualen geschaffen hat. So lange die Menschen Millionen von Thierleben opfern, um ihren materiellen Hunger zu stillen, wird man auch das mit möglichster Schonung des Schmerzgefühles ausgeführte Thierexperiment zur Stillung des Wissensdurstes gestatten müssen. Der Drang nach der Erforschung der Wahrheit ist nicht weniger quälend als der materielle Hunger und Durst. Sonst hätten nicht Hunderte von Märtyrern für ihre Ueberzeugung Lebensglück und Gesundheit hingeopfert und sich dem Märtyrertode geweiht.

Auch die genauere Kenntniß der schmerzstillenden Mittel, die unendlich viel zur Verminderung und Abschwächung der alle chirurgischen Eingriffe begleitenden Schrecknisse beigetragen haben, verdanken wir im Wesentlichen

dem Thierexperiment, wenn auch die Anfänge auf zufällige Beobachtungen beim Menschen zurückzuführen sein dürften. Die Empfindunglosigkeit des Menschen im Alkoholrausch ist sicher eine Jahrhunderte alte Erfahrung. Humphry Davy benutzte die damals neue Kenntniß der Gase zu therapeutischen Zwecken und ließ Sauerstoff, Stickoxydul, dem er den Namen Lachgas gab, und sogar auch Schwefeläther zur Beseitigung von asthmatischen Beschwerden einathmen. Aber erst der Chemiker und Arzt Jackson und der Zahnarzt Morton in Boston empfahlen 1846 systematisch die Anwendung der Aethernarkose zum Zweck der schmerzlosen Ausführung von Operationen. Die Amerikaner beschenkten die alte Welt mit der künstlichen Erzeugung der Schmerzlosigkeit und dürfen mit Stolz ihren später so unglücklichen Landsleuten die Devise aufs Grab setzen: Jovi dolorem eripuerunt.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier genauer schildern, wie der Aether von dem Schotten Simpson durch das Chloroform ersetzt worden ist, wie die alten Methoden der lokalen Anästhesie durch Kältewirkung wieder durch neue Mittel, wie die Aetherzerstäubung, zur Anwendung gekommen sind, wie man nach Erkenntniß der Gefahr, welche die allgemeine Anästhesie als eine Art Vergiftung in sich birgt, sie zu ersetzen suchte durch lokale Anästhetica, wie die Auffindung des Cocains und seiner synthetischen Ersatzmittel immer mehr dazu führt, den schmerzstillenden chemischen Kern von den giftigen Stoffen zu isoliren, und wie die merkwürdigen Produkte, die man aus der Nebenniere gewonnen hat, diese lokal anästhesirende Wirkung in wunderbarer Weise zu steigern vermögen. Thatsache ist, daß all diese noch immer im Fluß befindlichen Untersuchungen unsere Kenntnisse über die Funktion der Nerven, über deren eigenthümlichen Reiz, den wir als Schmerz empfinden, außerordentlich vertieft haben, daß aber auch die Beseitigung der Schmerzempfindung es uns ermöglicht hat, operative Eingriffe auszuführen, vor denen noch wenige Jahrzehnte vorher die kühnsten Chirurgen zurückgeschreckt wären.

Dahin gehört in erster Reihe die enorme Entwickelung der Chirurgie der Unterleibsorgane. Noch in seiner Operativen Chirurgie hat Dieffenbach, der kühnste und geschickteste Chirurg in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Ausführung der Ovariotomie als ein tollkühnes Unternehmen bezeichnet, das weder dem Kranken noch auch dem Operateur Segen bringen könne. Dennoch hatte schon der amerikanische Arzt Mac Dowell seit dem Jahr 1809 mit Absicht und Erfolg mehrere Ovariotomien ausgeführt. Seine Berichte wurden aber nicht beachtet. Die spärlichen Versuche, ihm nachzuahmen, hatten erst in den Händen von Spencer Wells in London und Köberlé in Straßburg durchschlagenden Erfolg. Erst die Einführung der antiseptischen Wundbehandlung durch Lord Joseph Lister hat den mit Eröffnung des Bauchfells verbundenen Operationen ihre Gefahr genommen und den Erfolg aller ope-

rativen Eingriffe so sehr gesichert, daß ihre Zahl gegen früher nicht nur verhundertfacht worden ist, sondern die Prognose des Eingriffes als solchen sich mit mathematischer Genauigkeit nach den bisherigen Erfahrungen auf dem Gebiet vorausbestimmen läßt. Zufällige Wundkrankheiten, Eitervergiftungen, septisches Wundfieber, Rothlauf, Starrkrampf, die früher oft zu den einfachsten Eingriffen hinzukamen, lassen sich durch die Einführung der antiseptischen und aseptischen Wundbehandlung von nicht infizirten Wunden mit fast vollkommener Sicherheit abhalten.

Die Mortalität der Ovariotomie, der Amputationen, der komplizirten Knochenbrüche, die früher 50 bis 60 Prozent betrug, ist durch Listers Entdeckung und ihre Ausbildung auf 5 bis 6 Prozent gesunken. Viele Operationen, die man früher wegen der großen Lebensgefahr kaum auszuführen wagte, gehören jetzt zu den täglichen Aufgaben des Chirurgen. So die Exstirpation des Kropfes; die uralte Trepanation, die fast vergessen war, wurde erweitert zur Gehirn-Chirurgie und diente nicht allein zum Aufsuchen von Abszessen, zur Entfernung von Knochensplittern, sondern auch zur Beseitigung von Geschwülsten in der Gehirnoberfläche. Die dabei gemachten Erfahrungen erweiterten unsere Kenntnisse über die Lokalisation der Gehirnfunktion. Auch der Rückgratskanal wurde eröffnet und verborgene Geschwülste, die aus den Symptomen richtig diagnostizirt werden konnten, beseitigt und in manchen Fällen dem Rückenmark seine Leistungfähigkeit zurückgegeben. Die operative Behandlung der Ergüsse in die Brusthöhle, selbst in den Herzbeutel wurde wieder aufgenommen, methodisch ausgebildet und führte viel häufiger zu einem günstigen Erfolg als vorher. Durch die Radikaloperation der Unterleibsbrüche werden Tausende von jungen Menschen von dem lästigen und unsicheren Bruchband befreit und Hunderte wieder dienstfähig fürs Militär und leistungfähig für schwere Arbeit. Als ganz neues Gebiet wurde die operative Beseitigung der Gallensteine, wenn sie allen Bemühungen der inneren Medizin zum Trotz nicht abgehen wollen und ihrem Träger große Beschwerden und Gefahren verursachen, durchgeführt. Die älteren Versuche, Leberabszesse und Echinokokken operativ anzugreifen, wurden mit glücklichem Erfolg wieder aufgenommen und selbst Geschwülste aus der Leber entfernt, wobei die Experimente von Ponfick die merkwürdige Regenerationfähigkeit der Lebersubstanz nachgewiesen haben. Zu den schon erwähnten Operationen am Magen- und Darmkanal, die durch die chemische und mechanische Untersuchung des Inhaltes und der Lage mit der Magenpumpe außerordentlich an Sicherheit gewonnen haben, gesellte sich die operative Behandlung der Blinddarm-Entzündung, als deren Ausgangspunkt der Wurmfortsatz erkannt wurde, dessen Beseitigung die großen Gefahren der Erkrankung in der Regel aufhebt. Die Operation ist leider beinahe Mode geworden, zum Theil, weil durch die ope-

rativen Eingriffe die früher sehr ungewisse Diagnose viel sicherer gemacht worden ist, zum Theil aber auch, weil die Erkrankung durch die Lebensweise, vielleicht auch durch die wiederholten Influenza-Epidemien häufiger geworden ist. Auch die Operationen an der Blase und an der Niere haben an Sicherheit gewonnen und ihre Erkennung durch Erfindung des Blasenspiegels große Fortschritte gemacht.

Wenn der Unterschied in der Gesammtheit der Mortalität nach Operationen von jetzt gegen früher nicht so auffallend sich gebessert hat, wie ich es für die Amputation und die Ovariotomie hervorgehoben habe, so liegt es daran, daß immer neue und schwierigere Operationgebiete erobert worden sind und daß die erzielten Erfolge zu Eingriffen ermuthigten, bei denen die Aussichten nur gering sein konnten. Selbst der Kranken bemächtigt sich der Gedanke, daß, wenn alle Hilfsmittel nichts nützen, vielleicht durch eine Operation noch geholfen werden könne, und gar manchmal läßt sich der Operateur dadurch zu einem Eingriff bestimmen, den er bei genauer Kenntniß der Sachlage lieber unterlassen hätte. Das vorgerückte Alter gilt im Allgemeinen nicht mehr als eine Gegenanzeige operativer Eingriffe, aber dennoch können wichtige Organe des Kreislaufes und der Lunge so abgebraucht sein, daß Komplikationen von dieser Seite einen Strich durch die beste Berechnung machen.

Lister ging bei der Entdeckung seiner Behandlungmethode von den Untersuchungen Pasteurs aus, der nachwies, daß die Zersetzung von Flüssigkeiten ausbleibt, wenn man den Hinzutritt von organischen Keimen verhindert. In dieser Beziehung hatte Pasteur schon Vorgänger, da Schwann, Helmholtz, Schröder und Dusch durch ähnliche Experimente den selben Beweis, wenn auch vielleicht nicht so augenfällig, geliefert hatten. Lister wurde durch den auffallenden Unterschied im Heilungverlauf von einfachen und komplizirten Knochenbrüchen dazu geführt, daß die so viel größere Gefahr bei den offenen Knochenbrüchen durch das Hinzutreten der Luft und von Zersetzungerregern bedingt sein müsse. Er suchte deshalb die Luft und die Wunde zu desinfiziren und benutzte dazu als bestes Antiseptikum die Karbolsäure. Mit divinatorischem Scharfblick erkannte er aber auch die Wichtigkeit, die Hände und Instrumente vor der Berührung mit anderen infektiösen Stoffen in Acht zu nehmen und die mechanischen Insulte der Gewebe bei den Operationen auf das möglichst geringste Maß einzuschränken. Wie er sich ausdrückte, solle man die Wunde allein lassen, wenn sie gut heilen solle. Auch Lister hatte in dieser Beziehung schon einen Vorgänger, da schon vorher der Geburthelfer Semmelweiß in Wien die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß das in den Gebärkliniken so gefährliche verherende Wochenbettfieber durch Uebertragung von fauligen Stoffen, namentlich durch die Hände der Aerzte und Hebammen, zu Stande komme und daß äußerste Sauberkeit und möglichst wenig Berührung der Gebärenden diese Gefahren erheblich einschränken oder beseitigen könne.

Schon Lister hat sich bemüht, seine Methode nach verschiedenen Richtungen zu modifiziren; aber die wesentlichste Vereinfachung und experimentelle Begründung hat sie in Deutschland gefunden. Durch Bruns und Mikulicz wurde festgestellt, daß die Gefahr der Luftinfektion verhältnißmäßig gering sei, daß man den Karbolspray Listers entbehren kann, daß die antiseptischen Mittel nicht nur Gifte für die Bakterien, sondern auch für die Gewebe des menschlichen Körpers sind und daß man auch ohne sie, mit strengster Reinlichkeit, Desinfektion der Instrumente und Verbandsstoffe, durch Hitze und strömenden Dampf im Stande ist, die besten Heilungresultate zu erzielen. In Folge Dessen ist die aseptische an die Stelle der antiseptischen Methode getreten (Bergmann). Da sich herausgestellt hat, daß auch bei der größten Vorsicht und gründlichsten Desinfektion eine vollkommene Keimfreiheit der Wunde nicht zu erzielen ist, trotzdem aber der Heilungverlauf sich regelmäßig aseptisch gestaltet, hat man gelernt, den im lebenden Körper vorhandenen Schutzkräften gegen die Infektion größeren Werth beizulegen und die mechanische Insultirung der Gewebe bei den Operationen auf das möglichst geringste Maß einzuschränken.

Bei diesen Studien über die Ursachen der Wundinfektion, die namentlich durch Theodor Billroth und Otto Weber mit Zuhilfenahme der damals von Bärensprung und Anderen ausgebildeten Thermometrie eingeleitet worden sind, hat man das zahllose Heer der Bakterien namentlich mit Hilfe der durch Robert Koch verfeinerten Kulturmethoden genauer kennen gelernt. Man hat gefunden, daß sie zwar durch ihre ungemein rasche Vermehrungfähigkeit die Gefäße und Gewebe schädigen und durch ihre Stoffwechselprodukte den Organismus vergiften, daß sie aber bei ungünstigen Lebensbedingungen auch leicht zu Grunde gehen oder doch ihre Gefährlichkeit einbüßen. Das genaue Studium auf künstlichen Nährböden im Thierexperiment hat diesen kleinen Unholden, zum Beispiel: den Pestbazillen, einen großen Theil ihres Schreckens genommen, wenn auch mancher Experimentator seinen weniger vorsichtigen Umgang mit ihnen durch Selbstinfektion mit dem Tode büßen mußte. Das genaue Studium der mit diesen Mikroben infizirten Thiere hat ergeben, daß bei vielen eine gewisse Angewöhnung eintreten kann und daß die Thiere eine Immunität gegen weitere Ansteckung mit diesen Mikroben gewinnen. Diese Thatsache, die sich an die alte klinische Erfahrung, daß das Ueberstehen einer Infektionkrankheit, wie Blattern, Scharlach, Masern, vor einer zweiten Erkrankung meistens schützt, führte dazu, aus den immunisirten Thieren Schutzstoffe zu gewinnen, die sowohl die Thiere selbst gegen solche Seuchen sichern als auch den Menschen wie durch einen Impfstoff gegen diese Krankheiten immunisiren oder durch hochpotenzirte Schutzstoffe von der schon ausgebrochenen Krankheit wieder befreien können.

Den glänzendsten Erfolg auf diesem Gebiete hat Behring durch die Entdeckung des Diphtherieserums erzielt. Die früher so gefürchtete Diphtherie hat bei seiner rechtzeitigen Anwendung den größten Theil ihres Schreckens verloren und durch die fortgesetzte Bekämpfung auch ihre frühere Gefahr zum Theil eingebüßt. Hier in Heidelberg ist durch die Einführung des Diphtherieserums die Behandlung der diphtheritischen Kinder und die jetzt seltener gewordene Tracheotomie fast vollständig von der chirurgischen Klinik auf die Kinderklinik übergegangen. Es ist sehr erfreulich, zu sehen, daß die modernen Fortschritte der Therapie auch wieder manche Gebiete für die innere Behandlung zurückerobern, während immer neue Gebiete innerer Krankheiten der mechanischen — Das heißt: der chirurgischen — Behandlung zugeführt werden.

Die stets zunehmende Verwerthung physikalischer und chemischer Untersuchungmethoden für die Diagnose der Krankheiten ist eine wesentliche Ursache, daß sich von dem Hauptstamm der Chirurgie verschiedene wichtige Seitenzweige selbständig entwickelt und im Laufe des Jahrhunderts abgetrennt haben. Bis zur Erfindung des Augenspiegels durch Hermann von Helmholtz beschränkte sich die Augenheilkunde wesentlich auf die Behandlung der äußeren Theile des Sehorgans bis zur Linse. Dieses beschränkte Gebiet konnte der Chirurg neben seinen verhältnißmäßig einfachen sonstigen Aufgaben noch bewältigen. Nachdem aber Helmholtz wie mit einem Schlage das Innere des Auges dem staunenden Blick bis in den verborgensten Winkel blosgelegt hatte, nachdem er in seiner Physiologischen Optik die mathematischen Probleme der Dioptrie auf die Refraktion-Anomalien des Auges anwenden gelehrt hatte, stellte sich, im Zusammenhange mit der durch Heinrich Müller, Max Schulze, Brücke, Leber geförderten mikroskopischen Anatomie des Auges, eine solche Fülle von neuen Problemen ein, daß sie nur durch geniale, unermüdliche Spezialisten gelöst werden konnten. Im rechten Moment trat die Lichtgestalt Albrechts von Gräfe auf. Wie wenn ein alter Baum durch ein neues Pfropfreis veredelt wird, so wurde die gesammte Heilkunde durch die Entwickelung der Augenheilkunde fruchtbringend beeinflußt.

Auch die Erfindung des Kehlkopfspiegels, der von Czermak und Türk in Wien für die Praxis nutzbar geworden ist, ermöglichte die lokale Behandlung der Kehlkopfleiden unter Leitung des Gesichtes. Die ersten operativen Erfolge, die Viktor von Bruns in Tübingen auf diesem Gebiet erzielte, veranlaßten die Abzweigung einer neuen Spezialität, die sehr bald die Erkrankungen der Luftröhre, der Nasen- und Rachenhöhle sich hinzugesellte.

Auch die Ohrenheilkunde, die lange etwas stiefmütterlich im Nebenamt von der Chirurgie verwaltet wurde, erhielt durch die Erfindung des Ohrenspiegels durch Toynbee und durch die systematische Bearbeitung ihrer physikalischen Grundlagen durch Helmholtz mächtige Impulse und hat in den

Händen gewiegter Spezialisten den alten Skeptizismus durch glänzende Erfolge überwunden. Durch kühne Operationen am Warzenfortsatz, Behandlung der Gefahr drohenden Eiterungen in den benachbarten Blutleitern und Gehirnpartien haben Ohrenärzte und Chirurgen einander befruchtet.

In Deutschland ist die operative Gynäkologie, für die Gustav Simon in Heidelberg bedeutsame Fortschritte angebahnt hat, wesentlich an die Geburthelfer übergegangen und hat sich in deren Händen mächtig entwickelt. In anderen Ländern führt sie entweder ein selbständiges Dasein oder wird mehr von Chirurgen ausgeübt.

Die mechanische Behandlung von Verkrümmungen der Extremitäten durch Maschinen, wie sie namentlich Zander in vorzüglicher Weise erdacht hat, die Wiederaufnahme der Massage, die von den Römern geübt und im Orient niemals ganz vergessen war, die damit vielfach verknüpfte Hydrotherapie, die Heißluft- und Lichtbäder, die Anwendung von Elektrizität, die schwierige Verbandtechnik sind die Veranlassung, daß auch die Orthopädie sich neben der Chirurgie selbständig entwickelt und neue Gebiete, namentlich aus der Nervenpathologie, eroberte. Die Anwendung der Röntgenphotographie, die uns so wichtige Dienste bei der Behandlung von Knochenbrüchen und Verrenkungen, bei der Entfernung von Fremdkörpern leistet, hat sich zu einer schwierigen und auch kostspieligen Technik ausgebildet, welche die Zeit und Intelligenz eines geschickten Mitarbeiters reichlich in Anspruch nimmt.

So sehen wir, daß die Chirurgie mit der Ausdehnung ihres Machtbereiches auch wieder Einbuße erleidet dadurch, daß neue Spezialitäten sich von ihr abzweigen, die allerdings in ihrer selbständigen Entwickelung wieder mächtig zur Fortbildung der Heilkunde beitragen. Aber wie jedes Ding in der Welt zwei Seiten hat, so stehen auch hier dem Licht manche Schatten gegenüber. So viel auch Deutschland zu der Entwickelung der Chirurgie beigetragen hat: es ist doch kein bloßer Zufall, daß die zwei größten Erfindungen, die den mächtigen Aufschwung der Chirurgie ermöglicht haben: die Einführung der allgemeinen Narkose und die antiseptische Wundbehandlung, nicht bei uns, sondern in Amerika und England gemacht worden sind.

Der enorme Fortschritt auf fast allen Gebieten der wissenschaftlichen Medizin, wie in der Chirurgie, hat deren Studium im neunzehnten Jahrhundert viel schwieriger und komplizirter gemacht. Wenn auch mancher alte Plunder über Bord geworfen wurde, so ist doch die Menge Dessen, was der junge Stundent bis zu seinem Staatsexamen zu bewältigen hat, eine so große, daß auch die jetzt durchgeführte Verlängerung des Studiums auf zehn Semester und die Hinzufügung des praktischen Jahres ihn unmöglich zu einem Meister auf allen Gebieten der Medizin machen kann. Gut die Hälfte seiner Studienzeit geht auf die theoretischen Grundlagen und gerade

in Deutschland wird auf diese das allergrößte Gewicht gelegt, weil sie den jungen Arzt befähigen, mit der fortschreitenden Wissenschaft mitzugehen und, wenn er richtig medizinisch denken gelernt hat, auch auf ihm bisher unbekannten Gebieten sich mit Hilfe der Literatur unter berathender Beihilfe anderer Kollegen zurechtzufinden. Die praktische Ausübung der Heilkunde erfordert so viele Handfertigkeiten, die gelernt und geübt werden müssen, die für jede Spezialität mit eigenen Hilfsmitteln und Instrumenten umgeben sind, daß er während der Studienzeit auch bei ausgebildetem mechanischen Talent sich doch nur in beschränktem Maß praktisch ausbilden kann. Da heißt es, auch in seinen Zielen und Anforderungen Maß halten. Ich kann in den klinischen Vorlesungen meine Zuhörer unmöglich in der Ausführung der Operationen, der streng aseptischen Durchführung der Verbände, der Einführung und praktischen Benutzung der verschiedenen Sonden und Spiegel in enge Kanäle bis zur Meisterschaft bringen. Sie sehen ja all diese Dinge vielfach und, wenn auch jeder Fall sein individuelles Gepräge hat, manchmal bis zum Ueberdruß; aber das Zusehen macht noch nicht den Meister, und selbst wenn dem Praktikanten einfache typische Operationen und Verbände überlassen werden, so kann doch erst länger fortgesetzte Uebung ihn für alle Anforderungen der Praxis genügend vorbereiten. Auch dazu findet sich Gelegenheit, wenn die Studirenden den guten Willen haben, als Praktikanten auf der Abtheilung unter Leitung der Assistenten sich zu beschäftigen. Am guten Willen fehlt es den Meisten nicht, wohl aber an der Zeit, da die Zahl der Vorlesungen für den Mediziner eine so große ist, daß 35 bis 40 belegte Stunden in der Woche nebst mehreren Stunden praktischer Uebungen ein ganz gewöhnliches Pensum dastellen. Da wir auf der Universität keinen Besuchszwang der Kollegien haben, so ist selbstverständlich, daß diese gesundheitlich ganz unerlaubte Ueberbürdung mit Arbeit nur durch gelegentliches Schwänzen der Vorlesungen erträglich gemacht wird. Durch die Einführung eines praktischen Jahres sollen die jungen Aerzte mehr als bisher in die Praxis eingeführt werden. Da aber die Wahl der Fächer, mit Ausnahme der inneren Medizin, freisteht, so ist zweifelhaft, ob für die chirurgische Ausbildung der Aerzte dabei sehr viel herauskommen wird. Trotz all diesen Schwierigkeiten hat sich in den letzten Dezennien eine so große Zahl junger Aerzte in der Chirurgie ausgebildet, daß das Bedürfniß Deutschlands nach Chirurgen sicher mehr als doppelt gedeckt ist. Wir haben heutzutage keine Kriege mehr nöthig, um Chirurgen auszubilden. Die zahllosen Maschinen, die mannichfachen Transportmittel, die sozialen und politischen Streitigkeiten und die Hast des täglichen Lebens und Broterwerbes veranlassen so viele Unglücksfälle und Verletzungen, daß in Deutschland etwa in anderthalb Jahren so viele Verletzungen zur Behandlung kommen wie während des Feldzuges

von 1870 in der deutschen Armee. Deshalb sind auch in allen Städten und Industriebezirken chirurgische Abtheilungen, zum Theil mit allermodernsten Einrichtungen, unter tüchtigen Aerzten eingerichtet worden, die mit einem großen Stab von Assistenten arbeiten und sie in die chirurgische Praxis einführen.

Ich, zum Beispiel, arbeite mit zehn Assistenten und betrachte einen vierjährigen Lehrkurs, wobei alle Jahre eine andere Abtheilung bezogen wird, für ausreichend zur chirurgischen Ausbildung nach beendigtem Staatsexamen. Wenn nur der junge Chirurg nach zehnjährigem Studium auch gleich seine Verwendung finden könnte als Chef einer chirurgischen Abtheilung, als Gewerkschaftarzt oder als Dozent der Chirurgie! Aber die Stellen sind nicht nur überall besetzt, sondern auch die Aussicht, in eine davon einzurücken, durch meist vorhandene Anwärter sehr gering. Kurz, wie auf allen Gebieten, so ist auch auf diesem in unserem allzu engen Vaterlande die Konkurrenz übergroß. Deshalb ist die Furcht des Publikums, daß zu leicht und zu viel operirt werde, nicht ganz ohne Grund. Es ist immer so gewesen, daß, wenn eine Operation neu aufkam und günstige Erfolge aufzuweisen hatte, die Indikation etwas zu leicht genommen wurde und häufiger ausgeführt wurde, als vielleicht absolut nothwendig gewesen wäre: sie wurde eben eine Modeoperation. So war es früher mit dem Aderlaß, dem Schröpfen, dem Ansetzen des Haarseils, der Durchschneidung des Zungenbändchens, der Verkürzung der Uvula, der Herausschneidung der Mandeln, der Tenotomie und manchen gynäkologischen Operationen. Die Sicherheit, mit der man heutzutage straflos Gelenke und die Bauchhöhle, ja, selbst die Schädelkapsel eröffnen kann, scheint manchmal die Erschöpfung aller diagnostischen Hilfsmittel, um die Natur eines Leidens zu ergründen, durch die Probeinzision überflüssig zu machen. Kurz, es wird manchmal vergessen, daß bei jeder Operation ein gewisses Risiko vorhanden ist, daß sie fast für jeden Menschen eine wichtige Entscheidung bedeutet, daß sie auch im besten Fall Narben hinterläßt und daß sie nur dann berechtigt ist, wenn man sicher ist, daß alle anderen Mittel erschöpft oder nutzlos sind, um die Heilung herbeizuführen. Diese Entscheidung kann manchmal recht schwierig sein und wird, je nach den in der Medizin herrschenden Anschauungen, immer etwas verschieden ausfallen, weshalb auch die konsultirenden Aerzte oft verschiedener Meinung sind. Die genannten Operationen sind zweifellos unternommen worden aus dem berechtigten Wunsch, zu helfen, waren aber manchmal der Ausfluß einer überflüssigen Vielgeschäftigkeit und hätten dann vielleicht durch andere, einfachere Mittel ersetzt werden können.

Da dem jungen Mediziner die glänzenden Erfolge in einzelnen Spezialitäten, besonders auf operativem Gebiet, sehr imponiren, so kann man sich nicht darüber wundern, daß sich viele nach kaum beendetem Studium ohne die breite Unterlage allgemeiner gründlicher Vorbildung sofort einer Spezialität zu-

wenden. Daß Dies zu einseitiger Auffassung der Krankheitprozesse, mehr zur Behandlung einzelner erkrankten Organe als des kranken Menschen führen muß, liegt auf der Hand. Am Meisten sind die reichen Kranken zu bedauern, die für jedes ihrer Organe einen eigenen Spezialisten haben und für die der Hausarzt keine andere Bedeutung hat als die, zu sagen, welcher Spezialist gerade am Meisten in Mode sei. Leider ist der gute alte Hausarzt, der auf der breiten Basis allgemeiner Bildung Rathgeber und Vertrauensmann der Familie in allen körperlichen und geistigen Nöthen war und der auch mit praktischem Blick im Fall ernster Erkrankung vollständig seinen Mann stellte und das Zutrauen der Familie so weit besaß, daß sie ihm überließ, wenn er glaubte, den Rath eines anderen Kollegen nöthig zu haben, in den großen Städten immer seltener geworden. Es ist mir stets die größte Freude, wenn ich auf meinen Konsultationreisen einem solchen Arzt von altem Schrot und Korn begegne.

Gar manchmal bekommt man von Spezialisten den Eindruck, als wenn für sie zum Losungwort geworden wäre: Quod non est operandum non est curandum. Der Fall hat nur so lange Interesse für sie, wie er zu operiren und die Operationwunde zu heilen ist. Und dennoch fängt für den Arzt die wichtige und schwierige Aufgabe erst an, wenn der Kranke nicht mehr zu heilen ist oder wenn die Heilung nur auf dem langwierigen Wege von großer Umsicht in Bezug auf Ernährung, Luft und Licht, sorgfältiger Beherrschung aller Methoden und Mittel, welche die mechanische und pharmakologische Behandlung den Aerzten in die Hand giebt, erzielt werden kann.

Die zahllosen Fälle chronischer Entzündungen, Abszesse und Fistelbildung, tuberkulöse Knochen- und Gelenkleiden, unheilbare Krebse u. s. w. sind erst recht eine wichtige Aufgabe für den humanen Arzt. Da heißt es, seinen Mann stellen und dem Kranken die Ueberzeugung beibringen, daß nicht nur keine Mühe zu viel ist, daß der Arzt sein Bestes will, sondern, daß er auch im Vollbesitze des Könnens und Wissens ist und daß er immer wieder kleine Erfindungen zur Erleichterung der Qualen und zur Besserung des Befindens bei der Hand hat, — kurz, daß geschieht, was menschenmöglich ist, um, wenn nicht den Kranken zu heilen, so doch seine Leiden zu lindern. Die Versäumniß dieser wichtigen Aufgabe des Arztes rächt sich bitter an der Verminderung des Ansehens des ärztlichen Standes und treibt Hunderte von Kranken, wenn sie an der Wirksamkeit der wissenschaftlichen Medizin verzweifeln, in die Hände der Kurpfuscher.

Heidelberg. Professor Dr. Vincenz Czerny,
Wirklicher Geheimer Rath.

Die Auserwählten.

Im linken Flügel des Sankt Gertrud-Hospitals feiern beim Inspektor die „Auserwählten" das Weihnachtfest. Kummer oder Verbrechen haben den Geist dieser Menschen verwirrt. Sie sind sanft und friedlich und lieben ihre Pflegerin, die im Hospital nie anders als „Fräulein" heißt. Der Flügel der „Auserwählten" gehört zur ersten Abtheilung. Nur wer reif befunden ward, findet hier Aufnahme. Der älteste unter ihnen, der „Pfarrer", hat ihnen den Namen der „Auserwählten" beigelegt.

Sie speisen in dem dreifenstrigen Zimmer, das „Saal" heißt, weil es im alten Kloster als Speisesaal benutzt wurde. Der Inspektor läßt seine Blicke über die Schaar hinweg, hinüber zum „Fräulein", das am entgegengesetzten Ende der Tafel sitzt, und durch das Fenster hinausgleiten, wo der Schnee vom Dach des langen Klosterganges blinkt, der das Hospital mit der uralten Kirche verbindet. Hier hat er ein zweites Heim gefunden; und er kann sie dort drüben, mit dem reichen, blonden Haar, das in Wellen die Stirn umrahmt, nicht mehr entbehren. Niemals, selbst nicht, als er noch mit seiner einstigen Gattin lebte, von der er nun seit zehn Jahren geschieden ist, war ihm so warm ums Herz wie jetzt.

Und nun sollte es vorbei sein. Das längliche blaue Couvert, das er heute morgens erhielt, das Weihnachtgeschenk des Ministeriums, hat Allem ein Ende gemacht. „Wie Ihnen bekannt sein wird, giebt es keinen rechtsgiltigen Grund, irgend welche Veränderungen vorzunehmen..."

Seit er von den entsetzlichen Ereignissen in dem großen londoner Asyl gelesen hatte, läßt es ihm keine Ruhe mehr. Nächte lang hat er gegrübelt, berechnet, Entwürfe gemacht. Die uralten Schornsteine, die offenen Kamine und die Balkendecke! Unverantwortlich!

„Keinen rechtsgiltigen Grund!" Punktum. Abgemacht! „Wollen Sie die Verantwortung nicht übernehmen, — bitte: es giebt Andere, die es gern thun."

Jetzt sollte man eigentlich standhaft bleiben und nicht nachgeben, sondern die Zustände an die Oeffentlichkeit bringen. Dann bekam er seinen Abschied in Ungnade und ohne Pension und endete wohl wie der arme „Pfarrer" dort, der Personen, die einmal geschieden waren, nicht trauen wollte und die Folgen auf sich nahm. Aber das Fräulein mit dem krausen Haar und den Augen: er kann nicht. Mag kommen, was da will, — er hat jedenfalls seine Pflicht gethan.

Der Inspektor erstickt den Seufzer in seinem Vollbart und schiebt den Stuhl zurück. „Gesegnete Mahlzeit!" Dann gehen sie durch das grüne Zimmer hinüber nach dem „Konsistorium", wo im offenen Kamin die blauen Flammen der Birkenkloben lustig prasseln und ihren Widerschein auf die Stuckengel an der Decke werfen.

Der „Pfarrer" bleibt mitten im Zimmer stehen, beugt seinen krummen Rücken noch tiefer und spricht leise: „Uns ist heute der Heiland geboren!"

Kirsten, die „Braut", setzt ihren Myrthenkranz vor dem Spiegel über dem Kamin zurecht, während ihre sanften und zugleich unsteten Augen von überirdischem Glück strahlen. Heute kehrt gewiß der himmlische Bräutigam wieder, der ihr durch die Gewalt böser Menschen entrissen wurde. „Fräulein" legt den Arm liebkosend um ihre schlanke Taille: „Wie fein unsere Kirsten heute ist!" Kirsten beugt den Kopf zurück, lehnt ihn an Fräuleins Schulter und lächelt selig unter geschlossenen, zitternden Augenlidern: „Ich bin so glücklich, so glücklich!"

Jetzt kommen die Mägde mit den weißen Schürzen und reichen Kaffee und Weihnachtstollen. Der Inspektor nimmt ein versiegeltes Packet, das unter dem Kuchen liegt, und giebt es Karen, der Fischersfrau mit den bleichen Augen, der das Meer in einer Nacht den Gatten und den Vater geraubt hat.

„Andreas und Jens lassen grüßen und wünschen Karen ein frohes Fest!"

Karen ergreift das Packet; mit weit geöffneten, matten Augen und einem rosigen Hauch auf den blassen Wangen öffnet sie es hastig und nimmt den Kuchen heraus.

„Wie steht es mit dem Haus?" fragt sie athemlos.

„Ja. . . . Jetzt arbeiten sie schon am Dach."

„Gott sei Dank! Dann kann es nicht mehr lange dauern!"

Karen wollte seit jener Nacht keine Nahrung zu sich nehmen; denn die Toten erwarten sie zum Abendmahl im Himmel. Sie ißt nur, was Andreas und Jens ihr von dort durch den Inspektor senden. Beide bauen an der himmlischen Wohnung; ist sie fertig, so kommen sie und rufen Karen.

In der Fensternische kauert „Klein-Annchen". Beim Schein des Kaminfeuers näht sie hastig die letzten Stiche am Weihnachtkleidchen für ihr kleines Mädchen. Die dunklen Kinderaugen irren hinaus zu den Engeln an der Decke; sie nickt ihnen zu und trocknet die Augen. „Klein-Annchen" hatte einen Seemann lieb und bekam ein Kind, dessen Vater sie verließ. Da stürzte sie sich mit dem Kind in den Kanal, um ihr Kleines dem unbarmherzigen Leben zu entreißen. Man mußte das Kind mit Gewalt aus ihrer krampfhaften Umarmung befreien.

Ringsum hockt es in den Winkeln. Lauter „Auserwählte", die mehr mit den Augen als mit dem Munde reden. Sie starren in die blau lodernden Flammen, die ihnen das Geheimste ihrer Herzen künden.

Der Inspektor reicht dem „Kaufmann" eine Cigarre. Der dreht sie zwischen langen, rastlosen Fingern, während seine schwarzen Augen hin zum Pfarrer spähen, der mitten im Zimmer steht und die Hand über den langen, buschigen Bart gleiten läßt.

„Sie verstehen mich doch?" flüstert er dem Inspektor zu: „Ich wars nicht, der ihm die Silberlinge gab. Ich kann mein Alibi nachweisen. Zu der Zeit, wo der Kontrakt geschlossen wurde, war ich auf der Börse. Sie wissen ja, daß ich das große Geschäft mit Levy & Nathan eingeleitet hatte. Weshalb sollte ich mich auch in die Sache mischen? Zumal ich stets die größte Achtung vor dem Heiland hatte. Wenn er auch das Gesetz verletzt und seine Zinsen nicht bezahlt hatte, so . . .

Der Kaufmann war einer der schlimmsten Blutsauger der Stadt gewesen. Vielen nahm er ihr Hausgeräth, wenn sie ihm nicht den Zins zahlen konnten. Aber eines Morgens erhielt er einen Brief, in dem nichts Anderes stand als: „Jesus Christus". Ein zorniger Schuldner, dachte er, lachte sich ins Fäustchen und ging auf die Börse. Doch an dem Tage, da der Bankerott von Levy & Nathan ihm den großen Verlust brachte, lief er die Treppe hinab, hinaus auf die Straße und rief Allen zu: „Ich wars nicht, der ihm die Silberlinge gab!"

„So, Fräulein", sagt der Inspektor, der nach seiner Uhr gesehen hat, „jetzt müssen sie drinnen fertig sein und wir können anzünden." Seine runden Augen ruhen zärtlich auf dem dichten, krausen Haar, und als sie im Dunkeln vor ihm her durch die grüne Stube geht, muß er sich Gewalt anthun, um nicht seinen Arm um ihre weichen Schultern zu legen, die ihm so lieb geworden sind.

Im Saal ist der Eßtisch auseinandergenommen und an die Wand gerückt worden. Der große Weihnachtbaum steht mitten im Zimmer auf dem Fußboden und streckt seine Spitze bis in die Balken hinauf. Mit Gold- und Silbergehänge, das sich von Zweig zu Zweig windet, ist er geputzt; Engel mit glänzenden Flügeln tanzen an Gummifäden zwischen den weißen Kerzen.

... Fräulein steht auf der obersten Sprosse der hohen Leiter und hängt Konfekt an die Zweige, während der Inspektor die lange Stange des Laternenputzers Peter, die selbst die höchsten Lichte erreicht, zum Anzünden benutzt. Dabei fällt ihm ein, wie oft sie und er hier schon gestanden und den Weihnachtbaum für die „Auserwählten" angezündet haben. Vielleicht ist heute das letzte Mal ... Ein tiefer Seufzer ringt sich aus seinem Herzen los.

„Weshalb seufzen Sie?" fragt sie, aber mit einem weichen Klang ihrer Stimme, der verräth, daß sie es weiß.

„Ueber die Schwäche der Menschen, Kleine! Man setzt Alles ein, um seine Sache durchzuführen, und erhält als Antwort eine Ohrfeige. Trotzdem bleibt man."

„Weshalb bleiben Sie?" fragt sie leise und streckt die Arme aus, um eine herabgefallene Goldpapierguirlande zu befestigen. Die Leiter kommt dabei ins Wanken und es sieht aus, als ob Fräulein herunterfallen wollte.

„Um Gottes Willen!" ruft der Inspektor, lehnt die Stange gegen den Baum und stürzt herbei. „Liebste, geben Sie Acht!" Mit den Armen umfaßt er ihre Knie, um sie zu stützen. Sie lächelt hinab zu ihm, um die Angst in seinen runden Augen zu beschwichtigen. Darauf steigt sie, an seiner Hand, vorsichtig die Sprossen herab.

„Und gerade Sie fragen mich," sagt er, „weshalb ich bleibe?"

Sie antwortet nicht. Leise streichelt sie mit ihrer weichen Hand sein Haar. Er legt den Arm um ihren Leib, jetzt, da sie unten ist. Sie geht an den Tisch und läßt sich auf einen Stuhl fallen; die Erregung raubt ihr den Athem. „Liesbeth!" flüstert er und sieht ihren feuchten Augen an, daß endlich ihr Widerstand gebrochen ist, daß sie endlich seine erste, wegen seines Ehebruches geschiedene Ehe vergessen hat. Er beugt sich zu ihr, küßt ihr Haar, ihre Stirn. Da reicht sie ihm selbst den Mund.

Es knistert oben im Baum. Im Glasrahmen der Bilder über ihren Häuptern leuchtet der Widerschein von flackernden Lichtern. Der Zündstock hat die Spitze des Baumes in Brand gesteckt. Ringsum an den Wänden flammt es roth von den Bildern längst verstorbener Direktoren des uralten Krankenhauses.

Der Inspektor ist leichenblaß; seine Blicke haften wie gebannt an der prasselnden, flackernden Spitze unter der Balkendecke. Vergebens bemüht er sich, den Baum loszurütteln, den Lars Peter im Fußboden befestigt hat.

„Reiße die Gardinen herab!" sagt er zum Fräulein. Sie steht an der Thür und drückt mit aller Kraft auf den Knopf der elektrischen Klingel. Schnell springt sie hinzu und thut, wie ihr befohlen. Entsetzt bleibt der herbeieilende Verwalter in der Thür stehen; hinter ihm kreischen die Mägde vor Angst.

„Eine Axt, schnell eine Axt!"

Fräulein packt ihn am Arm; sie ist so bleich wie er.

„Die Auserwählten!" flüstert sie.

„Um Gottes Willen! Sie könnten den Brandgeruch merken, das Prasseln hören. Die Zellen drüben sind sicher — vorläufig —, diese hier nicht; wenn sie

jetzt durch die grüne Stube gelaufen kämen!" Er ertheilt dem Verwalter seine Befehle, kurz und bündig, bleibt stehen und denkt einen Augenblick nach: dann geht er hinaus in den Gang und hinüber ins „Konsistorium".

Mitten auf dem Fußboden sitzt der „Pfarrer", das Gesicht dem Kamin zugewandt, und um ihn her kauern die Auserwählten und untersuchen aufmerksam seine ausgestreckten Hände.

„Seht, liebe Kinder", sagt der Inspektor scheinbar vergnügt, „gleich sind wir so weit. Aber die Christmesse... Unser lieber alter Pfarrer ist krank; was fangen wir da an? Sie müssen die Predigt halten, Ehrwürden; wollen Sie?"

Der „Pfarrer" erhebt sich, richtet seine tiefen Augen mit dem in sich gekehrten Blick auf den Inspektor und sagt leise: „Uns ist heute der Heiland geboren!"

„Er ists. Kommt Alle und laßt uns hinüber in die Kirche gehen." Der Inspektor führt die Auserwählten die Treppe hinab, hinaus in den langen Klostergang, wo die kalte Dezemberluft durch ein klapperndes Fenster hinein pfeift. Jetzt stehen sie in der uralten Kirche mit den vier dicken Säulen in der Mitte, die die Kuppel tragen, und den hohen, schmalen Fenstern.

„Nun hole ich unser Fräulein!" sagt er, zündet die Gasflamme am Eingang an, dreht den Schlüssel im Schloß hinter sich um und eilt zurück. Eben rollt die Spritze vom Magazin durch den Hof über den knirschenden Schnee und von dem Flügel her, wo die Zellen sind, klingt durch das klappernde Fenster das Brüllen des „gefangenen Löwen" und das idiotische Lachen der „Primadonna" herüber.

Als der „Pfarrer" die Kanzel erblickt, stürmen alte Erinnerungen aus seiner Vergangenheit auf ihn ein. Er steigt hinauf und beugt seinen Rücken über das Pult hinweg den emporgerichteten Häuptern zu, deren Schatten wie ungeheure Fledermäuse über die weiße Decke des Altars mit seinen großen Armleuchtern hinhuschen. Dann streckt er den Arm aus und singt. Mählich stimmen Alle mit ein; Kirsten-„Braut" singt im Jubel der Erwartung aus voller Brust. In ihrer Kindheit sang sie im Kirchenchor mit.

Auf! Der Tag ist nun erwacht,
Der die Welt glückselig macht;
Und in alle Herzen rein
Dringt der Gnade Sonnenschein.

Der Pfarrer faltet die Hände und richtet den so lange in sich gekehrten Blick der tiefen Augen zur Decke empor. Dann predigt der Irre vor Irren: „Und das Licht leuchtete in der Finsterniß und die Finsterniß verstand es nicht. Denn ihn, der uns zur Erlösung gesandt ist, ihn ergriffen sie und nagelten ihn ans Kreuz. Ihn... Ihn schlugen sie ans Kreuz."

Kirsten birgt das Gesicht in die Hände und schluchzt laut um ihren strahlenden Bräutigam.

„Für dreißig Silberlinge verriethen sie des Menschen Sohn mit einem Kuß, — hört Ihr: mit einem Kuß! Es steht geschrieben: Ihr sollt nicht ehebrechen, und ein Jeglicher, der ein geschiedenes Weib zur Ehe nimmt, bricht die Ehe. Und er weigerte sich, sie zu trauen. Der Minister sagte, daß das Gesetz es heische, aber er weigerte sich trotzdem. Der König befahl es ihm, aber er that es nicht. Denn es stehet geschrieben: Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen. Da ergriffen sie ihn und schlugen ihn ans Kreuz zwischen zwei Schächern."

Kirstens Wehklage tönt von der Wölbung wider.

Der Kaufmann kauert sich in seinem Stuhl zusammen und stöhnt mit zitternder Stimme: „Ich wars nicht, der ihm die Silberlinge gab."

„Ja, Du warst es!" donnert der Pfarrer von der Kanzel herab. „Ich kenne Dich wieder, Deinen schwarzen Bart und Deine schwarzen Augen! Du warst es, ders in die Zeitungen setzte, Du warst es, der ihn kreuzigte!"

Karen richtet ihre bleichen Augen auf den zitternden Juden und sagt „Wir wollen ihn ergreifen und auch ihn ans Kreuz schlagen, auf daß ihm vergolten sei!"

Kirsten fährt mit geballten Fäusten auf ihn los. Ihr Antlitz brennt und ihre wilden Augen sprühen.

„Setze Dich nieder, Weib!" befiehlt der Pfarrer; „denn als er am Kreuze hing, erhob er seine Stimme und sagte: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Aber in der sechsten Stunde kam Finsterniß über das ganze Land. Und siehe: da öffnete der Himmel seine Pforten und Blitze fuhren hernieder aus der Hand des Gewaltigen. Und die Pharisäer, die am Fuß des Kreuzes standen, sagten unter einander: Niemals sahen wir ein solches Wetter! Aber ein Feuerregen fiel herab, so daß der Himmel sich spaltete vom Scheitel bis zur Sohle. Und das Antlitz des Allmächtigen wurde sichtbar und hinter ihm die drohenden Heerschaaren der Engel. Da entsetzten sich die Pharisäer und riefen: Herr, wenn Du willst, gebiete dem Feuer Einhalt! Und in ihrer Angst knieten sie nieder und flehten: Herr, wenn es Dein Wille ist, höre auf mit Deinem Zorn, so wollen wir Dich herabnehmen und zum Könige krönen. Aber er würdigte sie keiner Antwort. Der Himmel war wie ein Feuermeer anzuschauen. Die Thiere auf dem Felde brüllten und riefen mit Menschenzungen: Herr, weshalb schlägst Du uns? Weshalb suchst Du an uns heim, daß die Herzen der Menschen böse sind von Jugend auf? Und zum dritten Male fielen die Pharisäer nieder und riefen: Herr, stille den Zorn Deines Vaters, so wollen wir Dich herabnehmen vom Kreuz und niederfallen und Dich anbeten als Gottes eingeborenen Sohn! Da erhob der Erlöser sein Antlitz zu dem Allmächtigen und rief: Vater, Du kanntest sie besser als ich: sie wußten doch, was sie thaten! Aber vergieb ihnen trotzdem um Deiner unendlichen Barmherzigkeit willen! Und siehe: die Schleußen des Himmels öffneten sich und ein dichter Regen strömte herab und löschte die Flammen. Das geschah aber in der neunten Stunde. Da erhoben sich die Pharisäer vom Fuß des Kreuzes und sprachen unter einander: Das Gewitter hat seine Zeit gedauert; auf Blitz und Donner folgt Regen. Und der Minister sagte zu den Soldaten: Laßt ihn nur hängen! Denn er wollte nicht die Geschiedenen trauen, aber es steht geschrieben, daß das Gesetz erfüllet werde. Da ward der Herr und Erlöser zornig und rief: Du böses Geschlecht! Wisse: wenn die Zeit gekommen ist, da sollen alle Sterne des Himmels herabfallen und alle himmlischen Kräfte sich rühren. Dann werdet Ihr des Menschen Sohn in der Wolke kommen sehen in seiner Macht und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel senden und seine Auserwählten versammeln vom Ende der Welt bis zum Ende des Himmels."

Ueber dem hohen Kirchenfenster flackert die rothe Flamme. Das Feuer im Saal hat die Balkendecke durchbrochen und aus den Fenstern züngeln die Flammen an der geschwärzten Mauer empor.

„Seht das Licht!" schreit Kirsten.

Der Pfarrer wendet sein bleiches Antlitz mit dem langen, buschigen Bart dem Fenster zu. Von der hohen Kanzel aus kann er Alles übersehen. Zuckende Flammen, zischende Wasserstrahlen, eilige, stürzende Menschen.

„Das Licht leuchtet!“ ruft er. „Die Stunde ist gekommen. Sehet die Unsinnigen! Noch jetzt können sie es nicht begreifen.“ Und er richtet sich in seiner ganzen Größe empor. Sein Antlitz ist erhellt von rothen Flammen, seine Augen strahlen in überirdischem Glanz. „Seht: er kommt! Sein Kreuz hat er abgeworfen. Er kommt, um seine Auserwählten zu sammeln vom Ende der Welt bis zum Ende des Himmels.“ Dann steigt er von der Kanzel herab und geht über die Galerie an der Mauer entlang, bis er das Fenster erreicht. Die Auserwählten unten in der Kirche klettern auf die Stuhllehnen und erreichen die Galerie. Und jetzt stehen sie Alle wie gebannt vor dem gewaltigen Feuermeer, das den Giebel des Klosterganges umflammt.

Karen drängt Kirsten weg: „Andreas und Jens“, ruft sie „kommt Ihr endlich? Gott sei Lob und Dank!“

Kirsten-„Braut“ breitet wild die Arme nach dem Licht aus und fährt in die Scheiben, die klirrend auf das Dach hinabstürzen. „Ich komme, ich komme!“ ruft sie, reißt sich die Hände an der zerbrochenen Scheibe blutig und umklammert das eiserne Gitter, um hinaus zu gelangen.

Klein-Annchens Kind streckt seine Aermchen der Mutter entgegen. „Mein Kind, mein süßes Kind!“ ruft sie unter freudigem Schluchzen.

„Herr, ich komme!“ sagt still der Pfarrer, während seine Hände vor Seligkeit beben. Dann kriecht er durch das zerbrochene Fenster; einen Augenblick tappen seine Füße in der Luft: nun steht er auf dem schmalen Dach des Klosterganges. Und er wandert mit emporgehobenen Armen den schwindelnden Steg entlang. Ihm folgen Kirsten, Karen und Annchen, alle Auserwählten, Einer nach dem Anderen. Zuletzt kommt der Jude, der unausgesetzt vor sich hinmurmelt, während das Licht ihn unwiderstehlich an sich zieht: „Ich wars nicht! Ich wars nicht!“

Unten im Hof stehen der Inspektor und Fräulein und alle zum Hospital gehörigen Leute sprachlos vor Entsetzen. Dann rufen sie freundliche und drohende Worte zum Dach hinauf. Aber die Auserwählten hören und sehen sie nicht; ihre Blicke hängen gebannt an den lodernden Flammen und der leuchtenden Gluth der Wolken.

Während sie mit ausgespreiteten Armen auf dem schmalen Weg dem Tode entgegengehen, tönt ihr Weihnachtgesang über die Erde:

> Jetzt der Vorhang ist gefallen!
> Gottes Herrlichkeit winkt Allen,
> In sein Heiligthum zu treten...

Die Flammen winken ihnen schmeichelnd. Und so, unempfindlich für irdischen Schmerz, wandern sie der ewigen Heimath zu, dem Gott entgegen, der ihnen gnädig den Verstand nahm. Noch im Tode tönt ihr jubelnder Chor:

> Der in die Welt das Licht gebracht,
> Zum Tag verwandelt hat die Nacht
> Durch seiner Glorie heilgen Schein
> Hallelujah! Hallelujah!

Linalyst. Laurids Bruun.

Selbstanzeigen.

Papstthum und Reformation im Mittelalter. 1143—1517. Max Sängewald, Leipzig. 20 Mark.

Machiavelli sagt in seinem „Fürsten": „Alle bewaffneten Propheten haben gesiegt und die unbewaffneten sind zu Grunde gegangen, wie es zu unseren Zeiten dem Bruder Girolamo Savonarola widerfuhr"; dieser Satz des großen Staatsmannes wird durch die Erfahrungen des sechzehnten Jahrhunderts und eben so durch die des ganzen Mittelalters bestätigt. Um daher das Wachsthum und die schließliche Vernichtung einer gegen das Papstthum kämpfenden Religionpartei, der Waldenser, Albigenser, Stedinger, Wyklifiten und Lollarden, Taboriten, richtig zu verstehen, muß man die politischen Verhältnisse kennen, sowohl in den einzelnen Staaten als in ganz Europa, da das Papstthum immer verstanden hat, die Unterthanen gegen das Staatsoberhaupt in Aufstand zu bringen, Fürsten und Freistaaten, namentlich die Schweiz, gegen andere Fürsten ins Feld zu führen. Die „Brüder" oder Waldenser in Italien wurden zuerst durch die Hohenstaufen, später durch Karl den Vierten niedergeworfen; an dem Beutezug gegen die Albigenser betheiligten sich Fürsten und Herren vom Rhein, aus Westfalen und ungarische Banden; das gegen die Hussiten kämpfende Kreuzzugsgesindel gehörte allen Sprachen an. Der Geschichtschreiber der religiösen oder kirchlichen Bewegungen des Mittelalters hat es also fortwährend mit den Verhältnissen von ganz Europa zu thun und muß sehr auf seiner Hut sein, wenn er sich nicht verlieren, den leitenden Faden in der Hand behalten will.

Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bereiteten sich große Veränderungen vor; die Päpste stellten sich in feindlichen Gegensatz gegen die Kaiser Friedrich den Dritten und Maximilian den Ersten, Böhmen behauptete seine Unabhängigkeit vom Papst, indem es an Polen Rückhalt fand und an den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg Bundesgenossen, halb Sachsen sogar ein böhmisches Lehen wurde. So begreift man, wie es Kurfürst Friedrich der Weise wagen konnte, Martin Luther und seine Anhänger erfolgreich gegen Papst und Inquisition zu schützen; Sachsen war unangreifbar. Aus der Stellungnahme Polens ferner erklärt sich die so wichtig gewordene Säkularisirung des Deutschordenslandes Preußen im Jahre 1525. Aufmerksame Beachtung verdienen ferner die Vorgänge in Süddeutschland. Die Wegnahme österreichischer Landschaften durch die Eidgenossen und deren Lossagung vom Reich weckte in den Herrschern Oesterreichs stets von Neuem das Streben, das Verlorene wiederzugewinnen und die Eidgenossen niederzuwerfen, wozu 1525 ein naher Versuch in Aussicht stand und wozu auch die Aechtung der „Sakramentirer" (Zwinglianer) durch den speierer Reichsabschied von 1529 dienen sollte; die religiösen Lehren Zwinglis galten vielen deutschen Fürsten als solche eines Ausländers, dessen Anhängern der Beitritt zum Schmalkaldischen Bund versagt werden müsse. Ich darf als ein Glück betrachten, früh nach Württemberg gekommen zu sein und so Anlaß erhalten zu haben, die Verhältnisse Süddeutschlands im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert genauer kennen zu lernen, und scheue mich nicht, auszusprechen, daß Rankes Deutscher Geschichte eine tiefere Kenntniß dieser Verhältnisse fehlt.

Die Beschlüsse des basler Konzils zur Einschränkung der päpstlichen Gewalt, den Inhalt der Fürstenkonkordate von 1447, die in der Wahlkapitulation von 1519 für maßgebend erklärt sind, die Bedeutung des Wiener Konkordates von 1448 habe ich auch dem Ungelehrten verständlich zu machen gesucht und zugleich den Beweis geliefert, daß das Wiener Konkordat niemals die Geltung erlangt hat, die ihm die meisten Schriftsteller zuschreiben. Für die Gegenwart bedeutsam ist der Abschnitt über das Konkordat zwischen Leo dem Zehnten und Franz dem Ersten von 1516, das den französischen Königen das Recht zur Ernennung aller Bischöfe und Aebte ihres Landes einräumte, aber den Untergang der politischen Freiheit, die Erschwerung der Reformation und ihre nachherige völlige Unterdrückung zur Folge hatte. Auf eigentliche Glaubenslehren einzugehen, erschien nach mehreren Richtungen unerläßlich: hierher gehören die Abschnitte über die Brüder oder Waldenser, die päpstlichen Lehrsätze seit 1215, über Wyklif und die Lollarden, die Beschlüsse des konstanzer Konzils gegen die Kommunion in beiderlei Gestalt. Besonders genau sind untersucht die Lehren der Taboriten und der Utraquisten, da die gangbaren Angaben hierüber zum Theil unbestimmt lauten, zum Theil gröblich fehlerhaft sind; wie denn überhaupt die gesammten böhmischen Verhältnisse eine sorgfältigere und vorurtheillosere Würdigung gefunden haben. Diese Darlegungen zeigen deutlich, daß die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts keine Gedanken hervorgebracht hat, die über das von den Brüdern und Taboriten Vertretene hinausgehen, ja, daß sie in gar Manchem hinter ihnen zurückgeblieben ist, da sie bindende Bekenntnisse schuf und den Grundsatz der religiösen Duldung verleugnete. Das Neue, was das sechzehnte Jahrhundert brachte, waren die kritischen Arbeiten von Johann Reuchlin über das Alte, von Erasmus von Rotterdam über das Neue Testament; ihnen durfte daher ein größerer Raum gewidmet werden.

Tübingen. Professor Friedrich Thudichum.

Der klingende Berg. Eine Novelle. Verlag von Axel Juncker in Stuttgart.

Ich habe mein Ohr an das Herz des alten Berges gelegt und es fing wundersam zu tönen an. Quellen rauschten, Vögel sangen, Menschen lachten und weinten und jodelten laut. Und ich wunderte mich, wie bunt dies Alles klang. Da sagte mein alter Berg: „Du erstauneſt, daß ich trotz all meinen Wurzelrunzeln und schweren Jahren noch so viel Tugend in der Brust trage. Ich wohne in einem geheiligten Land.“ Und ich küßte das Herz des alten Berges und er segnete mich mit Strömen von herbem, herrlichen Fichtenduft und seine männlichen Eichen hoben ihre Kronen. Aber ich sage nicht, wo mein alter Berg wohnt. Ihr kennt doch die Geschichte vom Vogel, der das Lied ausplauderte und von den bösen Buben totgeschlagen wurde?

Miriam Eck.

Die Chöre des Lebens. Romancyklus. Erster Band: Fräulein Don Juan. M. Lilienthal, Berlin 1903.

Vielstimmig sind die Chöre des Lebens; Jahre lang hörte ich nicht darauf. Im schweren und schmerzhaften Kampf ums Leben, dem meine jungen Kräfte

kaum gewachsen waren, stellte ich mich taub für alle anderen Stimmen. Am Tage rang ich ohne einen abschweifenden Gedanken mit des Lebens Noth. Nur manche Nacht lag ich unter blühenden Rosenbüschen und horchte auf eine Harfe, die von Liebe sang. So entstand dieses Buch. Die Heldin Franka Petersen ist männlich begehrend von Charakter, aber weiblich zart und hingebend von Art und Wesen. Diese Zwiespältigkeit ihres Innern treibt sie in allerlei verwegene und gefährliche Liebesabenteuer, aus denen sie gereift und veredelt hervorgeht.

Dolorosa.

Letzte Stunden. Schauspiel in drei Aufzügen, nach einem Motiv Ernest Renans. Berlin, Schuster & Löffler 1903.

Es ist seltsam genug, daß noch Niemand vor mir auf den Gedanken gekommen ist, den schönen Stoff der „Aebtissin von Jouarre", der geradezu nach der Bühne seufzt, fürs Theater umzugestalten. Bei keinem der vier großen Dramen des gedankenreichen Franzosen ist die Unaufführbarkeit so zu beklagen wie bei diesem letzten und bedeutendsten. Löst sich doch hier von dem gewaltigen Hintergrunde der denkwürdigsten Geschichtepoche ein Menschenschicksal ab, wie es so reizvoll nur ein feiner und doch kühner Dichter oder das Leben selber ersinnen konnte. Wie stark neben dem tiefgeistigen und seelischen Gehalt dieses eigenartigen Schauspiels sein dramatischer Reiz ist, ergiebt sich schon daraus, daß große Schauspieler und besonders Schauspielerinnen — nicht nur in Frankreich — in Gedanken immer wieder zu ihm zurückgekehrt sind. Vergebliches Bemühen. Der geistreiche Forscher hat schon durch seinen bühnenunmöglichen Dialog, der aus langen philosophischen Perioden mit gehäuften Relativsätzen besteht, jeder Wirksamkeit im Rampenlicht den Riegel vorgeschoben. Dem Drama Renans fehlt vor Allem ein erster Akt. Es fehlt der Auftakt, die Einleitung, das „erregende Moment", die Entwickelung; auch die Steigerung fehlt. Wir spüren nichts von dem fiebernden Pulsschlag jener stürmischen Zeit und begreifen daher im Takt der Darstellung so Manches nicht, was nur als Zeitsymptom zu verstehen ist. Das „Gesetz des geforderten Wechsels" ist in der Anlage des Ganzen nicht genügend berücksichtigt worden. Trotz dem im Stoff begründeten lebendigen Verlauf der Begebenheiten fehlt es den Personen an Bewegung. Sie bewegen bei Renan eigentlich nur die Lippen. Wie ein großer Goldblock lag der schöne Stoff vor mir. Restlos eingeschmolzen mußte er werden, wenn er geprägt, wenn er in klingende dramatische Münze umgewerthet werden sollte. Nicht ohne reiflich erwogenen Plan habe ich die besten Stunden eines ganzen Sommers auf die Arbeit verwendet. Den fehlenden Auftakt habe ich als ersten Akt vorangesetzt, den übrigen Stoff in zwei Akte zusammengezogen und mit neuen Motiven gestützt. Eine Hauptfigur (Paul) und wenige Episodenrollen (Schauspieler Augustin, Kaplan Vernoy, Mutter Boulanger, Sansculotten-Führer u. s. w.) sind hinzugekommen, um die Handlung mannichfacher zu beleben. Die Charakteristik habe ich schärfer zu schraffiren versucht. Der lange Faltenwurf der doktrinären Schriftsprache mußte fallen, kurz geschürzt sollten Rede und Gegenrede widereinanderspringen. So ist von dem ursprünglichen Dialog selbst in den beiden Akten, die sich an Renans Stoff anlehnen, kaum eine Zeile stehen geblieben, obwohl

ich mich bemüht habe, die schönsten und feinsten Gedanken der geistvollen Dichtung nach Möglichkeit zu retten. Ob und inwieweit es mir gelungen ist, sie mit Eigenem zu vermählen, mag der Leser beurtheilen Daß ein paar äußere Geschehnisse der Revolution um wenige Monate näher aneinandergerückt sind, erschien mir, da der Sinn des Ganzen und das Bild der Zeit dadurch in keiner Weise gestört wird (im Gegentheil!) als mein gutes dramatisches Recht, eben so wie der Umguß und die Verwendung von ein paar Versen des jungen Puschkin für meine Zwecke. Ich nehme die Hand nicht von diesem Werk, ohne mich tief zu neigen vor dem großen Finder seiner dichterischen Grundidee. Ernest Renan schrieb „Die Aebtissin von Jouarre" 1886; ich besitze eine Ausgabe aus dem selben Jahr noch (Paris, Calmann Lévy) und es ist schon die fünfte Auflage. Man sieht: auch ohne die Bühne fehlte dem Werk die Anziehungskraft nicht, wenigstens in seiner Heimath. Aus dem selben rein geistigen Interesse entstand der Versuch, ihm in dieser — freilich kaum noch ähnlichen — Gestalt auch die Bühne endlich zu erobern, auf die seine Anlage und Bestimmung es hinweist.

Karl Strecker.

1903.

Die selige, fröhliche Zeit der Coupon-Inserate ist wiedergekehrt. Coupon-Inserat? Vergebens, lieber Leser, greifst Du nach dem Meyer oder Brockhaus, um Dir Rath zu holen. Noch ist das prächtige Wort nicht zu der Reife herangewachsen, die ihm das Recht auf einen Platz im Lexikon verliehe; es ist jung an Jahren. Wenn seinem Ursprung später ein Sprachforscher nachspürt, wird er finden, daß es entstand, als das Börsengesetz in Kraft trat, an dessen Reform jetzt so bedächtig gearbeitet wird. Neue Verhältnisse schaffen eben neue Gebräuche. Das Börsengesetz hatte sich leise auch in die Beziehungen zwischen Finanz und Presse eingemischt; die Folge dieser Indiskretion war ein Paragraph, der die kleinen Geschenke der Freundschaft unter eine Art sittenpolizeilicher Kontrole stellte. Was war zu machen? ... Geduld! Eine neue Möglichkeit war bald gefunden. Um die Weihnachtzeit hingen zärtliche Bankdirektoren an die Bäume und Bäumchen im deutschen Blätterwald nette und nahrhafte Angebinde, die das dankbare Gemüth der Empfänger froh begrüßte: denn gegen solche Bescherung konnte, selbst wenn sie recht reichlich ausfiel, auch der Korrekteste nichts sagen. Es war ja nur der Auftrag, die Liste sämmtlicher Werthpapiere zu annonciren, für deren Coupons die Bank Zahlstelle ist. Eine geradezu geniale Erfindung. Der Kopf, dem sie entsprang, bereut wohl, daß er sie nicht durch Patent schützen ließ; denn der neue Brauch hat sich so schnell eingebürgert, daß nur noch Leute von besonders gutem Gedächtniß sich an die Quelle erinnern, aus der einst der köstliche Einfall hervorsprudelte. Das Coupon-Inserat, das die feinsten Abstufungen im Rang der Geber und der Nehmer ermöglicht, ist rasch zur Staatsinstitution geworden. Noch ist es zwar nicht durch die Verfassung verbürgt; wer im Dezember aber die Annoncenblätter liest, wird ganze Seiten mit der Meldung gefüllt finden, welche Coupons bei jeder Bank zahlbar sind. Wie käme ein armer Kapitalist ohne solche Liste auch aus? ... Verhaltet das Lachen, Ihr Freunde!

Diesmal ward der Presse noch reichlicher beschert als im vorigen Jahr. Das

war zu erwarten. Die Zeiten sind ja besser geworden, — bis auf Weiteres. Vor einem Jahr glaubte die Deutsche Treuhandgesellschaft noch, einem dringenden Bedürfniß entgegenzukommen, als sie sich erbot, „periodische oder einmalige Revisionen von Aktiengesellschaften, insbesondere die Prüfung der Bücher und Bilanzen, unter Zusicherung unbedingter Verschwiegenheit über alle durch die Revisionen zu ihrer Kenntniß gelangenden Verhältnisse" zu übernehmen. Ein neuer Geschäftszweig, der nützliche Frucht zu tragen versprach. Das Mißtrauen war damals noch wach und schonte auch die Großen nicht. Wäre es nach dem Willen der Aktionäre gegangen, dann wären neun Zehntel aller Direktoren und Aufsichträthe weggefegt worden und an ihrer Stelle hätten sich die eifervollen Vehmrichter der Treuhandgesellschaft eingenistet, von denen man, mit Rousseaus Wort, sagen könnte: Ils cesseraient d'être heureux, si le peuple cessait d'être misérable. Zum Glück aber kennt nur die graue Theorie, nicht die goldene Praxis einen freien Willen der Aktionäre. Auch hatte die Treuhandgesellschaft, die es so herzlich und uneigennützig gut mit der leidenden Menschheit meinte, den Fehler gemacht, ihre Aufforderung aus dem Gebäude der Deutschen Bank in die Welt zu senden. Voreingenommen, wie die Menschen nun einmal sind, blieben sie zögernd vor dem Eingang in der Französischen Straße stehen und wollten durchaus nicht glauben, daß sie da an die richtige Adresse gekommen seien. Hoffentlich nennt uns die Deutsche Treuhandgesellschaft in ihrem Geschäftsberichte die Zahl der Aufträge, die der Ruf ihr gebracht hat. Schon als Dokument der menschlichen Schwachheit wäre diese Statistik werthvoll; sie würde zeigen, wie schnell die deutschen Aktionäre die berechtigten Zweifel an der Zuverlässigkeit mancher Verwaltung nach der Aera der Enthüllungen und Zusammenbrüche wieder in den Wind geschlagen haben. Ein feines Ohr für die Herzthätigkeit unserer Wirthschaft hat aber die Treuhandgesellschaft damals nicht gehabt. Die Erregung war schon im Schwinden, als sie noch große Dinge von ihr erwartete. Die Sehnsucht nach dem Halbdunkel, in dem sich der Durchschnittsmensch, auch wenn er Aktien hat, schließlich immer am Wohlsten fühlt, war längst wieder erwacht und wollte befriedigt sein. Da war für eine aufklärende Thätigkeit, wie die Treuhandgesellschaft sie verhieß, kein Raum mehr. In dieser Stimmung wurde auch die Enthaftung der angeklagten Direktoren der Pommernbank als ein gutes Zeichen genommen, das gewissermaßen mit amtlicher Autorität bewies, wie übertrieben die Catonen den angeblich ringsum drohenden Bankschwindel geschildert hatten. So schlimm wars in der Wirklichkeit ja gar nicht. Am Liebsten hätte man auch Sanden aus dem Gefängniß geholt. Die Wuth wandte sich nun gegen die Aufklärer, denen man die Hauptschuld an allem Unheil zuschob. Herr Direktor Bernhard Dernburg bekam von dem großen Organ, das mit dem anderen Bernhard durch Dick und Dünn geht, eine Douche, die nicht nach Kölnischem Wasser duftete. Des Guten, hieß es, sei zu viel gethan, die Reorganisation in eine Desorganisation verzerrt worden. Dem Publikum dämmerte die Erkenntniß, daß zu einer munteren Funktion des Wirthschaftkörpers am Ende auch das schlechte Blut unentbehrlich sei. Das hatte vor drei Jahrzehnten auch der prager Bankdirektor Lederer ungefähr gemeint, als er von der Anklagebank aus dem Staatsanwalt zurief: „Würden alle Schwindler aus den Jahren 1870 bis 73 vor Gericht gestellt, es wäre in den böhmischen Wäldern nicht Holz genug für die Anklagebänke!" Schwindel ist eben ein relativer Begriff; unmittelbar nach einer Krise sieht Manches schwindelhaft aus, was bald danach wieder korrekt, beinahe ehrlich scheint, — ehrlich wenigstens nach der Usance.

Schon aus Swifts Schriften wissen wir, daß die Männer der Feder eben so gern von kritischen wie die Männer der Kirche von verderbten Zeiten sprechen. In dem Jahr, das nun abläuft, entsagten sie dieser üblen Sitte; sie merkten, wie wenig die düstere Weise jetzt noch wirkte, und stimmten fröhliche Lieder an. Dafür gebührte ihnen unterm Christbaum Anerkennung. Keine andere Thätigkeit war so nöthig geworden wie die des Stimmungmachers; durch rosige Gläser sieht auch der Dezemberhimmel rosig aus. Nicht alle Schreiber waren schnell zu überzeugen, daß der Augenblick für eine kühne Wendung gekommen sei. Am sechsten Januar las man in dem wichtigsten berliner Finanzblatte die Unheil kündenden Sätze: „Die erst kürzlich veröffentlichten statistischen Zahlen ergeben, in welcher enormen Weise der Eisenverbrauch in Deutschland während der letzten Jahre zurückgegangen ist. Hiernach wird man sich darüber klar sein müssen, daß auch jetzt ein wirklicher Umschwung in der Eisenindustrie nur durch eine Belebung des inländischen Bedarfes erfolgen kann... Die Börse giebt sich einer gefährlichen Täuschung hin, wenn sie aus den leisen Anzeichen einer Besserung in der Eisenindustrie bereits die Hoffnung auf eine Wiederkehr der Haussekonjunktur herleitet.“ So wurde schon der ersten Lustregung der Börse damals schnell ein Dämpfer aufgesetzt. Daß die Unglückspropheten nicht Recht behalten haben, zeigt heute ein Blick auf die Kurse und, was die Hauptsache ist, auf die Dividenden. Die Laurahütte giebt, statt 10, jetzt 11 Prozent, der Phönix nach einem völlig dividendenlosen Jahr wieder 8, eben so viel die Rombacher Hütte, die zuletzt 5 Prozent gab. Das sind ein paar Beispiele. Die deutsche Produktion von Kohle, Roheisen und Koks brachte es in dem Jahr, in das man so zaghaft eingetreten war, auf Rekordziffern. Das wäre nicht möglich geworden, wenn die Presse nicht noch rechtzeitig guter Lehre gelauscht und kräftig ins Horn gestoßen hätte. Nur dieses Rufes aber hatte es bedurft, um die eingeschüchterten Kapitalisten aus ihren Verstecken hervorzulocken; und da man so lange von der Hand in den Mund gelebt hatte, gab es viel nachzuholen. Wer der eigenen Kraft muthig vertraut, ist nicht leicht ins Bockshorn zu jagen. Die amerikanischen Bestellungen auf deutsches Roheisen, die im ersten Semester kamen, als die Hochkonjunktur in den Vereinigten Staaten den Gipfel erreicht hatte, und erst recht die Einschränkungen der amerikanischen Produktion im zweiten Semester verscheuchten allmählich die Angst vor dem Gespenst einer amerikanischen Gefahr. Deutschland blieb von der gefürchteten Ueberschwemmung mit amerikanischem Eisen und Stahl verschont. Dabei wuchs unser heimischer Bedarf und die vor einigen Jahren erst, in den Tagen des höchsten Aufschwunges, erweiterten Betriebe, denen voreilige Kritiker ein hoffnungloses Siechthum geweissagt hatten, wurden von dem zunehmenden Konsum auskömmlich beschäftigt. Bei dieser Regenerirung kam die Börse, trotz den ihr vom Gesetz auferlegten Fesseln, nicht zu kurz. Das Publikum stillte seinen Effektenhunger mit manchem tüchtigen Bissen und in die Burgstraße zog neues Leben ein.

Der aus fröhlichen, seligen Tagen rückwärts schweifende Blick darf freilich die Bedeutung der Fusionen und Syndikate für das Jahr 1903 nicht übersehen. Als sich vor der Weihnacht 1902 die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft in eine Interessengemeinschaft mit der Union begab, sahen nur Wenige voraus, welche Folgen dieses große Beispiel haben müsse. Der Jahresbericht von Siemens & Halske, der gleich danach erschien, sagte über die Fusionirungwünsche noch: „Etwas mehr Selbstbewußtsein und Zutrauen zu der eigenen Kraft ist Dem gegenüber jedenfalls in der Industrie

vorhanden. Das schließt durchaus nicht aus, daß mit größerer Abklärung der Verhältnisse auch gangbare Wege zur Herbeiführung einheitlicherer Organisation der Industrie innerhalb gewisser Grenzen gefunden und beschritten werden können. Auch wir werden in gegebenen Fällen die Initiative zu solchen Schritten zu ergreifen bemüht bleiben, ohne daß allerdings der Gang solcher Bemühungen nach außen sehr hervortreten würde. Jedenfalls glauben wir nicht, daß gerade auf unserem, noch lange nicht abgeschlossenem Gebiete die selbständige Kraft verschiedener großen industriellen Firmen entbehrt werden kann, wenn die Leistungfähigkeit der deutschen elektrischen Industrie im Sinn der Herbeiführung technischer Fortschritte auch in Zukunft aufrecht erhalten werden soll." Sechs Wochen später war die Interessengemeinschaft zwischen Siemens und Schuckert Ereigniß geworden und der Jahresbericht dementirt. Noch ist das Jahr nicht ganz verstrichen: und schon ist die völlige Fusion der beiden Gesellschaften, die das Vorbild für Siemens-Schuckert waren, fast sicher. Wer weiß, ob die arische Gruppe nicht auch diesen zweiten Schritt schnell nachmachen wird? Die Saat ist rascher aufgegangen, als die Säer selbst ahnten. Schon kann man voraussehen, daß auch der Helios nicht mehr lange allein stehen wird, und das allumfassende deutsche Elektrizität-Syndikat, das vor kurzer Zeit noch als Kinderscheuche benutzt wurde, kann über ein Kleines Wirklichkeit werden. Unmöglich scheint auf diesem Gebiet nichts, seit das große Kohlensyndikat für die Dauer eines vollen Jahrzehntes erneuert und erweitert worden ist. Wir dürfen ja Herrn Kirdorf, den Hexenmeister, ruhig dafür sorgen lassen, daß er, der Thyssen und Haniel gezähmt hat, auch mit der letzten Widerspenstigen, der Gutehoffnung-Hütte, noch fertig wird, ehe die Glöckner im Rheinland das alte Jahr zu Grabe läuten. Sogar der Gedanke eines allgemeinen deutschen Stahlwerkverbandes, der erst im Februar dieses Jahres auftauchte, ist nach elf Monaten schon an dem selben Punkt angelangt, wo, wie uns heute ein Rückblick lehrt, dem Kohlen- und dem Roheisensyndikat nur noch arithmetische Scheingefechte den Weg ins Leben sperrten. Natürlich wurden während der Fusionfieberzeit auch Fehler gemacht, wie immer, wo Menschen handeln. Für einen solchen Fehler wird vielfach jetzt die Fusion der Dresdener Bank mit dem Schaaffhausenschen Bankverein gehalten. Nicht ohne Grund. Trotz allen Beschönigungen hat Haß dieses Bündniß geschaffen; nicht sachliche, sondern persönliche Motive trieben zu dem Entschluß. Man darf behaupten, daß Deutschland seit dieser Fusion nicht eine große Bank mehr, sondern weniger hat. Die Dresdener Bank hat sich, als sie sich neben den Schaaffhausenschen Bankverein stellte, selbst aus der Reihe der ersten Großbanken hinaustaxirt. Sie hat ihre fest umgrenzte Individualität verloren und vergessen, daß ein erstes Bankhaus wohl andere Firmen in sich aufnehmen, ihnen aber nicht seine Selbständigkeit opfern darf. Unsere Großbankbeherrscher werden sich wahrscheinlich hüten, dem Beispiel zu folgen. Sie kennen ihren Vortheil besser. Die Deutsche Bank, gegen die der neue Zweibund, wie Mancher hoffte, einen vernichtenden Streich führen sollte, steht am Schluß des Jahres im alten Glanz vor dem Auge. Das Coupon-Inserat war die beste Antwort, die sie Herrn Gutmann geben konnte. Dagegen kommen auch die vereinigten Kolonnen von Dresden und Schaaffhausen nicht auf. In den Dienst ihrer Depositenkassen, die Weihnachten 1902 noch beim V Halt machten, ist jetzt das ganze Alphabet gestellt. Die Deutsche Bank hat Alles, — von A bis Z. Dis.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.